This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

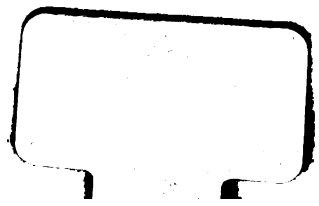
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Geschichte der Juden

und ihrer Litteratur.

Für Schule und Haus

bearbeitet von

Dr. M. Braun.

Teil II.:

Vom Abschluß des Talmuds bis zur Gegenwart.

Breslau.
Verlag von Wilh. Jacobsohn & Co.
1895.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Dritter Zeitraum.

Vom Abschluß des Talmuds bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel. Saboraim, Geonim und Rabbinen. (500—1498).

Seite

Übersicht 1

Erste Abteilung. Vom Abschluß des Talmuds bis zum Ende des Geonats (500—1040) 11

Erster Abschnitt. Vom Abschluß des Talmuds bis zur Entstehung des Karäertums (500—750) 11

1. Kapitel. Die Juden in Babylonien (500 bis 750) 11
2. Kapitel. Die Juden im oströmischen Reiche (500—750) 14
3. Kapitel. Die Juden in den Ländern des ehemaligen weströmischen Reiches (500—750) . 17
4. Kapitel. Das geistige Leben der Juden (500 bis 750) 21
   1. Die halachische Thätigkeit der Saboräer und ihrer Zeitgenossen 21
   2. Die Thätigkeit der Massoreten für das schriftliche Gesetz 22
   3. Die Sammlung der haggadischen Midraschim 24
   4. Die Entwickelung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes 28
   5. Die Thätigkeit der ersten Geonim . . . 35

Zweiter Abschnitt. Von der Entstehung des Karäertums bis zum Ende des Gaonats (750 bis 1040) 38

1. Kapitel. Die Juden in den Ländern des östlichen Khalifats (750—1040) 38

Seite

1. Äußere Schickſale der Juden 38
2. Die Entſtehung und Entwickelung des Karäertums 41
3. Die ſpäteren Geonim und die erſten Pijjutdichter 43
4. Die letzten Geonim. R. Saadja und ſeine Nachfolger 52

2. Kapitel. Die Juden in Nordafrika (750 bis 1040) 56

3. Kapitel. Die Juden in Spanien (750—1040) 60
1. Äußere Schickſale 61
2. Chisdai Ibn Schaprut und ſeine Zeit . 63
3. Samuel Ibn Nagdela und ſeine Zeit . 69
4. Salomo Ibn Gabirol und ſeine Zeit . 73

4. Kapitel. Die Juden in Italien 80

5. Kapitel. Die Juden im fränkiſchen Reiche. 84
1. Äußere Schickſale der Juden 84
2. R. Gerſchom b. Jehuda und ſeine Zeit . 90

6. Kapitel. Die Juden im oſtrömiſchen Reiche 96

7. Kapitel. Das Judentum im Reiche der Chazaren 98

Zweite Abteilung. Vom Ende des Gaonats bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäiſchen Halbinſel (1040—1498) 101

Erſter Abſchnitt. Vom Ende des Gaonats bis zum Tode Maimuni's (1040—1204) . . 101

1. Kapitel. Die Juden auf der pyrenäiſchen Halbinſel 101
1. Äußere Schickſale der Juden 101
2. R. Iſaak al-Faßi und ſeine Zeit . . . 103
3. Jehuda ha-Levi und ſeine Zeit 105
4. Abraham ben Meir Ibn Esra 118

2. Kapitel. Die Juden in Nordafrika . . . 124
1. Äußere Schickſale der Juden. 124
2. Rabbi Moſe ben Maimon 125

3. Kapitel. Die Juden in Italien 137

4. Kapitel. Die Kreuzfahrer und die Juden . 142

5. Kapitel. Folgen der Kreuzzüge für die bürgerliche und ſtaatsbürgerliche Stellung der Juden 152

6. Kapitel. Geiſtiges Leben der Juden in Frankreich 158
1. R. Salomo Jizchaki (Raſchi) und ſeine Zeit 158

Seite

2. Raschi's Enkel und ihre Zeit 161
7. Kapitel. Geistiges Leben der Juden in Deutschland 164
8. Kapitel. Die Juden im byzantinischen Reiche und im fernen Osten 170
9. Kapitel. Die Juden in Südfrankreich . . 173
10. Kapitel. Der Streit um die Schriften Maimuni's 178

Zweiter Abschnitt. Vom Tode Maimuni's bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel (1204—1498) 182
1. Kapitel. Die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel 182
I. Die Juden in Spanien von 1204—1391 . 182
1. Äußere Schicksale der Juden 182
2. Geistiges Leben der Juden 186
a. R. Mose ben Nachman (Nachmanides) und seine Zeit 188
b. Mose de Leon. Der Sohar . . . 191
c. Salomo Ibn Aderet 195
d. R. Ascher ben Jechiel 199
e. R. Jacob ben Ascher 201
II. Die Juden in Spanien von 1391—1492 . 204
1. Äußere Schicksale der Juden 204
2. Geistiges Leben der Juden. Chisdai Kreskas und Joseph Albo 206
3. Austreibung der Juden aus Spanien . 208
2. Kapitel. Die Juden in Portugal 213
3. Kapitel. Die Juden Frankreich. 217
1. Äußere Geschichte der Juden 217
2. Geistiges Leben der Juden 222
a. Die Maimunisten im Süden und die späteren Tossafisten im Norden Frankreichs 222
b. Die Talmudverbrennung. Die letzten Tossafisten 225
c. Die letzten Vertreter der jüdischen Wissenschaft in Frankreich 227
4. Kapitel. Die Juden in England 233
5. Kapitel. Die Juden in Deutschland . . . 236
1. Äußere Schicksale der Juden 236
a. Bis zum „schwarzen Tode“ 236
b. Bis zum Ende des Mittelalters . . 243

Seite

2. Geistiges Leben der Juden 250
6. Kapitel. Die Juden in Italien 256
1. Äußere Schicksale der Juden 256
2. Geistiges Leben der Juden 260
7. Kapitel. Die Juden in den übrigen Ländern 267
a. Die Juden in Ungarn 267
b. Die Juden in Polen 270
c. Die Juden in Moghreb 272
d. Die Juden in Aegypten 274
e. Die Juden im heiligen Lande . . . 274
f. Die Juden im oströmischen Reiche . 276

Vierter Zeitraum.

Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel bis zur Wiederherstellung ihrer bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte in den Kulturstaaten. Die späteren Rabbinen, die Männer der Aufklärung, Bildung und Wissenschaft. (1498 bis auf die Gegenwart).

Übersicht 279

Erste Abteilung. Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel bis zur Wiedergeburt des jüdischen Geisteslebens durch Moses Mendelssohn (1498—1750) 290

Erster Abschnitt. Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel bis zu den messianischen Verirrungen der Kabbalisten (1498—1648) 290

1. Kapitel. Die Juden in der Türkei . . . 290
1. Äußere Schicksale der Juden 290
2. Geistiges Leben der Juden 295

2. Kapitel. Die Juden in Polen 303
1. Äußere Geschichte und Culturzustand der Juden 303
2. Litterarische Thätigkeit der Juden . . . 310
3. Die Leiden der polnischen Juden während der Kosakenkriege 316

3. Kapitel. Die Juden in Italien 319
1. Die Wiedergeburt des Altertums. Die jüdischen Sprachlehrer der Christen . . 319
2. David Rubeni und Salomo Molcho . . 325
3. Der Kampf gegen die Reformation. Die

Seite

Verbrennung des Talmuds und ihre Folgen 329
4. Die jüdischen Humanisten. Asarja de Rossi 333
4. Kapitel. Die Juden in Holland 338
1. Entstehung und Entwickelung der marranischen Gemeinden 338
2. Die marranischen Zweifler und Denker . 343
5. Kapitel. Die Juden in Deutschland . . . 346
1. Äußere Geschichte der Juden 346
2. Geistiges Leben der Juden 351

Zweiter Abschnitt. Von den messianischen Verirrungen der Kabbalisten bis zur Wiedergeburt des jüdischen Geisteslebens durch Moses Mendelssohn (1648—1750) 359
1. Kapitel. Kabbalistische Irrwege 359
1. Der falsche Messias Sabbatai Zwi . . . 359
2. Die Nachwehen der sabbatianischen Schwärmerei. Nehemia Chajon u. Mose Chajjim Luzzatto 365
2. Kapitel. Der Weg zum Licht 370
1. Äußere Geschichte der Juden 370
2. Geistiges Leben der Juden 376

Zweite Abteilung. Von der Wiedergeburt des jüdischen Geisteslebens durch Moses Mendelssohn bis zur Wiederherstellung der bürgerlichen u. staatsbürgerlichen Rechte der Juden in den Culturstaaten (1750 bis zur Gegenwart) 380

Erster Abschnitt. Die Zeit der Aufklärung und Bildung (1750—1815) 380
1. Kapitel. Moses Mendelssohn 380
1. Moses Mendelssohn's Jugend 380
2. Mendelssohn's erste Erfolge 382
3. Mendelssohn's Verdienste um die Juden. 384
2. Kapitel. Beginn der inneren und äußeren Wandlungen 392
1. Mendelssohn's Freunde und Jünger. Das Toleranzedikt Josef's II. 392
2. Die Gegner Wessely's 397
3. Die grundsätzlichen Feinde der Aufklärung. Die Chassidim 402
4. Die ersten Schulen. Beginn der Emancipation 409

Seite

Zweiter Abschnitt. Die Zeit äußerer und innerer Wandlungen (1815 bis zur Gegenwart) . . 418

1. Kapitel. Der Kampf um die Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte 418

1. Die Emancipation in Deutschland. Gabriel Rießer 418

2. Die Emancipation in den übrigen Culturstaaten 423

3. Die Lage der Juden in den übrigen Staaten 432

2. Kapitel. Die inneren Wandlungen. . . . 438

1. Die jüdische Wissenschaft 438

2. Die religiöse Reform 450

Quellen-Nachweis 461

Alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Sachen 471

Alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen . . 474

Dritter Zeitraum.

Vom Abschluß des Talmuds bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel.

Saboraim, Gaonim und Rabbinen. (500—1498).

Uebersicht.

Nachdem die Früchte einer tausendjährigen Geistesarbeit glücklich im Speicher geborgen waren, schien zunächst dem dringendsten Bedürfnisse der Zeit genügt. Auf die Jahrhunderte lange Mühe und Anstrengung folgte ein Jahrhunderte langes Ruhen und Feiern der Geistes- und Seelenkräfte. Es schweigen fast gänzlich die Stimmen der Chronisten. Selbst der friedliche Streit der Lehrmeinungen verstummte, da zuvörderst im Talmud der gesamte Wissensstoff geordnet und gesichtet vorlag und jeglicher Hader dauernd geschlichtet schien. Dem oberflächlichen Beobachter möchte darum das Bild der zwei oder drei Jahrhunderte, die dem Abschluß des Talmuds folgen, als besonders öde und wenig erfreulich erscheinen. Allein nichts wäre falscher, als ein solches Urtheil. Denn aus dem umfangreichen geistigen und sittlichen Eigentum, welches wir in den Händen des neunten Jahrhunderts neben dem Talmud finden, erkennen wir bei aufmerksamer Betrachtung den erstaunlichen Fleiß und Eifer der Geschlechter, welche seit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts dahingegangen waren. Die Sättigung des jüdischen Geistes mit talmudischem Wissen, die Gestaltung des jüdischen Lebens streng nach talmudischen Grundsätzen legen lautes und beredtes Zeugnis davon ab, daß jene in tiefes Schweigen gehüllten Zeiten das ererbte Gut redlich erworben haben, um es zu besitzen und weiter in Besitz zu geben.

Die einzigen Stätten geistiger Regsamkeit und Entwicklung bleiben vorläufig noch die alten Stammländer am Jordan und Euphrat. Die wissenschaftlichen Ergebnisse, die uns erhalten sind, lehren uns, daß in beiden Ländern das Studium der heiligen Schrift sorgsame und emsige Pflege fand, und daß daneben in Palästina die Beschäftigung mit der Haggada und in Babylonien der Ausbau der Halacha vorherrschte. In den Hochschulen von Sura und Pumbeditha wurde der fertig vorliegende Talmud zunächst Gegenstand der Forschung für eine Reihe von Lehrern, welche die Meinenden (Saboräer[1]) genannt werden. Sie hielten Umschau unter dem in der Gemara aufgeschichteten Material, prüften es auf seine Brauchbarkeit und Gültigkeit für die religiöse Praxis, verglichen die Aussprüche und Ergebnisse der Gelehrten mit einander und stellten in kurzen Notizen, die sie an geeigneten Stellen dem Texte einfügten, die maßgebend gewordene Lehrmeinung fest. Daneben lagen die Weisen jener Zeit mit derselben liebevollen Sorgfalt, mit welcher die Tannaim und Amoraim den Besitz des mündlichen Gesetzes gesichert hatten, der Arbeit am schriftlichen Gesetz ob und umgaben es mit denjenigen Schutzwehren, durch welche es unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht weiter gegeben werden konnte. Schon die Soferim sollen nach einer Tradition, um den heiligen Text gegen jeden Verlust sicher zu stellen, die Consonanten der Schrift gezählt und eben daher ihren Namen erhalten haben. Noch immer aber entbehrten damals die heiligen Urkunden aller Vocal- und Lesezeichen, und jeder, der das Gotteswort richtig lesen und verstehen lernen wollte, bedurfte notwendig eines Unterrichts von Mund zu Mund. Erst jetzt, als die heilige Schrift mit den Juden bis in die entlegensten Gegenden der damals bekannten Welt zu wandern anfing und die Gewißheit, sie von den Vätern richtig vortragen zu hören, immer mehr dahin schwand, gab man ihr Zeichen für die Vocale und für den Wort- und Satzton, welche die alte Ueberlieferung fortpflanzen und dauernd festhalten sollten, mit auf die endlose Wanderschaft. Wann und durch wen der wunderbar

[1]) רַבָּנָן סְבוֹרָאֵי

kunstvolle Bau der Vocalisation und Accentuation für die hebr. Bibel ersonnen und ausgeführt worden ist, vermögen wir im Einzelnen nicht anzugeben. Nur der Name der Stadt Tiberias, welchem sich damals eben derjenige des babylonischen Landes hinzugesellt hatte, taucht aus der Geschichte dieser erstaunlich umfangreichen Geistesthätigkeit auf, die als Massora[1]) (wörtlich: Ueberlieferung) bezeichnet wird. Von den beiden jetzt bekannten Methoden ist die tiberiensische Schreibweise, durch welche selbst die leiseste Ton- und Lautfärbung zu klarem Ausdruck gebracht werden kann, bis auf den heutigen Tag in allgemeinem profanem Gebrauche. So vereinigt das tägliche religiöse Leben jedes Juden, welcher auf dem Gebiete des mündlichen Gesetzes den Anweisungen der babylonischen Lehrer und im Bereich des schriftlichen Gesetzes sich die Hilfsmittel der palästinensischen Weisen zu Nutze macht, in schöner Harmonie die edelsten Früchte der Geistesarbeit, die in beiden Ländern gezeitigt worden sind. Nur für die Thorarollen, welche beim öffentlichen Gottesdienste zur Verwendung kommen, blieb in peinlicher Gewissenhaftigkeit die althergebrachte Form, welche nur die Wiedergabe der Consonanten gestattet, in vorschriftsmäßigem Gebrauch.

Die erprobte Treue, die schon der äußeren Form gewidmet wurde, galt natürlich in weit höherem Umfange dem eigentlichen Wesen. Der öffentliche Gottesdienst hatte sich genau in denjenigen Bahnen weiter entwickelt, welche einst die Männer der großen Versammlung ihm vorgezeichnet hatten. Sowohl der Belehrung, als auch der Erbauung dienend, bestand er aus Gebet und Vorlesung. Die heilige Schrift wurde gelesen, in die Landessprache übersetzt und erläutert. Die in Babylonien und im heiligen Lande üblichen chaldäischen Uebersetzungen besaßen damals bereits diejenige Gestalt, in welcher wir sie heute besitzen. Außerdem wurde seit Jahrhunderten in freier Rede aus dem Gotteswort Belehrung, Erhebung und Trost geschöpft und dem Hörer gespendet. Solche haggadische Erklärungen haben gelegentlich schon im Talmud in großer Ausdehnung Platz gefunden, aber seit der

[1]) מַסּוֹרָה

Mitte des ſechſten Jahrhunderts begann man ſie in beſonderen Sammelwerken nach der Ordnung der Bücher der heiligen Schrift zuſammenzutragen. Dieſe Sammlungen wurden nach verſchiedenen Geſichtspunkten bald in Anlehnung an die Bücher der heiligen Schrift, bald im Anſchluß an die Hauptmomente des Feſtjahres angelegt und von nun an in den folgenden ſechs Jahrhunderten fortgeſetzt und vervollſtändigt. Nannte man urſprünglich jede Forſchung im Geſetz ſowohl zu halachiſchen als auch zu haggadiſchen Zwecken Midraſch, ſo blieb jetzt, nachdem die großen halachiſchen Sammlungen feſte, eigene Namen erhalten hatten, die Bezeichnung Midraſch nur für die haggadiſchen Sammelwerke beſtehen.

Um dieſelbe Zeit, als man begann, den haggadiſchen Middraſch zu ſammeln, waren auch die Gebetformeln für den Gebrauch beim öffentlichen und häuslichen Gottesdienſt in ihrem Gedankengang und ihrer Reihenfolge bereits fertig und abgeſchloſſen. Inhalt und Ordnung, ja häufig ſelbſt der Wortlaut, wie wir ihn jetzt vor uns haben, ſtanden im Allgemeinen bereits endgültig feſt. Sie wurden etwa im neunten Jahrhundert von Babylonien aus unter dem üblich gebliebenen Namen Siddur[1]) an die Gemeinden des Weſtens geſchickt und erlangten ſchnell allgemeine Geltung. Nie und nirgends wurden dieſe Stammgebete bis auf unſere Tage abgeändert. Um ſo mannigfaltiger und vielgeſtaltiger ſind dagegen alle diejenigen Zuthaten, welche ſpäter in den Rahmen dieſes Gebetbuches eingeſchoben wurden. Die vorgeſchriebenen Gebete blieben gleichſam nur die Ufer eines breiten Stromes, der als ein Bild von Israels Leben und Leiden, von ſeinem Denken und Empfinden durch die Jahrhunderte ſeiner Geſchichte dahinflutet. Die Dichter der verſchiedenen Zeiten und Länder, in denen die Väter gelebt, haben Alles, was ſie erfahren und erlitten, in den Mittelpunkt des jüdiſchen Lebens, in den Gottesdienſt, hinein getragen und die herrlichſten Perlen ihres Gemütes zur Ausſchmückung des Gebetes verwendet. Noch lange war es dem Vorbeter überlaſſen, in den Hauptſtücken der Sabbath- und

[1]) סדור

Festgebete den jedesmaligen besonderen Festgedanken durch poetische Einschaltungen zu erörtern und zu verherrlichen. Solches that er häufig selbständig, häufiger jedoch wählte er nach eigenem Geschmack aus den zeitgenössischen Dichtungen die ihm passend erscheinenden Betrachtungen aus. So entstanden allmählich die Piutim, welche das Gemüt mit festlichen Betrachtungen erfüllen und weihevoll stimmen. Kam die Zeit der ernsten Bußtage oder fühlte man durch besonders grausame Verfolgungen des Herrn strafende Hand über sich ausgestreckt, so warf sich die Gemeinde an Gottes Vaterherz, um Verzeihung für ihre Schuld zu erflehen. Auch diese Sehnsucht fand durch Dichtermund unsterblichen Ausdruck und schuf die Selichoth[1]). Nicht minder erweckte der große Trauertag, der neunte Ab, alljährlich wie bis auf die Gegenwart in Israel die schmerzlichsten Erinnerungen und es entstanden jene tief empfundenen Klagelieder, welche wir Kinnoth[2]) nennen. Die poetische Ausgestaltung der Synagogengebete füllte ein ganzes Jahrtausend. Nicht blos wie einst an den Strömen Babels, sondern auch am Tiber und Guadalquivir, am Rhein und an der Donau ertönten die Klage-, Bitt- und Lobgesänge Israels, und wir zählen ungefähr anderthalbtausend Dichternamen als Verfasser von vielleicht 15000 synagogalen Dichtungen.

Die hebräische Sprachform, deren sie sich bedienen, ist eine andere als die bisher von der Forschung gebrauchte. Frei und kühn bilden die Sänger ganz neue Wortformen aus den alten Stämmen. Für die Weise ihrer stilistischen Darstellung ist am meisten charakteristisch der sogenannte Musivstil, welchen sie zur Ausbildung bringen. Wie der Künstler zur Mosaikarbeit kleine bunte Steine verwendet, um ein von ihm erfundenes Bild daraus zusammenzusetzen, so nahmen jene Dichter Redewendungen der heiligen Schrift und verwoben sie zu neuen, selbständig geschaffenen Gedankenbildern. Indem sie ein bekanntes, über Alles geliebtes Gewand um einen neuen Inhalt werfen, verstehen sie es, im Gemüte des sachverständigen Lesers zugleich mit der neuen Erbauung das Andenken an die alten heiligen Wahrheiten zu erwecken.

---

[1]) סְלִיחוֹת

[2]) קִינוֹת

Ebenſo neu und ungewohnt in der jüdiſchen Literatur war die poetiſche Form, welche von nun an die jüdiſchen Sänger meiſt für ihre Dichtwerke wählten. Im Altertum hatte das poetiſch erregte Gemüt ſeinen Empfindungen dadurch erſchöpfenden Ausdruck gegeben, daß es im Ueberſchwang ſeiner Vorſtellungen ſchwelgte und jeden Gedanken in mehrfach verſchiedenen Bildern wiedergab, z. B. (Pſ. 114, 1. 2):

Da Iſrael aus Aegypten zog,
das Haus Jaakobs aus dem Volke fremder Zunge,
ward Jehuda zu ſeinem Heiligtume,
Iſrael ſeine Herrſchaft.

Dieſe Dichtungsform wird in der Regel Parallelismus genannt. Jetzt wurden, hauptſächlich durch den Einfluß der Araber, künſtlichere Sangesweiſen angenommen. Reim und Rythmus wurden auch der hebräiſchen Poeſie zu eigen gegeben.

Während dieſe Geiſtesrichtung beſonders in den weſtlichen Ländern erblühte und gedieh, wurde das eigentliche Talmudſtudium, das Erbe der Saboräer, vorläufig nur in Babylonien fortgeſetzt. Hier waren die Neuperſer um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts dem ſiegreichen Schwerte der Araber unterlegen und hatten die Khalifen, die Nachfolger Muhammeds, die Zügel der Herrſchaft in die Hand genommen. Von Seiten des Islam, der zweiten Tochterreligion, welche dem Judentum entſtammte, erfuhren die Juden eine verhältnismäßig beſſere und gerechtere Behandlung, als von den anderen Glaubensgenoſſenſchaften, denen ſie unterworfen waren. Unter dem milden Scepter der Abaſſiden von Bagdad lebten ſie in Frieden und Sicherheit und behielten die bewährten Einrichtungen, deren ſie ſich von altersher erfreuten. Der Exilarch genoß des alten Anſehens und wurde an Würde und Einfluß höchſtens von den Vorſtehern der mächtig wiederaufblühenden Lehrhäuſer von Sura und Pumbeditha erreicht, welche damals den Titel Geonim[1]) erhielten. Die von dieſen Schulhäuptern erteilten Rechtsbeſcheide auf Anfragen, welche nicht ſelten ſelbſt aus den fernſten Ländern an ſie ergingen, galten als

[1]) גְּאוֹנִים, Mehrzahl von גָּאוֹן Hoheit, Excellenz.

maßgebend und entscheidend für die Glaubensgenossen des gesamten Erdkreises. Jeder Jude, der in die Geheimnisse der Lehre eindringen wollte, mußte zu ihren Füßen sitzen und ihren Worten lauschen. Die Niederschrift dieser von Mund zu Mund sich fortpflanzenden Weisheit blieb verpönt, so lange die Möglichkeit bestand, sie von einem berühmten Lehrer mündlich zu erlangen. Wann zuerst der Talmud schriftlich aufgezeichnet worden, ist nicht genau bekannt. Das aber steht fest, daß die Geonim ihm eine nahezu allgemeine und unbeschränkte Geltung und Anerkennung bei der ganzen Glaubensgemeinschaft Israels zu verschaffen wußten.

Neben dieser unbegrenzten Anerkennung erstand ihm ein heftiger Widerspruch im eigenen Mutterlande, in Babylonien selbst. Eine neue Richtung empörte sich stürmisch gegen das Joch, welches das talmudische und rabbinische Judentum dem Leben seiner Bekenner aufbürdete. Die Karäer, von denen versprengte Reste bis auf den heutigen Tag in entlegenen Gegenden Rußlands, Oesterreichs und des Orients erhalten sind, verwarfen principiell das ganze mündliche Gesetz und versuchten, ihr neues Lehrgebäude einzig und allein auf die heilige Schrift zu gründen. Sie griffen erst mit Spott, dann mit allen Waffen der Dialektik die Satzungen an, welche in der Bibel nicht deutlich und wörtlich angeordnet waren und leugneten kurzweg die ganze Ueberlieferung, welche das jüdische Leben mit heiligen Erinnerungen, Sitten und Gebräuchen erfüllte. Um sie zu bekämpfen, mußten die Talmudisten zu denselben Waffen greifen, und sie holten sie aus der Rüstkammer der inzwischen erblühten arabischen Wissenschaft. Die siegreichen Araber waren von der alten Cultur der von ihnen besiegten Völker unterworfen worden und hatten die hellenischen Elemente derselben mit ihrem eigenen Geiste vermählt. So ward aus den wilden Eroberern ein Volk, welches mit seiner hohen Cultur fünfhundert Jahre lang alle andern Völker überstrahlte. Von ihnen lernten die Juden, den Urtext der heiligen Schrift grammatisch und lexikographisch zu behandeln und suchten mit Hilfe dieser Kenntnisse den Karäern zu beweisen, daß ihre Schrifterklärung unzulänglich sei und nur die starre, tote Form des Glaubens, nicht aber seinen Geist und sein Leben erfasse. Ebenso nahmen sie das Studium der Philosophie auf, um den Gegnern das Schiefe

und die Haltlosigkeit ihrer Grundsätze zu zeigen. Und wollten sie die klare Erkenntnis verbreiten, daß ein ununterbrochener, lebendiger Zusammenhang zwischen Mose und allen späteren Trägern der Ueberlieferung bis auf die damalige Gegenwart bestehe, so mußten sie an die Geschichtsforschung gehen und ihre Ergebnisse sich zu Nutze machen. Der erste unter den Geonim, welcher in solcher Weise die Wissenschaft gegen die Karäer ins Feld führte, war R. Saadjah (892—942). Noch ein ganzes Jahrhundert nach ihm blühte das Geonat und wurde durch manchen berühmten und trefflichen Gelehrten vertreten. Schon lange aber, bevor es aufhörte, war bei den Juden der meisten Länder des Islams die wissenschaftliche Forschung heimisch geworden. Denn überall, wohin die griechisch-arabische Cultur ihren Fuß setzte, erweckte sie bei den Juden einen Frühling geistigen Schaffens. Ihre Bildung wurde umfassend und vielseitig, und selbst den Talmud begannen sie sprachlich und geschichtlich zu durchforschen.

Während sich diese Geistesblüte nach und nach von Asien aus über Afrika und die pyrenäische Halbinsel verbreitete, lagen die Juden der christlichen Länder Europas einseitig bloß ihren religiösen Studien ob. Von den Ufern des Rheins und der Rhone zogen zahlreiche wißbegierige Jünglinge nach dem fernen Osten zu den großen Geonim und erzeugten allmählich in der eigenen Heimat einen neuen Aufschwung des Talmudstudiums. Der erste berühmte Vertreter desselben am Rheine war Rabbenu Gerschom, „die Leuchte der Diaspora", in Raschi erreicht es seinen Höhepunkt, und dessen Enkel Rabbenu Jakob Tam bezeichnet mit seinen Jüngern, den Tossafisten[1]), sein goldenes Zeitalter.

In Südfrankreich begegneten sich beide Weltculturen, die muhammedanische und die christliche, und die hier wohnenden Juden, welche neben der Landessprache auch des Arabischen kundig waren, wurden gleichsam die Vermittler zwischen ihnen. Die großen Gedanken, welche das Christentum der griechisch-arabischen Weltweisheit verdankte, empfing es zu einem beträchtlichen Teil durch die Vermittelung der südfranzösischen Juden. Diese lasen mit

[1]) בַּעֲלֵי תּוֹסָפוֹת Verfasser der Zusätze (Glossen) zum babyl Talmud.

Begeisterung die arabischen Schriften ihrer gelehrten Glaubensbrüder und übersetzten sie für die deutschen und nordfranzösischen Juden in ihr geliebtes Hebräisch. Mit ihrer Hülfe übertrug nicht selten der gelehrte Mönch dieselben Schriften in die lateinische Sprache für die lernbegierigen Christen.

Hier in Südfrankreich trafen sich aber auch die beiden speciell jüdischen Cultur- und Literaturkreise. Man vernahm mit Entzücken, die herrlichen Lieder der spanischen Juden Salomo ibn Gabirol und Jehuda ha-Levi und sah mit staunender Ehrfurcht auf das Gesetzbuch hin, welches Moses Maimuni geschrieben hatte. In ihm hatte die jüdische Literatur Spaniens ihre höchste Blüte erreicht, und die Juden aller Länder erkannten mit freudigem Stolze an, daß „von Mose bis Mose keiner gewesen wie Mose". Als er aber vom Standpunkt der griechisch-arabischen Philosophie aus in seinem „Führer der Schwankenden" die Lehre des Judentums untersucht hatte, da erhob sich zuerst in der Heimat und später bei Männern, die nichts kannten und kennen mochten neben ihrem jüdisch-religiösen Wissen, ein heftiger und entschiedener Widerstand gegen seine Lehren. Man fürchtete ahnungsvoll die zersetzende Kraft dieser fremdländischen Weisheit und bekämpfte sie hundert Jahre lang mit zunehmender Erbitterung. Die Talmudisten bemühten sich es durchzusetzen, daß die Schriften der Philosophen nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre gelesen werden dürften.

Der hin und herwogende Streit der Meinungen in Betreff der Förderung oder Aechtung der Wissenschaften verstummte schließlich vor dem Elend, von welchem die europäischen Juden infolge der zunehmenden Gewalt der Kirche über die Geister und Gemüter der Gläubigen heimgesucht wurden. Seit den Kreuzzügen gefiel sich der unnatürlich überreizte Glaubenseifer der Christen darin, Alles, was in den Augen der Kirche als Ketzerei und Unglauben galt, mit der Wurzel auszurotten. Aus England, Frankreich und Deutschland flohen Tausende von Juden teils nach dem Osten in die heidnischen Slavenländer, teils über die Pyrenäen in ihr drittes wirkliches Vaterland. Allein auch hier untergruben die Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond nach und nach die geistige Regsamkeit; und vor dem täglich wachsenden Elend entflohen Aufklärung und Bildung bei den spanischen Juden, wie

sie es niemals gewagt hatten, bei ihren deutschen Brüdern gastlich einzukehren. Der an freie Bewegung gewöhnte Geist wurde nun nicht mehr mit klarem Wissen genährt und bereichert und wandte sich darum dunkeln und nebelhaften Phantasien zu, die ihm statt lauterer Erkenntnis dumpfe Betäubung brachten. Es entstand inmitten der Juden jene Scheinwissenschaft der Mystik, welche überall da üppig emporwuchert, wo der Boden für eine natürliche und gesunde geistige Entwicklung fehlt. Je weniger sie ihren Zusammenhang mit der wirklichen Ueberlieferung geschichtlich beweisen konnte, desto eifriger und nachdrücklicher nahm sie für sich den Namen „Ueberlieferung" (Kabbalah[1]) in Anspruch, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als ob die geheimnisvolle Weisheit, die sie vortrug, ein Erbteil der altersgrauen Vorzeit wäre. Von wirklich jüdischer Gelehrsamkeit sind uns nur wenige Spuren aus jener Zeit erhalten. Namen wie Krescas, Albo und Abarbanel bezeichnen vereinzelte Nachklänge der geschwundenen Größe.

Was die Verfolgungen der Kirche den Juden verschiedener Länder bisher angethan, war aber nur das Vorspiel zu dem schrecklichen Ereignis, das so verheerend über sie hereinbrach, wie einst der staatliche Untergang durch Titus. Hunderttausende fleißiger, gebildeter und betriebsamer Juden wurden dem Untergang, der Zersplitterung und dem Abfall geweiht, als das Jahr 1492 alle Ungläubigen von der pyrenäischen Halbinsel verjagte.

---

[1]) קַבָּלָה

Erste Abteilung.

Vom Abschluß des Talmuds bis zum Ende des Geonats (500—1040).

Erster Abschnitt.

Vom Abschluß des Talmuds bis zur Entstehung des Karäertums (500—750).

Erstes Kapitel.

Die Juden in Babylonien. (500—750).

Es zeigte sich bald, daß die letzten Amoräer die Zeichen der Zeit richtig verstanden hatten, als sie die babylonische Gemara ordneten und abschlossen. Denn die politischen Zustände ihres Vaterlandes wurden gerade um diese Zeit immer trauriger und zerrütteter. Die in Gräuel und Laster versunkenen Despoten auf dem Throne bedrückten die Unterthanen mit Härte und Grausamkeit, und die Priester der herrschenden Lichtreligion wurden nicht müde, ihren Glaubenseifer zu wilder Leidenschaft aufzustacheln. Darunter litten natürlich nicht zum wenigsten die Juden. Bald mußten sie sogar mit Leib und Leben ihren Besitz und ihre Ehre verteidigen, als einer der letzten Sassaniden, den Eingebungen eines Magiers folgend, auf den wüsten Gedanken kam, Gemeinschaft der Güter und der Weiber einzuführen. Die gewaltsame Umkehrung aller Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster erschütterte das Reich bis in seine Grundfesten, und als eitel und vergeblich erwies sich der Versuch, den drohenden Untergang durch glückliche äußere Kriege zu verzögern. Zwar gelang es dem König Chosru II (590—628), sogar das heilige Land vorübergehend für die sassanidische Herrschaft zu gewinnen. Un-

vermeidlich war jedoch ihr Ende, als die Araber ihr siegreiches Schwert nach Babylonien trugen.

Die Religion des Schwertes, der Islam, hatte es durch ihren Begründer Muhammed verstanden, die junge, ungebrochene Volkskraft der arabischen Stämme zu kühnem und kräftigem Thatendrange zu begeistern. Zunächst unterlagen die freien Stämme der Juden, welche seit alten Zeiten unter unabhängigen Häuptlingen in Arabien gelebt hatten, dem Ansturm der Gläubigen und wurden gezwungen, das muhammedanische Glaubensbekenntnis anzunehmen. Denn im Vaterlande des neuen Propheten mußte nach seinem Befehl strenge Glaubenseinheit alle Einwohner umfassen. Kein fremder Einfluß sollte der jungen Lehre schaden können. Darum ward den Moslemen schon vom zweiten Nachfolger (Khalifen) des Propheten, von Omar, der Grundsatz eingeschärft, daß die Ungläubigen als Geschöpfe untergeordneter Gattung anzusehen seien. Zu Richtern und Staatsbeamten seien sie untauglich. Die öffentliche Ausübung ihres Cultus und die Erbauung von Gotteshäusern müsse ihnen verboten werden. Natürlich sei ihnen zu wehren, die Gläubigen zur Sünde zu verleiten oder irgend etwas zu thun, was den Koran, der Staats- und Religionsgesetz zugleich war, beleidigen konnte. Der Ungläubige mußte vielmehr jeden Muhammedaner mit gebührender Ehrerbietung behandeln und selbst äußerlich von ihm unterschieden und gekennzeichnet sein durch die besondere Farbe seiner Kleidung. Denn daß der Mensch seine politische oder religiöse Gesinnung durch ein farbiges Abzeichen zur Schau trage, war eine in altem Herkommen begründete morgenländische Anschauung.

Sobald das engere Vaterland vom Unglauben gereinigt war, wandte sich die Eroberungslust der Araber unaufhaltsam gegen die ältesten Kulturstätten der Menschheit am Euphrat und Nil. Zuerst wurde Syrien und Palästina die Beute des Siegers (635). Trotz der Gewalt, welche den Glaubensbrüdern in Arabien von den Moslemen angethan worden war, begrüßten die Juden des heiligen Landes die Araber als Befreier von hartem Drucke. Im Vergleich zu der bürgerlichen Rechtlosigkeit, die vom oströmischen Reich über sie verhängt ward, war die Stellung, welche der Islam den Andersgläubigen anwies, immer noch eine erträglichere. Dazu kam, daß die Araber mit demselben Stolze wie die Juden ihre

Abstammung auf den Erzvater Abraham zurückführten und daß die Rücksicht auf die Stammesverwandtschaft bei den Juden die Hoffnung auf eine mildere Behandlung erwachen ließ. Dieses Vertrauen wurde erhöht und verstärkt durch die handgreifliche Uebereinstimmung des Islams mit dem Judentum in den wichtigsten Glaubenslehren. In vertrautem persönlichem Umgang mit Juden hatte Muhammed seine geläuterten religiösen Anschauungen gewonnen und befestigt und die ihm übermittelten Lehren der heiligen Schrift in sein Lehrgebäude mannigfach verwebt. Die Bekenner seines Glaubens aber waren bestimmt, einen weitreichenden Einfluß auf alle diejenigen Länder auszuüben, in welchen damals der überwiegend größte Teil der Juden seine Heimat hatte.

In der That sahen sich die Juden in ihren Erwartungen nicht ganz getäuscht. Der Glaubenszwang, der im Vaterlande des Propheten das Judentum gänzlich ausgetilgt hatte, wurde in den neu erworbenen Ländern nicht geübt. Eine weitergehende Rücksicht erfuhren sie sogar in Babylonien, nachdem Omar das morsche Sassanidenreich gestürzt (636) und bessere Tage für die mißhandelten Landschaften herbeigeführt hatte. Der Resch-Gelutha erhielt seine einstige ehrenvolle Stellung wieder und fand bald eine geeignete Gelegenheit, sich unter den Würdenträgern des Reiches einen besonders bevorzugten Platz zu verschaffen. Als nämlich durch ein Zerwürfnis im arabischen Herrscherhause dem edlen Ali, dem Schwiegersohne des Propheten, die Thronfolge streitig gemacht wurde, erkannte ihn der Resch-Gelutha mit 80000 Juden freiwillig als den berechtigten Khalifen an. Ali lohnte den Juden diese Gesinnung durch Freundlichkeit und Milde und zeichnete ihre Vorsteher und Lehrer besonders aus. Er verlieh den Oberhäuptern der Schulen eine staatlich anerkannte Stellung und den vornehmen Titel: Gaon (Hoheit, Excellenz). Das Recht über die Befähigung zu diesem Amte in letzter Instanz zu entscheiden nahm der Resch-Gelutha für sich in Anspruch. Er allein hatte die Befugnis, Diplome zu erteilen und den Rang und die Würde der Gelehrten festzustellen. Wer Gaon werden wollte, mußte alle sechs Ordnungen des Talmuds gleichmäßig beherrschen; wer in vieren derselben Bescheid wußte, hieß Rab, und Chacham war ein geringerer Titel für diejenigen Gelehrten, welche nur die zweite, dritte und vierte

vermeidlich war jedoch ihr Ende, als die Araber ihr siegreiches Schwert nach Babylonien trugen.

Die Religion des Schwertes, der Islam, hatte es durch ihren Begründer Muhammed verstanden, die junge, ungebrochene Volkskraft der arabischen Stämme zu kühnem und kräftigem Thatendrange zu begeistern. Zunächst unterlagen die freien Stämme der Juden, welche seit alten Zeiten unter unabhängigen Häuptlingen in Arabien gelebt hatten, dem Ansturm der Gläubigen und wurden gezwungen, das muhammedanische Glaubensbekenntnis anzunehmen. Denn im Vaterlande des neuen Propheten mußte nach seinem Befehl strenge Glaubenseinheit alle Einwohner umfassen. Kein fremder Einfluß sollte der jungen Lehre schaden können. Darum ward den Moslemen schon vom zweiten Nachfolger (Khalifen) des Propheten, von Omar, der Grundsatz eingeschärft, daß die Ungläubigen als Geschöpfe untergeordneter Gattung anzusehen seien. Zu Richtern und Staatsbeamten seien sie untauglich. Die öffentliche Ausübung ihres Cultus und die Erbauung von Gotteshäusern müsse ihnen verboten werden. Natürlich sei ihnen zu wehren, die Gläubigen zur Sünde zu verleiten oder irgend etwas zu thun, was den Koran, der Staats- und Religionsgesetz zugleich war, beleidigen konnte. Der Ungläubige mußte vielmehr jeden Muhammedaner mit gebührender Ehrerbietung behandeln und selbst äußerlich von ihm unterschieden und gekennzeichnet sein durch die besondere Farbe seiner Kleidung. Denn daß der Mensch seine politische oder religiöse Gesinnung durch ein farbiges Abzeichen zur Schau trage, war eine in altem Herkommen begründete morgenländische Anschauung.

Sobald das engere Vaterland vom Unglauben gereinigt war, wandte sich die Eroberungslust der Araber unaufhaltsam gegen die ältesten Kulturstätten der Menschheit am Euphrat und Nil. Zuerst wurde Syrien und Palästina die Beute des Siegers (635). Trotz der Gewalt, welche den Glaubensbrüdern in Arabien von den Moslemen angethan worden war, begrüßten die Juden des heiligen Landes die Araber als Befreier von hartem Drucke. Im Vergleich zu der bürgerlichen Rechtlosigkeit, die vom oströmischen Reich über sie verhängt ward, war die Stellung, welche der Islam den Andersgläubigen anwies, immer noch eine erträglichere. Dazu kam, daß die Araber mit demselben Stolze wie die Juden ihre

Abstammung auf den Erzvater Abraham zurückführten und daß die Rücksicht auf die Stammesverwandtschaft bei den Juden die Hoffnung auf eine mildere Behandlung erwachen ließ. Dieses Vertrauen wurde erhöht und verstärkt durch die handgreifliche Uebereinstimmung des Islams mit dem Judentum in den wichtigsten Glaubenslehren. In vertrautem persönlichem Umgang mit Juden hatte Muhammed seine geläuterten religiösen Anschauungen gewonnen und befestigt und die ihm übermittelten Lehren der heiligen Schrift in sein Lehrgebäude mannigfach verwebt. Die Bekenner seines Glaubens aber waren bestimmt, einen weitreichenden Einfluß auf alle diejenigen Länder auszuüben, in welchen damals der überwiegend größte Teil der Juden seine Heimat hatte.

In der That sahen sich die Juden in ihren Erwartungen nicht ganz getäuscht. Der Glaubenszwang, der im Vaterlande des Propheten das Judentum gänzlich ausgetilgt hatte, wurde in den neu erworbenen Ländern nicht geübt. Eine weitergehende Rücksicht erfuhren sie sogar in Babylonien, nachdem Omar das morsche Sassanidenreich gestürzt (636) und bessere Tage für die mißhandelten Landschaften herbeigeführt hatte. Der Resch-Gelutha erhielt seine einstige ehrenvolle Stellung wieder und fand bald eine geeignete Gelegenheit, sich unter den Würdenträgern des Reiches einen besonders bevorzugten Platz zu verschaffen. Als nämlich durch ein Zerwürfnis im arabischen Herrscherhause dem edlen Ali, dem Schwiegersohne des Propheten, die Thronfolge streitig gemacht wurde, erkannte ihn der Resch-Gelutha mit 80000 Juden freiwillig als den berechtigten Khalifen an. Ali lohnte den Juden diese Gesinnung durch Freundlichkeit und Milde und zeichnete ihre Vorsteher und Lehrer besonders aus. Er verlieh den Oberhäuptern der Schulen eine staatlich anerkannte Stellung und den vornehmen Titel: Gaon (Hoheit, Excellenz). Das Recht über die Befähigung zu diesem Amte in letzter Instanz zu entscheiden nahm der Resch-Gelutha für sich in Anspruch. Er allein hatte die Befugnis, Diplome zu erteilen und den Rang und die Würde der Gelehrten festzustellen. Wer Gaon werden wollte, mußte alle sechs Ordnungen des Talmuds gleichmäßig beherrschen; wer in vieren derselben Bescheid wußte, hieß Rab, und Chacham war ein geringerer Titel für diejenigen Gelehrten, welche nur die zweite, dritte und vierte

Ordnung inne hatten. So entwickelte sich das Exilarchhat schnell und sicher zu neuer Blüte, bis um die Mitte des achten Jahrhunderts seine friedliche Entwickelung durch das Auftreten der Karäer gestört wurde.

Zweites Kapitel.

Die Juden im oströmischen Reiche. (500—750).

Die äußeren Erlebnisse der Juden des oströmischen Reiches sind von denen ihrer Brüder in Babylonien während des gleichen Zeitraums kaum wesentlich verschieden. Seit alten Zeiten waren die Juden zerstreut über das ganze Reich, welches um das Jahr 500 die Länder von der unteren Donau bis zum Oberlauf des Nils und vom Adriatischen Meere bis an den Euphrat umfaßte. Der Druck der Machthaber und der Haß der Andersgläubigen lastete nicht minder schwer auf ihnen, als auf ihren Glaubensgenossen im Reiche der Sassaniden.

Er nahm in verhängnisvoller Weise an Stärke zu unter Justinian dem Großen (527—565), dem berühmtesten Herrscher, der während des sechsten Jahrhunderts auf dem byzantinischen Kaiserthrone saß. Seinem mächtigen Heere gelang es, den bis an die Grenzen seines Reiches siegreich vorgedrungenen Germanen einen Teil von Afrika und von Italien unter der Führung der trefflichen Feldherrn Belisar und Narses zu entreißen. Ein unvergängliches Denkmal des Ruhms aber setzte er sich dadurch, daß er von ausgezeichneten Rechtsgelehrten alle Rechtsgrundsätze der Römer sammeln und ordnen und in einem Gesetzbuch, das seinen Namen trägt, zusammenfassen und der Nachwelt überliefern ließ. Das vorbildliche Ansehen, dessen sich sein Gesetzbuch zu erfreuen hatte, war freilich von unseligen Folgen für die Rechtsstellung der Juden während des ganzen weiteren Verlaufs der Weltgeschichte bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein. Von dem eitlen und ehrgeizigen Plan verblendet, die ganze Welt in einem Staate mit einer Religion und einem Rechte zu vereinigen, verleugnete Justinian jede Billigkeit gegen abweichende Ueberzeugungen und griff rücksichtslos zu harten und grausamen Maßregeln, um Ketzern und Ungläubigen die bürgerliche Ehre zu nehmen und ihnen das Dasein zu verbittern. Obwohl auch er in keiner Weise den Juden vorwerfen

konnte, daß sie sich irgend einer bürgerlichen Pflicht entzögen, begnügte er sich nicht damit, die gewaltthätigen Gesetze des Constantius und Theodosius II. in die Gesetzsammlung aufzunehmen, sondern verschärfte sie noch über die Maßen. Von dem einseitigen Standpunkte aus, daß die Juden als verstockte Leugner der christlichen Heilswahrheiten sich absichtlich der Wahrheit verschlössen, wurde ihnen die Fähigkeit abgesprochen, selbst in weltlichen Dingen die Wahrheit auszusagen und als Zeugen gegen einen Christen aufzutreten. Alle noch so unerschwinglichen Lasten der öffentlichen Aemter sollten sie nach wie vor tragen müssen, ohne auf die Ehrenrechte, welche die Aemter mit sich brachten, Anspruch erheben zu dürfen. „Erseufzen sollen sie", verordnete der Kaiser wörtlich, „unter den Lasten der städtischen Aemter, Ehre aber sollen sie nicht genießen, sondern in demselben verächtlichen Zustande sein, in welchem sie selbst ihre Seele lassen wollen[1])".

Ein schlimmer Trost war es für sie, daß gleichzeitig die Samaritaner noch viel härteren gesetzlichen Mißhandlungen ausgesetzt wurden. Heißblütiger als die Juden, hatten sie den Zorn des Kaisers noch besonders gereizt durch die wiederholten Versuche, mit bewaffneter Hand das verhaßte Joch abzuschütteln. Zur Strafe dafür wurden sie in unerhörter Weise für völlig rechtlos erklärt. Sie wurden des Rechtes beraubt, über ihren Nachlaß zu verfügen, und die Gerichtshöfe wurden angewiesen, Rechtsstreitigkeiten, die sie anhängig machten, nicht einmal anzuhören.

Der Zutritt zu den heiligsten Stätten des gelobten Landes blieb ihnen wie den Juden strengstens untersagt. Nur an wenigen Orten, wie in Tiberias, wo die großen Tannaiten und Amoräer gelehrt hatten, war eine zahlreichere Gemeinde. Ueberall im heiligen Lande prangten Kirchen und Klöster, während es die Juden kaum wagten, ihre baufälligen Gotteshäuser vor dem Einsturz zu schützen. Was Wunder, daß all diese Schmach und Demütigung, alle diese Knechtung und Beschimpfung die geduldigsten Gemüter erbitterte und endlich zur Verzweiflung fortriß. Der lange gebändigte Groll

[1]) Authent. Collat., tit. 24, nov 45: „curiam exerceant huiusmodi homines et nimis ingemiscentes et curialibus functionibus sicut etiam officialibus — honore fruantur nullo, sed sint in turpitudine fortunae in qua et animam volunt esse". Vgl. I, S. 225 f, 232. 234 f.

brach mit elementarer Gewalt los, als Chosru mit großer Heeresmacht (608) in Palästina erschien und die Juden, gemeinschaftlich mit ihm, den zwiefachen Feind, Rom und das Christentum, zu vernichten hofften. Wie der Sassanidenfürst auszog, um an dem Kaiser Phokas den Sturz und die Ermordung seines Schwiegervaters zu rächen, so gedachten die Juden, blutige Abrechnung zu halten für das Jahrhunderte lang erduldete Elend. Der Feldzug nahm einen für die Verbündeten günstigen Verlauf und vierzehn Jahre lang blieb Syrien und Aegypten im Besitz der Perser. Mehr als hunderttausend Christen sollen in dem gräuelvollen Kriege niedergemetzelt worden sein. Mit dem entsetzlichen Fanatismus, den sie von den Christen gelernt hatten, zerstörten die Juden die Heiligtümer ihrer Hasser und legten Feuer an die Kirchen und Klöster des heiligen Landes. In der Hoffnung aber, unter persischem Schutz in Jerusalem ein neues, freies Gemeinwesen erblühen zu sehen, fanden sie sich schnell getäuscht. Der treulose Sassanide betrog sie schnöde um den bedungenen Lohn.

Die Verstimmung der Juden über diese Enttäuschung benutzte der aus feiger Thatenlosigkeit zu plötzlichem Heldenmut erwachte Kaiser Heraklius (610—641) geschickt, um durch Verheißung der Straflosigkeit die Empörer seiner Sache geneigt zu machen. Allein auch er brach die feierlichen Zusagen und ließ sich überreden, daß man den Ungläubigen die Treue nicht zu bewahren brauche. Mit Feuer und Schwert rächte er blutig die jüngst von den Juden verübten Gräuelthaten. Zum Glück kam schon nach kurzer Zeit wenigstens für die am schwersten heimgesuchten jüdischen Bewohner Palästinas und Aegyptens die Stunde der Befreiung aus dieser großen Not. Das Schwert der Araber schlug an die morschen Schranken des oströmischen Reiches und entriß dem Kaiser Aegypten und das heilige Land.

Seitdem seufzten nur noch die Juden, die auf der Balkan-Halbinsel und in Kleinasien wohnten, unter dem harten Joche der Byzantiner. Und auch von hier flüchteten viele vor den wachsenden Bedrückungen in die neu entstehenden Staaten der vordringenden slavischen und tartarischen Stämme, und besonders in das Reich der Chazaren.

Drittes Kapitel.

Die Juden in den Ländern des ehemaligen weströmischen Reiches. (500—750).

Daß in den Landschaften, welche bis zur Völkerwanderung das weströmische Reich bildeten, in Italien, Germanien, Gallien, Spanien und Afrika, von alten Zeiten her Juden lebten und unter den harten Gesetzen des Constantius und Theodosius zu leiden hatten, ist bereits mehrfach berichtet worden[1]). Freilich wurden diese Verordnungen in Italien nicht unausgesetzt mit gleicher Strenge wie in Byzanz gehandhabt, weil die in schnellem Wechsel einander folgenden germanischen Herren, die Heruler und Rugier, die Ostgothen und die Longobarden zunächst so viel mit der Unterwerfung der Römer zu thun hatten, daß sie an die Verfolgung der Andersgläubigen nur ausnahmsweise denken konnten. Dazu kam, daß das arianische Bekenntnis, welchem die germanischen Eroberer Italiens zugethan waren, sich vorteilhaft durch Duldsamkeit und Unvoreingenommenheit gegen die Ungläubigen vor dem katholischen auszeichnete. Darum kämpften auch die Juden mit Löwenmut auf Seiten der Ostgothen, als Justinian ihnen Italien entreißen wollte. Wie immer die Loose des Krieges fielen: in jedem Falle erfüllte es sie mit Genugthuung zu sehen, wie das Prophetenwort[2]) in Erfüllung ging und das einst weltbeherrschende Rom nun das gleiche Schicksal erfuhr, das es ihnen frohlockend bereitet hatte. Selbst als Stadt sank Rom von seiner Bedeutung herab und mußte bald Ravenna, bald Verona den Vorrang der Residenz überlassen. Die Juden jubelten, als die oströmischen Eroberungen schon nach fünfzehn Jahren (568) abermals an die Longobarden verloren gingen. Unter deren mildem Scepter erfuhren sie in den folgenden zwei Jahrhunderten nichts Schlimmeres, als was nun einmal durch die römischen Gesetze über sie verhängt war. Am schwersten fühlten sie sich dabei durch das Verbot bedrückt, christliche Sklaven zu besitzen. Keineswegs von dem billigenswerten Standpunkt der allgemeinen Menschenliebe aus, welche grundsätzlich jegliche Sklaverei als eine Herabwürdigung verabscheut, ward den Juden der Besitz von Sklaven untersagt. Hat doch das Christentum bis an die Schwelle der Gegenwart selbst in den Ländern, in

[1]) Vgl. Bd. I, S. 230 ff. — [2]) Klag. 4,21 f.

denen es die allein herrschende Staatsreligion ist, die Sklaverei stets stillschweigend geduldet. Maßgebend für die Gesetzgebung war lediglich der einseitige Grundsatz, daß der Ungläubige um seines Bekenntnisses willen in jeder Weise dem Gläubigen untergeordnet sein müsse. Einzig aus diesem Grunde wurden die Juden ausnahmsweise in ihren Besitz- und Erwerbsverhältnissen geschädigt und beschränkt, obwohl bekanntermaßen gerade das mosaische Gesetz[1]), im Gegensatz zu allen anderen des Altertums, die Stellung der Sklaven, dieser unglücklichsten Menschenklasse, allein zu einer menschenwürdigen gemacht hatte, und obgleich noch Jahrhunderte lang bis ums Jahr 1000 der Handel mit getauften Sklaven für Christen als ein gesetzlich erlaubter Erwerbszweig überall in Europa galt. In allen übrigen bürgerlichen Berufsarten blieben die Juden in den von den Germanen unterworfenen Ländern völlig uneingeschränkt und teilten in allen Stücken das Los der andersgläubigen Mitbürger. Sie trieben Ackerbau, Handwerke und Gewerbe und wandten sich erst allmählich mehr und mehr dem Handel zu. In ihrem Glauben waren sie wenigstens vor zwangsweiser Bekehrung geschützt, seitdem der große Kirchenfürst Gregor I. (590—604) den Grundsatz aufgestellt hatte, daß Proselyten nur durch Ueberredung und Belehrung zu gewinnen seien. Nur ausnahmsweise wollte er gestatten, eine weltliche Belohnung für den Uebertritt in Aussicht zu stellen, weil er sich der Hoffnung hingab, daß wenigstens die Sprößlinge der Bekehrten mit Herz und Gemüt für den neuen Glauben gewonnen werden könnten.

Für die Juden Galliens, welche nunmehr den Reichen der Burgunder und Franken angehörten, waren bisher die auch hier rechtsgültigen römischen Judengesetze niemals zu so bedrohlicher Wirksamkeit wie in Italien gelangt. Denn in den Gemütern ihrer christlichen Nachbarn war der neue Glauben noch so wenig vertieft, daß der Abscheu vor Ketzern und Ungläubigen bei ihnen kaum Wurzel geschlagen hatte. Diese Zustände blieben noch jetzt unverändert. Die Juden trieben in diesen Gegenden Ackerbau, Handel und Gewerbe nach wie vor und verkehrten mit den neuen

[1]) Vgl. I, S. 9. 12.

germanischen Herren ebenso harmlos und friedlich, wie früher mit den römischen Provinzialen. Erst durch die Kirchenconcilien, welche die gesellschaftliche Trennung der Christen von den Juden herbeiführen und befestigen wollten, wurde dieser ungehemmte Verkehr als gefährlich und verderblich für den wahren Glauben immer von neuem untersagt. Zum Glück für die Juden machte die kirchliche Gesinnung gerade bei den Franken äußerst langsame Fortschritte. Das rauhe und kriegerische Volk, weit entfernt, religiösem Fanatismus zugänglich zu sein, empfand schon die ihm von der Kirche zugemutete Milde und Sanftmut als eine unerträgliche Belästigung, und die Herrscher aus dem merovingischen Königshause, deren Gewalt auf dem Rechte der Erblichkeit fest und sicher beruhte, unterstützten nur läßig und verdrossen die weitgehenden Ansprüche der Kirche, deren Einfluß zu vermehren sie keine Veranlassung hatten. Erst als nach der Unterwerfung der Burgunder (534), welche zum größten Teil noch Arianer waren, die Könige den Geistlichen ihre Macht zur Ausrottung der Ketzerei liehen, um mit ihrer Hülfe die verschiedenen Volksstämme leichter zu einer staatlichen Einheit zu verschmelzen, erfuhren auch die Juden Unduldsamkeit und Verfolgungen. Allein die ununterbrochenen politischen Wirren, die das Reich zerrütteten, verminderten für die Juden die Heftigkeit und Dauer der Leiden, und die wiederholten Teilungen des Reiches in verschiedene Staaten, die einander mit Erbitterung bekämpften, verschaffte den Bedrängten die stete Möglichkeit, vor dem Grimme des einen Königs in den Bereich seines feindlichen Verwandten zu fliehen und daselbst Schutz und Zuflucht zu finden. Nur zur Zeit des Königs Dagobert (622—638) machte sich Haß und Druck gleichmäßig im ganzen Frankenreiche geltend, und es sind leise Anzeichen dafür vorhanden, daß sein zorniger Eifer genährt und geschürt worden sei durch den zeitgenössischen oströmischen Kaiser Heraklius, welcher damals an den Juden des heiligen Landes ihre an den Christen geübte Rache mit unmenschlicher Grausamkeit heimsuchte.

Im eigentlichen Germanien gab es damals erst sehr wenige Juden. Ueber ihre Verhältnisse ist aus dieser Zeit näheres nicht überliefert.

Zahlreicher als im Lande der Franken saßen die Juden um jene Zeit auf der pyrenäischen Halbinsel. Sie liebten das

herrliche Land mit derselben Wärme wie die einstige Heimat am Jordan. Denn sein glückliches Klima, seine üppige Fruchtbarkeit und seine anmutigen landschaftlichen Schönheiten erinnerten die Einwanderer lebhaft an die gesegneten Fluren des gelobten Landes, welches unter demselben Himmelsstriche liegt, und boten ihnen eine natürliche Grundlage, die ererbten Gewohnheiten ihres Lebens friedlich fortzusetzen. Sie bebauten den eigenen Acker oder ernährten sich von ihrer Hände Arbeit als Handwerker und Kaufleute. Die staatlichen und städtischen Aemter waren ihnen wie ihren Landesgenossen in gleicher Weise zugänglich, und niemand störte sie in der freien Ausübung ihres Gottesdienstes. Dieses bescheidene Glück blieb ihnen gewahrt, auch als die Sueven, Alanen, Vandalen und Westgothen sich in den Besitz des Landes gesetzt hatten. Es nahm erst ein jähes Ende, als die westgothischen Könige seit dem tüchtigen und kraftvollen Reccared (586—601) vom arianischen Glaubensbekenntnis zum katholischen übertraten und nun mit allen Mitteln danach trachteten, sämmtliche Unterthanen zu den gleichen religiösen Anschauungen zu bekehren, um mit Hülfe der Glaubenseinigung die Staatsgewalt zu heben und zu kräftigen. Darum wurden bald auch die Juden zur Annahme des Christentums gezwungen, und viele von ihnen, von unendlicher Liebe zu dem theuren Heimatslande, in welchem ihre Väter seit undenklichen Zeiten ansäßig waren, fortgerissen, beugten sich mehr oder minder willig der Gewalt, in der thörichten Hoffnung, daß die harte Maßregel nur von kurzer Dauer sein werde. Sie sollten den übereilten Schritt bald bitter bereuen. Die Kirche verwarf zwar die gewaltsame Bekehrung der Ungläubigen, stellte aber nichts desto weniger den dieser Anschauung widersprechenden Grundsatz auf, daß selbst die durch Zwang gewonnenen Proselyten unter allen Umständen in dem neuen Glauben verharren müßten. Von diesem Gesichtspunkte aus, ging die westgothische Gesetzgebung mit unerbittlicher Strenge gegen die bekehrten Juden vor und heftete sich wie das rächende Verhängnis an ihre Sohlen. Sie mußten sich namentlich sowohl an den jüdischen, als auch an den christlichen Feiertagen unter die Aufsicht der Geistlichen stellen, damit sie nicht heimlich etwa jene heiligen und diese entweihen könnten. Sie durften nicht einmal ohne ausdrückliche Reiseerlaubnis des Ortsgeistlichen im eigenen

Vaterlande von einem Ort zum andern reisen. Durch diese und ähnliche grausame Bestimmungen sammelte sich ein furchtbarer Groll in den Herzen der zahlreichen Scheinchristen und derjenigen Juden, die dem väterlichen Glauben treu geblieben waren, gegen ihre westgothischen Peiniger und es wird begreiflich, daß sie mit Jubel die Araber begrüßten, als diese 711 die Halbinsel eroberten. Sie wurden ihre begeisterten Kampfgenossen und ließen sich von den Siegern dazu benutzen, die neu gewonnenen Plätze für sie zu halten. Diese jüdischen Besatzungen wurden die Pfropfreiser, aus denen die großen, blühenden Gemeinden zu Granada Sevilla, Toledo und in andern großen Städten der pyrenäischen Halbinsel hervorgegangen sind.

Viertes Kapitel.

Das geistige Leben der Juden. (500—750).

1. Die halachische Thätigkeit der Saboräer und ihrer Zeitgenossen.

Während dieses ganzen Zeitraumes war nur das Geistesleben der Juden, die am Euphrat und Jordan wohnten, von nachhaltiger Bedeutung. Den Gelehrten dieser Länder fiel die Aufgabe zu, die reifen Früchte des Talmudstudiums gesammelt und gesichtet den späteren Geschlechtern zu übergeben. Nach drei Seiten hin erstreckte sich ihr Schaffen. Es richtete sich auf die Gebiete der Halacha, der Haggada und der heiligen Schrift. Das Gesetz lag ihnen fertig im Talmud vor, wie es sich entwickelt und ausgestaltet hatte durch das Für und Wider der Ansichten; sie hatten gleichsam ein dramatisches Bildes vor sich, welches das Leben der letzten Jahrhunderte getreulich wiedergab. Wollten sie nun eine Entscheidung fürs praktische Leben treffen, so mußten sie sich in die talmudischen Auseinandersetzungen versenken und Zeit und Kraft an viele im Augenblicke gleichgültige Dinge verlieren, ehe sie zu einem kurzen Ergebnis gelangen konnten. Um diese mühselige Arbeit einigermaßen zu erleichtern, beschäftigten sich die babylonischen Gesetzesforscher jener Zeit damit, die lebhaften Gedankengefechte im Bereich des Talmuds im Geiste noch einmal zu durchleben und diejenige Meinung, welche schließlich als die maßgebende gilt, in kurzen und knappen

Worten anzumerken. Diese emsige und aufopfernde Thätigkeit lieferte ein ungemein nützliches Werk und schuf eine unentbehrliche Handhabe zur praktischen Nutzbarmachung der Halacha. Die Männer, welche uns in so bescheidener Form die Frucht ihres rastlosen Fleißes darbieten, heißen Meinende oder Saboräer.

Solches Sichten und Ausscheiden war im heiligen Lande für das Gebiet des jerusalemischen Talmuds weniger erforderlich; denn die hier gesammelte Gemara besitzt bei weitem nicht den Umfang, die Tiefe und den Scharfsinn der babylonischen. Doch lenkte sich auch hier das Streben der Zeit darauf, eine für das religiöse Leben unmittelbar nützliche Leistung zu schaffen. Im Talmud sind nämlich zwar die verschiedensten Lagen, in welche das Leben den Menschen bringen kann, mit religiösen Vorschriften und Geboten eingehend bedacht; aber diese Bestimmungen sind oft nur nebensächlich und gelegentlich, wie gerade die Rede auf sie kam, verstreut und eingeflochten. Es ist z. B. an vielen Stellen außer dem Zusammenhange von Trauergebräuchen, von Synagogenvorschriften und dergleichen Gegenständen die Rede, ohne daß eine bequeme Uebersicht derselben gegeben ist. Da legte man in der damaligen Zeit Sammlungen an, welche die Regeln für bestimmte Gebiete in übersichtlicher Vollständigkeit so zusammenzustellen suchten, wie man sie zur Anwendung im täglichen Leben brauchte. Man trug demgemäß die halachischen Anordnungen über die Schreibung der Gesetzrollen und die Ordnung des Gottesdienstes, über die Pflichten der Geselligkeit, über eheliche Verhältnisse und über das Verhalten der Leidtragenden zusammen. Diese Abhandlungen wurden der vierten Ordnung des babylonischen Talmuds als Anhang einverleibt und führen den Namen der kleinen Traktate[1]).

2. Die Thätigkeit der Massoreten für das schriftliche Gesetz.

Neben diesem unablässigen Eifer für die Nutzbarmachung der mündlichen Lehre blieb auch die Sorge für die unverletzliche und unwandelbare Erhaltung des schriftlichen Gesetzes lebendig und rief gleichzeitig eine ganz eigenartige Litteratur ins Leben. Bisher

[1]) מַסֶּכְתּוֹת קְטַנּוֹת oder הֲלָכוֹת

war das Gotteswort durch mündliche Unterweisung vom Vater dem Sohne, vom Lehrer dem Schüler übermittelt worden. Bei dieser Lehrweise empfand man es darum kaum als einen Mangel, daß auch in der Thora nach der bei allen alten, semitischen Völkern üblichen Weise nur die Consonanten, gleichsam das körperliche Knochengerüst der Wörter, schriftlich festgehalten waren. Die Ueberlieferung des Klanges, gewissermaßen der Seele der Wörter, war lediglich der Mittheilung durch die menschliche Stimme vorbehalten. Aber die Möglichkeit, das Wort Gottes aus der Väter und Lehrer Munde zu vernehmen, schwand immer mehr dahin. Denn einerseits entvölkerten die strengen Verbote des religiösen Unterrichts durch die römischen Kaiser die Schulen, weil die Lehrer und Schüler die angedrohten schweren Strafen an Leib und Leben fürchteten, andererseits nahm die Versprengung und Zersplitterung des jüdischen Volkes immermehr zu, seitdem über die Menschen, in deren Mitte sie wohnten, ein gewisser Wandertrieb gekommen war angesichts des Umstandes, daß ganze, große Völkerschaften in unsteter Ruhelosigkeit wiederholt ihre Wohnsitze wechselten. Unter solchen Umständen strebten die damaligen Gelehrten mit Recht danach, auch den überlieferten Klang der Wörter dem sinnlichen Auge zu veranschaulichen. Getreulich, so wie einst von Mose die heiligen Worte den Zeitgenossen vorgetragen worden waren, sollten sie bis auf den leisesten Hauch von den spätesten Geschlechtern gehört werden.

Man erfand darum Zeichen, welche die Aussprache der Consonanten und den Laut der Vocale sicherten und feststellten, und setzte zu diesem Zwecke in, über, unter und neben die Buchstaben Pünktchen und Strichlein. Bekanntlich sind aber selbst klingende Wörter noch keine lebendigen Worte voll Sinn und Bedeutung. Sie werden es vielmehr erst durch die richtige Betonung ihrer Silben und durch die Verbindung der Worte zu Sätzen. Von diesem Gesichspunkte aus schuf man außer dem Vocalisationssystem ein Accentuationssystem. Man versah nämlich die Wörter mit Zeichen, welche einen dreifachen Zweck haben. In erster Reihe geben sie die Betonung der Silben an. Ferner dienen sie als Interpunktionszeichen, um die Stellung des Wortes im Satze auszudrücken. Endlich sind sie Noten, welche die Stimmlage vorschreiben, in der man jeden Satz vorzutragen hat.

Die treuen Hüter der schriftlichen Ueberlieferung hatten sich aber auch hiermit noch nicht genug gethan. Sie fanden im heiligen Texte hie und da Wörter von unregelmäßiger Rechtschreibung. Sie bemerkten, daß zuweilen geschriebene Buchstaben unterdrückt und ungeschriebene ausgesprochen werden, daß es Buchstaben gebe, die größer oder kleiner als die übrigen erschienen. Darum unterzogen sie sich der opfervollen Mühe, derartige Unregelmäßigkeiten der Schreib- und Sprechweise anzumerken und nach Art und Zahl in ihrem großen Werke, Massora genannt, zusammenzustellen. Um Verwechselungen vorzubeugen, die durch die Aehnlichkeit des Wortlautes an manchen Stellen leicht sich einschleichen konnten, ordneten sie die verwandten sprachlichen Erscheinungen und Auffälligkeiten nach den verschiedenartigsten Gesichtspunkten, zählten und wogen gleichsam den Text der heiligen Schrift und schützten sie durch ein so kunstvolles Gehege wie keine Litteratur der Welt sich dessen erfreut hat. Wir wissen nur sehr wenig von der Geschichte dieser Wissenschaft und von den Namen der Gelehrten, die ihr Zeit und Kraft gewidmet haben. Denn die vielen Geschlechter der Massoreten, die offenbar an dem großen Werke mitgearbeitet haben, verzichteten selbstlos auf die eigene wissenschaftliche Persönlichkeit und setzten einen unglaublichen Scharfsinn und einen unbeschreiblich emsigen Fleiß einzig daran, prunklos für eine unbekannte Zukunft zu wirken. Führwahr, ein musterhaft hohes Maß von Hingebung und Liebe zur heiligen Schrift liegt in dieser anspruchslosen Wirksamkeit. Die Weisen Babylons und Palästinas schufen unabhängig von einander Punktationssysteme. Allein während wir als Frucht des babylonischen Fleißes die daselbst entstandene Gemara unbegrenzt verehren, erteilen wir auf dem Gebiete der schriftlichen Lehre dem viel sorgfältigeren palästinensischen Punktationssystem, als dessen Heimat Tiberias genannt wird, den bleibenden Vorzug[1]).

3. Die Sammlung der haggadischen Midraschim.

Die mit so vieler Liebe umhegte, mit so vieler Sorgfalt behütete schriftliche Ueberlieferung war und blieb der Mittelpunkt

[1]) Erst aus späterer Zeit, vielleicht aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, haben sich die Namen zweier berühmter Gelehrten, Ben-Ascher und Ben-Naphtali, auf die Gegenwart gerettet. Für unsere Ausgaben der heiligen Schrift sind die Notizen des Ben-Ascher maßgebend geworden.

des Gottesdienstes. Das Gotteshaus war neben der Schule die einzige Zufluchtsstätte für alles Denken und Empfinden des Volkes. Beide Einrichtungen standen wohl schon in jenem Zeitraum im untrennbarsten Zusammenhang. Da der Unterricht in der Lehre selbst ein Gottesdienst ist, lag der Gedanke nahe, denselben Raum zugleich zum Lehrhause und zum Bethause zu weihen. Man betete in der Schule, um den Jugendunterricht nicht durch Ab- und Zugehen über Gebühr unterbrechen zu müssen, und man unterrichtete im Gotteshause, um an die Erbauung unmittelbar die Belehrung anzuschließen, wie denn auch in der That der bis auf die Gegenwart üblich gebliebene Sprachgebrauch in sinniger Weise in der Bezeichnung „Schule" beide Begriffe verschmolzen hat.

Der Gottesdienst im engeren Sinne bot schon seit Esra neben der Erhebung des Herzens die Belehrung im Gotteswort, welches gelesen, übersetzt und erklärt wurde. Man trug damals in Babylonien, wie bereits[1]) bemerkt ist, neben dem Urtext diejenige chaldäische Uebersetzung, welche den Namen des Onkelos an der Spitze trägt, vor, während im heiligen Lande diejenige Uebertragung zur Verwendung kam, welche dem Jonathan ben Usiël zugeschrieben wurde. Die erstere hält sich im allgemeinen streng an den Ausdruck des heiligen Textes, die letztere dagegen liebt es, das heilige Wort zugleich in Kürze zu erläutern und erbaulich zu beleuchten. So behauptet im Gottesdienst überall neben dem Vorleser (Karra) der Uebersetzer (Meturgeman) seinen Platz. Ihnen zur Seite stand der Redner (Darschan). Denn schon seit alter Zeit diente das Gotteswort als Ausgangspunkt für religiöse Belehrungen, durch welche der Geist und das Gemüt der Zuhörer ergriffen und erbaut werden sollte. Zwanglos schweifte der haggadische Vortrag bei der Deutung einer Stelle von warmer Begeisterung für die herrlichen Gestalten der Bibel zu eindringlicher Ermahnung und halachischer Belehrung. Solche Reden zum Zweck der Schrifterklärung fing man an in jener Zeit zu sammeln und nannte sie Midrasch. Die bald kürzeren, bald längeren Ausführungen und Bemerkungen wurden

[1]) I, S. 218.

am Faden der heiligen Schrift aufgereiht und für die einzelnen biblischen Bücher in besonderen Sammelwerken vereinigt. Zuerst kam der Midrasch zum ersten Buche Moses zustande. Um vom Inhalt und der Weise dieser Vorträge eine Anschauung zu geben, stellen wir in der Übersetzung einen Auszug der Bemerkung zu I M. 2, 3 zusammen:

„Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn," Es heißt: „Der Segen des Ewigen macht reich"[1]), d. i. der Sabbath, von dem es heißt: Gott segnete den siebenten Tag; „er führt keine Betrübnis mit sich", d. i. die Trauer, wie es heißt: „Der König (David) betrübte sich wegen seines Sohnes (Absalom)"[2]). Nach R. Ismael segnete Gott den Sabbath mit dem Manna und heiligte ihn durch das Manna. Das erstere geschah, indem an jedem Tage der Woche ein Omer fiel, am Vorabend des Sabbaths aber zwei Omer fielen; das letztere aber geschah, indem am Sabbath gar kein Manna fiel. Nach R. Nathan dagegen segnete Gott den Sabbath mit dem Manna und heiligte ihn durch einen besonderen Segensspruch[3]). Nach Rabbi Isaak segnete Gott ihn durch das Manna und heiligte ihn durch die Hinrichtung des Holzsammlers .... Oder: Gott segnete den Sabbath mit dem Lichte des Antlitzes des Menschen und heiligte ihn auch dadurch; denn das Antlitz des Menschen an den Wochentagen ist ein anderes als am Sabbath ..... Rabbenu (d. i. R. Jehuda ha-Nassi) machte am Sabbath für den Kaiser Antoninus ein Gastmahl, und es wurden ihm kalte Speisen vorgesetzt. Er aß davon und es schmeckte ihm gut. Derselbe machte aber auch ein Gastmahl an einem Wochentage und trug warme Speisen auf. Da sprach Antoninus: „Jene Mahlzeit schmeckte mir besser als diese." „Das kommt daher", entgegnete Rabbenu, „weil heute ein Gewürz fehlt." „Sollte denn in der königlichen Speisekammer etwas fehlen?" „Ja wohl, der Sabbath fehlt. Hast du etwa einen Sabbath?" R. Ismaël bar Joseph fragte Rabbi: „Warum erfreuen sich die Babylonier eines so glücklichen Lebens?" Er antwortete: „Wegen des Verdienstes um die Thora." „Warum erfreuen sich die Bewohner des heiligen Landes eines glücklichen Lebens"? „Wegen der Zehnten." „Warum erfreuen sich auch die Leute außerhalb des heiligen Landes eines glücklichen Lebens?" „Weil sie die Sabbathe und Festtage ehren." R. Chijja bar Abba erzählte (zum Beweise): „Einmal lud mich ein Mann aus Laodicea ein und setzte uns eine große Schüssel vor, getragen auf sechzehn Stangen. In ihr fand sich von allem, was in den sechs Schöpfungstagen hervorgebracht war. Ein Kind saß an der Tafel und rief: „Dem Ewigen gehört die Erde und was sie füllet."[4]) Warum rief das Kind so? Damit der Hausherr nicht stolz werden sollte. Da sprach ich zu ihm (dem Hausherrn): „Mein Sohn, wodurch

[1]) Spr. Sal. 10, 22.
[2]) 2. Sam. 19, 3.
[3]) Er lautet: „Gelobt seist Du, Ewiger, der Du den Sabbath heiligst".
[4]) Ps. 24, 1.

gelangtest du zu all dieser Herrlichkeit?" „Ich bin Fleischer gewesen," gab er zur Antwort, „und alles schöne Vieh, das ich an Wochentagen sah, bestimmte ich gleich für den Sabbath." „Da bist du," versetzte ich, „nicht umsonst zu deinem Reichtum gelangt" .... Der Tyrann Rufus, „der Frevler" fragte den R. Akiba: „Was ist ein Tag anders als die anderen Tage?" „Was ist ein Mann anders," entgegnete Akiba, „als die anderen Männer?" „Was sprichst du da?" A: „Du fragtest mich, was der Sabbath anders sei als die anderen Tage, und ich habe dir hierauf die Antwort gegeben: Was ist ein Mann anders als die anderen Männer? Was zeichnet den Tyrann Rufus vor anderen Männern aus?" Da antwortete Rufus: „Weil der König Lust hatte, mich zu ehren." Akiba aber entgegnete: „Gott wollte eben auch diesen Tag besonders ehren" ..... Nach R. Simeon ben Jochai sprach der Sabbath vor Gott: Herr der Welten! alle Tage haben einen Tag, mit dem sie ein Paar bilden, nur ich nicht. Gott entgegnete ihm: Du bildest ein Paar mit der Gemeinde Israels. Darum sprach Gott zu den Israeliten, als sie an dem Berge Sinai standen: Gedenket des Wortes, das ich zum Sabbath gesprochen: Die Gemeinde Israels wird mit dir ein Paar bilden, wie es heißt: Gedenke des Sabbathtages, ihn zu heiligen (dich ihm zu vermählen).....

Im Alter am nächsten steht dem Midrasch zum ersten Buche Moses[1]) derjenige zu den Klageliedern des Propheten Jeremias, die einen unerschöpflichen Stoff für mahnende und tröstende Worte boten. Nach und nach wurden die haggadischen Vorträge zu den übrigen Büchern der Thora[2]) und zu den anderen Megillot zusammengetragen. Die Sammlungen führen den Gesammtnamen Midrasch rabbot[3]). Es gab aber noch andere Gesichtspunkte für die Sammler als die Anknüpfung an die Bücher der heiligen Schrift. Einige stellten haggadische Betrachtungen über die Feste und die im Gottesdienst ausgezeichneten Sabbathe[4]) zusammen, während andere biblische Ereignisse oder Personen zum Mittelpunkt eines Midrasch machten, z. B. den Segen Jakobs, die Geschichte Moses, den Tod Aharons u. s. w. Hin und wieder

[1]) Er heißt: בְּרֵאשִׁית דְּרַבִּי הוֹשַׁעְיָה רַבָּה oder בְּרֵאשִׁית רַבָּה d. h. Bereschit des älteren R. Hoschaja, mit dessen Ausspruch das Werk beginnt.

[2]) Man nennt sie nach den üblich gewordenen hebräischen Bezeichnungen der einzelnen Bücher mit dem Zusatz רַבָּה z. B. den zum 2. Buch Mose שְׁמוֹת רַבָּה, den zum 3. Buch Mose וַיִּקְרָא רַבָּה u. s. w. In derselben Weise werden die Midraschim zu den Megillot bezeichnet, z. B. אֵיכָה רַבָּתִי zu den Klageliedern des Jeremias u. s. w.

[3]) מִדְרָשׁ רַבּוֹת

[4]) Eine derartige Sammlung heißt פְּסִיקְתָּא Abteilung, Stück (wegen der Sabbath- und Festlesestücke, auf welche sie sich beziehen).

wurden selbst die legendenhaft verklärten Gestalten der späteren Zeit, wie R. Elieser ben Hyrkanos, der berühmte Schüler des R. Jochanan ben Sakkai, dazu benutzt, um Haggadoth um sie zu gruppiren[1]). So verband, sichtete und sammelte man eine Fülle haggadischen Stoffes, der freilich teilweise schon aus dem Talmud bekannt war, aber in dieser neuen Form als etwas Eigenartiges den halachischen Sammlungen gegenübersteht. Es bildete sich eine Litteratur, welche sechs Jahrhunderte lang, vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert, die Geister anregte und beschäftigte und immer reicher an Umfang und Inhalt wurde. Wie diese Geistesschätze während jenes langen Zeitraumes allmählich zusammengetragen und aufgespeichert wurden, hat erst in der jüngsten Vergangenheit (1832) Leopold Zunz klar erkannt und mit der unerreichten Meisterschaft, die ihn auszeichnet, in seinem Buche über „die gottesdienstlichen Vorträge der Juden" geschichtlich entwickelt.

4. Die Entwickelung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes.

Die Vorlesung der ganzen Thora wurde in Palästina in drei Jahren, in Babylonien in Einem Jahre abgeschlossen und wird auch heute noch gewöhnlich im Laufe eines Jahres beendigt. Nächst der religiösen Unterweisung gewährte der öffentliche Gottesdienst dem Volke vor allem gemeinschaftliche Erbauung durch das Gebet. Wir wissen, daß schon die Männer der großen Versammlung den Geist der Beter zu gewissen Grundwahrheiten hinlenkten, daß durch sie zwei Pflichtgebete, das Schema und das Achtzehngebet, umrahmt von Segenssprüchen, entstanden sind, und daß sogar seit sehr alter Zeit die drei ersten und die drei letzten Sprüche des Hauptgebetes bereits ihre bleibende Form besaßen.[2]) Die übrigen, ihrem Inhalt nach allmählich festgestellten Bitten, Wünsche und Anrufungen gestalteten sich im Munde der Andächtigen zuvörderst nach persönlichem, beliebigem Bedürfnis. Erst im Laufe der Zeit wurde dieses Gerüst unserer Gebetsammlung nach

[1]) Diesen Midrasch nennt man: פִּרְקֵי דְרַבִּי אֱלִיעֶזֶר die Abschnitte, (welche vom Leben) des Rabbi Elieser (handeln).

[2]) S. I, S. 52. 128 ff. 238 f.

und nach ausgebaut. Die Verhältnisse der Gesammtheit Israels, die Sitten, der Geschmack der Menschen, die Ansprüche des Einzelnen an das tägliche Leben, Alles dies wirkte auf die endgültige Feststellung und Ordnung der Gebetformeln. Das Bedürfnis der gemeinsamen Andacht veranlaßte die Gemeinde, auf die Übereinstimmung im Ausdruck zu bringen, und empfahl zu diesem Zweck die Auswahl eines Vorbeters[1]), welcher die Gebete vortrug und so dem Einzelnen, auch wenn er kein Gebetbuch besaß, die Möglichkeit persönlicher Teilnahme am Gottesdienste gewährte. Der Kenntnislose wurde dadurch wenigstens in den Stand gesetzt, am Schlusse jedes Segensspruches durch ein „Amen" das Gehörte zu bekräftigen. Durch den Vorbeter befestigte sich mehr und mehr auch die Form der Segenssprüche, und am Ende des Zeitraums, von dem wir reden, also um 750, besaßen die Gebetformeln nahezu diejenige Gestalt, welche sie bis auf die Gegenwart behalten haben.

Am Morgen erhob sich vor Beginn der Pflichtgebete die menschliche Seele in unbezwinglichem Drange zum Schöpfer und pries ihn mit den Worten des Psalmisten[2]). Über die Psalmen, deren Zahl an Sabbathen und Festtagen vermehrt ward, sprach man am Anfang[3]) und Ende[4]) einen Segen. Darauf rief der Vorbeter die Gemeinde zum eigentlichen Gebet auf mit den Worten: „Preiset den Ewigen, den Hochgepriesenen!" Es folgten dann die Sprüche und Gebete, deren Inhalt bereits angegeben ist,

---

[1]) Den Vorbeter nannte man zuerst קָרוֹבָא, d. h. denjenigen, der an Stelle der Opfer das Gebet der Gemeinde dem Allvater darzubringen hat. Später wurden die Amtsnamen שְׁלִיחַ צִבּוּר (wörtlich: der Abgesandte der Gemeinde) und חַזָּן (wörtlich: der Aufseher) üblich. Das letztere Wort bezeichnete bereits im zweiten Tempel denjenigen Subalternbeamten, welchem die Aufsicht über die äußere Tempelordnung oblag. In späterer Zeit verstand man unter חַזָּן den Beamten, welcher der Jugend den elementaren hebräischen Unterricht ertheilte und sie beim Gottesdienste beaufsichtigte. Als dann häufig die Ämter des Jugendlehrers und des Vorbeters in Einer Person vereinigt wurden, blieb חַזָּן ein Würdename für den Vorbeter, selbst nachdem die Gemeinden die Ämter wieder getrennt hatten.

[2]) Diesen Theil des Gottesdienstes nennt man פְּסוּקֵי דְזִמְרָה.

[3]) Er beginnt mit den Worten: בָּרוּךְ שֶׁאָמַר

[4]) Er beginnt mit den Worten: יִשְׁתַּבַּח שִׁמְךָ

und auf das Achtzehngebet abermals Psalmen und eine Reihe passender Bibelsprüche. Am Schlusse fügte man schon in ziemlich früher Zeit das von Rab verfaßte Gebet[1]) an, welches das messianische Heil und die Herrlichkeit des Himmelreiches auf Erden mit begeisterten Worten schildert.

Dieser ganze Strauß von Gebeten, Psalmen und Sprüchen wird zusammengehalten durch einen wiederkehrenden Hymnus[2]) in der damals allen Betern verständlichen (chaldäischen) Landessprache. Er drückt den Gedanken aus, daß Gott erhaben sei über alle Loblieder der Menschen. Er bittet um gnädige Aufnahme des Gebetes der Gemeinschaft Israels, welcher der Herr Leben und Frieden spenden möge.

Da das öffentliche Gebet seiner Veranlassung und Entstehung nach für die Teilnahme am Opfercultus einen Ersatz bieten sollte, so versammelte es zwei Mal täglich die Gemeinde um die Zeit, da ehemals im Heiligtum geopfert wurde: wenn die Sonne aufging, und wenn sie zu sinken begann. Das Nachmittagsgebet[3]) beschränkte sich auf die achtzehn Segenssprüche, eingeleitet von einem Psalm. Außerdem ward mit oder nach dem Beginn der Nacht schon in uralter Zeit nochmals das Schema gelesen, welches nach biblischer Vorschrift eben zu der Zeit, „wenn man sich niederlegt und wenn man aufsteht," gesprochen werden soll. Nach dem Abschluß des Talmuds war das Schema, welches den Grundbestandteil des heutigen Abendgebetes[4]) bildet, bereits mit einem Kranz von Segenssprüchen ausgeschmückt und zu einem dritten täglichen Pflichtgebete für die versammelte Gemeinde ausgestaltet. Der erste einleitende Spruch lobt Gott als denjenigen, welcher die Sonne sinken und den Abend dämmern läßt[5]), während der zweite in gleicher Weise wie am Morgen, nur in gedrängterer Form, unsere Freude an der Lehre und den Geboten,

---

[1]) Es beginnt mit den Worten: עָלֵינוּ לְשַׁבֵּחַ (Vgl. I, S. 239.)
[2]) Man nennt ihn קְדִישׁ
[3]) תְּפִלַּת מִנְחָה
[4]) תְּפִלַּת עַרְבִית
[5]) בְּרִכַּת הַמַּעֲרִיב עֲרָבִים

über die wir sinnen Tag und Nacht, ausdrückt[1]). Darauf folgt das Schema. Nach seinem dritten Absatz, welcher auf die Erlösung aus der Knechtschaft hinweist, wird wie am Morgen der Herr als Retter und Befreier gepriesen[2]). Dann bittet der Mensch in einem zweiten Spruch um Frieden und Schutz für die Nacht und um Gottes Beistand in jeglicher Gefahr[3]). Daran knüpft der dritte Segensspruch eine Auswahl, die Herrlichkeit Gottes besingender Bibelstellen mit einem hoffenden Ausblick in die messianische Zukunft[4]). Hier beschließt der erwähnte chaldäische Lobgesang die das Schema umgebenden Segenssprüche und überläßt es dem Beter, Alles, was ihn persönlich bewegt, noch einmal mit den Worten der Tefillah vor seinem Gotte auszusprechen.

So verlief der öffentliche Gottesdienst an Werktagen. An Sabbathen und Festen kam das Mussaphgebet[5]) an Stelle der besonderen einst für diese Tage bestimmten Opfer hinzu. Es erinnert uns an die einstige nationale Größe Israels, die um unserer Sünden willen dahin geschwunden ist, führt die Schriftstellen an, welche das Opferritual für die betreffenden festlichen Tage angeben, und drückt endlich den Wunsch und die Sehnsucht aus, daß Gott seine messianischen Verheißungen in der Zukunft erfüllen möge. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes zwischen dem Morgen- und dem Mussaphgebete bildete die Vorlesung und Übersetzung der Schrift, wozu sich häufig ein haggadischer Vortrag gesellte.

Bei diesem Grundstock der Gebete, die während dieses Zeitraums ihre dauernde Form gewannen, blieb es nicht lange. Die Begeisterung, in welche der Psalmist den Andächtigen versetzte, sowie die Weihe und Muße des Sabbaths und Festes, entlockte seiner Brust neue Hymnen und dichterische Betrachtungen, welche das alte Gebet blühend umrankten. Schon in jener frühen Zeit

---

[1]) בִּרְכַּת אַהֲבַת עוֹלָם
[2]) בִּרְכַּת גְּאֻלָּה
[3]) בִּרְכַּת הַשְׁכִּיבֵנוּ
[4]) בִּרְכַּת יִרְאוּ עֵינֵינוּ
[5]) תְּפִלַּת מוּסָף

erweiterte sich daher der die Psalmen beschließende Segensspruch für den Sabbath zu einem Jubelgesang auf den Herrn: „Wenn auch unser Mund voll wäre des Gesangs wie das Meer, und unsere Zunge des Jubels wie das Brausen seiner Wellen, und unsere Lippen voll Preis wie die Ausdehnung des Firmaments, und unsere Augen leuchtend wie Sonn' und Mond, und unsere Hände ausgebreitet wie die Adler am Himmel, und unsere Füße schnell wie die Rehe, — wir würden nicht damit ausreichen, Dir zu danken, Ewiger, unser Gott und unserer Väter Gott, und zu segnen Deinen Namen für eine der tausend- und abertausend-, ja myriadenfachen Wohlthaten, die Du gethan an unseren Vätern und an uns"[1]). Zu so begeisterten Lobpreisungen seines Schöpfers erhebt sich der Dichter in freier, schwungvoller, ungebundener Rede.

Gleichzeitig erwachte unter den Juden, vielleicht durch die nähere Bekanntschaft mit der frisch aufblühenden, arabischen Poesie angeregt, der Sinn für kunstvollere Dichtungsformen. Es wurde zunächst an diejenige angeknüpft, welche schon in der Bibel, besonders in einigen Psalmen, zur Anwendung kommt und darin besteht, daß die Verse alphabetisch geordnet sind. Eine solche alphabetische Aneinanderreihung poetischer Gedanken schob sich bereits in jener Zeit erweiternd in den ersten Segensspruch ein, der das Schema am Sabbath einleitet[2]).

Welche Gelegenheit aber war für Israels Dichter verlockender, in die Tiefe des menschlichen Gemütes hinabzusteigen und alle seine Empfindungen ans Licht zu fördern, als der der Trauer geweihte neunte Ab und namentlich der der Buße gewidmete Versöhnungstag! Ihre geheiligten Stunden eigneten sich besonders für ein weihevolles Wort. Es entrang sich am Süh-

---

[1]) Aus נִשְׁמַת כָּל־חַי תְּבָרֵךְ

[2]) Das Stück beginnt mit den Worten: אֵל אָדוֹן עַל כָּל הַמַּעֲשִׂים Eine alphabetische Reihenfolge von Wörtern in der geraden Reihenfolge der Buchstaben findet sich am Eingang desselben Segensspruches für die Werktage (אֵל בָּרוּךְ גְּדוֹל דֵּעָה), eine alphabetische Reihenfolge von Wörtern in der umgekehrten Reihenfolge der Buchstaben im ersten Satz der Mussaphtephilla für den Sabbath (תִּקַּנְתָּ שַׁבָּת). Beide Zugaben scheinen bereits dieser Zeit oder dem benachbarten folgenden Jahrhundert anzugehören.

fest dem nach Vergebung schmachtenden Herzen als das Bekenntnis seiner Schuld. So entstand eine wiederholte Aufzählung der menschlichen Schwächen und Fehler in alphabetischer Ordnung. Besonders ergreifend wirkte von alter Zeit her diejenige Stunde des heiligen Tages, in welcher einst der Hohepriester das einzige Mal im Jahre allein das Allerheiligste betrat, nachdem er betend und beichtend den Ewigen bei dem geheimnisreichen Namen angerufen hatte, den im profanen Leben die Zunge eines Sterblichen nicht aussprechen, kaum das Ohr eines Sterblichen je vernehmen durfte, bei dessen Nennung das Volk im Tempel anbetend auf das Antlitz fiel und ausrief: „Hochgepriesen sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches immer und ewig!" Dieser Vorgang ist in breiter Schilderung dargestellt worden, damit sich die Gemeinde wenigstens an dem Berichte vom heiligen Dienste[1]) erbauen und die Größe der Stunde nachempfinden könne. Die kurzen Gebete, welche der Hohepriester in der Vorhalle und im Allerheiligsten sprach, sind nach der Darstellung der Mischna wörtlich wiedergegeben, und bei der Erwähnung des heiligsten Momentes fällt noch heute die andächtige Gemeinde auf das Angesicht.

Als ein anderes vortreffliches Mittel, einen lebhaft und tief empfundenen Gedanken der Gesamtheit wiederzugeben, erwies sich die refrainartige Wiederholung eines Ausdrucks mit einem wechselnden Zusatz. Die menschliche Stimme kann nicht in einer und derselben Tonfolge mehrere Bewegungen des Gemütes gleichzeitig ausmalen; sie wiederholt darum oft denselben Text in verschiedener Weise, um nacheinander seine ganze Bedeutung zu Gehör zu bringen. So läßt der Dichter zum Beispiel die Gemeinde ihr Gefühl ausströmen in den Worten: „Unser Vater, unser König[2])!" Der gemeinsame Anruf hebt die Empfindung, reißt das Herz mit fort, wie der Takt den Schritt vorwärtsdrängender Sieger. Aber es handelt sich nicht bloß um eine gleichmäßige Bewegung des Gemütes; der Dichter gießt zugleich lichtvolle Erkenntnis über das Thema aus, indem er es in seiner ganzen Vielseitigkeit ausführt. Das menschliche Herz wendet sich an den

[1]) עֲבוֹדָה

[2]) אָבִינוּ מַלְכֵּנוּ

Vater und König mit solchen Wünschen und Bitten, welche die verschiedenen Ausstrahlungen seiner Vollkommenheit wirksam zu machen streben. Derartige Dichtungen, die je nach Gebrauch und Sitte abwechselnd vom Vorbeter und der Gemeinde vorgetragen werden, nennen wir Litaneien[1]).

Dieselbe liebevolle Pflege wie der öffentliche fand auch der häusliche Gottesdienst. Wir haben schon während des vorigen Zeitraums die Segenssprüche und Gebete, welche das häusliche Leben des Israeliten schmückten, in der Grundanlage kennen gelernt. In der nachtalmudischen Zeit wurde auch diese Seite der religiösen Praxis weiter ausgebildet und jeglicher Anlaß, das Leben im Hause zu weihen und zu heiligen, gewissenhaft wahrgenommen. Schon damals war Friede und Freude für den Juden fast nur im Schoße der Familie zu finden, und man feierte darum hier mit besonderem Behagen alle festlichen Vorgänge des bürgerlichen und des religiösen Lebens. Besonders freundlich stattete man schon um dessentwillen das Fest der Erlösung, das Peßachfest, aus, weil es ein Sinnbild der Freiheit war, welche man in der Zukunft wiederum so sehnsüchtig erhoffte. Gemäß der biblischen Vorschrift: „Sag es Deinem Sohne!“ waren schon zur Zeit der Mischna die das kindliche Gemüt anregenden Fragen[2]) für den häuslichen Gebrauch in der noch heute üblichen Form entworfen und hergestellt. Jetzt wurde der Bericht, der jene Fragen zu lösen bestimmt ist, verbreitert und mit neuen Erklärungen ausgestattet. Nach der Erzählung vom Auszug aus Aegypten stimmte man zur Erinnerung an das Tempelritual die Hallel-Psalmen (Ps. 113—118) an und aß vor der Mahlzeit von den Speisen, welche symbolisch auf die bitteren Tage der Knechtschaft, auf die schwere Frohnarbeit und den eiligen Aufbruch der Väter hinwiesen. Nach dem Festmahl sprach man das Tischgebet und sang zum Schluß abermals Dank- und Lobgesänge.

---

[1]) Die schöne Litanei über das Thema: „O hilf doch! (הוֹשַׁע־נָא)“, welche am Hüttenfeste beim Umzug mit dem Feststrauße gesungen wird, ist eine derartige poetische Einschiebung, die in der Anlage vielleicht schon aus dem Tempelritual stammt.

[2]) מַה נִּשְׁתַּנָּה Vgl. I, S. 129.

Natürlich empfing auch jeder neue Lebensabschnitt des Israeliten seine religiöse Weihe. Die Segenssprüche bei der Aufnahme eines Knaben in den Bund Abrahams und bei der Begrüßung des Brautpaares am Hochzeitstage erhielten ihre feste Ausprägung. Die hochzeitliche Freude wie der Schmerz der Leidtragenden fanden stets allgemeinen Widerhall in den Herzen der Mitglieder der Gemeinde, und der Redner gab dieser Teilnahme willig Ausdruck, indem er die häuslichen Freuden und Leiden, im Anschluß an einen Segensspruch oder eine Schriftstelle, haggadisch beleuchtete. Dadurch entstand der Gebrauch von Vorträgen bei Hochzeiten und Beerdigungen. Derartige Anreden nannte man Segnungen und Tröstungen[1]).

5. Die Thätigkeit der ersten Geonim.

Wie jegliche Gemeinde lebhaften Anteil nahm an Wohl und Wehe ihrer einzelnen Mitglieder, so verband alle zerstreuten Gemeinden des Erdenrunds das gemeinschaftliche Interesse für das Wohl und Wehe der damaligen höchsten Würdenträger in Israel. In jeder Synagoge legte man damals allsabbathlich ein besonderes Gebet für den Resch-Gelutha und die Vorsteher der großen Akademien ein. Das Ansehen des Exilarchen wuchs mit der Ausdehnung der arabischen Herrschaft. Je weiter sich dieselbe verbreitete, desto unmittelbarer wurde sein Einfluß auf die überwiegende Mehrzahl der damaligen Juden. Die Auszeichnung, welche durch seine Vermittelung den Juden zuteil wurde, stachelte den Ehrgeiz derselben und förderte ihre Studien. Die Gelehrsamkeit der Gaonen trat in jener Zeit um so glänzender hervor, je seltener umfangreiche Kenntnisse bei den Juden der übrigen Länder zu finden waren. Darum wandte sich jeder, der die

[1]) S. Zunz „Gottesdienstliche Vorträge" (2. Aufl.) S. 348. So bezeichnet sie auch das Kaddisch-Gebet, in welchem Gott gepriesen wird als „hocherhaben über alle Segenssprüche und Lieder, über alle Lobpreisungen und Trostverheißungen, die gesprochen werden in dieser Welt". Mit diesen selben Worten unterwirft sich der Israelit nach den menschlichen Trostreden, die am Grabe seines Angehörigen ihm gespendet wurden, dem Willen Gottes und heiligt ihn. Dasselbe Kaddisch-Gebet pflegen darum auch Verwaiste während des Trauerjahres um den Heimgang der Eltern zum Gedächtnis an die Verstorbenen täglich vor versammelter Gemeinde zu sprechen.

Aufklärung einer halachischen Schwierigkeit oder die Entscheidung in einer Ritualfrage suchte, an die Vorsitzenden der wiederaufblühenden Schulen von Sura und Pumbeditha. Von hier aus wurden Gutachten in die fernsten Gegenden geschickt, und hier versammelte sich, wie schon zur Zeit der Amoräer, auch jetzt noch das Volk zur regelmäßigen Belehrung in den Kalla-Monaten[1]). Trotzdem sind uns selbständige litterarische Erzeugnisse aus dieser ersten Zeit des Gaonats fast gar nicht erhalten. Das einzige Buch, das ihr entstammt, ist von einem Gelehrten verfaßt, der zwar die Fähigkeit und den Titel eines Gaons besaß, aber nicht das Amt eines solchen bekleidete. Er hieß Rab Acha und hinterließ eine Sammlung von Vorträgen zu den Wochenabschnitten der Thora unter dem Titel: Schëiltot (Fragen). Der Verfasser knüpft jedesmal an einen Text oder ein Thema aus der heiligen Schrift an, entwickelt an der Hand desselben ein religiöses Gesetz mit allen seinen Verzweigungen und wirft schließlich eine noch unerledigte Frage aus demselben Gebiet der religiösen Praxis auf, die er nach biblischen und talmudischen Quellen prüft und entscheidet. Der auf die Praxis gerichtete Sinn des Zeitalters trat also auch bei diesem selbständigen Geisteserzeugnis klar zu Tage und zeigt es deutlich, wie der Geist der Gaonen sich immer mehr dem Ziele zuwandte, den Menschen ganz und gar im Juden aufgehen zu lassen und sein gesamtes Leben zu umspinnen und zu durchweben mit den aus der Bibel und dem Talmud sich ergebenden gesetzlichen Verpflichtungen.

Die Gesamtheit fühlte sich wohl und geborgen im Schatten des Gesetzes, das für sie aus dem Geiste der Väter zu einem so stattlichen Baum erwachsen war. Allein die selbstgenügsame Einseitigkeit der Ueberzeugungen erfuhr bald eine bedenkliche Störung. Denn wie in jedem Gemeinwesen fanden sich auch bei den Juden Keime des Widerstandes, welche durch gewaltige innere und äußere Einflüsse allmählich erstarkten und die Saat des Unfriedens üppig gedeihen ließen. Ist es doch in der mangelhaften Natur aller irdischen Einrichtungen aufs tiefste begründet, daß sie niemals ausnahmslos die Gesamtheit zu befriedigen vermögen,

[1]) Vgl. I, S. 237.

sondern stets Elemente zurücklassen, die das Gemeingültige nicht zur Richtschnur für ihr Denken und Handeln machen mögen, die gegen das Hergebrachte die eigene Kraft des Denkens und Empfindens ins Feld führen und sich nur auf das stützen wollen, was ihrer persönlichen Neigung zusagt und bequem erscheint. Wenn dann ein frischer Luftzug durch die Geschichte weht und einen neuen Geistesfrühling in der Menschheit erblühen läßt, erzeugt er auch auf den entlegenen Gebieten, welche er berührt, neue geistige Regsamkeit und vereinigt jene vereinzelten Kräfte zu bewußtem Widerstand gegen die Gesamtheit. Wir sahen durch die Einwirkung des Griechentums auf das Judentum eine derartige Opposition erstehen, zur Auflehnung gegen die mündliche Ueberlieferung fortschreiten und eine Richtung einschlagen, welche lediglich die heilige Schrift als Grundlage für das Leben wählte. Der Streit der Pharisäer und Sadducäer wurde zwar unter den Trümmern des Heiligtums verschüttet. Tot aber war er damit keineswegs für immer. Als die Araber ihre von jugendlichem Feuer für den Monotheïsmus durchglühte Cultur überallhin ausbreiteten, brachten sie auch den lange von jedem fremden Einfluß abgeschlossenen Juden neue Anregung und Belehrung.

Die Juden konnten sich den fremden und dennoch verwandten religiösen Anschauungen nicht ganz entziehen. Sie nahmen die Spaltungen des Islams infolge eines Streites über seine Dogmen wahr und kamen durch solche Vorgänge wieder einmal zum Bewußtsein, daß auch innerhalb des Judentums scharfe Gegensätze schlummerten. Es standen in verschiedenen Gegenden falsche Propheten auf, die verhallenden Widerspruch gegen das vom Talmud aufgebürdete Gesetz erhoben. Schließlich aber erwuchs ihm ein nachhaltiger Widerstand in der eigenen Heimat durch die Karäer.

Zweiter Abschnitt.

Von der Entstehung des Karäertums bis zum Ende des Gaonats (750—1040).

Erstes Kapitel.

Die Juden in den Ländern des östlichen Khalifats (750—1040).

1. Aeußere Schicksale der Juden.

In den Erlebnissen der am Euphrat und Tigris wohnenden Juden spiegelten sich während der Zeit, die von der Mitte des achten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts verging, in verkleinertem Maßstabe alle diejenigen Ereignisse wieder, welche sich gleichzeitig bei den Arabern, unter deren Herrschaft sie standen, zutrugen. Nachdem im ersten Ansturm des heiligen Krieges die zu kühnem Heldenmut und rücksichtsloser Todesverachtung erwachten Anhänger des Propheten weite und reiche Landschaften ihren überlegenen Waffen und ihrem neuen Glauben unterworfen hatten, wurde Damaskus die Hauptstadt des gewaltigen Reiches, woselbst die Herrscher aus dem Hause der Omejjaden (seit 661) zugleich als Vertreter der weltlichen Macht (Sultane) und als Nachfolger des Propheten (Khalifen) auf dem Throne saßen. Schon war der erste Thatendurst befriedigt, und die Araber wandten sich mit Fleiß und Eifer den Künsten des Friedens zu und befruchteten die eigenen natürlichen Anlagen mit der syrischen Poesie und der griechischen Wissenschaft. Die neue Vielseitigkeit staatlicher und geistiger Interessen benahm dem ursprünglich einzigen seelischen Feuer, welches die Söhne der Wüste ergriffen hatte, dem Glaubenseifer, seine Glut und Kraft. Der Zweifel erwachte, und es kam zu dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des

Islam. Sie riefen endlose Thronwirren und politische Zerwürfnisse hervor, die schließlich den Sieg der Abassiden über das herrschende Geschlecht der Omejjaden bewirkten (750). Der letzte Omejjade Abdurrhaman entfloh von Damaskus zu seinen Stammesbrüdern auf die pyrenäische Halbinsel und gründete dort das selbständige Khalifat von Cordova.

So lange Damaskus die Residenz der Khalifen war, lebten die Juden, deren Wohnsitze namentlich im alten Babylonien lagen, im Ganzen ziemlich unbehelligt; denn sie kamen mit den Moslemen nicht in so unausgesetzten persönlichen Verkehr, um durch die Vorschriften des Korans, welche sie demütigten und ihnen die öffentliche Bethätigung der Religion verboten, dauernd und empfindlich zu leiden. Sie nahmen vielmehr willig und harmlos an den bei den Arabern aufblühenden Wissenschaften teil. Das große Reich, dem sie angehörten, erweiterte den Gesichtskreis, machte mit neuen geographischen Beziehungen zu entfernten Ländern und mit den ungewohnten klimatischen Verhältnissen derselben bekannt und bereicherte die Kenntnisse von den Sitten und Sprachen der Menschen. Bald befleißigten sich darum die Araber der Heilkunde, der Geographie, der Sternkunde, der Rechenkunst und anderer Wissenschaften. Unter den Juden kümmerten sich um alle diese Kenntnisse mit besonderer Neigung diejenigen, welche sich durch die engen Schranken, die der Talmud ihrem praktischen Leben und ihren geistigen Bestrebungen zog, am meisten bedrückt fühlten, und die darum an der tieferen Versenkung in die nationale Literatur ein dauerndes Behagen nicht empfanden. Die Aneignung des neuen Wissens führte zum Vergleich mit dem alten und bald zur Auflehnung gegen dasselbe. Dieser Geist der Auflehnung wurde, wie sich annehmen läßt, unterstützt, als die Juden den Streit um religiöse Dinge bei den Moslemen wahrnahmen.

Inzwischen begründeten die Abassiden in Bagdad eine glänzende Herrschaft, welche in Harun al-Raschid (786—809), dessen Macht und Weisheit selbst das Abendland bewunderte, ihre Blüte zeitigte. An ihn schickte selbst Karl der Große eine Gesandtschaft, die von einem Juden begleitet war. Nach dem Tode des Harun al Raschid nahm der Glanz und die Pracht-

liebe am Hofe der Abassiden mehr und mehr überhand. Die Herrscher gaben sich mit ganzem Eifer und ausgesprochener Vorliebe der Pflege schöner Künste und Wissenschaften hin, büßten Thatkraft und Unternehmungsgeist darüber ein und wälzten die Sorgen der Regierungsgeschäfte auf die Schultern gewandter und tüchtiger Veziere. Schließlich untergruben sie selbst die Wurzeln ihrer eigenen Kraft, indem sie beschlossen, weil angeblich die geistige und weltliche Macht, in einer Hand vereinigt, einander hemmten, die Besorgung der politischen Geschäfte einem „Fürsten der Fürsten" (Emir al Omra) aufzutragen. Von der Zeit an wurde die Macht der verweichlichten Khalifen immer schattenhafter und die Gewalt der ehrgeizigen Emire immer umfangreicher. Die Großen des Reichs aber stritten und haderten eifersüchtig um Ansehen und Einfluß.

Ganz ähnlich war es bei den Juden, nur daß hier umgekehrt der Glanz des weltlichen Hauptes immer mehr vor dem der Schulhäupter erblich. Das Ansehen, welches der Schutz des Staates früher dem Exilarchen verliehen hatte, schwand bald vollständig, als Bagdad der Herrschersitz wurde und die Juden, nunmehr unmittelbar unter den Augen der Muhammedaner lebend, für den Beherrscher der Gläubigen ein beständiger Stein des Anstoßes waren. War doch alles, was sie bisher von Duldung oder gar Auszeichnung einzelner Personen durch die Muhammedaner erfahren hatten, vom Standpunkte des Korans und seiner Vertreter aus, im Grunde ungesetzlich. Je mehr jetzt in der nächsten Nähe von Pumbeditha die neue Residenzstadt Bagdad erblühte, desto gedrückter und trauriger gestaltete sich das äußere Leben der Juden, und desto zweifelhafter wurde die Stellung ihres Oberhauptes allmählich selbst in ihren eigenen Augen. Mit Neid und Mißgunst sah das erbliche und von Familienstolz erfüllte Exilarchat auf das wachsende Ansehen und das zunehmende Selbstbewußtsein der Geonim. Je weiter deren geistiger Einfluß auf die Glaubensgenossen reichte, desto wesenloser wurde das Ansehen des Resch-Gelutha und desto parteiischer und ungerechter machte ihn seine Bitterkeit gegen die von ihm zu wählenden Vorsteher der höchsten Lehranstalten. Es entstanden Zwistigkeiten wegen der Besetzung der höchsten Aemter, und im Jahre 761 wurde ein Mann, Namens Anan ben David, der Mittelpunkt eines solchen Streites.

2. Die Entstehung und Entwickelung des Karäertums.

Anans Bemühungen um das Exilarchat mißglückten. Tief gekränkt durch diese schwere Enttäuschung lehnte er sich grundsätzlich gegen viele durch ihr Alter ehrwürdige und von der Gesamtheit anerkannnte Einrichtungen auf. Um ihn sammelten sich bald die hie und da unter den Juden vorhandenen unzufriedenen Elemente. Sie sahen in dem gelehrten Anan ihr Oberhaupt, nannten sich zuerst nach ihm Ananiten und nahmen später den Namen Karäer, d. h. Söhne der Schrift[1]), an. Die heilige Schrift, wie sie Mose aufgeschrieben hatte, sollte ihnen die einzige Quelle der Religion sein. Irgend welche schon von Mose ausgegangene mündliche Ueberlieferung leugneten sie grundsätzlich und widersetzten sich ihren Anordnungen. Hatte der Talmud erlaubt, daß man sich trotz des Ruhegebots am Sabbath innerhalb einer angemessenen Entfernung vom Wohnorte frei bewegen dürfe, so untersagten sie, den Wortlaut des heiligen Textes: „Sitzet jeder an seiner Stelle[2])" bedenklich pressend, jegliche Entfernung des Gläubigen von seinem Wohnsitze. In freundlicher Absicht gebietet ein anderer alter Brauch, den Sabbath mit festlicher Beleuchtung der Wohnung zu begrüßen. Die Karäer aber ziehen es vor, im Dunkeln zu sitzen, weil es in der Thora heißt: „Ihr sollt am Sabbath kein Feuer anzünden in euren Häusern[3])." So verfielen sie bald der Sklaverei des toten Buchstabens und der Verknöcherung.

Wollten sie auch ursprünglich nur der übertriebenen Wertschätzung der Tradition neben der heiligen Schrift entgegentreten, so setzten sie sich nunmehr bald in bewußten Gegensatz zu den Anhängern des Talmuds. Sie schalten sie Rabbaniten, um anzudeuten, sie hätten gänzlich auf das eigene Urteil zu Gunsten der Talmudlehre verzichtet, und widersprachen schließlich allem Bestehenden einzig und allein um des Widerspruchs willen. Sie verboten das Erlaubte und erlaubten das Verbotene. Erklärte

---

[1]) בְּנֵי מִקְרָא.
[2]) 2. M. 16, 29.
[3]) 2. M. 35, 3.

z. B. der Talmud die biblisch nicht verbotene Ehe mit der Nichte für lobenswert, so brandmarkten sie dieselbe mit dem Makel der Blutschande. Es kann auf Grund des üblichen Kalenders das Peßachfest niemals am Montag, Mittwoch oder Freitag beginnen. Darum bestimmten die Karäer, daß es nur an einem dieser Tage anfangen dürfe. Bei alledem blieb auch ihnen nichts anderes übrig, als bei einzelnen Anwendungen der schriftlichen Lehre auf das praktische Leben wenigstens ausnahmsweise die herkömmliche mündliche Ueberlieferung zu benutzen. Nur nannten sie dieselbe auch dann nicht eine Ueberlieferung von Moses her, sondern gaben sie als „Erbgut der Lehrer" aus, was freilich wesentlich keinen Unterschied macht.

Je mehr sie in dieser Weise alles, was dem Volke ein eigentümliches Ergebnis der Entwickelung zu sein schien, als Grundlage des religiösen Lebens verschmähten, desto fleißiger wandten sie sich dem Studium der Schrift zu. Allein das fröhliche Wachstum der neuen Bewegung der Geister scheiterte bald an der unüberwindlichen Schwierigkeit, sich über die Benutzung der erzielten Ergebnisse und über die Mittel und Wege zu einigen, wie ohne die Autorität der Ueberlieferung die unentbehrliche Einhelligkeit der religiösen Praxis zu erzielen sei. Die dabei zu Tage tretende Vielspältigkeit der Meinungen wurde bald der Keim des zunehmenden Zerfalls der neuen Sekte.

Anan fühlte übrigens sogleich im Anfange seiner Laufbahn, daß Babylonien, woselbst durch den Einfluß der Hochschulen das ganze Leben vom Talmud beherrscht wurde, nicht der günstige Boden sei, recht viele Anhänger für seine neue Lehre zu gewinnen. Darum ging er nach Palästina, dem Mutterlande der heiligen Schrift, und suchte von hier aus seinen Einfluß zu vermehren. Dort merkte man, da die Juden nicht in so dichten Massen bei einander wohnen durften, vergleichsweise weniger auf Schritt und Tritt, wie eigenartig sich das jüdische Leben nach dem Talmud gestaltet hatte, und konnte sich ungestörter in eine künstlich gemachte Anschauung vertiefen. Mit unermüdlichem Eifer spürten Anan und seine Anhänger den schwachen und angreifbaren Stellen im Lehrgebäude der Talmudisten nach und scheuten keine Anstrengung, um den verhaßten Gegner in die

Enge zu treiben und zu widerlegen. Die Karäer waren darum im ersten Jahrhundert ihrer Geschichte viel hitziger im Angriff ihrer Feinde und viel emsiger in der Arbeit, die Richtigkeit ihrer Lehre zu beweisen und in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen klar zu machen, als es den Geonim und ihren Schülern am Herzen lag, sie zu bekämpfen und sich zu verteidigen.

3. Die späteren Geonim und die ersten Pijjutdichter.

Die Geonim sahen sich damals genötigt, einen großen Teil ihrer Zeit auf den Austrag der Verdrießlichkeiten zu verwenden, welche sich oft zwischen ihnen und den Exilarchen entspannen. Das Exilarchat erbte sich jetzt nämlich nicht mehr einfach vom Vater auf den Sohn fort. Nach dem Tode eines Resch-Gelutha wurde vielmehr sein Nachfolger aus der Mitte der bevorzugten Familie ausgewählt und bedurfte vor dem Antritt seines Regiments der Zustimmung der Hochschulen. Bis zur Neuwahl aber führte stets ein Gaon die Geschäfte seines Amtes. Vergebens suchten die Exilarchen für ihre vermutlich berechtigten Ansprüche wie bisher bei der Regierung Schutz und Rückhalt zu finden. Der Khalif erklärte, daß er um die inneren Angelegenheiten der jüdischen Religion sich nicht mehr kümmern wolle (825) und versetzte damit der Stellung der Exilarchen den Todesstoß. Von dieser Zeit an mußte der Resch-Gelutha darauf verzichten, den Gehorsam gegen seine Anordnungen gewaltsam zu erzwingen und mußte sich mit dem Ansehen begnügen, welches die Gemeinden ihm aus alter Gewohnheit weiter gönnten.

Ueberhaupt lebten die Juden lange nicht mehr so unbehelligt, wie in den Tagen Ali's und seiner nächsten Nachfolger unter den abassidischen Beherrschern des morgenländischen Khalifats. Die übermächtigen Veziere gingen darauf aus, ihre Herren durch Luxus und Wohlleben immer mehr zu verweichlichen und unfähig zu jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates zu machen. Um die Mittel für die maßlose Verschwendung aufzutreiben, preßten sie die Unterthanen lieblos aus und setzten in erster Reihe die Ungläubigen, sowohl Juden als Christen und Feueranbeter, den Unbilden einer rücksichtslosen, despotischen Regierung aus.

Daß unter solchen schweren Leiden die Juden nicht geistig verkümmerten, ist das bleibende Verdienst der umfassenden Lehrthätigkeit, welche die Geonim emsig fortsetzten. Als die Frucht ihres Fleißes besitzen wir eine reiche Fülle von Rechtsgutachten, welche sie an ihre Glaubensgenossen in allen Gegenden der damals bekannten Welt ergehen ließen. In dieser anstrengenden Berufsarbeit ging das ganze Leben dieser hohen Würdenträger auf. Nur selten und ausnahmsweise erübrigten sie Zeit und Muße zu selbständigen schriftstellerischen Leistungen, und die Arbeiten, die sie in solchen Fällen verfaßten, waren immer Hülfsmittel für die verschiedenen Gebiete der religiösen Praxis.

So verdanken wir dem R. Simon von Kahira, der freilich aus uns unbekannten Gründen den Titel und Rang eines Gaons nicht besaß, obwohl er als der gelehrteste Mann seiner Zeit den größten Anspruch auf diese Stellung besessen hätte, einen Auszug aus dem Talmud als Handbuch für den Gelehrten, der Rechts- und Ritualfälle zu entscheiden hat. R. Simon ließ die gesamten weitläufigen Diskussionen der Amoräer fort und stellte nach der Reihenfolge der talmudischen Traktate nur die Entscheidungen kurz zusammen. Sein Buch nannte er die „großen Halachoth[1])." Etwa ein Jahrhundert nach ihm fungierte in Pumbeditha der Gaon Zemach (872—890), welcher bereits zum bequemen sprachlichen Verständnis des Talmuds ein Wörterbuch anlegte, das der Nachwelt leider nicht erhalten ist. Von weit nachhaltigerer Bedeutung war die schriftstellerische Leistung seines Zeitgenossen R. Amram, welcher an der Spitze der Hochschule in Sura (869—881) stand. Dieser schickte auf die Bitte der spanischen Juden jener Zeit an die Gemeinden des Westens seine Gebetordnung, welche die Grundlage der noch heute üblichen Gebetbücher geworden ist. Die Hauptgebetstücke mit den sie verknüpfenden Segenssprüchen werden im allgemeinen noch in der Gegenwart in derjenigen Form benützt, die sie damals auf Grund der alten Ueberlieferung gewonnen hatten. Daneben finden sich in seinem „Siddur" bereits weitere aus früher Zeit stammende Ausschmückungen der einfachen Gebete durch neue ungenannte

[1]) הֲלָכוֹת גְּדוֹלוֹת Vergl. Weiß, Dor Dor we-Dorschaw IV, 32 ff.

Dichter vor. Die aufblühende synagogale Poesie begann damals eben, das vorgeschriebene Gebet zu freier dichterischer Huldigung zu erheben und ihm künstlerisches Gepräge zu verleihen. Wie einst der Psalmist neben dem Propheten stand, so finden wir jetzt den dichtenden Pijjutisten[1]) neben dem predigenden Darschan. Die ältesten Pijjutim scheinen, gerade so wie die Haggada, dem Lande der Schrifterklärung, Palästina, zu entstammen.

In frühester Zeit wurden die Abodah für den Versöhnungstag (oben S. 33), das Mußafgebet des Neujahrsfestes und die zehn Gebote für das Wochenfest poetisch bearbeitet. Dann legte man an allen Feiertagen und an denjenigen Sabbathen, die im Gottesdienste ausgezeichnet werden[2]), zwischen die das Schema umgebenden Segenssprüche Dichtungen[3]) ein und erweiterte in derselben Weise die drei ersten Absätze der Tefillah des Morgengebets[4]). Ebenso entstanden das Gebet um Thau am Peßach- und dasjenige um Regen am Schlußfeste als Ausstattung für die Mußaf-Tefillah dieser Tage.

Die Formen dieser Lieder sind im Anfange noch die bereits geschilderten alphabetisch geordneten Gedankenreihen und zeigen erst später Reime, die sich häufig in langer Kette fortsetzen. Als

---

[1]) Die üblich gewordenen neuhebräischen Bezeichnungen für den synagogalen Dichter פַּיְטָן und für sein Kunstwerk פִּיּוּט sind offenbar Denominativa vom gr. ποιητής.

[2]) Es sind das außer dem Sabbath, der mit dem Neumond zufällig zusammenfällt (שַׁבָּת רֹאשׁ חֹדֶשׁ) und dem Sabbath der Chanucka-Woche diejenigen Sabbathe, welche vom Beginn des Monats Adar an dem Peßachfeste vorausgehen, und an welchen außer den fälligen Wochen-Lesestücken die Abschnitte 2. M. 30, 11—16 (פָּרָשַׁת שְׁקָלִים), 5. M. 25, 17—19 (פ' זָכוֹר), 4. M. c. 19 (פ' פָּרָה) und 2. M. 12, 1—20 (פ' הַחֹדֶשׁ) gelesen werden. Dazu kommen noch der in alter Zeit bereits so genannte große Sabbath (שַׁבָּת הַגָּדוֹל) unmittelbar vor dem Peßachfeste und der Bußsabbath (שַׁבָּת שׁוּבָה) unmittelbar vor dem Versöhnungstage.

[3]) Diese Gattung der Pijjutim nennt man nach dem ersten Segensspruche (יוֹצֵר אוֹר) vor dem Schema יוֹצְרוֹת. Die einzelnen Unterabteilungen erhielten noch besondere Namen nach den Gebetstücken, denen sie sich anschließen (z. B. אוֹפַן, מְאוֹרָה, אַהֲבָה, וּגְאֻלָּה, וְתַלְת).

[4]) Diese Gattung nennt man קְרוֹבוֹת, wie man in der mischnischen Zeit auch den Vorbeter קָרוֹבָא nannte. (Vgl. oben S. 29).

ältesten Pijjutdichter bezeichnet man Jose ben Jose um 750. Seine Sprache entfernt sich noch wenig von derjenigen der Gebete. Von seinen Dichtungen ist am weitesten verbreitet sein reimloser Piut für das Mußafgebet des zweiten Neujahrstages, in welchem er, den Festgedanken der mittleren Segenssprüche[1]) folgend, Gott als König, Richter und Gesetzgeber verherrlicht. Den ersten Absatz, in welchem er Gott als Weltregierer preist, schließt er mit den Worten:

„O schaff' in Zion Dir aufs neue Ruhm wie damals[2]),
Da Du sie berufen zu dem Thron der Herrschaft!
Erstehen laß' der Erde Lust[3]) aus Trümmern!
Und fest begründe Deinen Thron in der Stadt der Herrschaft!
Laß Mond und Sonnenglanz vor ihm erbleichen,
Und die Götzendiener zu Schanden werden, wenn Du antrittst die Herrschaft!
Schmück' Deine Stadt mit neuer Schöne Pracht,
Und laß in hellem Glanz erstrahlen Deine Herrschaft.
Laß schallen der Erlösten Weihgesang wie einst
In jener Festesnacht, die längst ersehen, zu stürzen Feindes Herrschaft.
Als durch der Fluten Drang Du sie geführt,
Erschaut' ihr Auge schon die Stätte, wo erblühen sollt' die Herrschaft.
Geschlossen ist des ew'gen Tempels Pforte,
Und längst entwichen ist der Glanz der Herrschaft.
Einst zieht der Heilige dort wieder ein
Und erhebt zu neuer Herrlichkeit die Macht und Herrschaft.
Es ruht die stolze Feindin, ihr droht kein Witwentum,
Denn lange schon bewährt sich ihr die Herrschaft.
O eilt herbei, ihr Retter! Reißt ab Edom den Purpur
Und reicht dem ew'gen Herrn die Macht der Herrschaft!
Gott hasset Lug — er weilt in unserm Munde.
Er heischt vergebens Wahrheit; drum bleibt noch fern von uns die Herrschaft.
O Mächtiger, laß Trug und Täuschung schwinden aus Deiner Schaar!
Dann wird jubelnd ihr Mund melden von Deiner Herrschaft.

---

[1]) Vgl. I, S. 239.

[2]) Das Stück beginnt mit den Worten: אֲהַלְלָה אֱלֹהַי. Jede Strophe schließt mit dem Worte: מְלוּכָה. Die obige Uebersetzung beginnt beim Buchstaben Ajin.

[3]) Die Gottesstadt und den Tempel.

Gürt' um die Majestät, daß fürder nicht
Der Fremdling prahle mit dem Scheine seiner Herrschaft.
Richt' auf den Erdball, schüttle weg die Sünde!
Dem Rechte nur verleih' das Diadem der Herrschaft!
Zerbrich den Stab, den noch das Laster führt,
Den Stolz und Trotz, der Du regierst ob aller Herrschaft!
Vertilg' die Götzen, herrsch' allein in Macht, und Dir
Erschalle ewiglich der Ruf, daß Dein, o Ewiger, die Herrschaft!"
(Nach Sachs.)

Was er begonnen, entwickelten andere weiter, bis jene Zeit in Eleasar ben Jakob Kalir den größten Pijjutdichter fand. Seine Arbeiten sind derartig charakteristisch und vorbildlich geworden, daß man Alles, was nach seiner Weise gedichtet worden ist, kalirisch nennt. Ueber die Bedeutung seines Namens[1]), über sein Vaterland[2]) und seine Lebenszeit wissen wir nichts Bestimmtes; aber man glaubt annehmen zu dürfen, daß er zwar im östlichen Khalifat, aber nicht in Babylonien, sondern eher in Palästina oder Syrien gelebt habe. Man vermutet ihn unter vorherrschend christlicher Bevölkerung etwa zu Beginn des neunten Jahrhunderts. Mit mehr als zweihundert Pijjutim schmückte er unseren Festgottesdienst aus, indem er Halacha und Haggada, die er mit staunenswerter Gelehrsamkeit beherrschte, zu hinreißenden Liedern verwob. Die Gewalt seiner Empfindung und Phantasie ist so mächtig und sein Geist so schöpferisch, daß ihm die einfache Sprache der Gebete nicht genügte. Er entwickelte darum die Stämme der biblischen und neuhebräischen Wörter zu ganz neuen Bildungen, die uns bald urwüchsig und ungeschickt, bald geistreich und spielerisch erscheinen, überall aber das Ueberquellen seines eigenartigen Genius verrathen. „Seine Pijjutim gleichen mittel-

[1]) Eine Legende erzählt, daß er der Anwendung eines magischen Mittels seine poetische Leistungsfähigkeit verdankt habe. Als Kind habe er einen mit mystischen Zeichen geweihten Kuchen (Kilurah) gegessen und davon nicht nur die dichterische Begeisterung, sondern auch den Namen Kalir erhalten.

[2]) Nach Rapoport, welchem wir die erste wissenschaftliche Würdigung dieses Dichters verdanken, wäre Cagliari, die Hauptstadt Sardiniens, seine Vaterstadt und die Veranlassung seines Zunamens gewesen. Wir folgen im Text der neuesten Darstellung Zunzens in seiner Literaturgeschichte der synagogalen Poesie, S. 33 ff.

alterlichen Münstern, in denen jeder Stein sagt, daß die Idee des Meisters noch viel größer gewesen sei, als das Vermögen, sie auszudrücken." Seine geistvolle Art, den Festgottesdienst dichterisch auszugestalten, verschaffte seinen Werken schnell die weiteste Verbreitung, und seine Poesieen haben seit einem Jahrtausend die kommenden und gehenden Geschlechter der Juden Frankreichs, Deutschlands und Polens bis an die Schwelle der Gegenwart erhoben und erbaut. Er gehört zu den ersten, die ihren Namen akrostichisch in ihre Dichtungen verwebten, und legte seinen Poesien durchgehends den Zwang eines oft sehr kunstvollen Reimes auf. „Die Donnerschläge der anhaltenden Reime kann keine europäische Sprache wiedergeben," und die nachfolgende Uebertragung ist nur ein schwacher Versuch, von der Gewalt des Eindruckes ein annäherndes Bild zu geben. Es ist die für das Morgengebet des Wochenfestes bestimmte dichterische Ausschmückung der biblischen Worte: „Und Gott redete alle diese Worte und sprach" (2. M. 20, 1), die wir ausgewählt haben:[1])

„Und es redete Gott."

„Die Stimme erklang des Gottes der Götter,
Die Erde ward hell, es kam Judas Retter,
Die Sterne erdröhnten im feurigen Wetter,
Es barsten die Himmel wie welke Blätter,
Und aus der Höhe donnert Posaunengeschmetter:
Vor Grausen und Zittern die Völker vergehen,
Sie winden sich kreisend in Schmerzen und Wehen,
Scheel blicken empor die Bergeshöhen,
Libanon und Sirjon im Kreise sich drehen,
Karmel und Baschan gleich flüchtigen Rehen,
Tabor und all die hochragenden Höhen —
Wie stolz auch getürmt — sie wollte verschmähen
Der Ewiglebende, deß Augen auf Demüt'ge sehen,
Ließ Sinai nicht beschämt wie einen Armen stehen.

---

[1]) Das Original beginnt mit den Worten: אֵתוּ מִצְוֹת וְחֻקִּים und illustriert in zwölf Absätzen die zehn Gebote. Jeder Absatz besteht aus 22—24 Zeilen, die abwechselnd in gerader und umgekehrter alphabetischer Reihenfolge geordnet sind und durchgehende Endreime haben. Das ganze Stück enthält 26 Reime auf בִּים, 74 auf לִים, je 44 auf מִים und כִּים und je 22 auf תִּים, צִים, קִים und רִים.

Er ließ den Himmel auf ihn hinab sich neigen,
Umkränzt sein Haupt mit Wolkendüsters Reigen,
Im Kreise der Himmlischen auf ihn wollt' Er herniedersteigen,
Vor seiner Stimme Majestät verstummt das Volk in Schweigen,
Und seines Bundes Söhne, seiner Wunder Zeugen,
Demütig und gehorsam sich seinem Worte beugen,
Lauschend vernahmen sie das Berge spaltende Wort:
„Ich bin der Ewige, Dein Gott", Dein Hort!"

(Nach Zunz und Sachs.)

Das sprechendste Zeugnis für den unerschöpflichen Reichtum seiner Gestaltungskraft ist die Thatsache, daß wir von ihm nicht weniger als 58 Elegieen für den neunten Ab und 22 Hoschanah für das Hüttenfest besitzen. Von den letzteren geben wir folgende zur Probe[1]):

„Menschen-, Tiergestalten,
Körper-, Geistgewalten,
Adern-, Beingeflechte,
Menschlichem Geschlechte,
Das mit hohem Gange,
Geistesüberschwange,
Doch nur Tier im Range,
Lenzergrünter Erde
Mit der Schöpfung Werde,
In der Pflanzen Hülle,
In der Früchte Fülle
Schenkend Himmelssegen,
Balsamgleichen Regen,
Daß in allen Thalen
Bäum' im Thaue strahlen,
Blumen sich bemalen,
Paradiese mächtig
Sprießen farbenprächtig,
Daß die Quellen rieseln
Plätschernd über Kieseln,
Dieser Welt, die schwebend,
Hängt im Nichts, belebend —
Hilf, o Herr, o hilf doch!"

(S. Heller.)

[1]) Die Hoschanah beginnt mit den Worten: אָדָם וּבְהֵמָה und wird nach unserem Ritual am großen Hoschanah-Tage beim vierten Umgange mit dem Feststrauß gebetet. Die zweiundzwanzig Zeilen reimen im Original sämtlich auf מָה und sind alphabetisch geordnet.

Um den erstaunlichen Fortschritt im Vergleich zu Jose ben Jose annähernd zu kennzeichnen, lassen wir schließlich die Strophen folgen, in welchen Kalir dieselben Festgedanken wie sein großer Vorgänger behandelt[1]):

„Wenn Gott die allmachtvolle Rechte regt,
Auf seinen Fürsten Er die Hoheit legt,
Wenn die Er ehrt, die seine Liebe trägt,
Dann strahlet seine Macht, und Er ist König.

Wenn seine Hand Er in den Himmeln oben,
Dem Allmachtsitz, in Glorie erhoben,
Auf seinem Thron im Königsglanze droben
Sitzt Er in Majestät und Pracht als König.

Es wankt die Erde dann und bebt verwitternd,
Von Angst und Grau'n und Not bedrängt, erzitternd,
Und Qual und Furcht beenget tieferschütternd
Die Erdbewohner, und nur Er ist König!

Dreifach erdröhnt dann der Drommete Hallen,
In mächt'gen Schauern wird der Ton erschallen;
Doch wird ein Loblied süß empor ihm wallen,
Aus fernen Grenzen ihm geweiht, dem König!

Preis ihm und Lob steigt von der Erd' empor,
Und Jauchzen rauscht, der Fluten mächt'ger Chor,
Und Jubel schallet aus dem Himmelsthor,
Aufjauchzt das große All, denn Er ist König!

Der Wesen Schaar, den Werken seiner Hand,
Anlegt Er — jeder Wunde den Verband,
Nur Heil erblüht, das Leid ist abgewandt!
Und Er zum Segen herrschet dann als König!

Regenten, die geherrscht mit mächt'ger Hand,
Wegwerfen sie des Purpurs eitlen Tand;
Mit lautem Ruf von ihnen wird ernannt
Der Herr zum Herrscher, daß Er sei ihr König.

---

[1]) Das Stück beginnt mit den Worten: אַנְסִיכָה מַלְכִּי. Es besteht aus 44 vierzeiligen Strophen. Jeder Buchstabe des Alphabets ist viermal als Strophen- resp. Zeilenanfang verwendet. Je zwei Strophen haben sechsmal denselben Endreim. Jede Strophe endigt mit einer Form des Zeitwortes מָלַךְ.

Und den von ihm Erkor'nen wird die Macht;
Ihm zieh'n sie nach, von ihm emporgebracht.
Kühn heben sie das Haupt. In stolzer Pracht
An ihrer Spitze herrschet Er als König!

Der Tag, der im Geheimnis ruht geborgen,
Anbrechen wird er einst an diesem Morgen,
Für seinen Eintritt wird der Mächt'ge sorgen,
Der einst in voller Macht regiert als König.

Der treue Hirt, wie in der Urwelt Jahren,
Von Theman aus wird Er sich offenbaren,
Von dort einher läßt seinen Sturm Er fahren,
Und in der Gottesstadt herrscht Er als König.

Um ihn geschaart die Söhne höh'rer Sphären —
Umgeben rings von seiner Engel Chören:
Ein Lobgesang läßt aus den Höh'n sich hören,
Laut schallet Jauchzen ihm, dem Herrn und König.

Und aus der Erde Tiefen wird es dröhnen,
Die Himmelszeichen werden laut ertönen,
Und Jubel rauschet von den Erdensöhnen
Zum Preis und Ruhm für ihn, den Weltenkönig.

Fest steht der Thron, als wie der Ball der Sonnen,
Für den, deß Name reicht so weit die Sonnen,
Er strahlt im lichten Glanze, gleich der Sonnen,
Wenn sie in Pracht aufgeht. So herrscht der König!

Der trägt das All vom Aufgang seiner Sonne
Bis dort, wo sie sich neigt, Er wird in Wonne
Erheben sie, die rein blieb wie die Sonne,
Zu ew'gem Glanz und schalten stets als König."

(Sachs.)

Dieser poetische Schmuck der einfachen Gebete wurde so schnell den Betern lieb und vertraut, daß, während der Siddur des R. Amram noch wenig davon weiß, wir ihn schon fünfzig Jahre später in sehr umfangreicher Weise in der neuen Gebet-Ordnung vertreten finden, deren Verfasser Saadja, der größte und berühmteste der Geonim, gewesen ist.

4. Die letzten Geonim. R. Saadja und seine Nachfolger.

Saadja ben Joseph wurde 892 in Aegypten zu Fajjum, dem alten Pithom, geboren. Die Stadt, welche einst die Vorfahren als Knechte erbauten, schenkte den Nachkommen in Saadja einen Mann, der sie aus den Banden geistiger Knechtschaft erlösen sollte.

Die unausgesetzten Angriffe, welche die Karäer mit Hülfe der griechisch-arabischen Philosophie und vor allem mit Hülfe einer gründlichen und gediegenen Kenntnis des althebräischen Schrifttums gegen das Lehrgebäude der Rabbaniten richteten, verfehlten für die Dauer keineswegs ihre Wirkung auf die große Masse der Gläubigen. Und das war nicht zu verwundern. Denn das Volk wurde viel zu sehr von der Gewalt der hohen arabischen Cultur ergriffen und fortgerissen, als daß es nicht auch seine religiösen Interessen mit Vorliebe an diesem modernen Geistesleben hätte messen und mit ihm vergleichen sollen. Da mußte es denn bald zu der betrübenden Erkenntnis gelangen, daß seine Führer und Lehrer so tief in das einseitige Studium des Talmuds und seiner praktischen Anwendung eingesponnen waren, daß sie kaum noch mehr als einen flüchtigen Blick für die eigentliche Grundlage ihrer religiösen Erkenntnis, nämlich für die heilige Schrift, frei hatten. Die selbständige Forschung aus den Quellen war nach dieser Richtung hin längst von ihnen aufgegeben, und ein trockenes Wissen vom Wissen stand starr und leblos an ihrer Stelle.

Aber nicht blos der Forschergeist war von den Hochschulen gewichen, sondern auch die einstige Würde der Geonim war mehr und mehr im Sinken begriffen. Die Vorsteher der Akademieen hatten nicht nur mit dem Exilarchen, sondern auch unter einander stete kleinliche Reibereien. Denn die beiden Hochschulen des Landes, Sura und Pumbeditha, stritten unablässig um den Vorrang in gleichgültigen weltlichen Dingen. Schließlich geriet infolge dieser Streitigkeiten das Lehrhaus von Sura in arge Verkümmerung, und der Exilarch war nahe daran, es gänzlich eingehen zu lassen. Nur weil er glaubte, daß die Ehrenstellung des Würdenträgers von Sura ein wirksames Mittel sein werde,

um dem Gaon von Pumbeditha ein gewisses Maß von Bescheidenheit aufzuzwingen, beschloß er, wieder einen Gaon für das ehrwürdige Sura vorzuschlagen.

Dabei mag er eingesehen haben, daß ein Mann von bloß talmudischem Wissen den Ansprüchen seiner Zeitgenossen nicht mehr genügen werde. Er berief darum, abweichend von dem Herkommen, aus fernem Lande den weisen, frommen und beredten R. Saadja zu diesem Amte. Dieser wurde im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens (928) Gaon in Sura, dessen Hochschule durch ihn noch einmal wie im letzten Abendrot erstrahlte. Seinen großen Ruf verdankte er bis dahin hauptsächlich seinen Schriften gegen die Karäer. Er bemühte sich, in denselben nachzuweisen, wie unzulänglich die heilige Schrift allein für das Verständnis und die Ausübung der Gesetze sei, und wie die ganze Entwickelung Israels und seiner Gotteslehre nur auf den heiligen Urkunden in Verbindung mit der mündlichen Ueberlieferung beruhen könne.

Noch Größeres leistete Saadja für das Judentum, indem er die heilige Schrift ins Arabische übersetzte und sie mit Erklärungen ausstattete. Arabisch war damals die Weltsprache, die vom Indus bis an die Pyrenäen gesprochen und verstanden wurde. Durch die arabische Uebersetzung wurde die Bibel von neuem Gemeingut des jüdischen Volkes. Es bekam durch die Erklärungen des Meisters zugleich eine vernünftige Grundlage für die talmudische Auffassung des Judentums in die Hand. Denn die Uebersetzung ging darauf aus, die scheinbaren Widersprüche des einfachen Schriftsinns mit den talmudischen Anschauungen auszugleichen, und Saadja zwang darum dem einfachen Wortsinn öfters eine passende Umdeutung auf. So wurde er der erste Kämpfer gegen das Karäertum und zugleich der erste Rabbanite, welcher das Judentum systematisch mit den Ergebnissen des philosophischen Denkens in Einklang zu bringen suchte.

Trotz seiner Jugend vereinigte Saadja mit seiner Gelehrsamkeit einen unbeugsamen Sinn für Wahrheit und Recht. Das sollte der Exilarch nur zu bald erfahren. Er hatte um eigenen Vorteiles willen einen Rechtsstreit ungesetzlich entschieden. Zur Rechtskraft bedurfte sein Urteil der schriftlichen Zustimmung

beider Geonim. Der greise Gaon von Pumbeditha gab willig seine Unterschrift her. Als er aber auch an Saadja dasselbe Ansinnen stellte, wies ihn der jugendliche Gaon trotz aller Drohungen energisch zurück. Der Exilarch entsetzte ihn seines Amtes, und beide thaten einander in den Bann. Saadja mußte sich aus Sura zurückziehen. Die Kränkung machte ihn fast schwermütig, vermochte aber seinen hellen Geist nicht dauernd zu trüben. Er verfaßte in dieser Zeit seine besten und frischesten Schriften und erleichterte sein bedrücktes Herz in reimlosen Gebeten und in Pijjutim nach der Weise Kalirs. Damals stellte er auch seine neue vermehrte und bereicherte Gebetordnung zusammen.

Das Vorzüglichste leistete er aber in seinem philosophischen Werke: Emunot we-Deot (Religions- und Glaubenslehren). In demselben trat er denjenigen arabischen Philosophieen, die nur einen Ordner der Welt annahmen, entgegen, indem er lehrte, die Welt sei nicht seit Ewigkeit vorhanden, sondern in einem bestimmten Zeitpunkte geschaffen worden (1. Abschnitt). Der Weltenschöpfer ist ein einiger, einziger Gott (2. Abschnitt). Er offenbarte sich dem Menschen, indem er ihm seine Gebote und Verbote gab (3. Abschnitt). Dem Menschen ist es anheim gestellt, dieselben zu erfüllen oder die Beobachtung zu unterlassen (4. Abschnitt). Sein Wille ist insofern frei und unabhängig, als er zwischen guten und schlechten Handlungen wählen darf (5. Abschnitt). Die guten Handlungen führen ihn zur Tugend und läutern seine Seele (6. Abschnitt). Aber nicht die Seele allein kann der Vervollkommnung zustreben und belohnt werden durch die Erreichung des edelsten Zieles. Auch der Leib hat seinen Teil daran und wird ihn empfangen bei der Auferstehung der Toten (7. Abschnitt). Diese Auferstehung ist durch den Messias zu erwarten. Bis er erscheint, bleiben die Seelen getrennt von den Körpern in seligen Gefilden oder in qualvoller Unruhe (8. Abschnitt). Erst die Erlösung wird Lohn und Strafe für unsere Handlungen vollkommen und gerecht ausgleichen (9. Abschnitt). So baut Saadja sein System auf Erkenntnis und Offenbarung und zeigt im letzten Abschnitte, daß die Religion den einzigen Zweck habe, den Menschen zu ver-

edeln. Er stellte die sittlichen Pflichten, welche ihm aus diesem Glauben erwachsen, zusammen und gab uns in seiner Sittenlehre die besten und reichsten Früchte seines Denkens. Saadjas religionsphilosophische Grundanschauung gewann einen dauernden Einfluß. Er ging von der Voraussetzung aus, daß sich das vernünftige Denken und die philosophische Erkenntnis müsse vereinigen lassen mit dem Glauben an die schriftliche und mündliche Ueberlieferung und machte den ersten Versuch, eine Ausgleichung zwischen beiden Wissensgebieten herbeizuführen. In seinem Sinne wurde fortan nicht bloß in den babylonischen Lehrhäusern, sondern überall gelehrt, wo man seine arabisch verfaßten Schriften verstand, vorzüglich aber in Afrika und Spanien.

Durch seinen erleuchteten und aufgeklärten Geist gewann er einen so großen Anhang unter den nach Bildung und Denkfreiheit ringenden Glaubensbrüdern, daß sie trotz des Bannes auf seine Seite traten und scharf gegen den Exilarchen Partei nahmen. Die Gemeinden, welche unter dem Streite der beiden höchsten Gewalten innerhalb des Judenthums am meisten litten, suchten den Streit beizulegen. Endlich gelang den Vertretern der Gemeinde von Bagdad das verdienstliche Friedenswerk. Saadja ging in seiner Versöhnlichkeit und Opferfreudigkeit sogar so weit, daß er nach des Exilarchen Tode die wenigen Jahre, welche ihm nach den vielen Kränkungen noch als Gaon zu leben vergönnt waren, dazu benutzte, um den Enkel seines einstigen Feindes für das Exilarchat zu erziehen. Durch die erlittenen Kränkungen war seine Gesundheit aufs tiefste erschüttert. Er starb, erst fünfzig Jahre alt, 942. Mit seinem Tode verlor Sura beinahe alle Bedeutung als Pflanzstätte jüdischen Wissens und Lebens.

Von den späteren Geonim ist wenig mehr zu melden. In Pumbeditha lebte etwas später der Gaon Scherira (967—997), welchem wir die meisten genaueren Nachrichten über das Gaonat verdanken. Gedrängt, trocken und rein sachlich giebt er wie ein echter Chronist in einem Rechtsgutachten an einen nordafrikanischen Gelehrten alle erforderlichen Namen und Daten. Der letzte große Gaon von Pumbeditha war sein Sohn R. Hai (geb. 969, Gaon von 998—1038). Mit Recht war er beim Volke allgemein beliebt und verehrt; denn er überragte durch herrliche

Gaben des Geistes und Herzens alle seine unmittelbaren Vorgänger. Er vereinigte mit einem edlen Charakter und einer trefflichen Beanlagung eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. In allen Wissenschaften war er gleichmäßig bewandert und auf vielen Gebieten derselben schriftstellerisch thätig. An talmudischer Bildung übertraf er selbst Saadja. Sein treuer Schüler und Nachfolger blieb er aber in wissenschaftlichem Eifer, in echter Vorurteilslosigkeit und wahrer Frömmigkeit. Sein Schwiegervater war der letzte Gaon von Sura, R. Samuel ben Chofni, ein trefflicher Mann, der durch Kenntnisse und Tugenden in gleicher Weise ausgezeichnet war. Als R. Hai starb, wählte das Collegium zu seinem Nachfolger den damaligen Resch-Gelutha, den Urenkel desjenigen Exilarchen, der einst Saadja verfolgt hatte. In seiner Person wurde das Gaonat zu Grabe getragen, als er in Folge von Verleumdungen in den Kerker geworfen wurde und unter Folterqualen im Jahre 1040 seinen Geist aufgab. Seine Söhne flohen nach Spanien. Nach seinem Tode wurde ein Nachfolger nicht mehr ernannt. Das Exilarchat führte sein Scheinleben noch Jahrhunderte lang fort, verlor aber bald jeglichen Einfluß auf die Juden außerhalb der Grenzen des östlichen Khalifats.

Zweites Kapitel.

Die Juden in Nordafrika (750—1050).

Das östliche Khalifat hatte sich der Blüte, zu welcher es durch die großen Abassiden gelangt war, nicht lange zu erfreuen. Wenigstens verlor es schnell seine politische Einheit. Einzelne Machthaber entrissen ihm im Osten und Westen weite Länderstrecken, um unabhängige Staaten zu gründen. Dieselben wurden nach und nach neue Stätten der arabischen Cultur und Bildung. Der äußerste Westen Nordafrikas (Maghreb), welcher am fernsten vom Mittelpunkt des Khalifats lag, riß sich schon am Ende des achten Jahrhunderts (789) los und erhielt bald in Fez eine neue Hauptstadt.

Nicht lange darauf (799) wurde die Gegend des alten Carthago der Gestaltungspunkt für ein neues islamitisches Reich; dessen Sultane von ihrer Hauptstadt Kairuwan aus allmählich

die übrige Nordküste Afrikas bis nach Aegypten, ja zeitweise selbst Palästina und Syrien unterwarfen. Es herrschten nacheinander verschiedene Geschlechter, die sich gegenseitig heftig befehdeten. Bei jedem Thronwechsel geriet das ganze Land in einen völlig rechtlosen Zustand, und durch die entstehenden Wirren hatten am meisten die Ungläubigen zu leiden, die immer wieder der Willkür und Raubluft preisgegeben waren. Nahm dann den Thron endlich der mehr oder minder befähigte glückliche Sieger in Besitz, so kehrte für kurze Zeit Gesetz und Ordnung zurück.

So blieben die seit Jahrhunderten hier angesiedelten Juden beständigen Gefahren ausgesetzt. Allein die Leiden waren, wie das Schicksal ihrer Urheber, immer von verhältnismäßig kurzer Dauer und bestanden wenigstens niemals in einer systematischen Verfolgung. Da die emporgekommenen Gewalthaber einander stets giftig haßten und oft leidenschaftlich bekämpften, fanden die Juden bei dem Einen Schutz, wenn sie der Andere peinigte.

Unter solchen traurigen Wechselfällen hatten sie auch in Aegypten, wo sie besonders zahlreich waren, zu leiden. Trotzdem verloren sie niemals den Zusammenhang mit den geistigen Interessen ihrer Glaubensgenossen. Wie sie mit Fleiß und Eifer die Entwickelung des Talmudstudiums verfolgten, lernen wir aus den berühmten „großen Halachoth" des R. Simon von Kahira. Ja, Saadja erwarb sich hier eine so hervorragende Kenntnis des Gesetzes, daß er Gaon von Sura werden konnte. Durch den Umstand, daß sich die Karäer von Palästina aus besonders über Aegypten verbreitet hatten, beschäftigte man sich zugleich eifrig mit den von ihnen angeregten Studien.

Im Kampfe gegen ihre Lehren und Anschauungen erwarb sich Saadja, wie wir bereits erfahren haben, seinen großen Ruf. Ein weithin berühmtes Lehrhaus wurde in Aegypten erst gegründet, als durch ein wunderbares Geschick ein Saatkorn der babylonischen Talmudweisheit hierher verweht wurde. Etwa um 960 zogen vier Lehrer aus Sura in die Welt, um Spenden für die Erhaltung der verfallenden Lehrhäuser zu sammeln. Das Schiff, welches sie trug, geriet in die Hände arabischer Seeräuber, und die gefangenen Gelehrten wurden von ihnen in die

Sklaverei verkauft. Wohin sie kamen, wurden sie von den Glaubensgenossen losgekauft und gründeten an den neuen Wohnorten, die sie fanden, Lehrhäuser, welche sich bald eines hohen Rufes erfreuten. Fürwahr, abermals ein Fingerzeig der Vorsehung, die wunderbar über Israels Geschick waltete! Noch bevor in Babylonien die hohen Schulen völlig dahingesiecht waren, erstanden neue Pflanzstätten, welche das Talmudstudium in Afrika und Europa heimisch machten. Einer dieser jüdischen Weisen, namens Schemarjah, wurde nach Alexandrien geschleppt, von den dortigen Juden eingelöst und nachmals zu ihrem religiösen Oberhaupt in Kairo ernannt. Aber das Studium des Gesetzes trug in Aegypten wenig reife Früchte; denn die besten Kräfte zersplitterten sich im fortwährenden Kampfe gegen die Karäer. Dieser Hader dauerte noch fort, als in einem späteren Zeitraum der zweite Moses (Maimuni) sich dort niederließ und das Land noch einmal zu einer vorübergehenden Bedeutung in der Geschichte brachte.

Das Geschick der Juden im übrigen Nordafrika war während dieser ganzen Zeit, wie bereits angedeutet, ziemlich gleichartig. Die Staaten, denen sie angehörten, waren die traurigsten Gebilde, welche die islamitischen Völker ins Leben gerufen, und haben niemals einen höheren Aufschwung zu nehmen vermocht. In Kairuwan lebte eine starke Gemeinde, die durch die glückliche Lage der Stadt bald zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangte. Ihre Mitglieder hatten darum Muße und Neigung, sich in den friedlichen Zeiten an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Bevölkerung lebhaft zu beteiligen. Schon früh trieben sie Naturwissenschaften, Heilkunde und Philosophie. Von besonderer Bedeutung wurde unter ihnen um das Jahr 900 ein Arzt und Philosoph Isaak Israeli (845—945). Er war der Leibarzt des damals mächtigen Sultans und widmete ihm seine medicinischen und philosophischen Schriften. Seine Bücher wurden aus dem Arabischen ins Hebräische und Lateinische und teilweise sogar ins Spanische übersetzt, und die Geschichte der Medicin erzählt, daß man Israeli's Werke noch im sechszehnten Jahrhundert fleißig studierte. Er wurde über hundert Jahre alt und erlebte wohl kaum noch die Zeit, in welcher die kairuwanischen Juden auch

dem Talmudstudium ihren Eifer zuwandten. Dieses gelangte nämlich hier erst dadurch allmählich zur Blüte, daß einer der vier furanischen Gelehrten, namens R. Chuschiel, hierher verschlagen wurde und bald ein Lehrhaus für die Beschäftigung mit dem göttlichen Gesetze gründete. R. Chuschiel hatte die große Freude, seinen Sohn R. Chananel, welchem wir wertvolle Erklärungen zu einigen Talmudtraktaten verdanken, nicht nur zu unterweisen, sondern auch zu einem hochangesehenen Gelehrten heranreifen zu sehen. Seiner Schule gehörte auch Rabbenu Nissim an, welcher einen Wegweiser für die Methode des Talmudstudiums schrieb. Er war weit und breit berühmt und wurde besonders hoch von einem gelehrten jüdischen Staatsmanne in Spanien verehrt, dessen Studien sich auf dasselbe Gebiet der jüdischen Wissenschaft erstreckten. R. Nissim und sein Vater Jakob standen in lebhaftem Briefwechsel mit den letzten Geonim von Pumbeditha. Einer Anfrage des Vaters verdanken wir die Auskünfte, welche der Gaon Rab Scherira über die Geschichte des mündlichen Gesetzes und besonders über die Reihenfolge der Geonim erteilte (oben S. 55). Durch ihre Vermittelung knüpften sich die Beziehungen zwischen den Juden des westlichen Khalifats und den Vorstehern der babylonischen Hochschulen an. Der berühmteste Schüler des R. Nissim war R. Isaak aus Fez, daher Alfâßi genannt, dessen Wirksamkeit jedoch in die Geschichte Spaniens fällt.

Schon die Thatsache, daß Alfâßi nach Kairuwan wandern mußte, um sich ein umfassendes halachisches Wissen anzueignen, beweist zur Genüge, daß in Fez noch im elften Jahrhundert ein selbständiges Talmudstudium nicht erblüht war. Selbstverständlich unterwarfen sich auch hier die Juden willig der von Babylon kommenden Belehrung. Aber es gebrach ihnen an jedem Hülfsmittel, das sie befähigt hätte, durch eigene Geistesarbeit bis zu den Quellen der mündlichen Lehre hinaufzusteigen oder gar die Ergebnisse der Forschung frei zu erklären, zu prüfen und zu beherrschen. Mit um so größerer Frische und Freudigkeit wandte sich darum ihre geistige Regsamkeit dem schriftlichen Erbgut der Glaubensgemeinschaft zu, welches jedermann in Händen hatte.

Sie besaßen, wie die Juden der übrigen Länder, die heilige Schrift im Urtext, lasen, wie üblich beim Gottesdienst, die chal-

däische Uebersetzung derselben, und sprachen im profanen Leben das Arabische, dessen grammatische Grundbegriffe den Gebildeten unter ihnen damals bereits geläufig waren. Unwillkürlich fanden sie die Verwandtschaft dieser Sprachen heraus, verglichen und unterschieden sie und machten diese Beobachtungen zum Gegenstand der Untersuchung. Als die Gemeinde von Fez das Targum zu vernachlässigen begann, setzte ihr Jehuda ibn Koreisch mit Wärme auseinander, daß es sich gebühre, die chaldäische Uebersetzung besonders eifrig zu pflegen, weil das Gotteswort erst gründlich zu erfassen sei, wenn man sein chaldäisches Gewand mit dem Urtext vergleichen und mit Hülfe desselben die Formen beachten und bestimmen lerne. Durch sein Sendschreiben gab ibn Koreisch (c. 900) die erste Anregung dazu, die hebräische Sprache als eine besondere Schulwissenschaft zu pflegen. Die von ihm erweckten wissenschaftlichen Keime gingen fruchttragend auf, als Saadja's arabische Schriften Verbreitung fanden und, unabhängig von jenen, aber mit größerem Erfolge, auf den Wert sprachlicher Studien hinwiesen. Durch die Arbeiten beider Männer wurde in Fez der Boden vorbereitet, auf dem später tüchtige grammatische Leistungen gediehen. Hier lebte (c. 950) vorübergehend der tüchtige Dunasch ibn Labrât (hebräisch: Adonim ha-Levi), und hier stand die Wiege des bedeutenderen Jehuda Chajûdsch, welcher um das Jahr 1000 blühte. Die eigentliche Wirksamkeit beider Gelehrten fällt aber in die Geschichte der Juden Spaniens.

Drittes Kapitel.

Die Juden in Spanien (750—1050).

1. Aeußere Schicksale.

Die Geschichte der Juden Spaniens während dieses Abschnittes bildet den Glanzpunkt im damaligen Leben des versprengten Volkes. Als Bundesgenossen der Araber zogen die Juden in den Kampf gegen die Westgothen (711) und halfen bei der Gründung des großen islamitischen Reiches nach besten Kräften mit. Sie beteiligten sich an der arabischen Cultur und genossen ihre Segnungen in den glücklichen Zeiten, da die großen Omejjaden in Cordova

herrschten. Wo sich alle edeln Geistesgaben der Menschheit so herrlich entfalteten und der Blick überall nur das Große und Schöne zu erfassen suchte, war für die harten, beschränkten und engherzigen Gesetze Omars kein Raum. Die Juden wetteiferten mit den Muhammedanern neidlos in allen Künsten des Friedens und wurden von keinem Lebensgenuß, keinem Recht und keinem Amte ausgeschlossen. Es erinnerte sie kaum etwas anderes an ihre Ausnahmestellung, als die ein Fünftel ihres Einkommens betragende hohe Kopfsteuer, welche sie, wie alle Ungläubigen, zahlen mußten. Für die richtige Veranlagung und den pünktlichen Eingang dieser Abgabe war ein Nassi oder Nagid dem Staate verantwortlich. Dieser Beamte führte die Oberaufsicht über die äußeren und inneren Angelegenheiten aller Gemeinden, von denen eine jede im übrigen eine eigene Verwaltung besaß. Erst als die Omejjaden von ihren Vezieren in den Hintergrund gedrängt wurden und sich ihr Reich in viele Kleinstaaten zersplitterte, kam auch für die Juden eine Zeit der Unruhe. Die christlichen Könige, welche im Norden der pyrenäischen Halbinsel ansässig waren, wurden nach und nach mutiger und drangen mit wechselndem Erfolge gegen die Araber vor. Den Unbilden und Gefahren dieser Kämpfe konnten sich natürlich auch die jüdischen Gemeinden, welche über das ganze Land verstreut waren, nicht entziehen.

Als 755 Abdurrahman, aus Damaskus kommend, das Khalifat in Cordova begründet hatte, dauerte es etwa noch anderthalb Jahrhunderte, bis die Omejjaden ihr Reich in Sicherheit und Frieden regieren und zu der hohen Blüte bringen konnten, welche die Bewunderung aller Völker erregte. Vom Reichtum des Landes, vom Kunstsinn jener Fürsten sangen die Dichter. Davon erzählen jetzt noch die in Ruinen liegenden herrlichen Bauten der damals ungemein bevölkerten Städte. Hatte doch Cordova allein etwa 600000 Einwohner (jetzt kaum den zehnten Theil). Die höhere Wissenschaft wurde auf siebenzehn Hochschulen gepflegt, und der Jugendunterricht war selbst für Mädchen überall eingeführt. Solches ging zur selben Zeit vor sich, als in Deutschland höchstens die Großen des Reiches und die Geistlichen schreiben und lesen konnten. Die Juden bildeten allmählich große, wohlhabende Gemeinden, die für jede Culturbestrebung das lebhafteste Interesse zeigten. In edlem Wetteifer

mit den Arabern schufen sie unvergängliche Denkmäler der Kunst und Wissenschaft. Darum liebten sie Spanien fast wie das verlorene Vaterland; es war für sie ein gottgesegneter Boden, der in ihren Augen den ersten Rang nach dem gelobten Lande einnahm. Singt doch der spätere jüdische Dichter Charisi[1]):

Schon in meiner Jugend Tagen
Ward mir der Ruf von Sefarad[2]) zugetragen,
Daß es sei den Augen eine Wonne,
Wie am Mittagshimmel das Licht der Sonne;
Sein Staub der Myrrhe Duft,
Und der Seele Leben seine Luft;
Ein auserwähltes Erdreich
Mit Früchten dem Honig gleich. —
Angethan mit schimmerndem Kleid,
Das Gott und die Menschen erfreut;
Wie seiner Gärten Blüten
Das Land wie mit Sternen überschütten. —
Da faßte mich der Sehnsucht Leiden,
Ströme und Meere zu durchschneiden,
Zu wandern durch Wüsten
Nach fernen Küsten,
Und um Sefarad meine Heimat zu meiden.
Als ich die Grenze überflogen,
Von da weiter und weiter gezogen
Und der Aloe weichen Duft gesogen,
Da sah ich, daß nur eine Wenigkeit
Man mir gerühmt von seiner Vortrefflichkeit,
Die Zunge unmächtig all' der Herrlichkeit,
Die dort sich dem Auge beut.
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt
Zog ich und ward des Schauens nicht satt — —

---

[1]) Jehuda b Salomo Alcharisi (geb. c. 1170, st. vor 1235) war der Zeitgenosse Maimunis, dessen Schriften er ins Hebräische übersetzte Er war einer der berühmtesten neuhebräischen weltlichen Dichter. Er übersetzte die Makamen des berühmten arabischen Dichters Hariri ins Hebräische und ahmte dieselben frei in seinem Tachkemoni nach. Die vorliegende Uebersetzung ist aus der 46. Pforte des letzteren Buches.

[2]) In der neuhebräischen Litteratur des Mittelalters nannte man die pyrenäische Halbinsel mit dem biblischen (Obadjah 1, 20) Eigennamen סְפָרַד.

So erreichte ich die Krone der Städte,
Tolaitola[1]), die über Alles erhöhte,
Die mit Anmut und Reiz ihr Haupt geschmückt,
Daß sie Fürsten und Völker entzückt,
Deren Paläste mit ragender Stirn
An Glanz beschämen das Himmelsgestirn,
Deren Gotteshäuser Pracht
An Schönheit Alles überragt,
Und drin im brünstigen Gebet
Die fromme Seele sich ergeht,
Und die heilige Gemeinde all
Beschienen von der Gottesfurcht Strahl,
Wie des Feldes Gräser ohne Zahl.

Die Sonne aber, welche unter den Juden solche herrliche Früchte des Geistes zur Reife brachte, war Chisdai ben Isak ibn Schaprut.

2. Chisdai ibn Schaprut und seine Zeit.

Chisdai ben Isak blühte zur Zeit Abdurrhaman's III. und seines Nachfolgers. Seine Lebensdauer fällt etwa in die Jahre 900—970. Seinem Berufe nach war er Arzt und verdankte seinen vorzüglichen Geistesgaben die hohe Stellung, die er bei den Khalifen einnahm. Die aufopfernde Hingebung, mit welcher er seine vielseitigen Fähigkeiten in den Dienst seiner tüchtigen und einsichtigen Gebieter stellte, verschaffte ihm Vertrauen, Ehre und Einfluß am Hofe. Er führte die Aufsicht über die großen Schätze, die der ausgedehnte überseeische Handel des blühenden Cordova dem Staate zuführte und erteilte auch in politischen Verhandlungen mit fremden Fürsten jeder Zeit willig seinen klugen Rat. Einst erhielt er den Auftrag, einer Gesandschaft entgegenzuziehen, welche der deutsche Kaiser Otto I. mit einem Schreiben an den Khalifen schickte. Da er der lateinischen Sprache kundig war, verständigte er sich leicht mit dem Mönche, der den kaiserlichen Brief zu übergeben hatte. Dabei verstand er es, durch geschickte Fragen sich über den Inhalt des Schreibens Gewißheit zu verschaffen. Als er auf diese Weise von den in jenem Schriftstück enthaltenen unehrerbietigen Aeußerungen über den Islam Kenntnis erhalten hatte, riet er dem Geistlichen, den Kaiser Otto um einen

[2]) Toledo.

anderen Brief zu bitten. Wirklich wurde diese Bitte erfüllt und so jede Unzuträglichkeit vermieden. Der Mönch wußte später nicht genug den klugen Juden Chisdai, sowie seinen großen Khalifen zu rühmen, dessen Weisheit ihn in staunende Verehrung versetzt hatte.

Ein ewiges und unvergeßliches Denkmal in der Geschichte seines Volkes hat sich Chisdai aber dadurch errichtet, daß er that wie Mose, daß er, „als er groß geworden, hinausging zu seinen Brüdern". Er ward das weltliche Oberhaupt der jüdischen Gemeinden des ganzen Landes, zu dem damals auch eine Zeit lang Maghreb oder Fez gehörte, und benutzte die Gunst seines Herrn hauptsächlich dazu, seine Glaubensbrüder vor jeder Unbill zu schützen und jede gute Anlage, die in ihnen schlummerte, ans Licht zu fördern und zu entwickeln. Da es ihn tief schmerzte, von Andersgläubigen spotten zu hören, daß das Scepter der Herrschaft von Israel für alle Zeit geschwunden sei, erfüllte ihn die sagenhafte Nachricht von einem fernen, selbständigen jüdischen Reiche, die an sein Ohr klang, mit banger Freude. Bald hoffte er, der Gewißheit näher zu kommen, bald fürchtete er die nur zu wahrscheinliche Enttäuschung. Es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie der mächtige Günstling des glänzenden Omejjaden, der doch für seine Person die höchste Stufe irdischer Ehre erklommen hatte, herzklopfend hinaushorchte in die Welt, ob nicht ein verlorener Splitter seines Volksstammes hier seine nationale Ehre und Freiheit bewahrt habe. Nachdem er erfahren, das Reich heiße Kosar und liege im fernen europäischen Osten am Wolgaflusse, es stehe unter einem Könige, der es vor fremden Eingriffen schütze und es nach den Gesetzen der heiligen Schrift regiere, forschte er bei allen fremden Kaufleuten nach näheren Nachrichten und erhielt zu seiner Freude endlich von dem byzantinischen Gesandten am Hofe des Khalifen die Bestätigung, daß die empfangenen Berichte der Wahrheit völlig entsprächen. Kosar liege fünfzehn Tagereisen hinter Constantinopel und sein König heiße Josef. Nun strebte Chisdai danach, möglichst Ausführliches von diesem merkwürdigen Lande zu erkunden und schickte einen passenden Boten, mit reichen Geldmitteln und Empfehlungsschreiben versehen, nach Byzanz. Der Abgesandte versprach, einen Brief Chisdais dem

Könige Josef zu überbringen. Aber nach sechs Monaten kehrte er unverrichteter Sache heim. Er brachte nur ein Schreiben des oströmischen Kaisers mit, worin es hieß, der Weg zu Lande sei zur Zeit unzugänglich und das schwarze Meer der vielen Stürme wegen nur während einer bestimmten Zeit des Jahres befahrbar. Aber Chisdai wurde nicht müde, immer neue Pläne zu ersinnen, um sich befriedigende Kenntnis von den Chasaren zu verschaffen. Endlich gelang es ihm wirklich, seine Anfragen nach dem fernen Lande zu befördern, und ein deutscher Jude brachte von dem Könige desselben ausführliche Mitteilungen über jenes Reich, welches uns an anderer Stelle beschäftigen wird.

Gleiche Aufmerksamkeit und Pflege widmete Chisdai der Entwickelung der jüdischen Wissenschaft. Er war selbst mit jüdischem Wissen reichlich ausgestattet. Wichtiger aber ist der Hochsinn und die Freigebigkeit, womit er die Gelehrsamkeit begünstigte und beförderte. Er unterstützte die Dichter und Lehrer seines Volkes aufs reichlichste und verschaffte ihnen Gelegenheit zur Anwendung und Verbreitung ihrer Weisheit.

Unter den Gelehrten, die er in seine Nähe zog, war der berühmteste Menachem ben Saruk (c. 910 bis c. 979). Er fand durch Chisdais Wohlwollen die nötige Muße, ein hebräisches Wörterbuch (unter dem Titel Machberet) zu schreiben. Sein Werk ist das älteste schriftstellerische Erzeugnis dieser Art und wurde trotz aller Mangelhaftigkeit, die ihm wie jeglichem ersten Versuch anhaftet, bahnbrechend für spätere Studien. Besonders erfolgreich für die unmittelbare Wirksamkeit des Buches war der Umstand, daß Menachem seine Wissenschaft in hebräischer Sprache vortrug; denn dadurch kam sie auch Juden derjenigen Länder zu gute, die des Arabischen unkundig waren. In der That ist das Lexikon Jahrhunderte lang besonders in Frankreich und Deutschland fleißig und eifrig benutzt worden.

Seinem Verfasser freilich bereitete es nicht viel Freude. Er wurde von dem Grammatiker Dunasch ibn Labrât, der damals (c. 920—980) in Fez lebte, auf's liebloseste angegriffen. Dunasch wies in einer formvollendeten poetischen Kritik eine Anzahl von Mängeln und Irrthümern des Buches nach und verstand es daneben geschickt, den Verfasser in den Augen seiner

Gönner herabzusetzen. Wahrscheinlich geschah der Angriff aus Neid auf die gesicherte Lebensstellung, deren sich Menachem durch die Gunst Chisdais erfreute. Der sonst so milde Staatsmann wurde wirklich an seinem Schützling irre, behandelte ihn mit größter Rücksichtslosigkeit und berief den Nebenbuhler an seine Stelle. Alle Versuche Menachems, sich zu rechtfertigen, scheiterten an der Unzugänglichkeit des ehemaligen Gönners. Bei alledem ließ der tiefgekränkte Gelehrte die Dankbarkeit und Verehrung gegen den früheren Wohlthäter nicht aus seinem Herzen schwinden. Er und sein Gegner Dunasch sangen immer wieder in herrlichen Weisen den Ruhm ihres edlen Beschützers.

Der wissenschaftliche Streit zwischen den Forschern aber pflanzte sich auf ihre Schüler fort. Derjenige Gelehrte, welcher seinen Meister Menachem am nachdrücklichsten und glücklichsten verteidigte, war Jehuda ben David Chajudsch (c. 930—1000). Er war aus der Vaterstadt der hebräischen Sprachstudien, aus Fez, gebürtig und lebte später ebenfalls in Cordova. Auf Grund der Leistungen seiner Vorgänger hat er Bausteine für das Lehrgebäude der hebräischen Grammatik zusammengetragen, die sich bis auf die Gegenwart als brauchbar erwiesen haben. So wurde durch diese drei Männer in der Hauptstadt des westlichen Khalifats die Arbeit fortgesetzt, welche einst in Fez begonnen worden war. Vollendet und gekrönt wurde ihr Werk durch einen jüngeren Zeitgenossen und Schüler des Chajudsch, nämlich durch Jona (Abulwalid Merwan) ibn Djannâch. Er war in Cordova c. 995 geboren und mußte (1012) die Vaterstadt verlassen, als sie die Beute grausamer Eroberer wurde. (Er starb c. 1052.) Nach ruhelosen Wanderjahren ließ er sich in Saragossa nieder und lag daselbst dem ärztlichen Berufe ob. Sein Lebensideal war das begeisterte Studium der hebräischen Sprachwissenschaft, welche er für die Königin der Wissenschaften hielt, weil sie allein den Schlüssel zum Verständnis des göttlichen Wortes in seiner ganzen Hoheit und Heiligkeit darbot. Die Erforschung derselben faßte er wie ein Priestertum auf, für das ihn Gott geweiht habe. Er schrieb in arabischer Sprache ein hebräisches Wörterbuch und eine Grammatik, welche einen weitreichenden Einfluß auf die Bibelerklärung und auf die Erkenntnis des Geistes und

der Form der hebräischen Sprache gewonnen haben. Chisdai war es endlich auch vergönnt, der Krone der jüdischen Wissenschaften, dem Talmudstudium, eine neue Heimat in Spanien zu bereiten. Bisher hatte auf dem Gebiete des halachischen Wissens hier dieselbe Abhängigkeit von den babylonischen Hochschulen, wie allenthalben in den Ländern der Diaspora geherrscht. Gesuche um Auskunft und Entscheidungen, begleitet von reichen Geschenken, wanderten zu den Sitzen der Geonim, und die Rechtsgutachten, die von dort als Bescheide eintrafen, bildeten die Richtschnur für die religiöse Praxis. So kam bekanntlich durch eine derartige Anregung auch die Gebetordnung des R. Amram (c. 875) zustande und zur Geltung. Erst in Chisdais Tagen geschah es, daß der Dritte jener verunglückten Sendboten aus Sura, namens Mose, mit seinem Sohne Chanoch auf den Sklavenmarkt nach Cordova gebracht und durch die dortigen Glaubensgenossen pflichtgemäß frei gekauft wurde. Der der Sklavenfesseln ledige Gelehrte begab sich vom Markte in das Lehrhaus, woselbst gerade Rabbi Nathan, das religiöse Oberhaupt der Gemeinde, einen Vortrag über einen halachischen Gegenstand hielt. Als nun zufällig bei der Erklärung einer schwierigen Stelle die Unterweisung stockte, trat der unscheinbare Zuhörer im Sklavengewande vor und löste mit wenigen Worten die Unklarheit. Alle waren betroffen und bestürmten ihn mit Fragen, deren Beantwortung das seltene Wissen des Fremden verrieten. Nach dem Vortrage sollte Rabbi Nathan, wie üblich, richterliche Entscheidungen treffen, aber er verließ seinen Sitz und sprach zu den Parteien: „Ich bin fürder nicht würdig, Euer Richter zu sein. Der Fremde dort in dem dürftigen Kleide ist mein Meister, an ihn wendet Euch, ich will von Stunde an nur sein Schüler sein.“ Der edle Mann bewirkte, daß Rabbi Moses zum Rabbiner der Gemeinde gewählt wurde, und ordnete sich ihm willig und bescheiden in allen Stücken unter.

Chisdai aber nahm das Leben des fremden Weisen in seinen wohlwollenden Schutz und trug Sorge dafür, daß er ungestört seinen Forschungen nachgehen und sie zahlreichen Schülern übermitteln konnte. Seitdem entwickelte sich das Talmudstudium auf dem Boden Spaniens zu großer und herrlicher Blüte und fand bald

einen ehrenvollen Platz unter den Leistungen der wissenschaftlich bewegten Zeit. Selbst von den Arabern wurde es gewürdigt und hoch geschätzt. Entging doch damals keine Aeußerung des menschlichen Geistes dem Interesse der hochgebildeten Fürsten. Alhakem (961—976), der zweite Khalif, welchem Chisdai diente, hatte einen ungeheuern Schatz von Handschriften gesammelt. Seine Bibliothek umfaßte vierzigtausend Bücher. Was das bedeutet, beweist der Umstand, daß der bildungsfreundliche deutsche Kaiser Karl IV. fünfhundert Jahre später reich genannt wurde, weil er hundertundvierzehn Handschriften besaß. Für seine Bücherſammlung ließ Alhakem durch Josef ibn Abitur die Mischna ins Arabische übersetzen. Abitur war zugleich der erste jüdische Dichter Spaniens, welcher den Gottesdienst durch Pijjutim verherrlichte. Mehr als hundert seiner Lieder sind über den ganzen Festcyklus verstreut. Sie waren in Spanien sehr beliebt und beherrschten den dortigen Ritus so ausschließlich, wie diejenigen des Kalir die unsrigen. Sie geben gelegentlich mancherlei Andeutungen von den traurigen Lebenserfahrungen ihres Verfassers, welche hervorgerufen waren durch die Uneinigkeit in seiner Heimatsgemeinde Cordova und durch das trübe Geschick, das nach Alhakems Tode über sein schönes Vaterland hereinbrach.

Chisdai starb früher als sein Gebieter. Darum spiegelt sich in seinem Lebensbilde nur die glücklichste Zeit Spaniens wieder. Wie seine Persönlichkeit nach zwei Jahrhunderten noch im Herzen seines Volkes lebte, davon legt am besten die farbenreiche Schilderung seines Wirkens durch den Dichter Charisi Zeugnis ab:

In Sefarad ging in jener Zeit
Die Sonne des Ruhmes auf in Herrlichkeit.
Chisdai war es, der Fürst, der ohn' Unterlaß
Dem Bittenden reichliche Gabe maß:
Da fing des Wissens Flut an, Wellen zu schlagen,
Und brachte köstliches Gestein getragen,
Und bald wie Mauern fest der Weisheit Fülle stand,
Daß, wessen Seele Durst nach Wissen empfand,
Dort Sättigung und Labung fand.
Gott öffnet ihr Auge wunderhell,
Und sieh'! ein lebendiger Wasserquell,

Daraus jeder den Schlauch sich füllte schnell.
Und wer den Schlaf der Thorheit schlief,
Des Fürsten Gnadenthau ihn ins Leben rief.
Und Alle, die verstreut so weit, so lang,
Ein Band, der Liebe Band, umschlang.
Vom Christen- und vom Maurenland,
Von Ost, von West, von fernem Strand,
An seiner Gnade Tisch, da fanden sie sich All',
Von der Wolkensäule seiner Huld umkränzt,
Von der Feuersäule seines Ruhms umglänzt.
Da ward der Weisheit Kampf geführt
Von ihm, der selbst das Feuer schürt,
Des Wissens Bronnen aufgeschlossen,
Und der Geist Gottes über sie ausgegossen.
Der Stummen Mund macht seine Güte sprechen
Und die verschlossenen Herzen aufbrechen.
Darum preisen ihn zierliche Lieder,
Strahlen wie Sterne seinen Namen wieder.

3. Samuel ibn Nagdela und seine Zeit.

Für den unmündigen Sohn Alhakems führte nach dessen Tode sein tüchtiger Minister Almanzor die Regierung. Der kühne und unternehmende Staatsmann gab die Zügel der Herrschaft nicht mehr aus den Händen und wußte den schwachen Khalifen immer mehr in den Hintergrund zu drängen. Seine gewaltthätige Herrschsucht trieb ihn zu grausamen Vernichtungskriegen gegen die kleinen christlichen Reiche im Norden der pyrenäischen Halbinsel und bewirkte, daß der Rachedurst gegen den gemeinsamen Feind die in ihrer Zersplitterung ohnmächtigen Christen zu verzweifelter Gegenwehr vereinigte. Sie bereiteten ihrem Feinde eine furchtbare Niederlage am Adlerschloß an den Quellen des Duero, die er nicht lange überlebte. Nach seinem Tode (1002) zerfiel das herrliche Reich der Omejjaden vollständig. Kühne Heerführer sammelten Freischaren um sich oder stellten sich an die Spitze eindringender afrikanischer Stämme und machten sich gewaltsam zu selbständigen Herren einer Anzahl nicht lebensfähiger islamitischer Kleinstaaten. Während dieser Wirren wurde das schöne Cordova von einem Berbernhäuptling (1012) erobert und verwüstet, und die meisten Einwohner verließen

flüchtend die Stadt. Unter ihnen befand sich auch Samuel ha-Levi ibn Nagdela.

Samuel b. Josef ha-Levi ibn Nagdela führte ein wechselvolles Leben. Er nahm aus seiner Vaterstadt Cordova alle die Geistesschätze mit, welche dieser Sammelplatz der Wissenschaften jener Zeit seinem Fleiß und seiner Lernbegierde bieten konnte, und bereicherte seine Kenntnisse vornehmlich durch die Ergebnisse der ältesten und jüngsten Wissenschaften unter den Juden. Hatte er doch von R. Chanoch, dem berühmten Sohne des eingewanderten R. Moses, reiche talmudische Belehrung empfangen und bei Jehuda ibn Chajudsch tiefe und gründliche Sprachstudien getrieben. Dazu besaß er eine seltene Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der arabischen Sprache und schrieb eine besonders zierliche und gefällige Hand. Trotz all dieses Wissens und Könnens mußte er sich in Malaga, wohin er gezogen war, kümmerlich vom Ertrage eines kleinen Gewürzkrames ernähren. Zufällig aber kamen Proben seines Stiles und seiner Schreibkunst in die Hände des vornehmen Staatsmannes, welcher die Stellung des Veziers beim König von Granada inne hatte. Er nahm den Juden in seine Dienste und gab ihm Beschäftigung als Schreiber. Bald erkannte er den Scharfsinn und die Lebensklugheit des jungen Gelehrten und bediente sich gern und häufig seines weisen Rates. Vor seinem Tode empfahl er ihn als den klügsten Berater und treuesten Diener seinem Könige. In der That erhielt Samuel nunmehr die Stellung seines Gönners, für die er so reich befähigt war, und nichts spricht so sehr für seine seltene Gewandtheit und glänzende Begabung als die Thatsache, daß er trotz aller Schwierigkeiten und Anfeindungen sich bis zu seinem Lebensende in seinem Amte zu behaupten wußte. Er diente seinem Herrn mit Weisheit und Menschenkenntnis und gewann das Herz des Volkes durch Freundlichkeit und Bescheidenheit. Seine Nachsicht und Sanftmut entwaffnete den Neid und die Mißgunst seiner Gegner und beruhigte selbst den Fanatismus vieler Moslemen, nach deren religiöser Meinung ein Ungläubiger nimmermehr eine so hohe Stellung einnehmen durfte.

Dieselbe Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er

seinem Fürsten diente, bewährte er bei der Verwaltung der Angelegenheiten seiner Glaubensbrüder. Er war ihr Nagid und als solcher nicht blos ihr weltliches Oberhaupt, sondern auch ihr religiöser Lehrer und Leiter. Der mit Staatsgeschäften überhäufte Mann fand stets noch Zeit und Muße, um seine Glaubensbrüder in talmudischen Vorträgen zu belehren und ihre Rechtsstreitigkeiten nach dem heiligen Gesetz der Väter zu entscheiden. Ueberall, wo jüdisches Geistesleben sich regte, suchte er Verbindungen anzuknüpfen und fördernd einzugreifen. Mit Eifer verteidigte er gegen Jonah ibn Djannâchs grammatische Leistungen, die ihm als unberechtigte Neuerungen erschienen, die Erkenntnisse seines teuern Lehrers Jehuda ibn Chajudsch, mit Begeisterung pflegte er schriftlichen Gedankenaustausch mit dem fernen Gaon R. Hai, und ganz besonders hoch verehrte er den gelehrten R. Nissim in Kairuwan. Mit dem letzteren verbanden ihn gleichartige Studien; denn auch er verfaßte eine Einleitung zum babylonischen Talmud, welche sich heute durch den Umstand, daß sie in alle Druckausgaben des Talmuds aufgenommen ist, der weitesten Verbreitung erfreut. Er entwickelt in derselben die Grundbegriffe der Halacha und Haggada, giebt einen Wegweiser zur Reise durch die verschlungenen Discussionen der Gemara und stellt die Grundsätze zusammen, nach welchen die maßgebenden Entscheidungen endgültig festgestellt werden. Der Verkehr mit R. Nissim wurde ihm so lieb, daß er die Tochter dieses armen Gelehrten zur Gattin seines Sohnes wählte. Die sonstigen Geisteserzeugnisse Samuels sind uns nur teilweise erhalten. Sie wirkten zwar anregend auf die Zeitgenossen, wurden aber bald von tüchtigeren Leistungen größerer Meister in den Hintergrund gedrängt. Als Sprachkenner und -künstler zeigte sich der Nagid in einem Gedicht, welches seinen Fürsten in sieben verschiedenen Sprachen pries. Auch sonst war er mit Vorliebe dichterisch thätig, ohne freilich auf diesem Gebiete großen und unvergänglichen Ruhm zu ernten. Denn die Tiefe und der Reichtum der Gedanken verhüllte bei ihm stets das Feuer des Herzens und lähmte den Schwung und die Anmut der künstlerischen Form. Dazu kam, daß durch einen sehr nahe liegenden Vergleich das Urteil über seine Dichtungen sehr zu

seinen Ungunsten beeinflußt werden mußte. Erstand doch dicht neben ihm einer der größten, gottbegnadetesten Sänger aller Zeiten: Salomo Ibn Gabirol. Beide Männer verkehrten lebhaft mit einander und der Dichter setzte seinem Zeitgenossen, als dieser im Jahre 1055, von allen Glaubensbrüdern tief betrauert, starb, ein schönes Denkmal, indem er sang:

In meinem Herzen ist dein Ort,
Fest steht dein Zelt für immer dort,
Dich such ich da, dich find ich da,
Bist mir wie meine Seele nah.

Samuel ha-Nagid hinterließ in seinem Sohne Josef einen wahrhaften Erben seines Geistes, auf welchen trotz seiner Jugend des Vaters Aemter und Würden im Staate übergingen. Josefs glückliche Anlagen, seine fürstliche Erziehung, verbunden mit Schönheit und Reichtum, verschafften ihm den Beifall und die Gunst der gesamten Bevölkerung. Daneben war er gleich seinem Vater auch Nagid der Juden, leitete und belehrte die einheimischen und sorgte selbst für die fremden Glaubensbrüder. Den flüchtigen Söhnen des letzten Gaons bereitete er in Granada eine neue Heimat. Leider aber fehlten ihm zwei der Tugenden, die seinen Vater Samuel schmückten, nämlich Vorsicht und Bescheidenheit. So sicher fühlte sich der jugendliche Staatsmann in seiner Stellung, daß er ohne Rücksicht auf die schlecht verhehlte Empfindlichkeit der Moslemin seine Verwandten und Freunde mit Aemtern und Würden bedachte. Dadurch reizte er den religiösen Fanatismus seiner Widersacher, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, um dem Ungläubigen seinen großen Einfluß zu entreißen. Da er noch dazu oft hochfahrend gegen seine Untergebenen war, so gelang es leicht, den Pöbel gegen ihn zu erbittern. Man verleumdete ihn bei seinem Gebieter, und er wurde schließlich das Opfer eines furchtbaren Aufstandes, der am 30. December (9 Tebet) 1066 ausbrach und etwa fünfzehnhundert jüdischen Familien das Leben kostete. Durch das blutige Ereignis von Granada wurde der Friede und die Sicherheit der spanischen Juden, welche seit drei Jahrhunderten unter islamitischem Scepter ungestörte Ruhe genossen, tief und gewaltig

erschüttert. Glücklicherweise blieben die Verfolgungen damals noch auf einen engen Bezirk beschränkt.

4. Salomo ibn Gabirol und seine Zeit.

Unter den Juden, die gleich Samuel ha-Nagid (1012) von Cordova nach Malaga flohen, befanden sich wahrscheinlich auch die Eltern seines berühmten Freundes Salomo ben Jehuda Ibn Gabirol. Der ums Jahr 1020 geborene Dichter nennt wenigstens Malaga seine Vaterstadt. Er verlor früh seine Eltern, und das herbe Geschick, mit einem liebebedürftigen Kinderherzen vereinsamt in der Welt dazustehen, hat seinen heiteren Blick und seine Lebensfreude für alle Zeit getrübt. Schon in zarter Jugend vom Ernst des Daseins hart angefaßt, klagte der frühreife Dichter: „Ein Knab' von sechzehn Jahren — Und wie ein Greis erfahren." Derartige greisenhafte Erfahrungen konnte aber der Jüngling nur dadurch machen, daß er Zielen nachstrebte, die ihm die Wirklichkeit nicht erfüllen konnte. Ein brennender Durst nach Wahrheit verzehrte ihn und entfernte ihn immer mehr von den alltäglichen Gedankenkreisen seiner Altersgenossen. Fremd und verlassen kam er sich vor und stieß die Gespielen und Genossen mit Verachtung von sich, weil ihm ihr Treiben schaal und nichtig erschien. Schon glaubte er wirklich zu Saragossa, wo er als Jüngling lebte, in einem edlen Gönner Jekuthiel die Verkörperung seines Ideals gefunden zu haben, als ihm ein schrecklicher Tod durch Verschwörerhand auch diesen einzigen Freund entriß. Ibn Gabirols Schmerz ergoß sich in ergreifenden Klageliedern über diesen Verlust und vergällte ihm noch mehr die Freuden dieser Welt. Er haßte von nun an die Saragossaner und geißelte ihre Schwächen in einer scharfen Satire. Von einflußreichen Männern ob seines Spottes verbannt, zog der Dichter ruhelos in Spanien umher und klagte über den Niedergang seines Vaterlandes und seiner Zeit. Mit rührender Harmlosigkeit erzählt er dabei selbst, wie oft ihn die Freunde seinem Weltschmerz zu entreißen versuchten, und läßt einen derselben sprechen:

„Bezwing des Schmerzes trübe Nacht,
Der Morgen dir entgegenlacht.
Auf! Hülle dich in edlen Stolz.

Entwinde dich des Kummers Macht!
Bist einzig ja in deiner Zeit,
Dein Lied den Perlen gleich an Pracht."

Das Gedicht endet mit überschwänglicher Verherrlichung seines Tröſters, der offenbar kein anderer, als Samuel ibn Nagdela, sein großmütiger Gönner, ist. Er preist ihn als einen Schützer Israels, „der da weiß das Gesetz zu künden, die heilige Sprache zu ergründen", und zugleich durch Geistesadel ausgezeichnet ist. Der edle Mann schien dem jüngeren Dichter, den er schon von Malaga her kannte, viele Beweise besonderer Liebe und Freundschaft gegeben zu haben. Verband doch beide die gleiche Begeisterung für die Weisheit und für die Dichtkunst. Gabirol sparte nicht mit schwungvollen Lobliedern auf den selbstlosen Freund, verstand es aber auch in stolzem Selbstbewußtsein, dem hochgestellten Manne gegenüber seine ganze Würde zu wahren. Ja, er wandte sich sogar mit Groll und Bitterkeit gegen ihn, als irgend ein Mißverständnis oder eine Verleumdung ihren schönen Seelenbund störte, und verletzte den älteren Freund an seiner verwundbarsten Stelle, indem er seine Dichtkunst verspottete. Ueberhaupt sind Spott und Hohn häßliche Dornen, welche sich oft unter Gabirols Liederrosen finden. Der Nagid blieb ihm übrigens niemals die Antwort auf seine Stachelverse schuldig und erwiderte sie mit gleichen Sangesweisen. Für die damaligen Schöngeister Granadas war dieser Dichterstreit freilich eines der wichtigsten Ereignisse, das sie mit lebhafter Spannung verfolgten. Die Nachwelt aber hat keine Teilnahme für diese Schriftstellerkämpfe. Sie ehrt die großen Männer, indem sie ihre Leistungen sorgsam aufbewahrt, hingegen ihre kleinen Eitelkeiten übersieht. So sei denn hier nur noch angemerkt, daß Ibn Gabirol, gewiß aus Vorliebe für Ibn Nagdela, seine Feder auch gegen dessen wissenschaftlichen Gegner, den trefflichen Sprachforscher Ibn Djannâch, wandte, denselben großen Mann, den er vormals in einem schönen Liede hoch erhoben hatte. Diese Beziehungen zu den Zeitgenossen sind nämlich die spärlichen, sichern Angaben über Gabirols Lebensgang. In verhältnismäßig jungen Jahren soll er, etwa als ein Fünfziger, sein freudloses Dasein ums Jahr 1070 zu Valencia beschlossen haben.

Mag aber der Dichter uns noch so viel von Leid und Enttäuschungen, von unerfüllten Hoffnungen und eitlem Sehnen erzählen, sein Leben ist dennoch nicht ein schriller Ton zu nennen, von dem wir uns verstimmt abwenden. Es zieht vielmehr, wenn wir in seine Lieder uns versenken, wie das süße Schluchzen der Nachtigall zugleich weh und wohlig durch unser Herz. So herb das Geschick in sein äußeres Leben einschnitt, so herrlich wandelte es sich in der Tiefe seines Gemütes um und zog als süßestes Lied aus seinem Munde. Die Kunst, zu sagen, was er litt, war bei Gabirol jene Gottesgabe, welche auf ihn selbst und auf alle, die ihn hören, erlösend und befreiend wirken mußte. Er wird dadurch ein echter, gottbegnadeter Dichter. Gedanken und Empfindungen strömten ihm zu, ihre äußeren Veranlassungen traten zurück, wie die verschwindenden Linien des Gestades, wenn den Schiffer die Flut hinausträgt in das weite, uferlose Meer. Des Dichters Innenleben ist sein Meer, auf dem er ungebunden und frei umherschweift, losgelöst vom Lande der Wirklichkeit. Je weltfremder sein Gemüt wird, desto tiefer versenkt es sich in sich selbst, desto reicher und voller sind die Gefühle, welche ihm entströmen. Ob sie sich auf das Leben im Allgemeinen, oder auf einzelne Erscheinungen und Gebiete desselben, auf Weisheit, Tugend, Kunst und Freundschaft beziehen, ob der Dichter klagt oder jauchzt, preist oder schmäht, immer und überall ergreift er uns unmittelbar und mächtig. Das ist die Gottesgabe, welche er mit den Sängern anderer Völker und anderer Zungen und Zeiten teilt.

Was aber Salomo Gabirol Israel allein zugewendet als köstliches, unvergängliches Geschenk, als einen Born niemals versiegender Labsal, das sind seine religiösen Lieder. Seitdem der Psalmist verstummte, ist vom Glauben und der Liebe zu Gott nicht mit solcher Begeisterung gesungen worden. Der Dichter ergreift uns am tiefsten, wenn er das Gefühl menschlicher Schwäche und Abhängigkeit, das demütige Aufblicken und hoffnungsvolle Emporringen zum Ewigen ausdrückt. In seinen Gebeten spricht die menschliche Seele unmittelbar mit ihrem Schöpfer, nicht wie in denen Kalirs die israelitische Nation mit ihrem Gotte.

Des Morgens, auch des Abends[1]) steh' ich vor Dir, mein Hort,
Mein Herz Dir zu erschließen und sprech' Gebeteswort.
Da steh' ich zagend, bange, ich weiß, Dein Auge dringt
In meiner Brust Geheimstes, eh' noch das Wort erklingt.
Was ist auch des Gedankens, was ist des Wortes Kraft,
So mächtig er emporsteigt, so mühsam es auch schafft?
Doch Dir gefällt's, wenn dankend des Menschen Lied dich preist;
So schall' es hell und fröhlich, so lang in mir Dein Geist.
(Geiger.)

Natürlich klagt er, der von beständiger Sehnsucht nach dem Höchsten erfüllt ist, in besonders ergreifenden Weisen um Israels verlorene Herrlichkeit. Im Wettgesange läßt er die beiden versunkenen Reiche Juda und Israel (Samaria) vor uns auftreten und den Bericht über ihre Schmerzen austauschen:

Hie klaget Samaria[1]): „Mich traf der Zücht'gung Hand,
Weg zogen mir die Söhne in fernes fremdes Land."
Dort Juda: „Ach mein Tempel, mein Heiligtum verbrannt!"
Ja Zion weint: „Es hat sich Gott von mir abgewandt."

Israel: Ach Liebe, willst Dein Mühsal mit meinem Du vergleichen?
Nicht kann Dein Schmerz, Dein Siechtum das meine je erreichen.
Ich trag' des kecken Abfalls ach! unverlöschlich Zeichen,
In Mitten meiner Laufbahn mußt aus dem Land ich weichen,
Mußt Früchte und Geschmeide dem harten Feinde reichen,
Und meine Söhne schleppt er nach fremden, fernen Reichen.
Drum lasse mir die Klage, die ich erlag den Streichen,
Du lebtest lang daheim noch, doch ich ward rasch entsandt.
Und Juda klagt: mein Tempel u. s. w.

Juda: Ach Israel, auch mir ist's, wie Du von Dir gesprochen,
Hab' auch, gleich Dir, die Treue dem Jugendfreund gebrochen,
Bei Deiner Klage fühl' ich den Schmerz in mir auch kochen.
Nur ein Mal mußtest Du ja an fremden Thüren pochen,
Mir haben sie doch mehrmals die Kraft gelähmt, gebrochen.
Ich mußt' nach Babel wandern, blieb dort zehn Jahreswochen.
Drauf ist nach kurzer Rückkehr neu Unheil eingebrochen;

---

[1]) Das Original beginnt mit den Worten: שַׁחַר אֲבַקֶּשְׁךָ und steht in vielen Gebetbüchern (z. B. in allen Rödelheimer Ausgaben) als Einleitungs-Gebet beim Eintritt in das Gotteshaus.

[2]) Es beginnt mit den Worten שׁוֹמְרוֹן קוֹל תִּתֵּן und findet sich in den Kinnothsammlungen für den 9. Ab nach deutschem und polnischem Ritus.

Kaum saß ich fest, kam Titus, hat mich zerfetzt, zerstochen. —
Mein Volk mußt' wandern rastlos, ohn' daß es Ruhe fand. —
Und Juda klagt: mein Tempel u. s. w.

Beide: O Gott, Du den Gebeugten so liebreich Schirm und Schild,
Schau auf die müden Wandrer, die armen, gnädig mild,
Ach sieh, wie sie so niedrig, in Trauer tief gehüllt!
Denk' fürder nicht, daß Sünde und Thorheit sie erfüllt,
Heil' ihre Wunden, wirke, daß bald ihr Gram gestillt!
Du bist's, aus dem Vertrauen, Ermut'gung ihnen quillt.
Du giebst uns wieder Tage, wie wir sie einst gekannt,
Denn Deines Worts Verheißung ist treues Unterpfand.

(Geiger.)

Die Uebertragungen können nur annähernd und mangelhaft den Inhalt und den Ton der Dichtungen wiedergeben und verhalten sich zum Original wie Gypsnachbildungen zu den Meisterwerken des Phidias. Wie der Marmorblock für des Künstlers Hand das zweckentsprechende Mittel war, um einen Gedanken zu verkörpern, so war für Salomo Ibn Gabirol die classische Sprache der heiligen Urkunden der einzig mögliche Ausdruck seiner Seele. Sie war ihm in Wahrheit von Jugend auf die zweite Muttersprache. In ihr dachte und entwarf er seine Gedichte. Er verfügte frei und kühn über den gesamten Sprachschatz der Bibel und verwendete seine Formen und Verbindungen zum unvergleichlich präcisen Ausdruck seiner Gedanken. Er entnahm den Baustoff zu seinen Werken unmittelbar der Bibel. Hier lag für ihn Alles fertig vor, ohne eines Hammerschlags, eines Meißelhiebs zu bedürfen. Darum ist sein Styl einfach, musivisch. Er macht es anders als Kalir, welcher seinen Marmor sowohl der Schrift, als auch der Sprache der Haggada entnimmt, abschlägt und einfügt, wie es ihm gut scheint, und doch mit dem Material seine Idee nur andeuten, nicht bewältigen kann.

In Ibn Gabirols Gedanken und Empfindungen spiegeln sich aber nicht bloß seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke wieder. Des Dichters Seele ist, wie die aller bevorzugten Geister, der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen seiner Zeit treffen und zu einem Gesamtbilde vereinigen. Es ging ein Zug allgemeiner Enttäuschung und bittern Grolles durch die Gemüter seiner Zeit-

genossen, als sie mit dem Zerfall der Khalifate die ganze Herrlichkeit und Größe des Islam in Trümmer sinken und eine Beute wüster Eroberer werden sahen. Lebensfreudigkeit und Thatkraft schwanden dahin, und auch unser Denker erblickte in solchen Schrecken nur einen neuen Beweis für die Eitelkeit und Nichtigkeit des irdischen Werdens und Vergehens. Er aber will sich gewaltsam davon losringen und, ungehemmt von nichtigen Bedürfnissen, nach der höchsten Erkenntnis streben. Durch das Erkenntnisvermögen ragt nach seiner Ueberzeugung der Mensch in eine höhere Welt hinein, und je mehr er sich von dem Irdischen befreit, desto näher kommt er dem Unendlichen, Ewigen und Unvergänglichen. Das Ewige ist für Ibn Gabirol der Urgeist, dem unaufhörlich alle Kräfte entströmen und in stetem Kreislauf wieder zustreben. Die Welt entstammt seit Ewigkeit diesem Urgeist, und wie in der Natur Alles mit ihm zusammenhängt, so ist auch die menschliche Seele nur ein Ausfluß seiner unendlichen Schaffenskraft. Sie wird darum, wenn sie sich ganz in ihre eigene Anschauung versenkt, den Weg, den sie vom Himmel genommen, zurückfinden und die Gottheit unmittelbar erkennen.

So wird der Lebensüberdruß und die Schwermut in der Seele Ibn Gabirols zu einem philosophischen Systeme, das freilich nicht neu ist und schon von den letzten Ausläufern der griechischen Philosophie aufgestellt wurde. Ohne Zweifel sind die Grundgedanken desselben durch arabische Vermittelung auf ihn gekommen. Er stellte diese Gedanken, sie ergänzend, berichtigend und weiterführend, zusammen und entwickelte sie in einem Werke, das er die Quelle des Lebens[1]) nannte. Er schrieb es in arabischer Sprache. Bei seinen Glaubensbrüdern hat es wenig Eingang gefunden, wenn es auch aus einer hebräischen, wohl nur auszüglichen Uebersetzung teilweise bekannt wurde. Viel häufiger wurde der Verfasser unter dem verstümmelten Namen Avicebron von den christlichen Denkern des späteren Mittelalters angeführt. Unerkannt wandelte Ibn Gabirol in dieser Verkleidung durch die Jahrhunderte, und man hielt ihn allgemein für einen christlichen Denker von großer Bedeutung,

[1]) מְקוֹר חַיִּים

bis ihn vor vierzig Jahren (1846) Salomon Munk[1]) wieder neu entdeckte und dem Kreise, dem er angehörte, wiedergab.

Dieselben Grundgedanken seiner Philosophie umwebte er ein anderes Mal mit leichtem poetischem Gewande. Als ein Lied der Huldigung und der Buße sprechen es ihm die Jahrhunderte nach und ehren es als „die Königskrone"[2]).

Wie weit immer die Urteile der Nachwelt über die Ergebnisse seines Denkens auseinandergehen mögen, uns bleibt er als Dichter unbestritten lieb und teuer, und wir stimmen ein in die Lobpreisung Charisis:

„Er ist ein König, erhaben, groß,
Das Lied der Lieder ist Salomo's."

Ibn Gabirol hatte sein philosophisches System nur zu Nutz und Frommen stolzer Geister niedergeschrieben. Er wandte sich ausschließlich an die erlesenen Denker unter den Glaubensbrüdern und blieb dem Volke, dessen Thun und Treiben ihm gleichgültig war, gänzlich fremd und unverständlich. Hatte er es so verschmäht, die Anwendung seiner Erkenntnisse dem gemeinen Manne klar zu machen, so richtete sein Zeitgenosse und Landsmann Bachja Ibn Pakuda, Dajjan zu Saragossa, in erster Linie gerade an den schlichten und einfachen Mann seine klare und eindringliche Belehrung. Gleich Ibn Gabirol drang er auf beschauliche Vertiefung und Verinnerlichung des sittlichen Handelns. Aber er beschränkte seine Anweisung zu einem sittlichen Leben auf das speciell religiöse Gebiet. Hier, wünschte er, solle sich der Israelit völlig einer gottdurchdrungenen Lebensheiligung hingeben. Die inneren Pflichten des Gewissens stehen ihm am höchsten. Ihre Beobachtung ist ihm die Grundlage und Voraussetzung des Gehorsams gegen die göttlichen Gebote. Die äußere Ausführung der religiösen Vorschriften muß nach seiner Meinung Sache der Ueberzeugung und des Gewissens werden. Um den Weg zu

---

[1]) Geboren in Gr.-Glogau 1802, starb in Paris 6. Februar 1867.

[2]) כֶּתֶר מַלְכוּת lautet der hebräische Titel. Im Sachs'schen Machsor für den Versöhnungstag ist es nebst einer trefflichen deutschen Uebersetzung gedruckt zu finden.

solcher Frömmigkeit unfehlbar zu zeigen, schrieb er eine Anleitung zu den inneren Pflichten[1]). Der fromme, liebenswürdige Mann spricht darin zum Herzen des Volkes, einfach, verständlich und gewinnend. Das Buch wurde viel gelesen und ist aus dem Arabischen ins Hebräische, Portugiesische, Lateinische, Jüdisch-Deutsche und wiederholt ins Hoch-Deutsche übersetzt worden.

Viertes Kapitel.

Die Juden in Italien.

Während die Religion des Schwertes nach glänzend raschem Siegeslauf ihre politischen Errungenschaften in Europa eben so schnell, als sie gewonnen waren, wieder in Trümmer sinken sah, wob die Religion der Liebe von Rom aus bedächtig und sicher ein feinfädiges, aber festes Netz, welches nach und nach das ganze Abendland umspannte. Die endlich seßhaft gewordenen germanischen Völker erstarkten nur sehr langsam zu politischer Lebensfähigkeit. Ein Zeitraum von etwa 430 Jahren, wie derjenige, der erforderlich war, um Israel in Aegypten zu einem Volke heranwachsen zu lassen, verging seit der Völkerwanderung (375—800), bis das kühne und kraftvolle Herrschergeschlecht der Karolinger aus dem kurzlebigen Staatengewirr der deutschen Stämme im Herzen Europas eine starke Einheitsmacht zu gestalten vermochte. Um das Jahr 800 schuf der große Karl ein weit ausgedehntes Reich, welches vom Strande der Nordsee bis zum Ebro und den Appeninen und vom atlantischen Ocean bis an die Elbe und die untere Donau sich erstreckte. Allein schon nach einem halben Jahrhundert war es wieder zerstückelt und zerfiel dauernd in drei und mehr Staaten, von denen jeder einzelne auf Jahrhunderte hinaus mit der Befestigung und Sicherstellung der eigenen inneren und äußeren Verhältnisse beschäftigt war. Im Gegensatz zu diesem unablässigen Wandel und Wechsel im Völkerleben blieb der Bischof in Rom ein Bild unwandelbarer Beständigkeit, und sein Thron erhob sich

---

[1]) תורת חובות הלבבות Anweisung für die „Herzenspflichten" lautet der Titel seines Buches.

in Sicherheit über alle weltliche Throne. Verstanden es doch die Päpste zu jeder Zeit, wenn auch Alles um sie her wankte und schwankte, meisterhaft die großen Gedanken zu finden und festzuhalten, welche die Kirche in einen Fels verwandelten. Klar und bestimmt erkannten sie den ihnen vorgezeichneten Weg, und nichts vermochte sie von der Erreichung ihres Zieles abzulenken. Während das Christentum der ersten Jahrhunderte nur darauf ausging, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, die Leiber der Menschen zu beherrschen, wurde gleichzeitig schon der Plan entworfen, auch die Gemüter der Menschheit der Kirche unterthan zu machen. Wir sahen bereits[1]), wie sie die jüdische Religion als einen verabscheuenswerten Unglauben bekämpfen, wie sie ihre Anhänger zwar nicht mit Feuer und Schwert vertilgen, aber allmählich zum Spott und Hohn der Menschen machen wollte, wie sie schon die ersten christlichen Kaiser dazu benutzte, um die in der römischen Verfassung auf das schärfste ausgeprägte Rechtsgleichheit aller friedlichen Bürger zu Ungunsten der Ungläubigen und Ketzer zu erschüttern. All' die Erlasse und Gesetze, welche aus diesem Geiste hervorgegangen sind, wurden zu dem unerschütterlichen kanonischen Recht zusammengefaßt, auf welchem die Gewalt der Kirche über die Gläubigen und Ungläubigen beruht.

Das Werkzeug, welches diese Macht ausübte, war ein planmäßig erzogener Priesterstand. Die christlichen Priester durften nur Ein Ziel vor Augen haben: den größeren Ruhm der Kirche! Im Dienste dieser großen Heilsanstalt zu stehen, mußte ihnen verlockender sein, als alle Güter der Erde. Nicht weltlichen Besitz, noch das Glück der Familie sollten sie kennen lernen. Nur Gehorsam und Treue gegen ihren obersten Hirten, der sich bescheiden Knecht der Knechte nannte, hatten sie zu üben. Ihn zum Vater der gesamten Christenheit zu machen, war die Aufgabe des Klerus. Sie wurde von ihm meisterhaft gelöst, und Rom war ohne Schwertstreich der Mittelpunkt der christlichen Welt geworden, ehe noch die politischen Staaten des Abendlandes Zeit gehabt hatten, eine feste Gestalt zu gewinnen.

---

[1]) I, S. 225 f. 231 f. 234. II, 18 ff.

Von Rom kamen die Losungsworte für die nächsten Jahrhunderte. Was sie schufen, was sie den Menschen an Heil und Elend brachten, hatte hier seinen Ursprung. So wurde auch das Schicksal der abendländischen Juden während des Mittelalters im letzten Grunde von Rom aus gelenkt. Von hier aus zog die Kirche allmählich das ganze Leben des Menschen in ihren Bereich. Der Jude sah sich von demselben ausgeschlossen und war somit darauf angewiesen, seine Freude nur im eigenen Hause, in der väterlichen Sitte, im jüdischen Gesichtskreise zu finden. Die christliche Cultur richtete nicht wie die arabische den Blick auf allgemein menschliche Interessen, an denen auch der Jude hätte teilnehmen können; sie war einseitig religiös und somit ausschließlich christlich. Darum blieb den Ausgeschlossenen zur Geistesnahrung nur ihre eigene nationale Litteratur. In diese versenkten sie sich nun mit all den Fähigkeiten, die ihnen eigen waren, und verrichteten auf dem Gebiet des jüdisch-nationalen Schrifttums Geistesthaten, welche in demselben Maße die Seelenkräfte der abendländischen Juden entwickelten und veredelten, wie diejenigen ihrer spanischen Glaubensgenossen durch die vielseitige Beschäftigung mit den Wissenschaften geläutert und veredelt worden waren.

Während sich die Kirche zu ihrer Aufgabe rüstete, war Italien selbst der Schauplatz endloser politischer Wirren. Im Norden kämpften Langobarden und Franken um die Herrschaft, in Rom suchte sich der Papst allmählich ein weltliches Reich zu gründen, und um Süditaliens Besitz rangen Griechen, Langobarden, Araber und Normannen. Natürlich brachten diese Kriege auch den dort wohnenden Juden traurige Tage.

Von selbständiger und eigenartiger Geistesthätigkeit ist in Italien nicht die Rede. Die dortigen Juden standen in geistiger Abhängigkeit von denen des heiligen Landes, zu welchen sie Jahrhunderte lang in den engsten staatlichen Beziehungen gestanden hatten. Wenn nun auch Rom seine politische Bedeutung in den letzten Jahrhunderten verloren hatte, so behauptete es doch sein ideales Uebergewicht inmitten der Länder, welche es einst als ihre Hauptstadt und ihren Mittelpunkt betrachtet hatten. Immer noch lebten die alten Verkehrsbeziehungen zwischen Palästina und Rom und erzeugten einen gewissen Gegensatz zu der Entwickelung, die

das Judentum von Babylonien aus über Afrika nach Spanien hin genommen hatte. Hier suchte man die Früchte des Talmuds für's tägliche Leben zu gewinnen, dort flocht man die lieblichen Blumen der Haggada zu anmutigen Kränzen. Dieser Anregung folgend, legte man auch in Italien haggadische Sammlungen an. Daneben gab auch hier wie überall, wo man sich damit beschäftigte, das beim Gottesdienst vorgelesene Wort der heiligen Schrift durch freie Erklärung ins Herz des Hörers einzuführen, der Pijjutdichter seinen durch das Gebet erwachten Gefühlen Ausdruck. Wir besitzen aus dem zehnten Jahrhundert viele Dichtungen, die am wahrscheinlichsten in Italien entstanden sind. Wenigstens wird darin auf die dort herrschenden Verhältnisse vielfach angespielt. Wir kennen freilich von den Dichtern jener Zeit nicht viel mehr als ihre Namen, deren Buchstaben sie künstlich in die Versanfänge verwoben. Einer der ältesten und bedeutendsten von ihnen ist Salomo ben Jehuda, zubenannt: der Babylonier, d. h. der Römer, weil man im Bilde des alten Babel das damals moderne Rom zu erblicken glaubte. Seine zahlreichen Bußlieder füllen den Ritus der Juden Europas. Wie seine Landsleute folgte er in der Dichtkunst dem Vorbilde Kalirs. Eine seiner Dichtungen lautet[1]):

Erhör' uns, Herr! erhör' uns,
Gewähr' uns, Herr! gewähr' uns!
Du unser Teil, der du uns Heil und Schutz und Wehr uns.

Die mit Wagen, Reitern, die mit Sturmesleitern;
Wir haben Gott und Söldner nicht zu Streitern,
Wir siegen, und sie werden scheitern.

Die mit Legionen, die mit Siegerkronen;
Bei uns will nur der eine große Helfer wohnen,
Er wird der Schwachen Schwäche schonen.

Die mit Schildern, Speeren, die mit Kriegerheeren;
Uns blieb dein Wort, der Kriegesnot zu wehren,
Sie wird nur ihre Wut verzehren.

[1]) Sie beginnt mit den Worten: חָנֵּנוּ ה' חָנֵּנוּ und findet sich in den Selichot-Sammlungen nach deutschem und polnischem Ritus. Sie behandelt das Thema Psalm 20, 8.

Die mit lautem Trosse, die auf stolzem Rosse;
Der Gott des Lichts ist unser Kampfgenosse,
Licht wirft die stärksten Wurfgeschosse.

Die mit Waffenklirren, die mit Schergen, Sbirren,
Doch wir mit ihm, den Furcht nicht kann beirren,
Er wird der Stolzen Stolz verwirren.

Die mit Hörnerschmettern, die mit Heulen, Zetern,
Wir haben ihn, der mit der Stimme Wettern
Die Felsen streut gleich Herbstesblättern.

Die mit Schlachtcolonnen, die mit Schlächterwonnen,
Den Ohnegleichen haben wir gewonnen,
Durch den wir sicherm Tod entronnen.

Die mit Kampfgedränge, die mit Mordgepränge;
Doch unser er, nicht werden Adlerfänge
Sein Täubchen würgen auf die Länge.

(S. Heller.)

Mit großer Bestimmtheit werden uns einige Orte genannt, in denen das Talmudstudium eifrig betrieben wurde. Dazu gehört Bari, von wo aus die oft erwähnten vier suranischen Gelehrten zur See gingen. Besonders aber wird Lucca als die Heimat tüchtiger Rabbinen gerühmt. Von hier soll einer derselben, namens Kalonymos, einen deutschen Kaiser am Ende des achten Jahrhunderts nach Deutschland begleitet und sich in Mainz angesiedelt haben. Er wurde der Stammvater großer Männer, welche in den nächsten Jahrhunderten die jüdische Wissenschaft in Deutschland und Frankreich verbreiteten und förderten.

Fünftes Kapitel.

Die Juden im fränkischen Reiche.

Als sich der Papst von den Langobarden in seinen Rechten bedroht und in seiner Residenz bedrängt sah, konnte er unter seinen Getreuen im Abendlande keinen tüchtigeren Helfer finden, als das mutige Geschlecht der Karolinger, das über die merovingischen Schattenkönige hinweg das Geschick des Frankenreiches lenkte. Ihm konnte es recht sein, wenn sich zu dem idealen Bande,

das er von Rom aus um die christliche Welt schlang, schließlich aus diesem kräftigen Stamme ein Arm fand, der die gesamte Christenheit auch mit weltlicher Macht zusammenhielt in einem einzigen christlichen Reiche. Karl der Große hatte diesen kühnen Gedanken. Er wandelte das alte römische Reich in ein christliches um und vereinigte all die damals fest angesiedelten deutschen Stämme unter der Kaiserkrone. Er sah freilich die Kirche nur als ein geistiges Bindemittel für die losen Bestandteile seines Volkes an und stellte sich in seiner Tüchtigkeit und Kraft als Schützer neben sie. Er ordnete sich dem Papst nicht unter und gab dem kanonischen Recht nur in so weit Macht und Geltung, als es seinen klaren und großen Gedanken nicht störend und hindernd in den Weg trat. Wie die edelsten, hochgesinntesten und besten Männer aller Zeiten schätzte er die Menschen nicht nach ihrer Abstammung oder gar nach ihrem Glauben, sondern nach ihren persönlichen Fähigkeiten. Er ließ sich nicht wie die Merovinger von der Kirche zu Judenverfolgungen treiben, sondern benutzte die Juden gerade so, wie jedes andere Element, das ihm zur Ausführung seiner weit ausschauenden Pläne dienen konnte. So kam es, daß ein Jude, mit Namen Isaak, die Gesandtschaft an den Khalifen Harun al Raschid als Wegweiser oder Dolmetscher begleitete. Da die eigentlichen Träger der Botschaft auf dem Rückwege starben, durfte Isaak, der allein die Heimkehr erlebte, den Brief und die Geschenke des Khalifen dem Kaiser überreichen.

Vor allem aber schützte Karl die Juden in ihrer Eigenschaft als Hauptvertreter des Handels. Sie waren in jenen friedlosen Zeiten die einzigen, welche zu den Geschäften des Friedens Zeit und Talent hatten. Alles freie, wehrhafte Volk gehörte zum Kriegerstande, der jeden Augenblick bereit sein mußte, Haus und Hof im Stich zu lassen und Heerbann zu leisten. Das Land bebaute der Leibeigene, und so blieb Handel und Gewerbe dem Kleinbürger und den Juden. Die Juden galten als Ungläubige für waffenunfähig und erhielten das verhängnisvolle Vorrecht, von der Heeresfolge frei zu sein. Ihr flüchtiger Fuß haftete weitaus seltener an eigenem Landbesitz, und sie kannten besser als ihre christlichen und heidnischen Landsleute die fernen Länder, aus denen die Waaren bezogen wurden. Besonders einträglich war

für sie der Handel mit Sklaven, die aus dem heidnischen Nordosten nach dem Südwesten Europas für den großen Bedarf der islamitischen Völker befördert wurden.

Andererseits machte sie die Kirche selbst zu unentbehrlichen Mitbürgern der Gläubigen. Sie wendete bekanntlich das altjüdische Wuchergesetz der heiligen Schrift auf ihre eigene Glaubensgemeinschaft an, indem sie den Christen untersagte, von einander Zins zu nehmen. Da aber kein Kapitalist sein Geld ohne Aussicht auf Gewinn ausleihen mochte und konnte, so blieb als Ausweg aus dieser Verlegenheit nichts anderes übrig, als zu erlauben, bei den Andersgläubigen Darlehen gegen einen gesetzlich festgestellten Zinsfuß zu suchen. Durch diese eigenartigen Verhältnisse gewannen die Juden zusehends an Einfluß und Bedeutung. Sie zogen frei im Lande umher und siedelten sich nach Belieben bis weit nach dem Osten hin in Stadt und Land an. Ueber die Entstehung und Entwicklung der ältesten Gemeinden im Frankenreiche schwebt ein sagenhaftes Dunkel. Einige Nachrichten behaupten, schon mit Karl dem Großen sei Kalonymos von Lucca nach Mainz gekommen. Andere Berichte besagen, daß mit Isaak, Karls des Großen Boten nach dem östlichen Khalifat, ein gelehrter babylonischer Jude, R. Machir, in Narbonne eingewandert sei und dort das Talmudstudium eingeführt habe. So viel scheint festzustehen, daß im eigentlichen Deutschland die Gemeinden von Mainz, Worms und Köln[1]) die ältesten gewesen sind.

Unter Karls Nachfolger, dem gutmütigen, aber schwachen Ludwig dem Frommen (814—840) war die Stellung der Juden auf Grund der geschilderten Zustände gesetzlich unverändert. Man ließ sie christliche Arbeiter bei ihren industriellen Unternehmungen verwenden. Sie durften Handel treiben, womit und wohin sie wollten, und mußten nur an den Staat eine etwas höhere Steuer als die Christen von ihren Handelsgeschäften zahlen. Dadurch erlangten sie trotz des geltenden kanonischen Rechts eine Anzahl von Freiheiten, zu deren Schutz eigene Beamte unter dem Titel „Judenmeister" ernannt wurden.

---

[1]) I, S. 230.

Die mannigfachen geschäftlichen Beziehungen brachten die Juden mit den Christen vielfach in Berührung, und sie gewannen dabei oft die Hochachtung und Freundschaft ihrer christlichen Mitbürger. Ja, der Hof Ludwigs des Frommen und besonders seine geistvolle Gemahlin soll die Juden in gewissem Sinne begünstigt haben. Wir erhalten wenigstens überraschende Nachrichten von dem bedeutenden und weitreichenden Einfluß einzelner Juden auf ihre hochgestellten Gönner und Freunde durch die schweren Vorwürfe, welche ein treuer Diener der Kirche, der Bischof Agobard von Lyon, gegen die Christen seines Sprengels und seines Vaterlandes auszusprechen für nötig hielt. Er schärfte den Gläubigen unablässig ein, den Umgang mit den Juden abzubrechen, nicht an ihren Festen, ihren Sabbathen, an ihren gottesdienstlichen Vorträgen sich zu erfreuen, und wandte sich schließlich an dasjenige Gefühl der Germanen, welches am stärksten in ihnen lebte, an die Treue gegen den Lehnsherrn, und sprach: „Wenn jemand seinem Herrn in Liebe und Treue zugethan ist, so wird er nicht dulden, daß ihn ein anderer schmähe, und noch weniger würde er mit einem solchen Lästerer freundlich verkehren oder gar sein Tischgenosse werden". Die Juden seien aber angeblich von altersher Feinde des Herren und Erlösers, darum dürfe kein Christ mit ihnen irgendwie Gemeinschaft machen.

Agobard erkühnte sich sogar, die Kaiserin und ihre Freunde rücksichtslos anzugreifen, weil sie die Juden schützten und begünstigten, und ging schließlich soweit, die Söhne des Kaisers bei der Empörung gegen ihren Vater zu unterstützen. Er wurde seines Amtes eine Zeit lang entsetzt, aber schließlich von dem sanftmütigen Kaiser wieder mit seiner Würde bekleidet. Daß die leidenschaftlichen Klagen des Bischofs nicht in bloßen Einbildungen ihren Grund hatten, beweist die Thatsache, daß ein Liebling des Kaisers, der Geistliche Bodo, aus einem alten edlen Geschlechte, zum Judentum übertrat und in Saragossa als Jude lebte. Aber diese für die Juden so günstigen Tage waren mit dem Tode Ludwigs des Frommen jählings zu Ende. Die späteren Nachfolger des großen Karl auf dem römischen Kaiserthrone entsprachen immer mehr den Erwartungen, welche die Kirche von ihrem einseitigen Standpunkte aus an die Erneuerung des Kaiser-

tums geknüpft hatte. Es wurde für sie die bequeme Handhabe, um die Menschen nach ihrem Willen zu lenken. Nach Karl dem Großen kam kein gewaltiger Herrscher zur Regierung, welcher die kühnen und umfassenden Gedanken des genialen Mannes fortzupflanzen und auszuführen imstande gewesen wäre. Die Kirche aber sorgte immer von neuem für große Führer, die sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht beirren ließen. Ihre Diener mußten immer wieder die Fürsten an die judenfeindlichen Verordnungen des kanonischen Rechtes, welche auch Ludwigs des Frommen Sohn, Karl der Kahle, vielfach verletzte, erinnern und darauf bedacht sein, dem unwissenden und abergläubischen Volke Widerwillen und Abscheu gegen die Ungläubigen einzuflößen. In demselben Maße eiferten die Bischöfe unermüdlich gegen die bürgerliche Wertschätzung der von der Kirche Verworfenen und stellten auf Kirchenversammlungen immer von neuem Anträge, die darauf ausgingen, die Erniedrigung der Juden zum Staatsgesetz zu machen. Gelang ihnen letzteres in dem durch den Vertrag von Verdun (843) selbständig gewordenen Frankreich[1]) auch niemals ganz nach Wunsch, so wuchs doch die böse Aussaat des Hasses, die sie ausstreuten, allmählich in den Herzen des Volkes und der Fürsten. Je mehr sich das französische Gebiet in einzelne, mit der Zeit fast unabhängig werdende Grafschaften zersplitterte, desto leichter konnten die Geistlichen ihren Einfluß zur Geltung bringen. Statt Eines Herrschers gab es nun viele, von denen mancher ihnen Gehör schenkte, und an verschiedenen Orten riefen die Kirchenfürsten, uneingedenk der milden Lehren ihres Heilands, alljährlich in leidenschaftlichen Predigten die Gläubigen auf, für Jesu Kreuzigung Rache zu nehmen an den Juden. Beziers und Toulouse wurden dadurch Jahrzehnte lang in der Passionswoche der Schauplatz blutigen Unfugs.

Die ersten Capetinger konnten bei ihrer Machtlosigkeit

---

[1]) Etwa vom zehnten Jahrhundert ab wurde in der neuhebräischen Litteratur als Bezeichnung für das nördliche und östliche Frankreich der biblische Eigenname צָרְפַת (Obadja 1, 20) und für das westliche Deutschland der Eigenname אַשְׁכְּנַז (I. M. 10, 3. Jer. 51, 27) üblich.

gegenüber den Baronen und Geistlichen die Juden ebenso wenig wie die letzten Karolinger vor Willkür schützen. Das abergläubische Mißtrauen hatte im Volke bereits so tief Wurzel geschlagen, daß man den Juden wenigstens Zauberei und Hexenkünste zutraute und besonders jüdische Aerzte bedrohte und verfolgte, wenn während ihrer Behandlung ein Kranker starb. So bezeichnete die üble Nachrede den jüdischen Leibarzt Hugo Capets als den Mörder seines Herren (996). Nur vierzehn Jahre später kam es in Limoges sogar so weit, daß man alle Juden, welche sich nicht taufen lassen wollten, aus der Stadt verwies.

Das gleiche Los drohte schon 855 den sämtlichen Juden Italiens, deren Heimatsland durch den Vertrag von Verdun ebenfalls zu einem selbständigen karolingischen Staat geworden war. Bei seinem Regierungsantritte bestätigte nämlich Ludwig II., der Enkel Ludwig des Frommen, einen Concilbeschluß, nach welchem die Juden das ganze Land verlassen sollten. Zum Glück für die Juden konnte der Kaiser Ludwig wegen der Zerstückelung Italiens in viele kleine Gebiete, deren Herrscher dem Kaiser den Gehorsam verweigerten, die Ausführung des Befehles nicht erzwingen.

In Deutschland, welches seine Selbständigkeit nicht minder dem genannten Vertrage verdankte, ging die Saat der Kirche erst später auf, weil das Christentum hier erst seit einem kurzen Zeitraume heimisch war. Die sächsischen Kaiser nahmen von den Juden, welche ihnen gleichbedeutend waren mit Kaufleuten überhaupt, die eingeführten Steuern, und wir erfahren, daß Otto II. (973—983) mit den Abgaben, die er von den Juden zu Magdeburg und Merseburg bezog, die Bischöfe beschenkte, welche in jenen Städten ihren Wohnsitz hatten. Derselbe Kaiser hatte einen italienischen Juden, Kalonymus, in seinem Gefolge, als er 982 gegen die Araber und Griechen kämpfte. Kalonymus hing seinem Herrn mit musterhafter Treue an und rettete den Kaiser nach der unglücklichen Schlacht aus der Gewalt der Feinde, die ihm auf den Fersen waren.

An sittlicher Gesinnung und Herzensbildung standen damals die Juden des fränkischen Reiches im Durchschnitt ohne Zweifel über ihren christlichen Mitbürgern, und wenn sie daneben auch in

allgemein wissenschaftlichen Dingen nicht unterrichteter waren als ihre andersgläubigen Zeitgenossen, so konnten sie doch wenigstens die hebräischen Gebete und den Urtext der heiligen Schrift lesen und verstehen. Sie kannten die Schätze ihrer Nationallitteratur, obwohl sie selbst noch nicht schöpferisch auf einem Gebiete derselben thätig waren. Die Talmudschule zu Narbonne erzog ihnen erst den Lehrer, welcher talmudisches Wissen zu ihnen bringen sollte.

2. R. Gerschom ben Jehuda und seine Zeit.

R. Gerschom ben Jehuda wurde um 960 in Lothringen geboren und lebte zuerst in Metz, später in Mainz. Hier gründete er ein Lehrhaus, welchem zahlreiche Schüler aus allen Ländern zuströmten. Seine seltene Begabung, sein tiefes und umfassendes Wissen, sein hervorragendes Lehrgeschick und seine schlichte Frömmigkeit und Sittenreinheit verliehen ihm einen Einfluß auf die Geschicke seiner Glaubensbrüder, der weit über den engen Rahmen seiner Zeit hinausreicht. Seine wissenschaftlichen Leistungen bahnten auf dem Gebiete des religiösen Unterrichts, seine allgemein anerkannten Verordnungen auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens bei den Juden des Abendlandes einen epochemachenden Umschwung an.

Indem er zuerst eine fortlaufende hebräische Erläuterung zum Talmud schrieb, machte er mit einem Schlage die europäischen Talmudbeflissenen unabhängig von den gaonäischen Hochschulen im fernen Osten. Jeder ernste Forscher vermochte sich nun selbst die Auskünfte zu verschaffen, welche er bis dahin nur nach Ueberwindung unendlicher Mühen und Gefahren zu den Füßen der großen babylonischen Lehrer hatte erlangen können. Und wie R. Gerschom den Westen in wissenschaftlicher Beziehung von den morgenländischen Gelehrten emancipierte, so gab er auch Verordnungen für ein den abendländischen Anschauungen angemessenes gesellschaftliches Leben. Er verbot die Vielweiberei und bestimmte, daß eine Gattin nicht gezwungen werden dürfe, einen Scheidebrief des Mannes anzunehmen.

Die Thatsache, daß diese und ähnliche Beschlüsse des Talmudlehrers allgemeine Gültigkeit erhielten, legt am beredtsten Zeugniß

ab von dem ungeheuren Einfluß, den seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen, und den sein Andenken auf die späteren Geschlechter ausübte. Er wird uns als ein Muster der Weisheit, Demut und Frömmigkeit geschildert und allgemein als „die Leuchte des Exiles[1]) (der Verbannten)" gerühmt.

Im Jahre 1012 erlebte er zu Mainz die erste Glaubensverfolgung auf deutschem Boden, welche wie ein Unwetter über die Juden hereinbrach. Viele wurden zur Taufe gezwungen, darunter auch R. Gerschoms Sohn, dessen Verlust der unglückliche Vater auf das rührendste betrauerte. Von dem tiefen Leide, welches des frommen Mannes Herz beschwerte, von den Schrecknissen, welche er mit seinen Glaubensbrüdern duldete, erzählen uns seine ergreifenden Buß- und Klagelieder. Sie sprechen so erschütternd zum Gemüte, daß sie trotz ihrer kunstlosen, einfachen Form und vielleicht gerade wegen derselben, wahrhaft volkstümlich geworden sind. Der bekannteste seiner Gesänge, in welchem der so milde und friedfertige Mann in der begreiflichen Verzweiflung seines Herzens den Weltenrichter anfleht, daß er all den Jammer und all das unschuldig vergossene Blut der Glaubenszeugen an den Drängern sühnen möge, hat mit seinen Anfangsworten: „Gedenke des Bundes[2])" dem mit Bußgebeten angefüllten Rüsttage zum Neujahrsfeste seinen Namen gegeben. Es lautet im Auszuge[3]):

Gedenke des Bundes mit Abraham und der Hingebung Isaaks,
Und stelle her das Jakobs-Zelt, und hilf uns um Deines Namens willen.

O Du Erlöser voller Kraft,
Schau her, wie unsre Hand erschlafft!
Kein Frommer da, uns beizusteh'n,
Und keiner, um für uns zu fleh'n!
So habe Du Erbarmen
Mit unserm Rest, dem armen,
Hilf uns um Deines Namens willen!

Die heil'ge Stadt, o weh, verheert,
Vom Feind geschändet und zerstört!

---

[1]) מְאוֹר הַגּוֹלָה.

[2]) זְכוֹר בְּרִית.

[3]) wie er nach deutschem Ritus für das Nëilah-Gebet am Sühntag üblich ist.

Der Schmuck und Glanz vergraben!
Nur Eines wir noch haben
Als ew'gen Hort: Dein heilig Wort!
Drum stelle her das Jakobs-Zelt,
Hilf uns um Deines Namens willen!

(Nach Sachs.)

Die gleichen Leiden veranschaulichen die religiösen Lieder[1]), welche der damalige Mainzer Vorbeter R. Simon ben Isaak, ein der Halacha und Haggada äußerst kundiger Gelehrter, verfaßt hat. Ihm verdanken wir daneben zahlreiche Poesieen zum Schmuck der Festgebete, von denen die Kerobah für das Morgengebet des zweiten Neujahrstages am bekanntesten und am weitesten verbreitet ist. Wir geben aus derselben zur Probe die herrliche erbauliche Betrachtung, in welcher der Dichter dem andächtigen Beter aus der heiligen Geschichte die Schwächen und Mängel der großen Männer, die nicht ungeahndet blieben, vorführt und im Hinblick darauf zu demütiger Buße und aufrichtiger Besserung ermahnt. Die Worte, die wir im Buche Ijjob (4, 18) lesen: „Siehe, seinen Knechten trauet er (Gott) nicht und seine Engel zeihet er der Mängel; um so mehr die Bewohner der irdenen Hütten", sind gleichsam der der Betrachtung zu Grunde liegende Text[2]):

Herr! wenn kein Verdienst für uns zeugt und spricht,
Dann sei Dein Name, der große, uns Zuversicht,
Und nicht gehe mit uns ins Gericht, — Heiliger!

Nicht seinen Heiligen trau't Er,
Findet Makel an den Mächtigen im Himmelsheer:
Wie sollten gerecht und rein
Der Scholle Gebilde sein? — Heiliger!

---

[1]) Nicht weniger als zehn seiner Selichot sind den bei uns üblichen Sammlungen von Bußgebeten (nach polnischem Ritus) einverleibt.

[2]) Das Gedicht beginnt mit den Worten: שַׁבְתִּי וְרָאֹה und besteht im Original aus 27 dreizeiligen Strophen, welche akrostichisch zweimal den Namen des Verfassers zeichnen. Es ist nach dem Muster des in der Mussaph-Kerobah für den ersten Neujahrstag enthaltenen Kalirischen Stückes אֹמֶץ אַדִּירֵי כָּל חֵפֶץ, welches gleichen Inhalt und gleiche Strophen hat, gearbeitet.

Ich hab' im Leben Manches wahrgenommen,
Nur Eins fand ich zu des Menschen Frommen,
Wenn er zum Schild sich Gottesfurcht genommen.

Des Rechtes Lauf hab' ich mir angesehen,
Wie's Adam sollt' im Paradies' ergehen,
Den Gott nach seinem Bilde ließ entstehen.

Als er gebrochen des Befehles Wort,
Entwich sein Glanz, getrieben ward er fort.
Das Flammenschwert verhängt der Seel'gen Ort! —

Den Gott auf der Erkenntnis Bahn gestellt,
Der leuchtend hat die Erdennacht erhellt,
Dem Heil auf seinem Gang folgt durch die Welt[1]):

Weil seinem Hort er seinen Zweifel[2]) klagt,
Weil er nach einem Zeichen hat gefragt, —
Die Frohn' Jahrhundert lang die Seinen plagt.

Wacht auf, ihr Edlen! sucht euch fest zu gründen,
Sucht Demut, Frömmigkeit euch zu verbünden,
Ob ihr vielleicht dann Gnade werdet finden! —

Der auf dem Berg geweiht als Opfergabe,
Der in den Bund geführet ward als Knabe,
Dem vielfach sich gemehret seine Habe[3]), —

Spät ward der Heuchler[4]) ihm als Sohn gespendet,
Des Sünders Harm des Greises Auge blendet,
Weil er zu hold zum Frevler sich gewendet.

O lasset euch durch ernstes Beispiel lehren,
O meidet Schuld, sucht Leid euch abzuwehren,
Ob Gott vielleicht Erbarmen wird bescheeren! —

Der in dem Zelte weilte[5]) fromm und mild,
An Deinem Throne prangt des Edlen Bild,
Du selbst hast ihn mit Deinem Schutz umhüllt, —

---

[1]) Abraham.
[2]) Vgl. I. M. 15, 8.
[3]) Isaak, vgl. I. M. 22, 9. 21, 4. 26, 12.
[4]) Esau.
[5]) Jakob.

Er kehret heim, aus Not und Drang befreit,
Weil er verzögert, was er Dir geweiht[1]),
Da harret sein von seinem Kind das Leid[2]).

Merkt's, ihr Geschöpfe! fleht um Gottes Güte,
Erbanget, daß der Sturm des Zornes wüte,
Ob Gott am Tag der Straf' euch berg' und hüte! — .....

Nachdem der Dichter noch der Sünden Moses und Aharons, Sauls und Davids gedacht hat, schließt er mit den Worten:

Die Myriaden all, die Schaar von Heeren,
Die längst dahin — nicht im Gericht, dem schweren,
Vermochten sie als rein sich zu bewähren.

Die Himmel selbst erscheinen ihm nicht rein;
Des Lichtes Söhne — wie verglimmt ihr Schein!
Wie soll der Schmutzbefleckte lauter sein?

Der Eitles rafft, der sich in Trug versteckt,
Er denkt: Wer zeugt? wer meinen Lug entdeckt? —
Der Sparren im Gericht, der Stein ihn schreckt!

O Laut'rer Du, der schau'n nicht kann die Sünde!
Senk' unsre Schuld in tief verborgne Gründe,
Und uns das Zeichen Deiner Huld verkünde!

Vermocht's die Schuld, von Dir uns abzulenken, —
Der Väter, der erkor'nen, wolle denken
Und unserm Flehn geneigt Erhörung schenken!

Statt Opfergaben, statt gefäll'ger Spenden,
Hör' unser Flehn und woll' uns Gnade senden,
Zu freud'gem Leben mögst das Jahr Du wenden.

(Sachs.)

In dem Seelengedächtnis, welches die Mainzer Jahrhunderte lang allsabbathlich ihrem berühmten Landsmann gewidmet, priesen sie mit besonderem Danke die Mühen, durch welche er zur Abwehr jener blutigen Verfolgungen beigetragen haben soll. R. Simon

[1]) 1. M. 28, 20. 35, 14.
[2]) 1. M. c. 34.

ben Isaak und R. Gerschom sind die ältesten Pijjutdichter auf deutschem Boden. Alle ihre Lieder und Gesänge spiegeln uns eine edle Begeisterung für die Tugend und eine hohe Reinheit der Gesinnung wieder. Was sie in dichterischem Gewande ihren Glaubensbrüdern als ideale Anforderung hinstellten, dasselbe verlangten die zeitgenössischen Lehrer des Gesetzes von jedem einzelnen Juden als wirkliche, bewußte, sittliche That. So waren die Dichter im Vereine mit den Gelehrten zugleich die Sittenlehrer ihres Volkes. Außer diesen auf die Masse des Volkes trefflich wirkenden Erziehungsmitteln bedienten sich die religiösen Führer jener Zeit der gottesdienstlichen Vorträge und besonderer zur Erbauung für das Volk abgefaßter Sittenbücher, um die Brüder zur Tugend zu leiten. Es entstand allmählich eine umfangreiche Moralliteratur, welche in volkstümlichem Gewande musterhafte Anweisungen zu einem sittlichen Lebenswandel giebt. Schon ums Jahr 1050 schrieb ein Schüler und Verwandter des R. Simon ben Isaak, namens R. Elieser ben Isaak, aus Worms seine „Lebenspfade[1])". Wir lesen in diesem Buche:

„Gib, mein Sohn, Gott die Ehre und zolle ihm den Dank, denn er ist es, der dich gebildet und in diese Welt gebracht hat; du bedarfst seiner, er aber nicht deiner. Vertraue nicht deinem leiblichen Wohlergehen hienieden! Mancher hat sich niedergelegt und ist nicht wieder aufgestanden, mancher ging fröhlich zu Bette gesund und wohlgemut und erwachte unter Schmerzen und Schrecken . . . . . Sei einer der ersten im Gotteshause, gehe mit Ehrfurcht hinein, bedenke, vor wem du daselbst stehest. Im Lehrhause unterlasse jede eitle Rede, merke auf die Worte der Weisen, schätze nichts für zu gering und verachte niemanden. . . . . Wenn du betest, sei klein und demütig vor dem Allmächtigen, bekenne deine Sünden und heilige dich mit angestrengter Kraft, deine böse Begierde zu zügeln. . . . . Von einem bösen Nachbar, einem übel berüchtigten Menschen, halte dich fern, verweile nicht unter Leuten, die von ihren Nebenmenschen Böses reden; sei nicht die Fliege, die stets die kranken Stellen aufsucht! Erzähle von dem Nächsten nicht die Fehler. . . . . Frohlocke nicht, wenn dein Feind fällt; aber gieb ihm zu essen, wenn er hungert, hüte dich, Waisen und Wittwen zu kränken, sei nicht Zeuge und Richter in

[1]) אֹרְחוֹת חַיִּים

eigener Person. . . . . Thue ab den Zorn, das Erbteil der Thoren, liebe die Weisen und strebe nach der Erkenntnis deines Schöpfers." (Zunz.)

Der leuchtendste Träger solcher Gesinnung, R. Gerschom, starb 1040, in demselben Jahre, in welchem das Gaonat in Babylonien unterging und für Frankreich und Deutschland der Mann (Raschi) geboren wurde, welcher das Talmudstudium zur höchsten Blüte bringen sollte.

Sechstes Kapitel.

Die Juden im oströmischen Reich.

Das oströmische Reich war durch die Siege der Araber beträchtlich verkleinert worden. Die Kaiser sahen mit Schrecken, daß nicht blos Mohammeds Schwert weite Länderstrecken, sondern auch seine einfache und einleuchtende Glaubenslehre von einem einzigen Gotte die Gemüter der Völker, welche jene Gebiete bewohnten, schnell und leicht unterwarf. Der dem Judentum entlehnte, strenge Monotheïsmus, welcher jede Anfertigung von Bildern zu religiösen Zwecken verwarf, war ein auffallender Widerspruch zur christlichen Staatsreligion, die ihre Kirchen gern mit Bildern und Kunstwerken schmückte. Der Islam bezeichnete gerade so, wie die jüdische Lehre, die den Bildern gezollte Verehrung rundweg als Abgötterei.

Um diesen Vorwurf des mächtigen Feindes zu entwaffnen und zugleich das wichtigste Hindernis hinwegzuräumen, welches seiner Meinung nach der Verbreitung des Christentums unter den Moslemen im Wege stand, begann zuerst der Kaiser Leo der Isaurier (718—741), gegen den Bilderschmuck zu eifern, und ließ das Gebot ergehen, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen. Das erregte Volk nannte den Kaiser wegen dieser strengen Anschauung verächtlich einen Juden. Diesem Hohn gegenüber hielt der rauhe und rücksichtslose Kriegsmann, der auf dem Throne saß, es um so mehr für nötig, seine kirchliche Gesinnung zweifellos darzuthun, und beschloß darum, die Ungläubigen in seinem Reiche gewaltsam zum Christentum zu bekehren. So wurden denn auch die Juden hier zum ersten Male um ihres

Glaubens willen grausam verfolgt, während sich die früheren Kaiser bekanntlich damit begnügt hatten, sie in staatsrechtlicher Beziehung zu Bürgern zweiten Grades herabzudrücken. Waren sie bisher zwar vom Heeresdienst und von Staatsämtern ausgeschlossen und in ihrer öffentlichen Stellung gekränkt worden, so hatten sie doch wenigstens in ihren Familien unbehelligt leben können. In den überaus reichen und fruchtbaren Ländern dieses Staates waren sie durch Handel und Gewerbe schnell zu Wohlstand gelangt und bildeten nicht selten zahlreiche religiöse Gemeinden. Erst durch den Bilderstreit erfuhren sie stets von neuem, und zwar einzig um des Glaubens willen, steigenden Druck, Haß und Verfolgung. Anfänglich trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß der Glaubenszwang nur von kurzer Dauer sein werde, und daß die Getauften in absehbarer Frist zur väterlichen Religion würden zurückkehren dürfen. Bald aber sahen sie sich schmerzlich enttäuscht. Denn wie immer die Nachfolger Leos zu der kirchlichen Streitfrage standen, in der Mißhandlung der Ungläubigen durch das fanatisch erregte Volk fand keinerlei Aenderung statt.

Endlich kam mit Basilius, dem Macedonier (867—886), ein neues Herrschergeschlecht auf den Thron. Er hatte den redlichen Willen, die Zwistigkeiten ernstlich beizulegen, und beschloß, die Juden nicht mehr mit Gewalt, sondern nur noch durch Belehrung und höchstens durch allerlei verlockende Belohnungen zur Taufe zu bewegen. Des Kaisers hochgelehrter Sohn Leo VI. (bis 911) wollte in seiner gründlichen Weise des Vaters Werk vollenden. Er erklärte, es genüge nicht, daß die Juden sich öffentlich zum Christenthume bekennen, es gelte auch, darüber zu wachen, daß sie selbst im Stillen die jüdischen Vorschriften nicht erfüllen. Die grausamen Maßregeln, die er für nöthig hielt, um eine strenge Aufsicht über das geheimste Thun der Unglücklichen durchzuführen, beschworen neues Ungemach und Elend über die schwer Geprüften herauf. Um dem unerträglichen Drucke zu entgehen, flohen viele nach den Donauländern und besonders an die nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres bis an die Wolga, wo damals die zum Judenthum bekehrten Chazaren ihren Wohnsitz hatten.

Von geistiger Thätigkeit konnte bei so unruhigen Zeitläuften kaum die Rede sein. Nur das Gebet wurde bereichert durch

Klage- und Bußlieder, die in rührender Weiſe von dem ergreifenden Elend Kunde geben. Sie lehnen ſich in ihrer ſprachlichen Form an Kalir an und ſtehen namentlich den italieniſchen Dichtungen nahe. Da Byzanz das neue Rom und nach der Redeweiſe der Haggada das wiedergeborene Babel war, trugen die Dichter öfter den Zunamen „Babylonier“, und viele meinen, daß auch Salomo ben Jehuda[1]) nicht ſowohl in Italien, als vielmehr im oſtrömiſchen Reiche gelebt habe. Sicherlich aber iſt der älteſte uns bekannte Dichter, der wirklich aus jenen Ländern ſtammte, Schefatja. Sein ſchlichtes und kunſtloſes Bußlied, welches mit dem Verſe beginnt:

„Seit Ewigkeit ward Glück und Heil
Israel von Gott zu Theil.
O, laß auch heute Heil ergehen,
Himmliſcher, aus Deinen Höhen!
O Du, der ſtets verzeiht,
O Vater der Barmherzigkeit!“

erfreut ſich bis auf die Gegenwart großer Beliebtheit und kommt im Bußritual der deutſchen und polniſchen Juden mehrfach zur Verwendung[2]). Man erzählt, der Dichter ſei der Leibarzt eines oſtrömiſchen Kaiſers geweſen und habe einmal herbes Mißgeſchick von ſeinen Glaubensbrüdern dadurch abgewendet, daß es ihm gelungen ſei, die wahnſinnige Tochter des Kaiſers geſund zu machen.

Siebentes Kapitel.

Das Judenthum im Reiche der Chazaren.

Die vor dem Grimm des Drängers im zehnten Jahrhundert aus dem oſtrömiſchen Reiche fliehenden Juden fanden um jene Zeit eine ſichere Zufluchtsſtätte an der Nordküſte des Schwarzen Meeres und an den Ufern der Wolga und des Kaſpiſchen Sees. Dort ſaßen damals bereits ſeit Jahrhunderten die Chazaren, ein

[1]) S. oben S. 83.

[2]) Es beginnt mit den Worten: יִשְׂרָאֵל בַּה׳ תְּשׁוּעַת עוֹלָמִים und beſteht aus ſechs dreizeiligen Strophen, deren Anfang akroſtichiſch den Namen des Verfaſſers ergeben. Es iſt faſt das Einzige, was von dieſem Dichter auf die Nachwelt gekommen iſt.

tartarischer Volksstamm, der sich zum Judentum bekehrt und die jüdische Religion als Staatsreligion in seinem Lande eingeführt hatte. Hier hatte also ein weltliches Regiment seinen Sitz, welches thatsächlich in jüdischen Händen war, hier besaßen die damaligen Zeitgenossen eine in ihren Augen hochwichtige, handgreifliche Widerlegung des feindseligen Spottes, daß Juda das Scepter für alle Zeit entwunden sei. Wir haben bereits erzählt, wie erhebend dies Bewußtsein auf den an Ehren reichen Chisdai wirkte, und können uns vorstellen, mit welchem Behagen die unter den späteren byzantinischen Kaisern von neuem heimatlos gewordenen Juden bei den Chazaren Heil, Schutz und Obdach suchten und fanden. Sie kamen in ein fruchtbares Land, dessen Einwohner durch ihre Kühnheit und verwegene Tapferkeit den umwohnenden Völkern Achtung und Furcht einflößten. Sowohl die byzantinischen Kaiser, als auch die Araber strebten danach, in friedlichem Handelsverkehr mit ihnen zu leben, und sollen der Sage nach sich einst bemüht haben, sie für ihr Glaubensbekenntniß zu gewinnen. Nach der Auskunft, welche der Chagan Josef dem Chisdai Ibn Schaprut gab, hatte Bulan, einer seiner Ahnen, von Widerwillen gegen den groben Götzendienst seines Stammes ergriffen, nach reiflicher Erwägung sich zum Judentume bekannt. Er hatte sich von einem Christen, einem Muhammedaner und einem Juden die Grundlehren der verschiedenen Religionen entwickeln lassen, und nachdem ihm klar geworden war, daß die jüdische Religion die Mutterreligion der anderen Bekenntnisse sei, den Christen heimlich gefragt, ob er dem Judentum vor dem Islam den Vorzug geben würde, wenn er kein Christ wäre. Als darauf der Geistliche das Judentum viel höher als den Islam gestellt, wendete Bulan dasselbe Mittel bei dem Moslemen an, und siehe da, auch er erhob das Judentum auf Kosten des Christenglaubens. Da erklärte der Chagan, daß er den jüdischen Glauben anzunehmen sich entschlossen habe, weil ihm beide Gegner desselben übereinstimmend seine Vorzüglichkeit zugestanden hätten. Seitdem waren alle Chazarenfürsten Bekenner des Judentums und führten allmählich ihre Religion beim Volke ein. Sie luden jüdische Weise ein, empfingen sie mit großen Ehren und ließen sie lehrend im Lande umherziehen. Bald zeigten sich die Früchte ihres Unterrichts.

Die heilige Sprache wurde von den Chazaren verſtanden und geſchrieben. War das Judentum bei ihnen auch nicht bis in die Tiefe der Volksſeele eingedrungen, ſo war die empfangene Belehrung und Anregung doch ausreichend, ſie in mancher ſittlicher Beziehung hoch über ihre andersgläubige Umgebung zu erheben. Der chazariſche Staat übte vollſtändige religiöſe Duldung gegen alle andersgläubigen Unterthanen. Die Muhammedaner ſowohl, als auch die Chriſten und Heiden, wurden nach ihren nationalen Geſetzbüchern gerichtet. Die mächtigen Herrſcher aber wahrten mit Eifer und Begeiſterung die Ehre ihres Glaubens, indem ſie jede den Juden angethanene Unbill, die ihnen zu Ohren kam, zu rächen ſuchten; ſie hatten Intereſſe für alle verſprengten Juden und waren, wie des Chagans Joſef Brief an Ibn Schaprut beweiſt, hoch erfreut, mit ihnen ſchriftlich und mündlich verkehren zu können. Joſef war der letzte kräftige Fürſt des Volkes. Die Ruſſen drängten von Norden immer gewaltiger gegen die Grenzen des Reiches vor, und es konnte ſich trotz eines großen ſtehenden Söldnerheeres nicht dauernd halten. Die Chazaren unterlagen und flohen zumeiſt nach der Halbinſel Krim, die von da ab das Chazarenland genannt wurde. Auf dieſem kleinen Gebiet war der Chagan David der letzte unabhängige Fürſt, von dem wir wiſſen. Sein kleines Reich wurde im elften Jahrhundert die Beute der Ruſſen und Byzantiner. Seine Nachkommen flohen nach Spanien und pflegten dort das Talmudſtudium.

Zweite Abteilung.

Vom Ende des Gaonats bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel (1040—1498).

Erster Abschnitt.

Vom Ende des Gaonats bis zum Tode Maimunis (1040—1204).

Erstes Kapitel.

Die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel.

1. Aeußere Schicksale der Juden.

Die politische Macht der Araber war seit der Mitte des elften Jahrhunderts heftig erschüttert, und ihre Zerstückelung und Entkräftung nährte die Kühnheit und Thatenlust der mächtiger werdenden Christen. Sie drangen, getragen von Vaterlandsliebe und Glaubensmuth, auf verschiedenen Wegen gegen die arabischen Kleinstaaten vor. Während die Moslemen bald nur noch den Süden behaupteten, bildeten sich auf dem größten Theil der pyrenäischen Halbinsel drei unabhängige christliche Königreiche. Am unteren Lauf der Flüsse, die zum atlantischen Ocean eilen, entstand Portugal. Im Nordosten an den Pyrenäen lag das Königreich Aragonien. Der rauhe Sinn der Bevölkerung dieser Landschaft pflegte mit Vorliebe Kriegsübungen und Bürgertugend. In der Mitte zwischen beiden Reichen aber erblühte Castilien, welches nicht bloß das ausgedehnteste Gebiet beherrschte, sondern auch in geistiger Beziehung das Uebergewicht über die christlichen Staaten erlangte. Hier verschmolz am schnellsten die tief wurzelnde arabische Cultur mit dem angeborenen

caſtilianiſchen Hang zu Kunſt und Poeſie. Dieſer Geiſt war es, der das ritterliche Volk zu kühnen Heldenthaten entflammte.

Gegen ſeinen gewaltigen Anſturm riefen die Araber in ihrer Noth (1086) einen afrikaniſchen Stamm, die Almoraviden, zu Hülfe und ließen ſich von deſſen muthigem Könige zu Sieg und Ehren führen. Juſſuf Ibn Taſchfin entfaltete das Panier des Glaubenseifers und ſammelte um daſſelbe die dürftigen, durch Ueppigkeit und Schwelgerei noch nicht entnervten Reſte der ehemals ſo heldenhaften Araber. Die Almoraviden gewannen das bereits verlorene Toledo wieder, vermochten aber das in allen ſeinen Theilen morſche Reich nicht dauernd zu ſtützen. Schon nach einem halben Jahrhundert war auch ihre Macht erſchüttert und ihre Kraft gebrochen. Noch einmal (1157) ſtürmte eine für den Islam begeiſterte Schaar, die Almohaden, aus Afrika zum Beiſtand der Glaubensgenoſſen herbei. Sie wollten mit Feuer und Schwert die reine Lehre Muhammeds von allen Schlacken läutern und wütheten gegen die Ungläubigen, Chriſten und Juden, mit rückſichtsloſem Fanatismus. Aber auch dieſer neue Verſuch führte die Araber nicht zu einem bleibenden Erfolge. Ihr Geſchick entſchied ſich unwiderruflich, als die Chriſten 1212 die blutige Schlacht bei Toloſa gewannen und ihnen nur das Königreich Granada im äußerſten Süden Spaniens ließen.

Während dieſer ganzen Zeit, in welcher Sieg und Niederlage mit ſchnell wechſelndem Glück zwiſchen den Chriſten und Moslemen hin und herſchwankte, wurden die Juden buchſtäblich durch den Haß, der zwiſchen Kreuz und Halbmond herrſchte, erhalten. Die chriſtlichen Könige konnten ihrer als eines wohlhabenden und intelligenten Theiles der Bevölkerung nicht entbehren und durften noch viel weniger ſie mit der Strenge der kanoniſchen Satzungen zu bedrohen wagen. Sie brauchten in ihren Kriegen Geld und immer wieder Geld, und die Umſicht, Weltkenntniß, Geſchicklichkeit und Geſchäftskunde der Juden konnte es ihnen in erſter Linie verſchaffen. Die Juden aber machten ſich der neuen Obrigkeit gern nützlich und dienten als Unterthanen den chriſtlichen Herren mit derſelben Treue und Hingebung, welche ſie Jahrhunderte hindurch gegen ihre muhammedaniſchen Gebieter bewährt hatten. Dazu kam, daß ſie ſehr wohl wußten, daß nur

die Gunst und das Wohlwollen der Fürsten sie vor den traurigen Schicksalen ihrer Brüder in den anderen Christenländern schützen konnte. In der That ließ man ihnen ihre Rechtsgleichheit mit den anderen Staatsbürgern. Sie besaßen Landgüter, bekleideten Aemter und dienten im Heere, und ihr bürgerliches und staatsbürgerliches Leben blieb in den christlichen Reichen vorläufig ganz demjenigen gleich, das sie als Unterthanen der Araber genossen hatten. Die Kirche, welche damals die abendländischen Christen zu den ersten Kreuzzügen entflammte, besaß hier noch nicht die Macht, die freundliche Gesinnung der Fürsten und Völker zu Ungunsten der Juden umzuwandeln. Während somit die Juden im übrigen Europa um ihres Glaubens willen damals schrecklichen Greueln erlagen, flohen sie in Spanien gerade vor dem Fanatismus der Almoraviden und Almohaden in die Reiche der christlichen Könige und fanden in denselben Schutz und freundliche Aufnahme.

Da ihnen der Staat zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten kein Thätigkeitsgebiet verschloß, trieben sie alle Künste und Gewerbe und entwickelten eine geistige Regsamkeit und Vielseitigkeit, wie sie erst seit den letzten hundert Jahren unter dem Banner der Gleichberechtigung bei den westeuropäischen Juden abermals zur Erscheinung gekommen ist. Wir finden unter ihnen große Staatsmänner, Philosophen, Dichter und Ärzte. Sie beschäftigten sich eifrig mit Politik, Mathematik und Astronomie, Grammatik, Rhetorik, Metaphysik, Psychologie und Logik, vernachlässigten darüber aber keineswegs das speciell judentümliche Studium der Bibel und des Talmuds. Die Halacha war in Spanien schon durch Samuel Ibn Nagdilah zu selbständiger Forschung gediehen und erreichte im vorliegenden Zeitabschnitt ihre höchste Blüthe in Rabbi Isaak al-Faßi.

2. Rabbi Isaak al-Faßi (רי״ף)*) und seine Zeit.

Rabbi Isaak ben Jakob wurde im Jahre 1013 in der Nähe von Fez geboren und eben darum al-Faßi genannt. Er

*) רִבִּי יִצְחָק אַל־פָּאסִי רי״ף nach der bei den Juden des Mittelalters beliebten Weise, durch akrostichische Nebeneinandersetzung der Namen einer Person dem Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zu Hülfe zu kommen.

ging nach Kairuwan, um zu den Füßen des Rabbenu Niſſim ſich talmudiſche Weisheit anzueignen. Später begab er ſich nach Spanien und errichtete ein Lehrhaus in Lucena, unweit von Cordova. Dieſe Stadt war damals ausſchließlich von Juden bevölkert. Um ſo härter traf die geſamte Judenſchaft der Schlag, als Juſſuf Ibn Taſchfin in ſeinem rückſichtsloſen Fanatismus den Einwohnern bei Todesſtrafe den Uebertritt zum Islam anbefahl. Nur durch eine große Summe Geldes konnte er in letzter Stunde noch bewogen werden, von dieſer Forderung abzuſtehen. Hier wirkte רי"ף als Rabbiner und Geſetzeslehrer. Er ſchlug in der Unterweiſung ſeiner Jünger ganz neue Wege ein und ſchrieb ein Buch, das uns den Entwicklungsgang jeder einzelnen Halacha gleichſam in verkleinertem Maßſtabe vorführt. רי"ף ſchob die ungeheure, in einem Menſchenleben kaum zu umſpannende Geiſteswelt der Väter auf einen kleinen, überſehbaren Raum zuſammen, indem er alles Beiwerk fortließ, welches für die praktiſche Anwendung irgend entbehrlich war. Er führte überall die Quellen im Wortlaut des Originals vor, entwickelte die Discuſſion in der ihr eigentümlichen Färbung, ſoweit ſie den vorliegenden Fall behandelte und gab mit knappen, kurzen Worten die Entſcheidung. So ſchuf er einen kurzen Talmud, wie er für die religiöſe Praxis des täglichen Lebens ausreicht. Trotz der vielſeitigen Anerkennung, welche ſein Wiſſen und ſeine Perſönlichkeit fand, wurden die Ergebniſſe ſeiner trefflichen Geiſtesarbeit von einzelnen Zeitgenoſſen angegriffen. Beſonders heftig und kränkend geſchah es von dem Gelehrten Iſaak Ibn Albalia, welcher der vertraute Ratgeber und Hofaſtrolog des Fürſten von Sevilla und zugleich Rabbiner und Oberhaupt (Naſſi) aller dieſem Fürſten untergebenen jüdiſchen Gemeinden war. Erſt auf ſeinem Totenbette bereute er ſchmerzlich ſeine Gereiztheit gegen al-Fäßi und trug ſeinem ſiebzehnjährigen Sohne auf, die Verzeihung des Meiſters für ihn zu erwirken und fortan unter ſeiner Leitung dem Talmudſtudium obzuliegen. Als der Jüngling vor רי"ף trat, ſchloß ihn dieſer liebevoll in ſeine Arme mit den Worten: „Ich will Dir nunmehr ein Vater ſein.“ Er zeichnete ihn wie das teure Vermächtnis eines lieben Freundes aus und erzog ihn zu einem tüchtigen Gelehrten. So kindlich rein und

musterhaft fromm hatte sich der scharfsinnige, vielbewunderte und vielgekränkte Greis zu erhalten gewußt. Er starb 90 Jahre alt im Jahre 1103. Seinen Grabstein schmücken folgende Verse des größten jüdischen Dichters Jehuda ha-Levi:

„Dir bebten Berg' an Sinai's Tag entgegen,
Der Engel Schar traf Dich auf Deinen Wegen;
Sie schrieb Dir Lehren ein in Herzenstafeln,
Der Kränze schönste sie ums Haupt Dir legen.
Nur dann gewinnen Kraft, Bestand die Weisen,
Wenn sorgsam Deine Weisheit sie erwägen."

2. Jehuda ha-Levi und seine Zeit.

Jehuda ben Samuel ha-Levi wurde in Castilien ums Jahr 1086 geboren. Von den äußeren Umständen, unter denen er später gelebt hat, erfahren wir nicht allzuviel. Es scheint, als wenn ihn die Vorsehung vor einem harten Lebenskampfe behütet hätte, um seine ideale Persönlichkeit der Nachwelt wie eine goldene Frucht auf silberner Schale darzureichen. Sein Lebensbild setzt sich für uns aus seinen Dichtungen zusammen, da jedes Erlebnis ihm zu einem Gedichte wurde. Wir lernen durch die Verse, welche er mit allen großen Zeitgenossen austauschte, die schöne, vielseitige Bildung jener Zeit kennen. Wir empfinden das warmpulsierende Leben seiner lieblichen Heimat aus den Liedern, in denen der Jüngling alles menschlich Edle besingt, und erblicken in der Poesie und Philosophie des gereiften Mannes die verklärten Ideale der damaligen Menschheit. Welchen Eindruck Jehuda ha-Levi schon als Jüngling hervorrief, schildern uns die Verse des großen Dichters Mose Ibn Esra. Sie sind die Antwort auf ein Gedicht, das Jehuda an ihn gerichtet hatte:

Dein Schreiben, Freund, erkräftigt mich
Zur Zeit, da Mut und Freude wich,
Ein Schreiben gleich dem Morgenglanz,
Ein Lied — ein Geistesblütenkranz,
So kräft'gen Klangs, so zart und weich,
Voll edlen Sinns und tief zugleich.
Du Jüngling noch, Du lieber Sohn,
Wie ist's, daß Du ein Weiser schon,

Schon in des Wiſſens Tiefen drangſt,
Zu ſolcher Höh' empor Dich rangſt? —
Nun ich im Geiſte Dich erſchaut,
Bleibſt meinem Herzen ſtets Du traut.

(Geiger.)

Die Verehrung und Liebe, welche aus dieſem erſten Gedankenaustauſch der beiden Dichter entſprang, reifte zu einem innigen Freundſchaftsbunde. Abu-Harun Moſes ben Jakob Ibn Esra (ſtarb etwa 1138) aus Granada war weit berühmt. Er beſang mit arabiſcher Kunſtfertigkeit die Freuden der Jugend. Als ihm aber das Mißgeſchick eine Nichte, die er zur Gattin begehrte, verſagte, wurde er traurig und bitter. Seine ernſten Lieder ſpiegeln ſein leidvolles, krankes Gemüt wieder. Er wanderte ruhelos von Ort zu Ort und dichtete, in ſeinem eigenen Schmerze wühlend, zahlreiche Bußlieder[1]). Er ſuchte in der Freundſchaft Erſatz für ſeine Täuſchungen und fand bei Jehuda ha-Levi die innigſte Theilnahme. Der jüngere Freund klagt mit ihm, beſingt ihn und ſucht ihn zu tröſten. Nur eines der herrlichen Gedichte ſei hier in der Ueberſetzung mitgeteilt, in welchem Jehuda gemeinſam mit ſeinem Freunde den Tod zweier hochbegabter Brüder des letzteren (Joſef und Jehuda Ibn Esra) in kunſtvollem Liede beweint:

Ich grüß' den Mann, dem die Freud' entrückt,
Dem Troſt zu ſpenden dem Freund nicht glückt.
Mein Herz, um Joſef in wilder Gährung,
Zernagt um Juda ſchon von Zerſtörung,
Der Schmerz des Dritten — bringt nur Vermehrung.
Mit ſeinem Weh iſt mein Herz verbunden,
In mir ja bluten auch ſeine Wunden,
Dich zu vertreten bin ich gewillt,
Auch meine Thräne wird nicht geſtillt,
Und unſre Zukunft der Gram verhüllt;
Nicht hat das Unheil den Lauf beendet,
Bis meiner Seel' er ſich zugewendet.
Um einen trauert das Herz ſchon lange,
Den andern ich noch im Traum umfange,
An ſeinem Geiſt ich noch liebend hange;

[1]) Wegen der vielen Selichot, die ihm zu verdanken ſind, nennt man ihn auch הַסְלִיחָה.

So blickt mein Auge nur nach der Höhe,
Daß die Verklärten ich dort erspähe.
Ein solcher Mensch, ach, im Grab verschlossen,
Deß Licht sich heller als Stern' ergossen.
Deß Huld wie Regen so reich geflossen!
Der Strom nun trocken, ach, sonst so reich,
Der Strahl so leuchtend, ach, nun wie bleich!
Des Bruders Trauer ins Herz mir drang,
Die um den Bruder, ach, klagt so bang,
Wie Mägdlein, harrend des Trauten bang.

(Geiger.)

Gleiche lebhafte Beziehungen verbanden Jehuda mit allen großen Männern seiner Zeit. Er stand mitten im bewegten Leben und erquickte sich mit gesunder, natürlicher Freudigkeit an allen edeln Genüssen. Zur Probe hier nur seine Ode an den Krug:

Seht nur die Krüge, wie sie schwer,
So lange sie vom Weine leer!
Doch füllt sie nur mit süßem Wein,
Bald werden sie dann leichter sein.
Ein Andres auch dem völlig gleicht:
Den Körper macht die Seele leicht.

Mit den glühenden Farben einer gewaltigen Empfindung besingt er Jugend und Liebesglück, ohne daß jemals seine reine Seele Maß und Harmonie verliert. Wir besitzen liebliche Hochzeitslieder von ihm, in denen er die Freude der Neuvermählten schildert. „Diese Verherrlichung des jüdischen Familienlebens ist ein Ehrendenkmal für die Juden, daß sie bei allem Eifer, mit welchem sie arabische Sitte aufnahmen, doch deren Unsitte zu widerstehen vermochten, selbst ohne daß bindende Gesetze sie ihnen verboten."

Aber nicht blos des Dichters Herz umschließt die Freuden und Leiden der Wirklichkeit, auch sein Geist ist reich gesättigt mit der Gelehrsamkeit seiner Zeit. Wurde doch schon des Jünglings Wissen von Moses Ibn Esra gerühmt. Er besuchte die Lehranstalt des al-Fâßi zu Lucena und lernte dort den Talmud kennen. In die übrigen Geistesschätze seines Volkes muß er schon früh eingedrungen sein, sonst hätte er nicht mit so vollendeter Meisterschaft die Sprache der heiligen Schrift handhaben können. Die Kunst, welche Salomo Ibn Gabirol ausgebildet, kam durch

Jehuda ha-Levi zur höchſten Blüte. Mit gleichem Eifer verfolgte er die Wiſſenſchaften, welche in ſeiner Heimat Caſtilien getrieben wurden; er ſchrieb und ſang in arabiſcher und caſtilianiſcher Form und Sprache. Er war völlig vertraut mit allen Zweigen der damaligen Philoſophie, beſchäftigte ſich mit Mathematik, Stern- und Naturkunde und wählte als praktiſchen Lebensberuf den eines Arztes. Obgleich ſeine Heilkunſt, wie es ſcheint, viel geſucht war, ſpricht er nur ſelten von dieſer ſeiner Thätigkeit. Seine Bemühungen um die Erhaltung des menſchlichen Leibes traten bei ihm offenbar in den Hintergrund vor dem unaufhörlichen Sorgen um das Heil der Seele. Je mehr er zum Manne reifte, deſto gleichmütiger ſah er auf den Wechſel der äußeren Lebenserſcheinungen.

„Ein Knecht, wer dient der Zeitlichkeit!
Wer Gott dient, der nur iſt befreit.
Drum wähl' ein jeder ſich ſein Teil;
Ich finde nur in Gott mein Heil."

So verdrängte allmählich der Ernſt die lebensluſtigen Lieder Jehudas. Sein Geiſt rang nur nach Erkenntniß, und er ſagte:

„Die Weisheit iſt ein breites Meer,
Drauf ſchwimmt das Lied als Schaum einher."

Eine Zeit lang verſtummten ſeine heitern Sangesweiſen ganz und gar, weil ihm die vielen zeitgenöſſiſchen Reimereien die Kunſtformen verleideten. Aber der Dichter in ihm konnte ſich nicht verleugnen. Mit ſeiner tiefen Empfindung verſchmolz der hehre Geiſt des Denkers. Poeſie und Philoſophie floß in Eins zuſammen. Seine reif gewordene Muſe wandte ſich dem höchſten Ziele zu, und Jehuda ha-Levi wurde zum Nationaldichter Israels. Seines Volkes große Geſchichte, ſo unendlich reich an thatſächlichen Offenbarungen Gottes, erfüllte ihn ganz. Sein Genius erſcheint uns am gewaltigſten und ergreift uns am tiefſten, wenn er für die Geſamtheit redet, mit ihr der Wunder des Ewigen gedenkt, ihre ſtolze Vergangenheit feiert, ihre Knechtsgeſtalt beklagt, auf ihre Erlöſung harrt und um den Eintritt der meſſianiſchen Heilszeit fleht. Alle Feſte und Trauertage Israels hat er beſungen und eine ſolche Fülle herrlicher Lieder über ſie ausgeſchüttet, daß wir durch die Auswahl weniger Perlen den

Reichtum nur ahnen lassen können. Wir geben zuerst sein Jubellied auf den Durchzug durch das Schilfmeer:

Als einst zu festem Grunde
Sich wandelt Flutendrang,
Aus der Erlösten Munde
Ein neues Lied erklang.

Anamith[1]), voll von Ränken,
Mußt' in die Flut sich senken,
Du wußtest mild zu lenken
Sulamiths[2]) holden Gang . . . . .

Laß sich mein Banner heben
Ob denen, die noch leben,
Zerstreute woll' erheben,
Nimm auf, gleich Ähren, schwank.

Die Dir sich hingegeben,
Mit Blut geweiht das Leben,
Dem Bund mit Dir ergeben
Ihr ganzes Leben lang:

Vor allem Volk und Land
Ihr Zeichen sei erkannt,
Wie schmuck um ihr Gewand
Erinn'rungsschnur sich schlang.

Und wieder sie Dir eine
In ewigem Vereine,
In hellem Mittagsscheine,
Wenn Düster sich entschwang.

In trauter Diener Kreise
Erscholl zu Deinem Preise:
„Wer gleicht Dir, Gott!" — die Weise,
Wer reicht an Deinen Rang?
So aus Erlöster Munde
Ein neues Lied erklang.

(Sachs).

---

[1]) Aegypten.
[2]) Israel.

Daran ſchließe ſich der ſehnſüchtige Geſang nach dem Herrn, der ſich in ſeiner Herrlichkeit am Sinai offenbart hat:

O Sinai und ihr, des Schilfmeers Wogen,
Zeigt mir den Weg an, wo mein Freund gezogen!
Ich zieh Ihm nach, dem freundlich milden Herrn,
Ruh' dann in Seinem Schoß, Ihm nie mehr fern.
Horeb, Dich frag' ich: ſtieg im Dornbuſch wieder
Zu ſeinem treuen Seher Er hienieder?
Hin durch der Erde Ball, ſo weit er reicht,
Ich frage überall, und Alles — ſchweigt.
Wie? Sollt Er gar nach mir, der düſtern, bangen,
Der harten Druck Erduldenden verlangen?
Ja ſieh, in meiner Bruſt fand ich Ihn thronen,
Als treuen, lieben Freund vertraulich wohnen.
Nun ſchien geſchwunden Sorge mir und Schmerz,
Der Gram verließ das ſeufzerreiche Herz.
Als kennt' ich keine Leiden, fühl' ich Kraft,
Hält er mich liebend ja in meiner Haft!
Nicht ſei das Reich, die Herrſchaft mein Begehr,
Auch nicht das Land, ſo herrlich und ſo hehr;
Umſchlinget mich nur Seiner Liebe Band,
Iſt Er mir nahe nur, dem Geiſt verwandt;
Letzt Seiner Liebe Honigſeim den Gaum,
Wozu bedarf's der eitlen Hoffart Traum?
Iſt Er mir Schmuck und Zier um Hals und Wangen,
Wozu noch Diadem, Geſchmeid' verlangen?
O Du, mein Freund, von mir ſchon früh erkannt,
Voll Sehnen iſt mein Herz nach Dir gewandt.
Ich bleib in Liebe treulich Dir geeint,
Drum droht mit bittrem Haſſe mir der Feind.
Ich dächte mein nicht mehr, vergäß ich Dein,
Häuft ſich auch Schmerz auf Schmerz und Pein auf Pein.
Für meine treue Liebe gegen Gott
Verfolgt ihr Grimm mich, Fallſtrick, Hohn und Spott.
Doch mir iſts Lohn, daß ihr als Feind mich achtet,
Lohn, daß ihr mich verwerfet und verachtet.
O, gründe wieder Deinen heil'gen Bau,
Nach Deiner Heerde, Vater, wieder ſchau,
Löſ' das Gelübde, das Du einſt gethan,
Nimm unſer Fleh'n mit offnem Ohre an;
Die Taube, niſtend an des Grabes Schlünden,
Laß Fried' in Deinen trauten Räumen finden!
Wie einſt, iſt meine Seele dann verjüngt,
So Deines Glanzes Strahl neu auf mich dringt.

O, kehr' in meine alte Stätte wieder,
Dein Glanz, er leuchte hell auf mich hernieder!
(Geiger).

Endlich ein Bußlied für den Versöhnungstag über den Text: „Warum schläfst Du? Auf, rufe zu Deinem Gotte!" (Jonah 1, 6):

Schläfer, auf, erwache!
Thorheit laß, du Thor!
Blick aus trüber Lache
Auf zum Himmelsthor!
Liebesglut entfache
Gleich der Sterne Chor —
„Schlafe nicht und rufe laut zu Gott empor".

Sieh in blauen Zelten,
Wie als Liebespfand
Dort sein Arm die Welten
Väterlich umwand.
Stern' in Reih sich stellten,
Ring' an seiner Hand;
Wenn in Glückes Flor
Sich dein Herz verlor:
„Schlafe nicht und rufe laut zu Gott empor".

Auf, stets zu betreten
Jener Bahn bereit,
Denen, was sie flehten,
Herzenslauterkeit,
Denen Nächte Beten,
Fasten Tageszeit;
Können, Gott zu eigen,
Stets vor ihm sich zeigen,
Und ihr Pfad ein Steigen
Aus der Nacht hervor —
„Und du schläfst? o rufe laut zu Gott empor".

Will, entstammt dem Staube,
Weisheit Mensch, der Wicht?
Gleicht, dem Tod zum Raube,
Er dem Tiere nicht?
Weisheit sei ihm Glaube,
Innres Seelenlicht;
Das ist Vollgenüge,
Augenlust nur Lüge;
Solche Geistesflüge

Dringen aufwärts vor;
„Doch du schläfst? — o rufe laut zu Gott empor".

Glaub' ein höchstes Wesen!
Will es, ist's vollbracht,
Leben und Verwesen
Steht in seiner Macht;
Lasse, wer's erlesen,
Trug und Niedertracht;
Wann und Wo nicht denke,
Hier ins Dort versenke,
Ganz und ehrlich schenke
Gott sich, wer ihn kor —
„Nimmer schlaf' er, rufe laut zu ihm empor".

(Heller).

Der Dichter wird auf solcher Höhe zum Seher und Propheten. Er empfindet zwischen sich und dem Urquell aller Geister einen unmittelbaren, lebendigen Zusammenhang. Er fühlt, daß ihn Gott selbst erleuchtet und sich ihm offenbart. Wozu braucht der Mensch mühsame Gedankenschlüsse, um Erkenntnis zu erwerben, da sich Gott dem auserwählten Volk offenbarte? Ist die Offenbarung nicht der sicherste und untrüglichste Weg zur Erkenntnis der reinen, höchsten Wahrheit? Sie kann unmöglich eine Sinnestäuschung von Myriaden gewesen sein. Sie ist eine unumstößliche Thatsache, so vielfach bezeugt, daß alle Grübeleien weit hinter ihr zurückstehen müssen. Sie steht fest, wie die Erscheinungen der Natur, welche wir nicht leugnen können, selbst wenn sie unser Verstand nicht zu erklären vermag. Den Israeliten offenbarte sich Gott, weil sie durch eine lange Kette der Geschlechter die Fähigkeit der Erkenntnis bewahrt und nicht wie die andern Nachkommen Adam's die dem ersten Menschen verliehene Sehergabe eingebüßt hatten. Von ihnen aus soll sich die Wahrheit dem ganzen Menschengeschlechte mitteilen, wie sich vom Herzen die Lebenskraft in den übrigen Körper ergießt. Denn das jüdische Volk ist gleichsam das Herz der Menschheit. Es hat in den Geboten und Verboten der Thora die besten Mittel empfangen, um sich als solches zu erhalten. Priester und Propheten waren seine Lehrer und Erzieher und das heilige Land der auserwählte Boden für seine Entwickelung. Sämtliche reli-

giösen Pflichten, die Gott Israel noch besonders aufgetragen, dienen dem Einen Zweck, das Volk als Träger der Offenbarung zu behüten. Sie spiegeln die unermeßliche Weisheit des Gesetzgebers wieder. Sie lassen den Juden fest und sicher im wirklichen Leben wurzeln und messen ihm den Genuß zu, wie er des Menschen würdig ist, bewußt und geadelt. Sie geben dem Körper und der Seele, was ihnen zukommt, und erheben somit alle menschlichen Kräfte zu tüchtigen Werkzeugen, um ein höheres, in Gott wurzelndes, wahrhaft glückseliges Leben zu erzielen.

Die augenblicklichen Leiden Israels, seine Zerstreuung unter alle Völker, sind dem also Denkenden nur eine vorübergehende göttliche Einrichtung. Sie sind ein unentbehrlicher Teil in dem Erziehungsplan, welchen Gott seinen Auserwählten vorher verkünden ließ. Das Elend der Umhergestoßenen beweist so wenig ihre Verworfenheit vor Gott, wie die anderen Religionen ihre Wahrheit durch ihre Machtfülle bezeugen können. Islam und Christentum würden leicht diesen Beweis erbringen, und doch vermögen nicht beide gleichzeitig die Wahrheit zu besitzen, denn sie kann nur ein einziges Mal vorhanden sein. Israels Erniedrigung ist nur eine Schmach vor den Menschen, nicht vor Gott. Er weiß, daß es am schwersten getroffen wird, weil es, als das Herz der Menschheit, am meisten erdulden kann; und von ihm sprechen die Völker der Erde: „Es trägt unsere Krankheit, und unsere Schmerzen sind ihm aufgeladen" (Jes. 53, 4). Von Israel gilt die prophetische Verheißung (Jech., c. 37, vgl. Bd. I. S. 37 f.), daß seine verstreuten Totengebeine Fleisch und Haut annehmen und, von Odem belebt, wieder auferstehen werden. Es gleicht dem Saatkorn, das dem Auge verborgen, eine Zeit lang in der Erde ruht und verwandelt erscheint, bis seine ursprüngliche Gestalt wieder aus ihm hervorgeht. Israels Zerstreuung unter die Völker dient nur dazu, daß es seine Gotteserkenntnis überall verbreite. Islam und Christentum erziehen vorläufig die Menschheit, damit sie fähig werde, einst das wahre göttliche Licht in Israels Hand zu erkennen, und damit sie lerne, wenn dereinst der Messias kommt, sich denjenigen unterzuordnen, die jetzt so verachtet sind.

Diese Gedanken führte Jehuda in einem großen religionsphilosophischen Werke aus. Er schrieb es in der Form eines

Geſprächs zwiſchen dem Chazarenkönig und einem jüdiſchen Gelehrten, der ihm die Vorzüge des Judentums entwickelte. Das Buch heißt darum der Chazar (Kuſari). Es erſchien in arabiſcher Sprache und wurde ſpäter mehrfach, und zweimal ins Hebräiſche, überſetzt.

Sobald ſich der Denker zu der Überzeugung hindurchgerungen hatte, daß Paläſtina auserwählt und beſtimmt ſei, Israels religiöſe Pflichten erſt in ihrer Vollendung zur Erſcheinung zu bringen, erwachte in ihm eine unbezwingliche Sehnſucht nach dem heiligen Lande. Sein Geiſtesauge hoffte, ſelbſt unter den Trümmern und in dem verblichenen Glanze die alte geiſtige Herrlichkeit zu erſchauen. Er konnte dieſem Zuge des Herzens nicht widerſtehen, gab willig ſeine behagliche, angenehme Lebensſtellung auf, hörte nicht die Mahnungen der Freunde und verließ ſie, ſeine zahlreichen Schüler, ſein trautes Heim, ſeine einzige Tochter und deren über alles geliebte Kinder. Jehuda ha-Levi begab ſich um 1141 auf die Pilgerfahrt. Die Beſchwerden der Reiſe traten zurück vor der Begeiſterung, welche das Erſcheinen des berühmten Mannes überall bei den Glaubensgenoſſen hervorrief. Man huldigte ihm in Liedern und Ehrengaben wie einem Fürſten, und das Herz wurde ihm ſchwer, als er ſich vom gaſtlichen Herde der Freunde trennen wollte, die ihn nach glücklicher Meerfahrt in Aegypten bewirteten. Er verlebte frohe Tage in Kahira und Damiette, bis er ſich gewaltſam losriß von den in ruhigen Verhältniſſen lebenden Menſchen, die des Pilgers Sehnſucht kaum begreifen konnten.

Was der Dichter in Paläſtina erlebte, wiſſen wir nicht. Ein Gedicht, das er einem Gaſtfreunde nach Tyrus ſandte, klang ſchon recht gedrückt und wehmütig. Entweder hat er die heilige Stadt nicht erreicht, oder er ſah dort ſeine Erwartungen in dem damals chriſtlichen Königreich Jeruſalem getäuſcht. Sein Todesjahr und ſeine Grabſtätte ſind uns unbekannt, aber eine legendenhafte Ueberlieferung läßt ihn auf heiliger Stätte, ſeine Zionide ſingend, ſterben. Dieſe lautet:

Zion! hörſt du den Gruß nicht deiner Lieben,
Der ſchwergefeſſelten, die dir geblieben?
Den Gruß von Oſt und Weſt, von Nord und Süd,
Der nah und fern lautrauſchend dich umglüht?
Und Seelengruß iſt ja des Sklaven Hoffen!

Entstürzt die Thränenflut ihm frei und offen,
Wie Thau auf Hermon fällt, dann mags ihm scheinen,
Als dürft' er heiß auf deinen Bergen weinen.
Der Eule gleich' ich, faßt mich an dein Leid!
Dann wiegt ein heller Traum mich ein: gar weit
Da kehren die Gefang'nen heim; enthrannt
Jauchzt meine Seele, wie in Sängerhand
Der Harfe Liedersturm! Ach, festgebannt
An Bet-El ist mein Herz. Da strömt, ihr Zähren,
Wie einst vor Gott das Lob von Engelchören
Von Heil'gen, die den Opfertod erlitten.
Hier thronte Gott in Majestät, inmitten
Der hochgeweihten Stadt. Zum Himmelsthor'
Aufgethan, ragten deine Thor' empor!
Der Gottheit Strahl nur war dein Lebensglanz,
So Sonn' und Mond, wie der Gestirne Kranz
Verdunkelnd. — Wie's in mir flammt, auszuschütten
Das trunkene Herz in deinen heil'gen Hütten,
Wo Gottes Geist die Jünger hat geweiht!
Fürwahr, ein Himmelsort! voll Herrlichkeit
Dein Thron und himmlischer Glorie! nun wagen
Verwegne Knecht' auf seinem Sitz zu ragen?
Könnt' ich doch ruh'los wallen zu den Stätten,
Wo Gott sich seinen Sehern und Propheten
Hat offenbart! Wo nehm' ich Riesenschwingen?
Zu deinen theuern Trümmern wollt' ich dringen,
Mit meines wunden Herzens Vollgewicht!
Hinstürzen würd' ich auf mein Angesicht
Auf deinen heil'gen Boden ewig rein,
Und fest umschlingen einen jeden Stein,
Und küssen, endlos küssen deinen Staub!
Dann weiter, immer weiter! wo des Todes Raub,
Geliebte Ahnen ruh'n in Gräbern kalt.
Ach, Hebron! schauervolle Allgewalt,
Die mich erfaßt! wo deiner Gräber[1]) Zier,
Die theuersten des weiten Erdballs schier!
Abarim[2])! Hor-Hahor[3])! wo deine Lichter,
Die beiden strahlendsten — die Lehrer, Richter
Ins Grab gesunken. O des Lebens Luft
Ist deines Landes Luft! Nicht Myrrhenduft,
Gewürze nicht, wiegt deinen Staub mir auf;
Und jeder Tropfen deiner Ströme Lauf
Wär' reiner Balsam mir! O Seligkeiten!
Entsiellt und nackt auf deinen Trümmern schreiten!

[1]) Die Gräber der Patriarchen. [2]) Das Grab Moses. [3]) Das Grab Aharons.

Wo vormals prangten deine Prachtpaläſte,
Wo deiner heil'gen Koſtbarkeiten größte,
Die Bundeslade ſtand — ſo frech zerſtört!
Dort, wo die Cherubim mit Flammenſchwert
Das Allerheiligſte geſchirmt — den Schmuck,
Den koſtbarſten, im raſchen Flug
Ich möchte froh ihn mir vom Haupte reißen
Und ſchleudern in den Staub! Des Zornes Schleuſen
Erſchließen weit, den wild'ſten Fluch den Zeiten
Hinſchmettern, die geſchändet die Geweihten!
Hinweg mit Speiſ' und Trank! wer wird ſie heiſchen,
Der wilde Hunde Löwen ſieht zerfleiſchen?
Wie kann das Licht beglücken ſelbſt, das klare,
Wenn Raben frech zerreißen deine Aare!
O Kelch der Pein! du überſtrömſt ja faſt!
Halt an, gönn' einen Augenblick mir Raſt!
Schon fehlt der Seele Raum für all das Leid,
Zu eng mein Herz für ſo viel Bitterkeit!
Zion, der höchſten Schönheit Kronenſchimmer,
Der Liebe Seligkeit erhältſt du immer
Im Herzen deiner Freund'. In Ewigkeit
Bleibt ihre Huldigung dir treu geweiht.
Die deinem Glück gejauchzt mit Jubelſchall,
Und bitterſchwer bejammert deinen Fall,
Die deinem Sturze weinten heiße Thränen,
In ferner Haft — dir gilt noch ſtets ihr Sehnen!
Wenn ſich ihr Knie vor Gott in Demut beugt,
Nach deinen Thoren iſt ihr Haupt geneigt.
Zerſtoben und zerſtreut, auf Bergen, Thalen,
Sie denken dein mit Wonnen und mit Qualen!
Verwebt mit dir mit inn'gem Seelenbangen,
Dich möchten ſie umfaſſen und umfangen!
Und unter deinen ſchatt'gen Palmen kühl
Stets ſelig lagern, iſt ihr höchſtes Ziel!
Schinear[1])! Patros[2])! dürfen die ſich meſſen
Mit deiner Größe? oder kühn vermeſſen,
Des nicht'gen Trugs Gebilde, ſich vergleichen
Mit deinem Recht — dem Gotteslicht, dem reichen?
Wer wagts, im eitlen Wettkampf ſich zu nähern
Gar deinen Gotterkor'nen, deinen Sehern?
Wer deinen heil'gen Sängern und Leviten?
Es rauſcht dahin die Zeit mit Rieſenſchritten,
Es wechſeln, wandeln raſch des Truges Reiche;
Dein himmliſch Reich nur bleibt, das ewig gleiche,

[1]) = Babel, vgl. I. M. 11, 2. 9. — [2]) = Aegypten, vgl. Jer. 44, 15.

Und deiner Seher Wort verrauschet nimmer!
Als Residenz schmückt dich der Gottheit Schimmer.
Drum Heil! wer da in deinen Höfen ruht!
Und zehnfach Heil! wer von der Hoffnung Glut
Beseelt, vertrauend harret, bis das Ziel
Das heilige, erreicht. O Hochgefühl!
Mit eig'nen Augen schauen deine Pracht,
Wenn nun erglänzt dein Stern, und neu erwacht
Und strahlenreicher deine Morgenröte;
Dann blüht das Glück, das sehnsuchtsvoll erflehte
All den Erwählten, jauchzend, lustbelebt,
Wenn Zion sich im Jugendglanz erhebt! (M. Rapoport.)

Die das Wirken großer Männer liebevoll umspinnende Sage hat das Leben des unsterblichen Meisters des Gesanges in sinnige Beziehung gebracht zum Leben seines berühmten, jüngeren Zeitgenossen Abraham Ibn Esra, der nicht minder ein trefflicher Meister des Wortes gewesen ist. Sie erzählt, R. Jehuda habe dadurch den Mißmut seiner Gattin erregt, daß er allzuwenig an die Verheiratung der einzigen Tochter gedacht habe. Darob oft bestürmt, ward Jehuda ungeduldig und gelobte, daß der erste Mann, welcher ins Haus treten werde, der gewünschte Gatte sein solle. Da kam ein armer Wanderer, dessen scheinbare Unwissenheit den Dichter mit Schrecken an sein Gelöbnis denken ließ. Er beruhigte indessen sich und die Seinen mit dem Vorsatz, den zukünftigen Tochtermann zu unterrichten. Um jene Zeit arbeitete Jehuda an einem Purimliede, dessen Verse alphabetisch geordnet waren. Beim Buchstaben Resch angekommen, versagte ihm die Kunst, und er ging tiefbekümmert des Nachts zur Ruhe. Dem Fremden war des Dichters Sorge nicht entgangen. Er schlich heimlich, als Alle schliefen, zu der unvollendeten Arbeit und fand mit glücklichem Griff die passende Strophe. Am Morgen las Jehuda ha-Levi mit Staunen die Worte, nach denen er vergeblich gesucht hatte. „Das hat ein Engel geschrieben oder — Abraham Ibn Esra!" rief er aus. Ibn Esra gab sich zu erkennen. Sein Genie riß ihm die Hülle des unwissenden Pilgers ab, als welcher er eine Bußfahrt zu machen gelobt hatte.

Obwohl die Legende in den thatsächlichen Erlebnissen der beiden Männer, welche nur oberflächlich mit einander verkehrten, keineswegs einen Anhaltspunkt besitzt, wirft sie doch ein blendend

klares Schlaglicht auf den neuen Geistesheros. Sie stellt ihn mit einem Schlage auf den hervorragenden Platz, den er unter den Sternen seiner Zeit verdient.

4. Abraham ben Meir Ibn Esra.

Ibn Esra, zu Toledo um das Jahr 1092 geboren, war in der That sein Leben lang der unruhevolle Wanderer, als welcher er in jener Sage erscheint. Infolge unglücklicher Verhältnisse, die uns nicht näher bekannt sind, mußte er sein Vaterland verlassen und zog rastlos, namentlich in Italien[1]), Frankreich, England[2]) und Afrika umher. Im Jahre 1167 starb er, 75 Jahre alt.

Wie originell und eigenartig seine Persönlichkeit war, malt nicht minder wirksam unsere Sage aus. Nicht die Bettlerhülle, noch die geheuchelte Unwissenheit konnte den Blick des großen Dichters täuschen. Er erkannte den Meister des Stils an wenigen Worten, wie jeglicher Vogel sofort an seinen Federn kenntlich ist. In der That konnte einzig Ibn Esra die Gewandtheit eigen sein, den treffenden Ausdruck für einen Gedanken einmal schneller, selbst als derjenige zu finden, welcher im Reich der Sprache unumschränkt wie ein König herrschte. Ibn Esra schaltete bereits frei mit dem ererbten Sprachgut, welches die berühmten Vorgänger seit anderthalb Jahrhunderten zusammengetragen hatten. Sie hatten in emsiger und mühseliger Arbeit der hebräischen Sprache endlich die Fügsamkeit zur Wiedergabe ihrer neuen Gedanken abgerungen; er aber ist bereits der glückliche Enkel, dem sie geschmeidig und behend von der Lippe fließt. Mit spielender Leichtigkeit und entzückender Anmut versteht er sogar, harmlose Worte und Wendungen der heiligen Schrift in scharfe Pfeile des Scherzes und Witzes zu verwandeln.

„Abraham Ibn Esra's Gedicht — ist ein Licht, — das durch Wolken bricht" — rühmt Charisi treffend von seiner Rede- und Sangeskunst. Denn nicht in leeren und oberflächlichen Wortspielereien verschwendete er die Kraft seiner Rede, sondern, der

---

[1]) Vergl. S. 141.
[2]) Vergl. S. 151.

Wolke gleich, die den Blitz entsendet, lagert ernste Gedankenfülle hinter seinem leichtbeschwingten Humor. Durch seine Tiefe, seinen Scharfsinn und seine reiche, vielseitige Gelehrsamkeit gewann er im Sturme die Herzen der Zeitgenossen, zu denen er kam. Dabei verletzte er aber auch vielfach durch sein schonungsloses Urteil und durch den häufigen Widerspruch in seinen eigenen Meinungen, zu welchem ihn immer wieder seine ruhelose, geistige Regsamkeit fortriß.

Ibn Esra bildet einen ausgesprochenen Gegensatz zu Jehuda ha-Levi. Vom Geschick umhergeworfen, das diesem so freundlich lächelte, war es ihm nicht vergönnt, seine reichen Fähigkeiten harmonisch auszugestalten. Während Jehuda einem Stern gleicht, dessen Strahlen in einem Lichtpunkt zusammenfließen, schwankt Ibn Esras Wesen, dem Blitzstrahl ähnlich, zuckend hin und her. Jehuda ist die harmonische Einheit, Ibn Esra die unstete Zerfahrenheit. Jehuda ist die Dauer, der Friede, die Unentwegtheit, der Glaube, Ibn Esra ist der Wechsel, die Unruhe, der Widerspruch und der Zweifel. Er sagte selbst von sich:

Das Wandern nahm mir Mark und Saft,
Verwirrte meines Denkens Kraft
Und schmiedete in Eisenhaft
Die Zunge fest mir und den Mund.

Ja, vormals in der Jugend Zeit
Schuf Lieder ich, die weit und breit
Das Volk legt an wie Halsgeschmeid,
Dem das Hebräische ward kund.

Da lebt' ich überall als Gast,
Verfaßte Schriften ohne Rast,
Erschloß, was dunkel ist gefaßt,
Und was betrifft des Himmels Rund.

Den Lippen gaben, wenn ich sprach,
Die Berge und die Krümmen nach;
Da flog mein Roß gar keck und wach
Den Blitzen gleich auf ebenem Grund.

Und nun gestürzt nach muntrem Lauf
Zur Erde hin — wer hilft mir auf,
Wenn Gott nicht, dem ich send' hinauf
Gebete aus dem Herzen wund!

(Rosin.)

Seine Dichtungen ſind ſehr zahlreich. Die für den gottesdienſtlichen Gebrauch beſtimmten unter ihnen zeichnen ſich durch große Zartheit und Anmut aus und entzücken den bibelkundigen Leſer durch feine Wort- und Sinnſpiele. „Jedes ſeiner Stücke, bald der ſittlichen oder nationalen Sache, bald einem religiöſen oder philoſophiſchen Satze gewidmet, zeigt die Sorgfalt für Gedanken ſowohl, als auch für Form. Der Werth des Stoffes und die Schönheit des Gebildes machen ſie zu den Kleinodien am Prachtgewande des ſpaniſchen Pijjut[1])." Hier zur Probe ein Lied für das Eſtherfaſten[2]):

Einz'ger ohne Zweiten,
Thu Dein Heil uns kund!
In die fernſten Zeiten
Wahr' uns Deinen Bund;
Was Hadaſſa[3]) that
Auf des Oheims[4]) Rat,
War auf Dein Geheiß, Du Helfer früh und ſpat.

Leah's Schoß entſprangen
Wunderſonnen zwei:
Eines Hände rangen
Uns den Sieg herbei;
Als der Tag vergangen,
Kämpften wir uns frei[5]).
Auf des zweiten[6]) Pfad
Lag, das er zertrat,
Lag das Schlangenhaupt[7]), Du Helfer früh und ſpat.

Drei der Helden kamen
Uns von Rahel her:
An Nuns Sohn[8]) erlahmen
Mußt' Amaleks Heer;

[1]) Zunz, Lit.-Geſch. der ſynagogalen Poeſie, S. 214.
[2]) Es behandelt als Thema die Worte des Pſalmiſten 73, 23.
[3]) Eſter.
[4]) Mordechai.
[5]) Moſes.
[6]) Samuel.
[7]) Agag.
[8]) Joſua.

Preist Jemînis Samen[1]),
Dessen Arm so schwer,
Wenn, dem Thron genaht,
Esther Heil erbat,
War's auf Dein Geheiß, Du Helfer früh und spat.

Stets zur Zeit erweckst Du
Ein Erlöserhaupt,
Deine Rechte streckst Du
Helfend dem, der glaubt;
Mehr als Hamans Habe[2])
Galt der Treuen Gabe[3]);
Sprießt aus Sündenthat
Mir doch Lebenssaat,
Ist's auf Dein Geheiß, Du Helfer früh und spat.

Muß ich, Gott, vergehen?
Bist Du taub dem Flehen?
Muß ich von Barbaren
Pein und Not erfahren?
Darf ein Knecht mich knechten?
Darf auf's Rad mich flechten?
Blut- und Thränenbad,
Galgen, Feuer, Rad,
Ist's auf Dein Geheiß, Du Helfer früh und spat?

(S. Heller.)

Außer hundertundfünfzig solcher Lieder besitzen wir von ihm eine ganze Anzahl von Sinn- und Scherzgedichten, durch die er sich über seine trüben Lebenserfahrungen launig hinwegzusetzen suchte. Wie geistvoll verspottete er sein eigenes Mißgeschick in den Versen:

Himmelssphäre,
Sternenheere
Haben sich gen mich verschworen,
Da ich ward geboren;
Bringet drum mir nichts Gewinn,
Was ich auch beginn'.

[1]) Saul.
[2]) Esther 3, 9.
[3]) Der halbe Schekel.

Wollt' mit Licht Geſchäft ich treiben,
Bliebe ewig Sonnenſchein:
Kauft' ich Leichenkleider ein,
Würden All' am Leben bleiben.

(Geiger.)

und ein andermal, als er mehrfach vergebens einem vornehmen Gönner ſeine Aufwartung zu machen verſucht hatte:

Ich klopfe an des Fürſten Thor:
„Iſt im Begriffe auszureiten."
Ich komme Abends wieder vor:
„Iſt eben dran, ſich auszukleiden."
Ich Ärmſter muß von dannen ſcheiden;
Bleib' nach wie vor bei meinen Leiden.

(Geiger.)

Überhaupt verdanken wir ſeinen zahlreichen Liedern, von denen erſt in den letzten Jahren eine umfangreiche Sammlung[1]) bekannt geworden, die beſten und ſicherſten Nachrichten über ſeine Schickſale. Wir erfahren aus ihnen, wo er geweilt hat, mit welchen Männern er verkehrte, was ſie bedeuteten, wie ſie ſich ihm gaben, und wie er ſich bücken und ducken, wie er ſich biegen und ſchmiegen mußte, um mühſelig durchs Leben zu kommen.

Seine ſcharfſinnige Beobachtungsgabe, ſein raſcher Blick und ſein ſprunghaftes Denken befähigten ihn jedoch namentlich zur Beurteilung fremder Leiſtungen und zur Verdolmetſchung und Erläuterung fremder Geiſteserzeugniſſe. Von dieſer hohen Begabung machte er umfaſſenden Gebrauch, indem er unbefangen und unvoreingenommen an die heilige Schrift herantrat, die göttlichen Urkunden wie irgend ein aus dem Altertum überliefertes, ſchriftſtelleriſches Erzeugnis betrachtete und ſie von dieſem Standpunkte aus zwar mit der gebührenden Ehrfurcht, aber harmlos und einfach dem Verſtändnis der Leſer näher zu bringen ſuchte. Er erläuterte ſie ſprachlich und ſachlich, indem er zwanglos, wie es der Zuſammenhang erforderte, bald grammatiſche, bald philoſophiſche oder naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen anknüpfte und ſich durch nichts gebunden fühlte, als durch den bloßen Faden der Schrift. Er

[1]) Divan, herausgegeben von Dr. Egers 1884.

bekämpfte an der einen Stelle mit Heftigkeit alle karäischen, von der Überlieferung abweichenden Auffassungen und schonte an einer anderen Stelle selbst die mündlich überlieferte Erklärungsweise der Alten nicht, wo sie ihm dem einfachen Wortsinn zuwider zu sein schien. Derartige Widersprüche deckte er unerbittlich auf und verstand es dabei dennoch, dem Blick der Gläubigen seine Meinung so geschickt zu verhüllen, daß ihn höchstens der Gleichgesinnte verstehen konnte.

So war Ibn Esra der Erste, welcher mit klarem Bewußtsein die Bibel, unbeeinflußt von jeglichem Nebenzweck, commentieren wollte. Die früheren Erklärer hatten sie grundsätzlich mit anderen Augen angesehen. Bald waren sie mit dem Vorsatz an sie herangetreten, die Gesetze daraus zu entwickeln oder sich an ihren Sittenlehren und Lebensbildern zu erbauen, bald mit dem Bestreben, ein Religionssystem in ihr zu finden oder übernatürliche Geheimnisse in ihr zu erspähen. Kurz, jeder von ihnen nahm, schon bevor er zu seinem Werke schritt, einen gewissen festen Standpunkt ein, dessen Berechtigung nachzuweisen eben der wesentliche Zweck seiner Thätigkeit war. Anders Ibn Esra. Seine Leistung spiegelt auf Schritt und Tritt sein Wesen wieder. Er sieht mit Hülfe seines umfangreichen Wissens vieles, was der harmlose Leser nicht ahnt und der voreingenommene Erklärer verkennt, und weiß mit seinem durchdringenden Scharfsinn tausend Dunkelheiten in ein besonderes Licht zu setzen. Seine Commentarien sind stets mit Eifer und Vorliebe gelesen worden und haben bis zur Schwelle der Neuzeit nicht weniger als etwa dreißig verschiedene Ausleger, die ihnen besondere Bücher widmeten, gefunden.

In nächster und untrennbarster Beziehung zu seinen Leistungen als Commentator stehen seine Arbeiten auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik. Hier ward er der Herold und Lehrer für die Glaubensbrüder in den romanischen und germanischen Ländern. Er verbreitete die Erkenntnisse der großen spanischen Sprachforscher und machte sie zum Gemeingut der übrigen Juden Europas.

Von den profanen Wissenschaften liebte und förderte er am meisten die Mathematik und die Astronomie nebst der Astrologie. Er war ein Zahlenkünstler, der selbst in seine Dichtungen und philosophischen Betrachtungen mit bewunders-

werter Geſchicklichkeit Zahlenrätſel verwebte. Als Aſtrolog glaubte er feſt und ſicher an den Einfluß der Geſtirne, freilich in oft unvermitteltem Widerſpruch zu ſeiner ſcharf betonten Ergebenheit in den Willen Gottes und zu ſeinem getreuen Feſthalten an der Einigkeit und Allmacht des Schöpfers des Himmels und der Erde. Die Werke, welche er auf dieſen Gebieten verfaßte, wurden von den Juden weniger beachtet, gaben ihm aber in der chriſtlichen Welt einen berühmten Namen. Man verehrte und bewunderte ihn lange unerkannt unter dem Namen Avenare. Er iſt zu allen Zeiten bis auf unſere Tage viel geliebt und viel verketzert worden, aber Freunde und Feinde, Lobredner und Tadler ſtimmten ſtets darin überein, daß er zu den größten Denkern und Dichtern ſeines Volkes gehört hat.

Im Verein mit Jehuda ha-Levi und Iſaak al-Fâßi gehörte Abraham Ibn Esra zu den Morgenboten, welche das Tagesgeſtirn jenes Zeitalters ankündigten. Alle wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, die ſeit Saadja angebahnt waren und eine jüdiſch-arabiſche Geiſtesthätigkeit hervorgerufen hatten, fanden ihren Gipfelpunkt in Maimonides. Er gehörte zwar durch Geburt und Erziehung nach Spanien, ſchrieb aber ſeine Hauptwerke in Nordafrika.

Zweites Kapitel.

Die Juden in Nordafrika.

1. Äußere Schickſale der Juden.

Nordafrika war die Heimat der fanatiſchen Berberſtämme, welche ihren Glaubensgenoſſen in Spanien gegen die Chriſten geholfen hatten. Von hier waren etwa 1086 die Almoraviden aufgebrochen, um die Herrſchaft des Islam in Spanien neu zu begründen. Hier war auch das Oberhaupt und der Führer der Almohaden als Mahdi, d. h. Meſſias, aufgetreten und hatte ſich im Fluge alle Länder vom Atlantiſchen Ocean bis an Ägyptens Grenze unterworfen. In jeder Stadt, die er eroberte, wurden die Juden zur Annahme des Islam oder zur Auswanderung gezwungen. Da er ihnen nur die Erklärung zumutete, daß ſie an Muhammeds prophetiſche Sendung glaubten und hin und wieder die Moſcheen beſuchen wollten, ſie aber ſonſt im Familienleben

gänzlich unbehelligt ließ, nahmen viele Juden zum Schein den Islam an und pflegten im Stillen desto eifriger das jüdische Leben und die jüdische Lehre.

In dem unabhängig gebliebenen Aegypten herrschten zu jener Zeit die letzten Fatimiden. Ihr einst großes Reich war im Laufe der Jahrhunderte ebenso zerbröckelt und unter ehrgeizige Vasallen verteilt worden, wie dereinst das Schattenkhalifat von Bagdad, das von seldschukkischen Emiren beherrscht wurde. Im Jahre 1171 stürzte ein Kurde aus dem Geschlechte der Ajubiden das ägyptische Herrscherhaus und machte sich zum Alleinherrscher des ungeheuren Gebietes von der Westgrenze Ägyptens bis zu den Ufern des Euphrats. Es war der große Saladin, der diese Macht in seiner Hand vereinigte, ein Held, ausgezeichnet durch verwegene Kühnheit und wahrhaften Adel der Seele. Sein ritterlicher Sinn und seine Tugend wurden selbst von seinen Feinden anerkannt und gepriesen und schufen ein eigentümliches, von gegenseitiger Bewunderung und Ehrfurcht zeugendes Verhältnis zwischen ihm und seinem ebenbürtigen Gegner Richard Löwenherz. Saladins Gerechtigkeit erstreckte sich auch auf die Juden. Sie gelangten unter seiner weisen und milden Regierung zu Wohlstand und Ansehen und verdankten ihm sogar die Erlaubnis, sich in Jerusalem niederzulassen, als er 1187 die heilige Stadt den Kreuzfahrern, die sie fast ein Jahrhundert lang (seit 1099) besessen hatten, wieder entrissen hatte. Leider ging mit dem Tode des hochherzigen Saladin (1193) Aegyptens Blüte schnell zu Ende. Das unglückliche Land wurde von heftigen Bürgerkriegen, welche zwischen Saladins Brüdern, Neffen und Söhnen ausbrachen, auf das schwerste heimgesucht und schließlich durch Hungersnot und Pest fast ganz entvölkert.

Von den Juden, welche während dieser Zeit in diesen Ländern lebten, sind uns hervorragende oder nennenswerte Leistungen auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit nicht bekannt. In ihrer Mitte aber wirkte Maimonides, „der Einzige seines Zeitalters".

2. Rabbi Moses ben Maimon (RMBM).

Moses Maimonides wurde zu Cordova am 30. März 1135, am Sabbath, dem Rüsttage zum Peßachfeste, geboren. Sein

Vater Maimon ben Joſeph lebte daſelbſt als Richter und Lehrer der Judenſchaft. Er erfreute ſich nicht bloß des Beſitzes talmudiſcher Kenntniſſe, welche er im Lehrhauſe von Lucena zu den Füßen des Schülers und Nachfolgers al-Fâßis geſammelt hatte, ſondern war auch wohlbewandert in den profanen Wiſſenſchaften ſeiner Zeit. Moſes' Kindheit fiel in friedliche Jahre, während welcher er im trauten Elternhauſe mit Muße von ſeinem gelehrten Vater unterrichtet und zum Selbſtſtudium vorbereitet wurde. Auf dieſem Wege empfing er talmudiſche Weisheit nach den Grundſätzen, welche al-Fâßi in Lucena zur Geltung gebracht hatte, las daneben die Schriften der beſten arabiſchen Philoſophen und beſchäftigte ſich zugleich nach den hohen Anforderungen, die jene Zeit an das Wiſſen eines Gelehrten ſtellte, eifrig mit Aſtronomie, Mathematik und naturwiſſenſchaftlichen Studien. Den emſigſten Fleiß aber widmete er der Heilkunde, die er ſpäter praktiſch ausübte.

Da brach im Jahre 1148 das Unglück über Cordova herein; es wurde von den fanatiſchen Almohaden erobert und die Juden daſelbſt entweder zur Annahme des Islam oder zur Auswanderung gezwungen. Auch für Maimon und ſeine Familie begann nunmehr ein unſtätes Wanderleben, das mit vielen Beſchwerden und Entbehrungen erfüllt war. Allein alles Mühſal hinderte den hochbegabten Moſes nicht, ſeine Kenntniſſe durch Umgang und durch Studien in gewohnter und lieb gewordener Weiſe zu erweitern, ja es ſpornte nur noch mehr den ihm eingeborenen Trieb nach Erkenntnis zu unermüdlicher Bethätigung an. Die ſchweren Leiden, die er als Jüngling freudig um ſeines Glaubens willen auf ſich nahm, erwärmten und begeiſterten ihn für das Eine Ziel, das er vor Augen hatte: die Wahrheit dieſes geſchmähten Glaubens ſo leuchtend und über jeden Zweifel erhaben feſtzuſtellen, daß er die Hochachtung und Billigung der Beſten und Weiſeſten unter allen Menſchen gewinnen mußte. Darum vertiefte er ſich mit Fleiß und Hingebung in die Schriften der fremden Philoſophen, wenngleich ſeine Hauptarbeit der bibliſchen und talmudiſchen Forſchung zugewandt blieb. Der Inhalt des Talmuds war ihm ſchon früh derartig gegenwärtig, daß er als Jüngling von etlichen zwanzig Jahren auf unſtäter

Wanderung, ohne Bücher und wissenschaftliche Hülfsmittel zur Hand zu haben, sein erstes Hauptwerk, den Mischnahcommentar unverzagt in Angriff nahm.

Erst zwischen 1159 und 1160 kam Moses mit seinem Vater und seinen Geschwistern nach Fez. Dort war die Unduldsamkeit so groß, daß die öffentliche Ausübung jedes anderen Cultus als des Islam verboten war und viele Juden zum Scheine wenigstens der herrschenden Religion huldigen mußten. Auch die Familie Maimons durfte das Judentum nicht laut bekennen[1]) und lebte unerkannt und zurückgezogen, so lange der Glaubensdruck irgend erträglich war.

Schwerer lastete der Gewissenszwang auf den eingeborenen Juden, und die langjährige Notwendigkeit, unter steter Lebensgefahr die heiligen Gebräuche im Geheimen ausüben zu müssen, lag niederdrückend und beängstigend auf ihrem Gemüt. Inmitten dieser fortwährenden Schrecknisse ermahnte der fromme und glaubenstreue Maimon seine Glaubensbrüder voll Innigkeit, gottergeben zu dulden und im Verborgenen an der wahren Religion festzuhalten. Ihm trat ein übereifriger Frommer in Israel entgegen, der selbst das äußerliche Bekenntnis zum Islam als Götzendienst verdammte und durch eine Schrift, die diesen Gegenstand behandelte, das Gewissen der heimlichen Juden in neue Qual und Unruhe versetzte. Da erschien der junge Moses zum ersten Mal in der Öffentlichkeit, indem er lichtvoll und klar in Rücksicht auf die Zwangslage das Verfahren der schwer geprüften Glaubensgenossen rechtfertigte.

Als aber der Fanatismus der Moslemen zunahm und der Talmudlehrer, den Mose in Fez gefunden, als Glaubenszeuge fiel, ergriff Maimon mit Weib und Kindern abermals die Fluch, vor dem Grimm des Drängers. Im April 1165 bestiegen sie das Schiff zur Reise nach dem heiligen Lande und entrannen nach stürmischer und gefährlicher Seefahrt glücklich dem Glaubens-

---

[1]) Die verläumderische Nachrede, daß Maimon und seine Familie auch nur für kurze Zeit den väterlichen Glauben verleugnet und den Islam erheuchelt habe, ist in ihrer ganzen Nichtigkeit klar und gründlich aufgedeckt von Halberstam in Kobak's „Jeschurun" Bd. IV, S. 23—36.

zwange. Sie landeten im Mai in Akko und beſuchten am 12. October Jeruſalem. Von dort zogen ſie nach Hebron und beteten am Grabe der Erzväter. Später ſiedelten ſie nach Aegypten über. In der Stadt Foſtat (Alt-Cairo) blieben ſie dauernd wohnen. Hier ſtarb der Vater bald nach der Ankunft, und Moſe lebte fortan mit ſeinem jüngeren Bruder David in inniger Gemeinſchaft. Sie trieben einen ausgedehnten Handel, — vielleicht mit Juwelen — und der jüngere Bruder führte zumeiſt das Geſchäft, damit ſich der ältere ungeſtört den Wiſſenſchaften widmen könne. Allein das ſchöne Band inniger Geſchwiſterliebe wurde ſchnell und grauſam zerſtört, als David mit dem ganzen Vermögen auf einer Seereiſe Schiffbruch litt. Der nun alleinſtehende Moſes war vom Schmerz über den Verluſt tief gebeugt. Das Leid warf ihn aufs Krankenbett, von welchem er, erſt allmählich geſundend, zu neuer Thätigkeit ſchritt. Er übte nunmehr, um den Lebensunterhalt für ſich und ſein Haus zu gewinnen, die Heilkunde praktiſch aus. In ſeinen Mußeſtunden kehrte er dabei immer wieder zur Arbeit am Miſchnahcommentar zurück, den er im Jünglingsalter begonnen hatte, und führte ihn im Jahre 1168 zu Ende.

Maimoni wollte in dieſem umfangreichen Werke den Geſamtinhalt der mündlichen Überlieferung, wie er im Talmud niedergelegt iſt, nach einem leicht überſichtlichem Syſtem volkstümlich darſtellen. Jedermann ſollte ſich mit Hülfe desſelben mit Leichtigkeit dasjenige aneignen können, was bisher bloß als das Ergebnis langwieriger, gelehrter Studien zu erlangen war. Da ihn ſeine Naturanlage in allen Stücken zu ſyſtematiſcher Ordnung und Durchdringung der Wiſſensgebiete, auf welchen er thätig war, antrieb, ſo war es ihm ſelbſt ein lebhaftes inneres Bedürfnis, den ungeheueren, halachiſchen Stoff, den er in ſeinem ganzen Reichtum bereits als Jüngling vollkommen beherrſchte, für ſich ſelbſt und für die Mitſtrebenden in eine klare, gedankliche Ordnung zu bringen und in harmoniſcher Abrundung klar und durchſichtig darzuſtellen. Dieſen Zweck und dieſe Abſicht ſeines Buches ſetzte er in der allgemeinen Einleitung und in den Vorreden auseinander, die er beſonders ſchwierigen Teilen voranſchickte. Mit großer Liebe behandelte er namentlich ſolche Abſchnitte der Miſchnah, wie die Sprüche der Väter, an welche er ſeine eigene reiche Gedanken-

welt anknüpfen konnte. Solchen gelegentlichen Nebenbemerkungen verdanken wir eine Fülle von Anregungen und Belehrungen. Von Einfluß waren hier besonders die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche er zum ersten Mal unter den jüdischen Denkern über die Wahrheiten, welche der jüdischen Religion zu Grunde liegen, anstellte. Dreizehn[1]) Glaubenslehren ergaben sich ihm, deren unbedingte Anerkennung er von jedem Juden forderte.

Der Mischnahcommentar war in arabischer Sprache verfaßt. Die darin niedergelegten Anschauungen trug Mose auch mündlich seinen Jüngern vor. Sie wurden von denselben bis in die Ferne verbreitet und fanden unmittelbar schon dadurch zahlreiche Anhänger, daß eben um jene Zeit Ägypten unter Saladins Herrschaft kam und eine Zuflucht fremder Juden wurde, die bei diesem gerechten Fürsten Schutz und Hülfe suchten und fanden. Er hatte auch Arabien und namentlich die heiligen Wallfahrtsorte der Moslemen seinem Reiche einverleibt. Dort in Jemen fachten damals politische Aufwiegler den schlummernden Fanatismus der Araber zu verheerender Flamme an, so daß die Stammesbrüder des Propheten den Juden des Landes nicht blos die äußerliche Zugehörigkeit zum Islam aufnötigen, sondern sie auch zum aufrichtigen Bekenntnis desselben zwingen wollten. Ein anderer betrübender Umstand trug dazu bei, die Gemüter der Juden noch mehr zu verwirren. Messianische Träumer, die unter ihnen aufstanden, benutzten die Unwissenheit ihrer Glaubensbrüder, um sie zu der ihnen innerlich fremden Lehre zu verführen. Da wandten sich angesehene Männer aus Jemen an Maimonides und baten ihn um Rat in ihrem Drangsal. Der Weise sprach ihnen in einem ausführlichen Sendschreiben Mut und Trost zu und erinnerte

---

[1]) Sie handeln von Gott als Weltenschöpfer (1), von seiner Einheit (2), Unkörperlichkeit (3) und Ewigkeit (4), von der Pflicht, ihn allein zu verehren (5), von der Wahrheit der Offenbarung an die Propheten (6) und besonders an Mose (7), von der Echtheit (8) und Unabänderlichkeit der Thora (9), von der göttlichen Vorsehung (10 und 11), von der Ankunft des Messias (12) und von der Auferstehung der Toten (13). Sie sind poetisch bearbeitet in dem Gedicht, welches mit den Worten יִגְדַּל אֱלֹהִים חַי beginnt und als Einleitungsgebet in die üblichen Gebetsammlungen aufgenommen ist.

sie daran, daß die wahre Religion stets der Verfolgung ausgesetzt gewesen sei. Die ersten und rohesten Feinde von Amalek bis Hadrian hätten die Väter mit dem Schwerte in der Faust bekämpft. Die Gelehrten der Perser, Griechen und Römer hätten sie, die Kampfmittel jener geschickt anwendend, mit sophistischen Reden widerlegt. Danach sei der Feind in der Maske angeblicher, neuer Offenbarungen gekommen, um die alte Offenbarung verschwinden zu machen, und die falschen Propheten von Jemen seien mit denselben Mitteln des Truges aufgetreten. Allein alles dies sei von den wahren Gottesmännern bereits vorausgesehen und von ihnen zugleich der einstige Sieg des Judentums über allen Lug und Trug als sicher bevorstehend verheißen worden. Alle gegenwärtigen Leiden dienten demnach nur zur Läuterung des sündigen Israel. Es gebühre sich darum, demütig die von Gott gesandte Prüfung zu ertragen und getreulich duldend bis zum Eintritt der Erlösung auszuharren. Dieser Brief wurde in aller Heimlichkeit unter den Gemeinden Jemens verbreitet, damit aus ihm nicht eine Anklage gegen seinen Verfasser geschmiedet werden könne. Denn der Rat, die herrschende Religion nur zum Schein zu bekennen und innerlich der angestammten treu zu bleiben, wäre sicher als ein Staatsverbrechen ausgelegt und mit den härtesten Strafen geahndet worden.

Das Sendschreiben erfüllte seinen Zweck; es klärte die Irregeführten auf und bestärkte sie im Glauben. Maimunis Name aber prägte sich tief den dankbaren Herzen der Getrösteten ein. Er wurde mit Ehrfurcht und Liebe von allen Juden des Reiches genannt, und in Kahira übertrug man dem Weisen das Amt des Rabbiners. Nach seiner Überzeugung durfte ein soches Amt in keiner Weise um Lohn und Bezahlung übernommen werden. Es erhielt einzig durch die Hingebung seines Vertreters die Weihe und den Adel. Über den schweren Pflichten, welche das neue Amt ihm auferlegte, vergaß er nicht des Ideals, das er im Herzen trug. Schon bei der Abfassung des Mischnahcommentars war es ihm klar geworden, daß er in dem durch den Mischnahtext begrenzten Rahmen das Gesamtbild der Tradition nicht unterbringen konnte. Selbst der Mischnahtext erwies sich als ein Hindernis, welches der gewünschten übersichtlichen Anordnung des

gesamten Materials hemmend im Wege stand. Daher schrieb Maimuni ein zweites größeres Werk, ein Gesetzbuch, welches er Mischneh-Thora[1]) (Wiederholung des Gesetzes oder zweites Gesetz) nannte. Die abgeschlossene Sammlung der mündlichen Lehre, deren mehrtausendjährige Entwickelung im Talmud gleichsam versteinert vorliegt, gleicht einem Labyrinthe. Maimonides verwandelte dasselbe mit glücklicher, organisatorischer Hand in einen geordneten Bau. Sein heller Geist stellte ein Gerüst auf, in welchem er nicht nach der Zeitfolge, sondern nach dem logischen Zusammenhang geordnet, Alles unterbrachte, was sich von Mose bis zur Zeit der Gaonen zum verbindlichen Gesetz entwickelt hatte. Die alten Elemente des Talmuds, wie wir sie durch die Tannaiten, Amoräer, Saboräer und Geonim entstehen sahen, sind samt und sonders in seinem Buche eingeschmolzen. Wir können sie im Einzelnen deutlich in demselben nachweisen, obwohl sie neu umgeprägt und mit einem Stempelglanze versehen erscheinen, welcher seinen Charakter der zeitgemäßen Denkweise entlehnt hat.

Maimonides selbst sagt ausdrücklich, daß er durch seine Arbeit den Talmud entbehrlicher machen wolle. In der That brauchte man nächst der heiligen Schrift des ersten Mose nur den Mischneh-Thora dieses zweiten Mose zu kennen, um das ganze Judentum mit allen seinen Glaubenswahrheiten und Religionsgesetzen zu besitzen. Als eine zweite Bibel sahen denn auch bald die Zeitgenossen das große Werk an und verbreiteten es über alle Länder, in welchen Juden lebten. Dadurch, daß es in dem Jedermann zugänglichen Idiom der Mischnah geschrieben war, fand es schnell überall Eingang und Verständnis. Man staunte es wie ein Wunder an und erblickte in Maimonides Israels neuen Führer in das Reich geistiger Klarheit. Und die besten und tüchtigsten unter den Glaubensbrüdern folgten um so begeisterter seiner Anleitung, als sie wußten, wie demütig sich der Beherrscher und Ordner der Gesetze selbst unter das Joch derselben beugte, wie vollkommen sein ganzes Dasein das Ideal verkörperte, welches er selbst als maßgebend für den Israeliten aufgestellt hatte. Seine hohe Weisheit und Milde half ihm darum auch in dem unvermeidlichen

[1]) מִשְׁנֵה תּוֹרָה, v. l. V. M. 17, 18.

Kampfe, den die Wahrheit ſtets gegen das Vorurteil zu führen hat. Maimuni wurde nicht ungeduldig und empfindlich, wenn diejenigen Talmudiſten, die in das herkömmliche Studium eingeſponnen waren, ihm die Schattenſeiten ſeines überraſchend neuen Lehrganges vorwarfen und darauf hinwieſen, daß zu ſelbſtändiger Entſcheidung das Studium der Quellen für Jedermann unentbehrlich ſei. Er gab ihnen auf ſolche Einwürfe ruhigen und ſachgemäßen Beſcheid. Streng und entſchieden wies er nur die böswilligen Gegner ab, die ihm durch Verleumdungen und Verdrehungen der Wahrheit zu ſchaden ſuchten.

Denſelben unerſchütterlichen Gleichmut, den er in der Fehde gegen übelwollende Angriffe an den Tag legte, bewährte er gegenüber den harten Schickſalsſchlägen, die ihn trafen. Er blieb feſt in ſeinem Gottvertrauen trotz all der ſchweren Prüfungen, welche ihn durch Krankheit, Verluſt des Beſitzes und den Tod lieber Kinder heimſuchten. Sein Herz blieb dem Glück offen, als es ſpäter wieder in ſein Haus einzog. Er freute ſich ſeines ſpätgeborenen Sohnes Abraham und eines beſonders hochbegabten Jüngers, Joſeph Ibn Aknin aus Aleppo, den er über alles liebte. Auch ſeine Heilkunſt fand ſchließlich Anerkennung. Er wurde zu den Ärzten des Hofes gerechnet und empfing für ſeine Thätigkeit daſelbſt ein Jahresgehalt. Die vornehmen Leute wandten ihm allmählich ihre Gunſt zu und verſchafften ihm einen bedeutenden Ruf. Er zeichnete ſich übrigens auch auf dieſem Gebiete durch gediegene Sachkenntnis aus und ſchrieb über die Heilkunde ein Buch, in welchem er in ſeiner Weiſe den vorhandenen Wiſſensſtoff klar ordnete. Infolge ſeines hohen Anſehens am Hofe wurde er damals auch zum Nagid aller aegyptiſchen Judengemeinden ernannt.

In all dieſen vielſeitigen Leiſtungen bethätigte ſich ſein hoher Geiſt. Seine eigentliche Lebensaufgabe aber betrachtete er noch nicht für gelöſt. Während ſeines ganzen geiſtigen Entwickelungsganges hatten ihm ſtets zwei Wahrheiten als Leitſterne vorgeſchwebt: Eine, welche die Offenbarung den Menſchen gegeben hat, und Eine, welche ihnen die Vernunft erſchloſſen hat. Wie er als Jude zur Offenbarung ſtand, hatte er in ſeinem Miſchnahcommentar und in ſeinem Religionsgeſetzbuch ausführlich darge-

than. Es blieb ihm noch zu zeigen übrig, welche Stellung er zur Weltweisheit einnahm. Erst mit der Auseinandersetzung über dieses letztere Verhältnis lag sein ganzes Denken in vollständigem Zusammenhange klar enthüllt vor den Augen seiner Glaubensgenossen. Darum schrieb er für sie sein drittes Hauptwerk, Moreh Nebuchim[1]), „Wegweiser der Schwankenden" genannt. Der Verfasser kleidete es in die Form einer Belehrung für seinen Lieblingsschüler.

Dem ganzen Buche liegt als Voraussetzung der Gedanke zu Grunde, daß beide dem Verfasser so teuren Wahrheiten, die herrschende Philosophie und die Religion des Judentums, in ihrem Ausgangspunkt sowohl als auch in ihrem Endpunkt übereinstimmen. Beide nehmen einen einig-einzigen Gott als den Urheber alles Daseins an, und beide streben danach, dem Menschen zur höchsten Glückseligkeit zu verhelfen. Waren somit die geoffenbarte und die von der menschlichen Vernunft gefundene Wahrheit in ihrem Ursprung und in ihrem Ziele gleich, so mußten sie auch im einzelnen einander entsprechen und in ihrer ganzen Entwickelung Ausflüsse desselben göttlichen Geistes sein. So knüpfte Maimonides sein Gedankensystem an die Versuche Saadjas an, nahm dazu die Lehren des griechischen Philosophen Aristoteles in der arabischen Auffassung und verschmolz sie mit dem jüdischen Glauben zu einer neuen Einheit.

Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß Gott das reine Sein und die Ursache aller Ursachen sei. Daher sei er unveränderlich, unkörperlich und einig-einzig. Sein Denken sei in der Schöpfung zur That verwirklicht. Nach Aristoteles Meinung ist Gottes Wirken von seinem Wesen untrennbar, es gehört zu ihm von Ewigkeit wie der Schatten zum Licht. Dem gegenüber folgt Maimuni der einleuchtenderen biblischen Lehre, daß die Gottheit nicht aus Notwendigkeit Alles geschaffen, sondern aus freiem Willen die Welt ins Dasein gerufen habe. Der Schöpfer erhalte das von ihm organisch gebildete Weltall in seinem Bestande und regiere es. Es bestehe aus verschiedenen Sphären, welche mit vielgestaltig abgestuften Wesen bevölkert sind. Den niederen Wesen ist der Trieb eingeboren, den höheren zuzustreben und die gottähnlichen, reinen Geister und Engel schaaren sich in Sehnsucht

[1]) מורה נבוכים

und Liebe um die Gottheit. Da der Schöpfer der Welt höchst vollkommen ist, konnte er nur Gutes schaffen. Was in der Menschenwelt vom Übel ist, stammt nicht von ihm. Es entsteht aus der groben Beschaffenheit des niedern Stoffes, der nicht imstande ist, sich durch die Sphären zu Gott emporzuringen. Es kann überwunden werden durch die menschliche Seele, welche den Trieb zur Erkenntnis empfangen hat. Folgt sie diesem Triebe, so hilft ihr die eigens dazu geschaffene thätige Vernunft und öffnet ihr die Quelle des göttlichen Geistes. Dadurch lernt sie die Einheit der Welt und ihr Verhältnis zu Gott erkennen und ein dieser Erkenntnis angemessenes Leben führen. So vermag sich der Mensch über die Mängel seines stofflichen Teiles zu erheben, er wird, wenn er ernstlich will, zu einem überirdischen Wesen und somit zu einem unsterblichen Geist. Nur das Dauernde, Ewige an ihm steht unter der Fürsorge Gottes. Hat es der Mensch errungen in redlichem Streben, dann hat er sich selbst unter den Schutz der Vorsehung gestellt.

Aber er gewinnt noch mehr durch ein stetes ideales Leben. Er vermag dadurch die prophetische Anlage in sich auszubilden. Denken wir uns nämlich einen Menschen, der bei tadelloser Organisation seines ganzen Leibes sich mit Ernst der Studien befleißigt, bis sein Geist zur größtmöglichen Vollendung gekommen ist, fügen wir eine sittliche Beschaffenheit hinzu, nach welcher er, Herr geworden über die sinnlichen und tierischen Gelüste, wie auch über die Eitelkeit und das Streben nach Geltung bei den Leuten, kein anderes Verlangen kennt, als in die Geheimnisse des Vorhandenen und seine Ursachen einzudringen, Gott und seine Werke und was darüber in Wahrheit anzunehmen ist, zu erforschen: so wird es uns einleuchten, daß, wenn bei einem Menschen dieser Art die als überaus vollkommen und trefflich vorausgesetzte Phantasie thätig zu werden anfängt, sie lediglich göttliche und herrliche Dinge, Gott und seine Engel erschauen und nur wahre Meinungen und solche Maßregeln vorstellen wird, welche das allgemeine Beste zum Ziele haben. Das Sachverhältnis ist am besten durch den Vergleich mit den Vorgängen beim Traume anschaulich zu machen, wo bekanntlich die Phantasie dasjenige gestaltet, was zur Zeit des Wachens und des Gebrauchs

der Sinne Gegenstand der Beschäftigung war, und wo der Geist auf die Einbildungskraft je nach ihrer Empfänglichkeit das, was in ihm ist, ausströmt. Kurz, die Ursache der wahren Träume ist auch die Ursache für die Prophetie, und es ist ein beachtenswerter Satz der Weisen im Midrasch, daß der Traum gleichsam die unreif abgefallene Frucht sei, die gereift die Prophetie darstelle. Nur Mose, der vollkommenste aller Propheten, hat keiner Phantasie und keines Traumes bedurft. Seine Seele ist von den Banden der Sinnlichkeit völlig befreit gewesen, und er hat darum in alltäglicher Stimmung mit freiem Blick Gott und seinen Willen erkannt. Die ihm unmittelbar mitgeteilte Wahrheit ist die Thora. Sie ist einzig wie der Mann, welcher sie zu den Menschen gebracht hat; nichts kann sie aufheben oder ersetzen. Nichts ist in ihr überflüssig oder nebensächlich; sie befördert das Seelenheil, indem sie richtige Ansichten über Gott und seine Regierung lehrt und für das leibliche Wohl ihrer Jünger durch Einschärfung der Tugend und Sittlichkeit sorgt. Denn jedes Gesetz hat neben einem naheliegenden Grunde auch einen höheren Zweck, wenn es ihn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennen läßt. Maimonides teilt nun alle Vorschriften des Judentums je nach ihren Zwecken in vierzehn verschiedene Gruppen und bemüht sich im einzelnen, ihre Uebereinstimmung mit dem Gesamtzweck der Lehre nachzuweisen. Er weist z. B. nach, welche Gesetze den Zweck haben, Götzendienst, heidnische Sitte und Aberglauben auszurotten, welche Anordnungen notwendig waren, um den Menschen zu den Sitten zu erziehen, welche das staatliche Beisammenleben erst ermöglichen, welche Vorschriften zur Abwehr des Unrechts und zur Verhütung des Schadens unentbehrlich waren, welche Bestimmungen die Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligen (levitische Unreinheit) vermehren und vertiefen, die sinnlichen Begierden beschränken und zügeln (Speisegesetze, Ehegesetze), das häusliche und öffentliche Leben weihen und heiligen (Sabbath und Festtage) wollen.

Auf diese Weise brachte Maimuni die damals herrschende philosophische Anschauung mit dem religiösen Gefühl seiner gebildeten Glaubensbrüder in Uebereinstimmung und wurde dadurch in Wahrheit ein Führer für die zwischen Wissen und Glauben

schwankenden Denker. Das arabisch geschriebene Buch machte ungeheures Aufsehen. Muhammedanische Gelehrte studierten und commentierten es mit großem Fleiße und priesen den Verfasser als einen der größten und scharfsinnigsten Denker ihrer Zeit. Schon wenige Jahrzehnte nach seinem Erscheinen war das Werk ins Lateinische übersetzt und der berühmte Kirchenlehrer Albert von Köln (Albertus Magnus) hat es eifrig gelesen und benutzt und der Weisheit des „Rabbi Moyses von Ägypten" — so heißt Maimuni bei ihm — die weiteste Verbreitung unter den christlichen Gelehrten jener Zeit verschafft. Mit besonderer Begeisterung wurde der „Führer" von den des Arabischen kundigen wissensdurstigen Juden in den eben damals aufblühenden und zu geistiger Selbständigkeit erwachenden Gemeinden Südfrankreichs aufgenommen.

Ein Gelehrter aus der Provence, Samuel Ibn Tibbon, schrieb an Maimonides, er wolle den Moreh aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzen. Er sehne sich auch danach, den größten Mann der Judenheit persönlich kennen zu lernen. Allein Maimuni riet ihm von der weiten und beschwerlichen Reise ab, weil er von seinen mannigfachen und vielseitigen Geschäften viel zu sehr in Anspruch genommen sei, um sich ihm gebührend widmen zu können. Er war nämlich inzwischen Leibarzt von Saladins ältestem Sohn, dem Sultan Afdal, geworden.

Seine angestrengte Lebensweise schilderte er Samuel ibn Tibbon, indem er schrieb: „Der Sultan wohnt in Kahira und ich in Fostat. Beide Städte sind zwei Sabbathwege (2,5 Kilometer) von einander entfernt. Jeden Morgen muß ich am Hofe erscheinen und oft, wenn er oder eines seiner Weiber oder eines seiner Kinder leidend ist, den ganzen Tag dort bleiben. Wenn aber auch nichts Besonderes vorfällt, so komme ich erst Nachmittags nach Hause zurück. Dort finde ich, wenn ich müde und hungrig anlange, die Vorzimmer voll von Menschen, von Juden und Moslemen, von Vornehmen und Geringen in bunter Mischung, die auf meinen ärztlichen Beistand warten. Kaum bleibt mir Zeit, vom Zelter zu steigen, mich zu waschen und etwas zu genießen. So geht es bis in die Nacht hinein, und ich muß dabei vor Schwäche auf dem Ruhebett liegen. Nur am Sabbath bleibt mir Zeit, mich mit der Gemeinde und der Lehre zu beschäftigen.

Ich pflege an diesem Tage die Gemeindeangelegenheiten für die laufende Woche zu erledigen und einen Vortrag zu halten. So fließen mir die Tage hin."

Darum gab er Samuel Ibn Tibbon schriftliche Anweisungen für die Übersetzung. Er selbst fühlte sich bereits zu alt und zu schwach, um noch diese Arbeit zu beginnen. Obgleich er noch nicht das siebzigste Lebensjahr erreicht hatte, erlag seine Körperkraft unter der ungeheuren Arbeitslast. Er starb am (20 Tebet=) 13. December 1204, tief betrauert von den Juden aller Länder. In Fostat hielten Juden und Muhammedaner drei Tage öffentliche Trauer um ihn, und die Gemeinde zu Jerusalem veranstaltete eine Totenfeier mit Fasten. Man las aus der Thora das Kapitel von der Strafandrohung (V.M., c. 26) und aus dem Buche Josua (1,2) die Stelle, welche mit den Worten beginnt: „Mein Knecht Mose ist tot." Zu Tiberias wurde seine sterbliche Hülle beigesetzt. Sein einziger Sohn Abraham erbte seinen Charakter, seine Frömmigkeit und seine Stellung als Leibarzt des Herrschers und als Nagid der Juden. Die Würde, an der Spitze der ägyptischen Gemeinden zu stehen, blieb in der Familie bis ins fünfzehnte Jahrhundert erblich, ebenso jüdisches Wissen und überzeugungsvolle Glaubenstreue.

Maimunis Einfluß aber reichte weit über die Grenzen seiner Zeit, seiner Heimat und seiner Glaubensgemeinschaft hinaus. Die Muhammedaner haben seinen Führer viel studiert und die christlichen Weltweisen daraus gelernt, ihren Glauben mit der Philosophie zu versöhnen. Wie er zunächst auf die Entwickelung des Judentums einwirkte, kann erst der nächste Zeitraum zur Darstellung bringen.

Drittes Kapitel.

Die Juden in Italien.

Das Ziel, welches die Kirche nunmehr seit Jahrhunderten verfolgte, wurde in dem vorliegenden Zeitabschnitt von ihr erreicht. Der große Papst Gregor VII. (1073—1085) machte den Klerus von jeder weltlichen Macht unabhängig, indem er die Priester zur Ehelosigkeit zwang und bei schwerster Kirchenstrafe den Kauf geistlicher Ämter verbot. Durch diese Maßregeln wurde der „Knecht der Knechte" mächtiger und einflußreicher als alle weltlichen

Fürsten des Erdballs. Dem römischen Bischof mußten jetzt die Früchte der Saaten reifen, welche die Kirche seit Jahrhunderten unter den abendländischen Völkern ausgestreut hatte.

Am vollkommensten beherrschte das Christentum die Herzen der zur Gemütstiefe veranlagten Germanen. Der Heiland war ihr himmlischer Herr und Gebieter geworden, welchem sie nun mit derselben Treue Gefolgschaft leisteten, wie ihren irdischen Königen, und die Ehrerbietung, welche sie für Frauentugend erfüllte, begeisterte sie für die himmlische Jungfrau, an die sie glauben gelernt hatten. Dabei lag in ihnen der angeborene Trieb, ihren Gefühlen durch Waffenthaten Nachdruck zu geben; auch beseelte sie der Feuereifer, jede Gelegenheit zu benutzen, bei welcher sie für den Glauben kämpfen konnten. So erblühte in ihrer Mitte, besonders angefacht durch die Kriege des Kreuzes gegen den Islam in Spanien, das Rittertum, dessen Heldenthaten alle Gemüter erfüllte. Jeder treue Deutsche sehnte den geeigneten Augenblick herbei, in welchem er jenen Recken nachahmen konnte, und ein allgemeiner Thatendurst für die religiöse Überzeugung erwachte in der Seele jedes gläubigen Christen deutscher Nation. Die Kirche brauchte diesen Thatendurst nur zu benutzen und in passende Bahnen zu lenken. Den Anlaß dazu bot ihr bald der Umstand, daß die christlichen Pilger, welche das heilige Land besuchten, von den dort zur Herrschaft gelangten Seldschukken allerlei Unbill erdulden mußten. Für ihr trauriges Schicksal verstand es Peter von Amiens, welcher selbst das Elend der frommen Wallfahrer mit angesehen hatte, die allgemeine Teilnahme der abendländischen Christenheit zu erwecken. Da wurde der Gedanke lebendig, die Frömmigkeit und Ritterlichkeit der Gläubigen für die Eroberung des heiligen Landes zu entflammen und den Kreuzzug gegen die gewaltthätigen Moslemen zu predigen.

Von den schrecklichen Leiden, welche die Kreuzzüge über die Juden anderer Länder brachten, blieben diejenigen Italiens fast ganz verschont, wie überhaupt ihre Lage daselbst im elften und zwölften Jahrhundert eine vergleichsweise günstige gewesen ist. Der Judenhaß konnte in Italien nicht recht Wurzel schlagen. Die günstige geographische Lage in Mitten des Mittelmeeres machte das Land zum natürlichen Centrum des damaligen Welt-

handels, und Handel und Gewerbe sind Thätigkeiten, welche nicht die Trennung, sondern die Verbindung unter den Menschen anstreben und bewirken. Nur von einer vereinzelten Verfolgung der Juden, die zu Bologna im Jahre 1171 stattfand, erhalten wir Nachricht aus jener Zeit. Sonst lebten sie in friedlicher Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern des Landes. Sie beteiligten sich wie bisher an Ackerbau, Handel, gewerblicher Thätigkeit und besonders mit großem Fleiße am Handwerk, das ihnen hier nicht wie in den übrigen christlichen Ländern grundsätzlich verschlossen war.

Große Gemeinden bildeten sich besonders in Neapel und auf Sicilien und wurden daselbst von den staatsklugen und einsichtigen normannischen Fürsten wohlwollend beschützt. Selbst in Rom, unter den Augen der Päpste, lebten sie sicherer als anderswo in der Christenheit. Gregor VII. tadelte zwar einen König von Castilien und den Kaiser Heinrich IV. wegen ihrer Nachsicht gegen die Juden, hatte aber in der rastlosen Arbeit an der Befestigung der Kirchenmacht und an der Demütigung des Kaisertums wichtigere Aufgaben zu lösen, als sich die Umgestaltung der Lage der Juden angelegen sein zu lassen. Seine Nachfolger waren dem Judengelde nicht ganz unzugänglich und machten ihre Gunst oder Ungunst leicht davon abhängig. Ihre im Ganzen wohlwollende Haltung kam unter Alexander III. (1159—1180) in freundlicher Weise auf der allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran (1179) zum Ausdruck, wo den Juden nur das Halten christlicher Dienstboten untersagt wurde.

Erst ganz am Ende unseres Zeitraumes wurde vom Papst Innocenz III. (1198—1216) mit dem Herkommen, die Juden aus Gnade und Erbarmen zu dulden, gebrochen. Der Papst sah in jener Zeit seine Macht und Herrlichkeit ernstlich bedroht, da gleichzeitig in verschiedenen Ländern kirchenfeindliche Bestrebungen sich zu regen begannen. Die Begeisterung für die Kreuzzüge war verraucht, und es galt nunmehr alles aufzubieten, um dem Papsttum seinen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke der europäischen Menschheit zu sichern und zu erhalten. Durch strenge Kirchenzucht sollte jegliche Ketzerei rücksichtslos ausgerottet und jeder Unglaube wenigstens unschädlich und verächtlich gemacht werden.

Dieſelben Mittel, welche einſt die Kirchenväter im Stande der Vertheidigung zur Schutzwehr für ihren jungen Glauben harmlos angewendet hatten, wurden jetzt von neuem zur Befeſtigung der Kirchengewalt in unedler Weiſe hervorgeſucht, um Gegner, die längſt unſchädlich waren, noch tiefer zu demütigen und zu kränken. Innocenz III. wiederholte die gehäſſigen Beſtimmungen der kanoniſchen Geſetze aus den erſten nachchriſtlichen Jahrhunderten und führte noch außerdem hier im Abendlande ein farbiges Abzeichen auf der Kleidung der Juden ein, wie es einſt im Morgenlande als Gebrauch und Sitte aus der natürlichen Anſchauungsweiſe der Menſchen ſich ergeben hatte. „Viereckig oder rund, von ſaffrangelber oder anderer Farbe, an dem Hute oder an dem Oberkleide getragen, war das Judenzeichen, eine Aufforderung für die Gaſſenbuben, die Träger zu verhöhnen und mit Kot zu bewerfen, war es ein Wink für den verdummten Pöbel, über ſie herzufallen, ſie zu mißhandeln oder gar zu töten, war es ſelbſt für die höheren Stände eine Gelegenheit, ſie als Auswürflinge der Menſchheit zu betrachten, ſie zu brandſchatzen oder des Landes zu verweiſen. Noch ſchlimmer als dieſe Entehrung nach außen war die Wirkung des Abzeichens auf die Juden ſelbſt. Sie gewöhnten ſich nach und nach an ihre demütige Stellung und verloren das Selbſtgefühl und die Selbſtachtung. Sie vernachläſſigten ihr äußeres Auftreten, da ſie doch einmal eine verachtete, ehrloſe Kaſte ſein ſollten, die auch nicht im Entfernteſten auf Ehre Anſpruch machen dürfe. Sie verwahrloſten nach und nach ihre Sprache, da ſie doch zu gebildeten Kreiſen keinen Zutritt erlangen und unter einander ſich auch durch Kauderwelſch verſtändlich machen konnten. Sie büßten damit Schönheitsſinn und Geſchmack ein und wurden nach und nach teilweiſe wirklich ſo verächtlich, wie es ihre Feinde wünſchten. Sie verloren männliche Haltung und Mut, ſo daß ſie ein Bube in Angſt ſetzen konnte“. In Italien ſelbſt drang freilich, wie wir bereits geſehen haben, dieſe Geſinnung nicht tief in das Volksgemüt ein. Die Anſchauungen des täglichen Lebens wirkten hier mächtiger als alle ausgeklügelten Berechnungen und Beſchränkungen.

Aber trotz dieſer vergleichsweiſe erfreulichen bürgerlichen Lage erzeugte Italien während dieſes Zeitraumes keine hervorragenden Geiſteshelden unter den Juden. Von ihren anders-

gläubigen Landsleuten empfingen sie keinerlei neue wissenschaftliche Anregung, wie etwa ihre Glaubensgenossen in Spanien, und den nationalen Studien gaben sie sich nicht ausschließlich hin, weil ihnen mancherlei andere nützliche Thätigkeiten im gesellschaftlichen Leben gegönnt waren. Zwar fehlte es niemals an Talmudgelehrten in Italien, aber diese Weisen und Lehrer gingen nur in ausgetretenen, alten Bahnen und beschränkten sich darauf, das aufgestapelte Wissen, so wie es vorlag, ihren Jüngern zu überliefern. Das wertvollste litterarische Denkmal, das wir aus jener Zeit besitzen, entstand zu Rom, wo zu allen Zeiten das Talmudstudium eifrigste Pflege fand. Hier schrieb um 1100 R. Nathan ben Jechiel, der Sprößling einer weit verzweigten Gelehrtenfamilie, ein talmudisches Wörterbuch, „Aruch“ benannt. Er giebt darin in hebräischer Sprache und alphabetischer Ordnung sprachliche und sachliche Erklärungen zu schwierigen, besonders fremdsprachlichen Worten, die im Talmud und Midrasch vorkommen, und trägt mit großem Fleiß alles Material zusammen, welches durch die nationale Forschung im Morgenland allmählig erworben war und nunmehr zum ersten Mal den Gelehrten des Abendlandes in übersichtlicher Zusammenstellung zur Benutzung dargereicht wurde. Da das Buch zunächst für den Gebrauch der Landsleute des Verfassers geschrieben war, so giebt es uns einen Maßstab für den damaligen Bildungszustand der Juden Italiens. Wir sehen, daß R. Nathan an profaner Gelehrsamkeit zwar den Glaubensbrüdern auf der pyrenäischen Halbinsel keineswegs gleichkam, daß er aber auf einer ganzen Anzahl von wissenschaftlichen Gebieten wohl bewandert und gut unterrichtet war. Er hat, vermutlich durch den regen Völkerverkehr in seinem Vaterlande nicht unbedeutende Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen zu erwerben Gelegenheit gehabt und bereits die verschiedenen Entwicklungsstufen der hebräischen Sprache in der Bibel, dem Talmud und dem Midrasch zu unterscheiden verstanden.

Von ganz besonderem Einfluß auf eine vielseitigere Entwickelung des jüdischen Geisteslebens in Italien war ein Menschenalter später der langjährige Aufenthalt, welchen der geniale Abraham Ibn Esra[1]) in diesem Lande nahm. Wir finden ihn 1140 in

[1]) S. 118.

Rom, 1145 in Lucca und Mantua und 1146—1147 in Verona. Wenn anfangs auch das Verſtändnis und Intereſſe für die neue Weiſe ſeiner Bibelauslegung und für ſeine feinſinnigen grammatiſchen Unterſuchungen nur ein geringes war, ſo vermochte er doch durch perſönlichen Umgang und durch Unterricht ungemein viel zur Hebung der bibliſchen Wiſſenſchaft und zur Verbreitung grammatiſcher Kenntniſſe beizutragen. Seinen Spuren folgte ſein gelehrter Schüler Salomon Ibn Parchon aus Calatajud in Spanien, welcher um 1160 in Salerno einwanderte. Er bearbeitete für ſeine neuen Landsleute unter fleißiger Benutzung des arabiſch geſchriebenen hebräiſchen Wörterbuches Ibn Djannachs ein Lexikon des Hebräiſchen in hebräiſcher Sprache und trug dadurch an ſeinem Teile dazu bei, dem wiſſenſchaftlichen Aufſchwung, dem wir im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts begegnen, vorzuarbeiten.

Viertes Kapitel.

Die Kreuzfahrer und die Juden.

Tauſende von Menſchen ließen Haus und Hof im Stich, um den Ungläubigen das heilige Land zu entreißen. Durch den Ruf „Gott will's haben!“ begeiſterten ſie ſich zu einem blutigen Kampfe für das Kreuz. Mit ſtillem Neide blickten die kühnen chriſtlichen Streiter in Frankreich und Deutſchland ſchon lange auf die ritterlichen Fürſten Spaniens hin, welche rüſtig an der heiligen Aufgabe, die Feinde des Chriſtentums zurückzudrängen, arbeiten durften und in den Kriegen gegen den Islam, ſiegend oder fallend, irdiſchen Ruhm und ewige Seligkeit erwerben konnten. Als nun die Kreuzpredigt zum Zuge nach dem heiligen Grabe ihre Herzen mit Begeiſterung erfüllte und zu wilder Thatenluſt entflammte, ſuchte und fand der krankhaft überreizte Glaubenseifer ſchon in der Heimat in unmittelbarer Nähe, mitten unter den Chriſten wohnend, die Vertreter eines Unglaubens, der ihnen immer von neuem als abſcheulich und verabſcheuungswert dargeſtellt wurde. Gegen ſeine Anhänger, die das Heil hartnäckig leugnenden Juden, wandte ſich zuerſt die religiöſe Leidenſchaft. Was ſich im chriſtlichen Volksgemüt davon angehäuft hatte, brach nun mit elementarer Gewalt hervor, und keine verſtändige, zielbewußte Hand, ſelbſt

nicht diejenige menschlich gesinnter Priester, konnte die bösen Geister leiten und bannen, die einmal entfesselt waren. Wenn auch nicht so rasch und heftig wie in Frankreich, wo die Juden, wie wir wissen, schon 1010 aus Limoges um des Glaubens willen vertrieben worden waren, so hatten doch auch in Deutschland die Aufreizungen der Priester stetig und allmählich auf das Volk gewirkt. Zügellose Schaaren, trunken vom Wahne, daß ihr Thun gottgefällig sei, sammelten sich in Nordfrankreich und Deutschland. Sie ergossen sich im Mai des Jahres 1096 über große, friedliche Judengemeinden in den rheinischen Städten, um sie mit Feuer und Schwert zur Taufe zu zwingen oder dem Untergange preiszugeben. In Deutschland waren derartige Erlebnisse bisher nur selten und ausnahmsweise vorgekommen. Geistliche und weltliche Fürsten hatten vielmehr den Juden gegen das kanonische Verbot Freiheiten und Rechte gelassen und ihnen Gelegenheit gegeben, durch Fleiß und Intelligenz die Blüte der Handelsplätze zu fördern. Auch war ihre äußerliche Lebensstellung unter den Deutschen im allgemeinen keine drückende. Nur von den geistigen Interessen waren sie ausgeschlossen und hatten sich selbst gegen dieselben abgeschlossen.

Seitdem das Geistesleben durch die Wirksamkeit R. Gerschoms zu herrlicher Blüte gelangt war, waren sie daran gewohnt, jede Erhebung der Seele in dem reichen Wissen der von den Vätern ererbten Schriften und Überlieferungen zu finden und sich in dieselben so ganz zu versenken, daß sie sie täglich mehr als das kostbarste Kleinod ihres Lebens liebgewannen. Die stete und unausgesetzte Beschäftigung mit der Lehre hatte das Herz jedes Juden so innig und fest an seinen Glauben geknüpft, daß er ihm unentbehrlich und unveräußerlich erscheinen mußte, daß er mit ihm wohl sterben konnte, ohne ihn aber das Leben nicht für lebenswert erachtete. Diese in natürlichem Wachstum begriffene Empfindung kam den Juden selbst erst zum klaren Bewußtsein, als die Kreuzfahrer über sie herfielen und das Opfer ihres teuersten Besitzes, ihrer Religion, verlangten. Ihr Widerstand war staunenerregend. Er äußerte sich nicht etwa in vergeblichen Kämpfen gegen den mächtigen Feind, sondern in einem übermenschlichen Martyrium. Eine Aufopferung und Hingabe für den Glauben, so selbstverständlich und unbedingt, wie wir sie seit den Tagen

der syrischen Bedrängnis nicht erlebt, erfüllte alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes: in Wahrheit ein Volk von Glaubenszeugen!

Ganze Gemeinden wurden hingemordet oder gaben sich selbst mit unerhörtem Heldenmute den Tod. Es ist in grausiger Buchstäblichkeit wahr, was wir bei dem zeitgenössischen deutschen Dichter Kalonymos ben Jehuda lesen:

„. . . . Väter schlachten schnell die Söhne
Und schonen nicht das eigene Leben.
Deine Einheit zu erheben,
„Schma Jisrael" die bleichen Lippen beben,
Und vom Bräutigam und von der Braut
War „Adonaj echad" der letzte Laut[1]) . . . ."

Mit dem Einheitsbekenntnis auf den Lippen starben zu Worms und an anderen Orten Kinder durch die Hand liebender Mütter und warfen sich Frauen und Jungfrauen, um der Schande zu entfliehen, mit Steinen beschwert zu Trier in die Mosel. Mehr als tausend Leichen trug man aus dem bischöflichen Palaste zu Mainz, woselbst den Verfolgten, nachdem sie all ihre Habe als Lösegeld gegeben, eine Zuflucht geboten worden war, bis die Wallbrüder kamen und, in den Schloßhof eindringend, die Wehrlosen hinschlachteten. Nur wenige entkamen, darunter zwei Männer und zwei Mädchen, denen am folgenden Tage, am Rüsttage zum Feste der Gesetzgebung, mit Schrecken und Beschämung das Bewußtsein kam, daß sie inzwischen getauft worden seien. Die Verzweiflung darüber trieb sie zu entsetzlicher That. Der eine von ihnen, der Vater der beiden Mädchen, kehrte in sein Haus zurück, tötete die Töchter mit eigener Hand und verbrannte die Leichen mitsamt seiner Wohnung. Darauf ging er mit seinem Gefährten in die Synagoge, und indem er sie anzündete, fanden beide an heiliger Stätte den Feuertod.

---

[1]) Die Selicha beginnt mit den Worten אֵת קוֹל. Sie kommt im deutschen Ritus am Rüsttage zum Neujahrsfeste, im großpolnischen (Posener) am fünften Bußtage zur Verwendung. Der Text bei Fürstenthal (Seite 613) ist nach dem Heidenheim'schen (Rödelheim, 1833), S. 66b mehrfach zu berichtigen.

Edler und redlicher als der Erzbischof von Mainz verfuhr der von Köln gegen die Juden, die unter seinem Scepter lebten. Er ließ sie aus der Stadt entfernen und in seinen Dörfern verstecken. Leider wurden sie von den entmenschten Horden gefunden und in Not und Tod getrieben. Ein gelehrter Greis schlachtete seinen blühenden Sohn mitten im Wasser, sprach den Segen, den der Schlächter beim Schlachten eines Tieres verrichtet, und das Opfer fiel mit „Amen" ein. Er selbst reichte dann das Messer dem Synagogendiener und ließ sich von ihm töten. Die Umstehenden aber stürzten sich, das „Höre Israel" anstimmend, allesamt ins Wasser. Im ganzen sollen in den rheinischen Städten vom Mai bis Juli 1096 zwölf Tausend Juden gefallen sein. Auch bis an die Donau und bis nach Böhmen hin trugen die Kreuzfahrer ihren mörderischen Fanatismus. In Regensburg und Prag schleppten sie die Juden zur Taufe und töteten die Widerstrebenden. Aber von all den wilden Schaaren, die Deutschland mit Raub und Mord erfüllten, kamen nur wenige Versprengte nach dem heiligen Lande. Tausende und Abertausende fanden unterwegs in Hunger und Elend den Tod.

Neue unendliche Heeresmassen, wohl geordnet und trefflich ausgerüstet, gelangten endlich nach unsäglichen Mühen und Beschwerden vor die Thore der heiligen Stadt und nahmen sie im Sturme am 15. Juli 1099 ein. Schrecklich war das Los der Überwundenen. Von den Treppenstufen der Moschee Omars, welche auf Morijjah emporragt an der Stelle des großen und heiligen Hauses, darüber der Name des lebendigen Gottes genannt wurde, rieselte das Blut von zehntausend erschlagenen Moslemen. Die Juden fanden in der Synagoge, wohin sie sich geflüchtet hatten, in den Flammen ihren Untergang. Raub, Mord und Verwüstung wurde ohne Erbarmen ausgeübt von den frommen Streitern, welche in unseliger Verblendung überzeugt waren, Menschenmord und Plünderung sei keine Missethat und kein Verbrechen, wenn sie gegen Bekenner eines anderen Glaubens sich richte. „Erst als die Rache gestillt und die Raubgier befriedigt war, kehrte christliche Demut, Bußfertigkeit und frommer Sinn in die Gemüter zurück, und nun sah man dieselben Menschen, die kurz vorher wie rasende Tiere gewütet, entblößten Hauptes

und barfuß unter Lobgesängen nach der Kirche des heiligen Grabes ziehen, um an geweihter Stätte mit inbrünstigem Gebet und unter Freudenthränen Gott für das gelungene Werk zu danken und Buße zu geloben".

Schwer und drückend lagerten die Gräuel dieses ersten Kreuzzuges auf denjenigen Juden, welche verschont geblieben waren. Die zwangsweise Getauften durften in Deutschland mit Kaiser Heinrichs IV. Erlaubnis (1097) zu ihrer Religion zurückkehren, fanden aber dennoch keinen wahren Herzensfrieden. Die früheren Glaubensgenossen wandten sich mißtrauisch von ihnen ab, und der Papst beanspruchte sie für das Christentum zurück. So konnten die schweren Wunden nicht leicht vernarben. Das jüdische Gemüt war für lange Zeit verdüstert und fand seinen einzigen Trost in Bußliedern und Gebeten.

Und in der That, wie berechtigt war das Gefühl der Angst und des tiefsten Elends bei den Heimatlosen! Schon nach kurzer Zeit waren die Christen im glücklichen Besitz des heiligen Landes erschlafft. Die Zuzüge aus dem Westen nahmen ab, und mit glücklichem Erfolge drangen die Moslemen gegen die Ostgrenze des neuen Königreiches Jerusalem vor, besonders seitdem die feste Stadt Edessa (1146) von den Sarazenen zurückerobert war. Der Islam erhob sich wieder siegreich in Asien. Gleichzeitig feierte die Begeisterung für seine Lehre eine glänzende Auferstehung durch die Almohaden von Nordafrika. Wir wissen bereits, mit welchem Fanatismus sie die Andersgläubigen verfolgten, und wie traurig durch sie das Los Afrikas und Spaniens sich gestaltete. (Vgl. S. 124 ff.) Fast zu derselben Zeit, als die alten, blühenden Gemeinden der Juden in Maghreb und in Cordova dem Schwerte der Berbern unterlagen, wurde gegen ihre Brüder in den christlichen Reichen abermals unter dem Zeichen des Kreuzes zu Mord und Raub gerufen. Die christlichen Könige von Jerusalem erbaten sich nämlich von neuem die Hülfe des Abendlandes und suchten den schlummernden Religionseifer zum zweiten Kreuzzug zu entflammen. Der Papst warb für das Kreuzheer, indem er jeden Streiter, der das Kreuz nahm, von der Verpflichtung ledig sprach, die Zinsen für die Schulden, die er bei den Juden hatte, zu bezahlen. Diese Bekanntmachung mußte der beredte und edle Abt Bernhard von

Clairvaux im päpstlichen Auftrage verkündigen, als er zur Teilnahme am Kreuzzug aufforderte.

Was er als getreuer Sohn der Kirche mit schwerem Herzen that, schien in den Augen des ehrwürdigen Abts Peter (Venerabilis) von Clugny eine gerechte Sache. Er trat mit Eifer dafür ein, das Judengeld zum Vorteil der heiligen Gottesstreiter an sich zu reißen, und bemühte sich, für seine Meinung auch den sonst milden König Ludwig VII. (1137—1180) von Frankreich, welcher persönlich der Kreuzpredigt folgte, zu gewinnen. Die glühende Beredsamkeit des Priesters siegte endlich über den redlichen Willen des gerechten Fürsten. Die französischen Juden wurden an Hab und Gut geschädigt, aber es kam wenigstens vorläufig zu keinem Blutvergießen.

Erst im Frühjahr 1147, als sich die Wallbrüder in großen Schaaren sammelten, pflanzte sich die in Deutschland bereits erwachte Mordlust trotz König Ludwigs Schutz und trotz der frommen Ermahnungen des Abtes Bernhard von Clairvaux wie eine ansteckende Krankheit auch nach Frankreich fort. An vielen Orten fanden blutige Judenhetzen statt. Besonders litt am zweiten Tage des Wochenfestes (8. Mai) das Städtchen Rameru, welches der Sitz einer berühmten Talmudschule war. Nur durch einen wunderbaren Zufall entrann dabei der wegen seiner Tugend und seiner Gelehrsamkeit hoch angesehene R. Jakob Tam (Vgl. S 164) dem Tode. Anders kam es in Deutschland. Hier zog ein dem Kloster entlaufener Mönch Rudolph von Ort zu Ort und predigte mit fanatischem Eifer, daß der Kreuzzug mit der Bekehrung der Ungläubigen im eigenen Lande beginnen müsse. Seine Reden entzündeten den Haß der Bürger, die seit dem ersten Kreuzzuge nicht mehr harmlos, sondern voll Mißtrauen und Grauen auf die schwer geprüften Juden blickten. Die Unglücklichen fanden dies Mal bei ihnen keinen Schutz und konnten nur auf den Beistand des Kaisers und der Großen hoffen. Konrad III. (1138—1152) räumte ihnen wirklich Asyle in Nürnberg und in anderen Festungen ein. Als aber dessen ungeachtet im August des Jahres 1146 die ersten Opfer der Verfolgungssucht in Trier und Speier gefallen waren, da gaben die Juden des Rheinlandes in ihrer Herzensangst alles, was sie ihr Eigen nannten, den

Fürſten und Biſchöfen für die Erlaubnis hin, ſich hinter den feſten Mauern ihrer Burgen verbergen und verteidigen zu dürfen. Gegen die immer bedrohlicher werdenden aufrühreriſchen Reden des ruhelos umherziehenden Mönches erbat endlich der Erzbiſchof von Mainz in eigener Perſon die Hülfe und den Beiſtand des hochangeſehenen Bernhard von Clairvaux. Der würdige und wahrhaft fromme Abt eiferte mit aller Glut ſeiner ausgezeichneten Beredſamkeit gegen Rudolph. In einem ausführlichen Sendſchreiben verbot er, Hand an die Juden zu legen, und befahl, ihr Leben zu ſchonen, damit ſich die Hoffnung der Kirche einſt erfülle und ſie in Frieden alle bekehrt werden könnten. Als ſein Brief nichts fruchtete, erſchien er, den Kreuzzug predigend, ſelbſt in den Rheinlanden und ſtrafte den raſenden Mönch und die von ihm verführte Menge mit harten Worten wegen des Judenmords. Er ſetzte es durch, daß Rudolph reumütig in das Kloſter zurückkehrte. Aber das von ihm ausgeſtreute Gift wirkte verheerend im Volke fort.

Als in der Nähe von Würzburg der verſtümmelte Leichnam eines Chriſten gefunden wurde, verbreiteten die Kreuzfahrer das grundloſe Gerücht, Juden ſeien die Mörder, überfielen im Februar 1147 die Gemeinde zu Würzburg und erſchlugen etwa zwanzig unſchuldige Menſchen, unter denen ſich der weiſe und edle Rabbiner befand, der über den heiligen Büchern ſitzend getötet wurde. Ebenſo hatten die Gemeinden Böhmens von den durchziehenden Wallbrüdern zu leiden. In allen Gegenden Deutſchlands ſtreiften ſie umher und lauerten den Juden auf, wenn ſie es wagten, ihre feſten Aſyle zu verlaſſen. Erſt als das franzöſiſche und deutſche Kriegsheer unter ihren königlichen Feldherrn über die deutſchen Grenzen hinaus waren, konnten die Juden aufatmen und ſich gefahrlos aus ihren Verſtecken hervorwagen.

Für die Miſſethaten, welche während der Kreuzzüge an den Juden verübt worden waren, ſuchte das Gewiſſen der chriſtlichen Völker eine Rechtfertigung. Die Peiniger fühlten das Bedürfnis, ihren unglücklichen Opfern eine Verſchuldung nachzuweiſen oder wenigſtens aufzubürden. Sie dichteten ihnen darum den eigenen leidenſchaftlichen Haß an und legten ihnen diejenigen greuelhaften

Verbrechen[1]) zur Last, um derentwillen einst die Urchristen, als ihr Glaube noch wenige Anhänger im mächtigen Rom zählte, von den heidnischen Mitbürgern entsetzlich verfolgt worden waren. Wie damals den Christen nachgesagt wurde, sie töteten heimlich Kinder, deren Blut sie ihrem Gotte zum Opfer brächten, so beschuldigten ihre Nachkommen jetzt die Juden des Menschenmordes, weil sie angeblich Christenblut zu religiösen Handlungen brauchten. Zum ersten Male tauchte die Schauermär im Jahre 1171 auf, als ein Knecht seinem Herrn, dem Stadthauptmann von Blois erzählte, er habe gesehen, wie ein Jude einen gemordeten Christenknaben in die Loire geworfen habe. Der Stadthauptmann verklagte auf diese Aussage hin die Gemeinde von Blois beim Grafen von Chartres, dem Lehnsherrn der Stadt, und setzte durch, daß alle Mitglieder derselben sofort eingekerkert wurden. Bei den Gefangenen erschien alsbald ein Bote mit der Frage, wie viel Geld sie geben würden, wenn sie der Graf von dem Morde losspräche. Vergebens boten sie ihr ganzes Hab und Gut. Es war bereits zu spät; denn schon hatte ein Geistlicher den Grafen überredet, daß er sein Gewissen nicht für Geld verkaufen dürfe, sondern die Wahrheit erforschen müsse. Um diese über allen Zweifel erhaben festzustellen, wendete man nach der abergläubischen Sitte der Zeit die Wasserprobe an, indem man den Knecht in einen mit Wasser gefüllten Kahn brachte. Als er nicht unterging, wagte niemand an der Richtigkeit seiner Aussage zu zweifeln, und die Juden wurden zum Feuertode verdammt. Schon loderte der Scheiterhaufen, und es wurde ihnen Straflosigkeit zugesichert, wenn sie sich zum Christentum bekehrten. Aber nur wenige wurden treulos; die Mehrzahl, etwa fünfzig Männer und Frauen, starben, das Olenu-Gebet[2]) anstimmend, in den Flammen.

Nachdem der grausige Irrwahn von dem angeblichen Vergnügen der Juden am Christenmord erst einmal erweckt und verbreitet war, wurde das Märchen in nichtswürdiger Weise von Leuten ausgenutzt, die selbst nicht im entferntesten daran glaubten, sondern nur einen Vorwand für ihre selbstsüchtigen und eigen-

[1]) S. Justin. mart., apol. I, 35. II, 14. Athenagoras, legatio c. 27. Tertullian, Apolog. c. 7—9. Minucius Felix c. 9. 10. 30. 31.

[2]) Vgl. Bd. I, S. 239.

nützigen Zwecke suchten. Das bewies sofort Philipp II. August (1180—1223), der schlaue und eigensüchtige Sohn Ludwigs VII. von Frankreich. Ihm war jedes Mittel recht, wenn es nur zu dem Ziele führte, seine kleine Hausmacht zu vergrößern, seinen leeren Staatsschatz zu bereichern und seine Scheinherrschaft über die stolzen Barone seines Landes in eine wirkliche zu verwandeln. Er ließ sich darum die in den Gemütern seiner Unterthanen wachsenden Vorurteile gegen die Juden gern gefallen und nahm die Miene an, als ob er sie teile. Er ließ die Juden seines Gebietes einsperren, um von ihnen ein Lösegeld zu erpressen. Sie erkauften für die erhebliche Summe von fünfzehntausend Mark Silber ihre Freiheit. Der Kerkerhaft waren sie nun zwar ledig, aber, um sie gänzlich ins Elend zu stürzen, erließ er wenige Monate später den Christen sämtliche Judenschulden unter der Bedingung, daß sie zwanzig Procent derselben in seine Kasse zahlten. Ein Jahr nachher vertrieb er die Unglücklichen vollends aus seinem Gebiete, indem er sie zwang, was sie etwa von beweglicher Habe noch besaßen, im Inlande zu verkaufen. Ihre liegenden Gründe, ihre Äcker und Weinberge fielen in die Hand des Königs, welchem es auf diese Weise glücklich gelungen war, den Wohlstand einer seit Jahrhunderten friedlich ansäßigen Bevölkerung zu vernichten und gehorsame und ruhige Unterthanen elend und heimatlos zu machen. Es blieb ihnen der einzige, schwache Trost, daß der Zorn des Königs außerstande war, ihnen die Gunst und Gnade der mächtigen Vasallen zu entziehen, die in ihren Landschaften unabhängig walteten und wie ihr Lehnsherr frei über ihre Unterthanen verfügen konnten. Um so härter hatten sie in denjenigen Ortschaften zu leiden, in welchen die regierenden Grafen und Barone nicht stark genug waren, um dem Willen des Königs dauernd Widerstand zu leisten. So zwang er die Herrin des Städtchens Bray in der Champagne, ihre Juden zum Scheiterhaufen zu verdammen, weil sie mit Fug und Recht, und noch dazu mit der Erlaubnis der Grundherrschaft selbst, die christlichen Mörder eines Juden an den Galgen gehängt hatten. Wie wenig übrigens Philipp August in Wahrheit den Vorurteilen der Menge ergeben war, bewies er aller Welt klar und deutlich, indem er sieben Jahre später (1198) den Juden seine Territorien wieder öffnete.

Bald nach dem Schreckenstage von Bray aber zog er gemeinsam mit dem englischen Könige Richard Löwenherz (1189—1199) in den dritten Kreuzzug. Die Vorbereitungen zu dieser neuen Kreuzfahrt wurden dieses Mal in ausgedehntem Maße nur für die Juden Englands verhängnisvoll. Hier lebten sie seit einigen Jahrhunderten friedlich und sicher in allen Gegenden des Reiches und waren besonders während der letzten Jahrzehnte zu großem Wohlstande gelangt. Daß sie auch Interesse für jüdische Wissenschaft besaßen, geht aus dem Umstande hervor, daß Abraham Ibn Esra[1]) 1158 in London einen angesehenen, gelehrten Gastfreund fand, in dessen Haus er eine Zeit lang weilte, und für den er eine Abhandlung über den Sabbath schrieb. Schon bei der Krönung des Königs Richard Löwenherz brachen die ersten Unruhen aus. Bei dieser Veranlassung wollten ihm auch die Juden, wie es üblich war, ihre Huldigung mit reichen Geschenken darbringen. Der fanatische Erzbischof von Canterbury erklärte dem jungen Könige aber, daß sie um ihres Glaubens willen einer solchen hohen Gunst nicht wert und würdig seien. Seinem Wunsche folgend, ließ der König die jüdischen Abgesandten, ohne ihnen sonst Böses zu gönnen, aus dem Palaste entfernen. Das christliche Volk aber sah in dieser Zurückweisung die Erlaubnis, die wegen ihres Wohlstandes lange beneideten Juden zu mißhandeln und zu plündern. Als nicht lange darauf der König und zahlreiche Unterthanen mit ihm das Kreuz nahmen, verschlimmerte sich ihre Lage zusehends, da sich jetzt der überreizte Glaubenseifer mit der lange angesammelten Mißgunst des habsüchtigen Volkes zu ihrem Verderben verband. Gegen die begüterte Gemeinde von York wüteten die entfesselten Leidenschaften der Masse am heftigsten. Die Bedrohten zogen sich in die Burg der Stadt zurück und verteidigten sich mutig und erfolgreich gegen ihre anstürmenden Feinde. Als die Kämpfer fühlten, daß aus Mangel an Lebensmitteln ihre Kräfte zu Ende gingen, töteten sie einander selbst, um nicht in die Hände der rohen Scharen der Wallbrüder zu fallen.

Während in England besonders Neid und Mißgunst die Beweggründe der ersten Judenhetzen waren, wanderte die in

[1]) Vergl. S. 118.

Frankreich zuerſt ausgeſprochene Blutſchuld gegen die Juden bald auch in Deutſchland ein und zog den Unglücklichen immer von neuem heftige Verfolgungen zu, ſobald irgendwo irgend ein chriſtlicher Leichnam gefunden wurde. Glücklich konnten ſie ſich preiſen, wenn es ihnen gelang, ſich durch große Summen Geldes vom Tode loszukaufen. So geſchah es, daß einſt Rheinſchiffer in der Nähe von Boppard auf den Körper einer chriſtlichen Frau ſtießen und behaupteten, Juden, die vor ihnen den Fluß hinabgefahren ſeien, hätten ihn hinuntergeworfen. Die jüdiſchen Reiſenden wurden ergriffen und getötet, und alle Juden der Umgegend ſollten die angebliche Miſſethat mit dem Tode büßen. Nur der Gnade des Kaiſers Barbaroſſa (1152—1190) hatten ſie es zu danken, daß ſie für ein ſchweres Bußgeld wenigſtens ihr Leben retten konnten. Der weiſe Kaiſer ſchützte ſeine jüdiſchen Unterthanen dadurch wenigſtens vor der härteſten Unbill. Als aber mit ihm die Macht des Kaiſertums ins Grab geſunken war, vermochte ſein Sohn Heinrich VI. (1190—1197) nicht immer durchzuſetzen, was er für Recht und billig erkannte. Er konnte es nicht verhüten, daß man die Juden der Rheinlande immer wieder bei unſchuldigen Anläſſen überfiel und marterte. Beſonders traurige Vorgänge ereigneten ſich im Winter 1196—1197, als ein neuer Kreuzzug begonnen, aber nicht beendet wurde. Damals überfielen die Kreuzritter einen weltfremden, friedlichen Talmudgelehrten, Eleaſar ben Jehuda zu Worms, einen Mann, welcher dem praktiſchen Leben völlig abgewandt, nur in ſeinen lieben, frommen und heiligen Büchern lebte. Grauſam tötete man ihm ſein edles Weib, welches mit rührender Hingebung und Aufopferung die Familie ernährte, erſchlug ſeine Kinder und ſeine lernenden Jünger, verwundete ihn ſelbſt zum Tode und ließ dem Armen nichts als das nackte Leben.

Fünftes Kapitel.

Folgen der Kreuzzüge für die bürgerliche und ſtaatsbürgerliche Stellung der Juden.

Die wiederholten heftigen Ausbrüche der Volksleidenſchaften gegen die Juden während der Kreuzzüge wirkte grundſätzlich umgeſtaltend auf die geſamte Lage derſelben in allen chriſtlichen Ländern ein. Wie konnten ſie in den Augen ihrer Mitbürger

mit gleichen Rechten ausgestattete Nebenmenschen bleiben, nachdem sie vom Geschick so schwer heimgesucht, so deutlich gezeichnet worden waren? Das Brandmal der Schmach auf ihrer Stirn mußte — so war man überzeugt — zweifellos ein selbstverschuldetes sein; es erschien den Christen als Kainszeichen, um dessentwillen die Elenden unstet über die Erde gehetzt werden durften, und jeder einzelne Christ glaubte sich berechtigt und verpflichtet, sich an dieser Hatz persönlich zu beteiligen. Die ursprünglich nur wegen ihrer abweichenden Glaubensmeinung Ausgestoßenen wurden bald wirklich für den Auswurf der Menschheit gehalten, und keine Anklage war so widersinnig, daß sie ihnen erspart geblieben wäre. Man beschuldigte die Juden des absichtlichen Menschenmordes, obgleich man aus ihren heiligen Zehngeboten gelernt hatte: „Du sollst nicht töten". Man behauptete, daß das Judentum den Genuß von Menschenblut gebiete, während man sehr wohl wußte, daß sein Gesetz immer und immer wieder den Abscheu gegen das Blut einpräge[1]) und selbst das Blut der Tiere zu genießen verbiete, weil in ihm das Leben des Geschöpfes sei. Das Volk kannte den Jahrtausende hindurch vererbten Widerwillen der Juden gegen jeglichen Blutgenuß und wagte es dennoch, sie immer von neuem des heimlichen Christenmordes zu bezichtigen und ihnen vorzuwerfen, daß sie diese Gräuel begingen, um Menschenblut für ihre Religionsübung zu gewinnen.

In jedem einzelnen Juden sah der Christ einen Gottesmörder und dichtete ihm unauslöschlichen Haß gegen den Heiland an. Angeblich mußten die Juden beständig Zorn und Wut gegen den Stifter des Christentums empfinden, da sie ja doch als seine uralten Feinde von jeher von den Priestern bezeichnet worden waren. Noch immer verfolgten sie darum nach der Meinung des blindgläubigen Christenvolkes den in der Hostie verkörperten Leib des Erlösers und suchten ihn zu entweihen und zu schänden. Der stets bereite Wunderglaube erzählte mit grausigem Behagen von Blutspuren, welche sich an entweihten Hostien ab und zu gezeigt hätten, und marterte unschuldige Menschen um gewisser roter Flecke willen, die von unserer modernen Naturwissenschaft als eine eigenartige Pilzbildung erkannt worden sind.

[1]) III. M 3, 17. 7, 26–27. 17, 10–14. V. M. 12, 16. 23–25. 15, 23.

Bedrohte ein Feind das Land, so galten die Juden sofort als seine Zuträger und Kundschafter. Den Vaterlandslosen, welche nirgends auf der ganzen bewohnten Erde heimisch waren, überall aber Stammes- und Glaubensgenossen und dadurch nahe Beziehungen besaßen, meinte man, ständen die Eindringlinge mindestens ebenso nahe, wie ihre augenblicklichen Landsleute. Warum sollten sie ihnen also nicht für Geld und Gut Hülfe und Vorschub leisten? Keine ruhige Überlegung prüfte in jeglichem Falle die vorliegenden Umstände, sondern blinder Haß verurteilte die Juden von vornherein, wie immer die Sachen lagen.

Aber nicht bloß die gesellschaftliche, sondern auch die staatsbürgerliche Stellung der Juden veränderte sich während der Kreuzzüge. Durch die Not der Zeit einzig auf den Schutz der Obrigkeit angewiesen, kamen sie nunmehr in ein neues gesetzlich geregeltes Abhängigkeitsverhältnis zu dem Träger der Staatsgewalt, nachdem Friedrich Barbarossa seit Karl dem Großen zum ersten Mal den Kaisergedanken klar und bestimmt erfaßt und zum Ausdruck gebracht hatte. Nach seinem Ideal sollte die Person des Kaisers die staatliche Einheit darstellen für diejenigen Nationen, welche die Kirche auf dem Boden des römischen Weltreichs zur Glaubenseinheit verschmolzen hatte. Ihm galt es, nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wahrheit ein römischer Kaiser, ein Nachfolger der großen Cäsaren Constantin und Justinian zu sein. Indem er diesen Anspruch erhob, machte er das alte römische Staatsrecht zur Grundlage der Gesetzgebung seines Reiches. Es sollte jetzt alle Christen umschließen, wie es einst alle Unterthanen des alten Rom umfaßt hatte. Dadurch erhielten natürlich auch die Unrechtsgesetze der römischen Kaiser gegen die Ungläubigen Rechtskraft für das neue römische Kaiserreich deutscher Nation.

Freilich scheiterte die vollkommene Durchführung dieses Ideals der Hohenstaufen an verschiedenen realen Mächten jener Zeit, die ihr Daseinsrecht zu behaupten wußten. Die Juden aber konnten an der ihnen zugewiesenen Stellung nichts ändern und wurden damals bereits dem Wesen nach deutsche Kammerknechte, wenn sich diese Bezeichnung auch erst einige Zeit später einfand. „Aus dem Schutz, welchen die Kaiser ihnen thatsächlich gewährten, und infolge der von ihnen selbst anerkannten Pflicht, den Bedrängten

überall im ganzen Reiche gegen ihre Unterdrücker beizustehen, entwickelte sich allmählich die Auffassung, daß die Juden, gleichviel an welchem Orte und unter welchen Beamten, Obrigkeiten oder Landesherrn sie wohnten, sich im Schutz des Kaisers befänden und ihm für diesen Schutz zu Abgaben verpflichtet seien".

Um dieses eigentümliche Verhältnis rechtlich zu begründen, hielt man sich an die Vorstellung, daß Friedrich ein Erbe Vespasians und Titus' sei, und stützte sich auf die Überlieferung, daß die Juden, welche bei der Zerstörung Jerusalems nicht umgekommen waren, Kammerknechte des römischen Kaisers geworden seien. Nach einer anderen Sage soll er ihnen Schutz und Schirm versprochen haben, als es Josephus gelang, den Titus von einer lebensgefährlichen Krankheit zu heilen.

Auch in den anderen christlichen Staaten, besonders in Frankreich und England, wurden die Juden, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach allmählich die Kammerknechte ihrer Könige und Herren. Als ihnen Philipp August die Rückkehr in sein Gebiet gestattete, war die Rücksicht auf den eigenen Vorteil der einzige Beweggrund seiner Sinnesänderung. Er traute ihnen zu, daß ihr Handelstalent sie befähigte, sich schnell zu bereichern und war um die Mittel, sie der zusammengescharrten Ersparnisse zu berauben, nicht verlegen. Im Verein mit seinen gewinnsüchtigen Vasallen, die er leicht zu seiner Ansicht bekehrte, beschloß er nunmehr, die nützlichen und betriebsamen jüdischen Ansiedler dauernd an die Scholle zu fesseln. Es ward ihnen das Recht abgesprochen, ihren Geburtsort zu verlassen, und durch harte Gesetze dafür gesorgt, daß der Stand ihres Vermögens der Obrigkeit stets genau bekannt war. Der König und die Großen gewöhnten sich daran, sie als eine Sparbüchse zu betrachten, welche sie befugt seien, nach Bedarf und Gutdünken füllen zu lassen oder zu leeren.

Also vom Volke verachtet und von den Machthabern bedrückt und ausgepreßt, griffen viele Juden zum Wanderstabe und suchten im heidnischen Osten Europas eine Heimstätte für ihren flüchtigen Fuß. Unter den Barbaren jenseits der Elbe und Oder fanden sie damals noch den Frieden, welchen ihnen die christlichen Völker versagten.

In den ſogenannten Culturſtaaten Europas aber wurden ſie durch die Kreuzzüge wenigſtens äußerlich ein Bild des Elends und der Verkommenheit, welches nichts von dem wunderbaren Geiſtesleben ahnen ließ, das ſie im Stillen hegten und pflegten. Das unausſprechliche Leid, das die meiſten erfahren oder mit angeſehen hatten, wurde in rührenden Buß- und Klageliedern ausgeſtrömt. In dieſen ergreifenden Geſängen ſchütteten mehr als dreißig zeitgenöſſiſche Dichter ihr Herz vor Gott aus, erflehten die Vergebung ihrer Sünden und baten, daß er den tauſendfältigen Schmerz heimſuche an den Feinden. Dieſe harten Worte der jüdiſchen Pſalmen, die bisher keinem einzigen Chriſten das Leben gekoſtet haben, waren ein aus der Erde dringender Schrei des Blutes von Hunderttauſenden und blieben der einzige Ausdruck, den die Gequälten der ſchmerzlichen Verbitterung ihres Gemütes zu geben vermochten[1]). Die Pijjutim jener Zeit mögen an poetiſchem Wert leicht übertroffen werden, ſchwerlich aber an erſchütternder Lebenswahrheit. Wer erſchauert nicht im Innerſten ſeiner Seele, wenn er die in ihrer ſchmuckloſen Einfachheit überwältigend wirkenden Reime des trefflichen Geſetzlehrers Joël ben Iſaak ha-Levi aus Bonn lieſt, deſſen nahe Verwandte im zweiten Kreuzzuge als Glaubenszeugen fielen:

O Herr, vernimm doch meines Flehens Stimme,
Da mich bedroht der Feind in ſeinem Grimme!
Den böſen Mächten, gegen mich verſchworen,
Bin ich zum Opferlamme auserkoren.
Des Todes Angſt umſchattet meine Seele,
Mich faßt die Furcht, daß mir die Stärke fehle.
In grauſer Wut ſchon zücken freche Horden
Das ſcharfe Schwert, mich Schuldloſen zu morden.
Erbarmungslos wirft mich der Feind danieder,
Und nimmer von dem Sturz erſteh' ich wieder.
Von Seelenſchmerz erfüllt iſt mein Gemüt
Und mein Gebein von Schmerzensbrand durchglüht.
Hinfließt als Opfer ihrer Wut mein Blut,
Das tropfenweis in Deiner Liebe Hut;
Und wie es tropfenweis von Dir gezählt,
Alſo vergiltſt Du jedem Feinde, der mich quält.

[1]) Zunz, Synagogale Poeſie des Mittelalters, S. 58.

Diese Bußgesänge wurden dem Gottesdienste einverleibt; denn das Bethaus war die einzige Stätte, woselbst die Judenschaft als eine Gesamtheit ungescheut fühlen, denken und reden durfte. Was Israel erlebte und erlitt, brachte es hier vor seinen Gott, und in dem gottesdienstlichen Ritus, den es in den verschiedenen Ländern seines Aufenthaltes ausbildete, können wir deutlich seine Geschicke lesen. Nur die Stammgebete, wie sie durch die Geonim Amram und Saadja veröffentlicht waren, behielten bis auf unwesentliche Abweichungen in allen Gotteshäusern der Diaspora die gleiche Fassung. Aber in der Auswahl des poetischen Schmuckes derselben gingen allmählich die Bewohner der islamitischen und diejenigen der christlichen Reiche immer weiter auseinander. Etwa um das zwölfte Jahrhundert scheidet sich die arabische Ritusgruppe, welcher die Juden Spaniens und Südfrankreichs, Nordafrikas und Asiens angehören, immer schärfer von der romanisch-germanischen, welcher die jüdische Bevölkerung Frankreichs, Deutschlands, Italiens und des oströmischen Kaiserreiches folgt. Natürlich wurden innerhalb jeder der beiden Gruppen die Dichtungen der heimatlichen Sänger besonders bevorzugt. Nur einzelne Liederperlen der Meister des Gesanges, welche Spanien hervorgebracht hat, der unsterblichen Dichter Salomo Ibn Gabirol und Jehuda ha-Levi drangen siegreich in die Gotteshäuser im fernen slavischen Osten vor und herrschen daselbst bis auf den heutigen Tag. Denn die vor dem Schwert der Feinde flüchtenden Gemeinden behielten überall in den neuen Ansiedlungen, die sie gründeten, pietätsvoll die Weise und Ordnung der Gebete bei, die in den Ländern ihrer Herkunft üblich gewesen war. So machten die aus Frankreich und Deutschland verjagten Juden den Ritus ihres Vaterlandes östlich von der Elbe und Oder in den slavischen Ländern Europas heimisch und verliehen dem jüngsten Kinde der jüdischen Ritusgeschichte, dem Ritus Polens und Rußlands, denjenigen Charakter, den er bis auf die Gegenwart bewahrt hat.

Befreite sich des Volkes Herz in Gebet und Lied von dem schweren Drucke, so gewöhnte sich sein Geist nach und nach an die traurigen Zustände und bewegte sich trotz derselben so sicher und elastisch wie vordem. Ja, das Bewußtsein, von niemandem

geliebt, unterſtützt und beſchützt zu werden, keine andere Hülfe als nur die göttliche und keine andere Kraft als die eigene zu beſitzen, erhöhte die Beweglichkeit des Verſtandes und die Spannkraft des Willens. Die ſeeliſchen Fähigkeiten wuchſen bei den äußerlich Geknechteten und wurden zu unſichtbaren Fittichen, die ſie über ihren elenden Lebenspfad hinwegtrugen. So erklärt ſich die überraſchende und wunderbare Erſcheinung, daß während der Judenhetzen des erſten und zweiten Kreuzzuges in Nordfrankreich das Talmudſtudium und die Bibelforſchung und gleichzeitig in Deutſchland die Beſchäftigung mit der Haggada und mit der praktiſchen Moral eine ungeahnte Blüte erreichte.

Sechſtes Kapitel.

Geiſtiges Leben der Juden in Frankreich.

1. R. Salomo Jizchaki (Raſchi) und ſeine Zeit.

Als R. Gerſchon im Jahre 1040 ſtarb, wurde R. Salomon ben Iſak, genannt Raſchi[1]), in Troyes geboren. Er errichtete das Heiligtum der Lehre feſt und ſicher auf dem Grundſtein, den jener gelegt hatte. Ein Jünger derjenigen Meiſter, die in Speier, Worms und Mainz R. Gerſchoms talmudiſche Weisheit vortrugen, ſaß er in beſcheidener Selbſtvergeſſenheit auch dann noch zu den Füßen ſeiner Lehrer, als er bereits ein eigenes Familienhaus gegründet und wegen ſeiner ſo ſeltenen Geiſtesgaben eine ſo allgemeine Anerkennung gefunden hatte, daß ſelbſt die Lehrer mit Ehrfurcht auf den Schüler blickten und ſich freiwillig dem Urteil ſeines klaren Geiſtes unterwarfen.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren kehrte er in die Vaterſtadt zurück und erhielt daſelbſt, wahrſcheinlich als Ehrenamt, die Stellung des Rabbiners. Der Ruf ſeiner Weisheit und ſeiner edeln Beſcheidenheit lockte zahlreiche Schüler in ſeine Nähe und machte ſein Lehrhaus ſchnell zum Mittelpunkt der jüdiſchen Wiſſenſchaft in Nordfrankreich. Obgleich er in allen Stücken den An-

[1]) רַבִּי שְׁלֹמֹה יִצְחָקִי רַשִׁ"י

schauungen, die ihm von seinen Lehrern übermittelt worden waren, getreulich folgte, verstand er es dennoch zugleich, durch eigene Genialität die uralten Überlieferungen seinen Schülern in eine ganz neue Beleuchtung zu rücken. Er sah sie nicht, wie seine gelehrten Glaubensgenossen in Spanien, im Lichte fremder Weltweisheit, denn davon wußte der bescheidene Rabbi nur wenig. Von den wissenschaftlichen Studien waren ihm höchstens die Anfänge der Grammatik, wie sie von Menachem ben Saruk und Dunasch ben Labrat in hebräischer Sprache bearbeitet vorlagen, bekannt. Ihm galt es nicht, die Erkenntnisse der Väter mit einer andern allgemeinen menschlichen Wahrheit in Einklang zu bringen. Sein ganzes Streben war einzig darauf gerichtet, das von den Vorfahren überlieferte Wissen um seiner selbst willen ohne jede Nebenabsicht klar und deutlich zu verstehen und sein Verständnis andern zu vermitteln. Jedes Wort der Überlieferung war ihm darum heilig und teuer, und es war ihm ein angeborenes Bedürfnis, sich mit aller Kraft der Seele hinein zu versenken, es bis auf den Grund zu erforschen und es einzig mit Hülfe seines schlichten und geraden Verstandes der wißbegierigen Mit- und Nachwelt zu erklären. Fast möchte es scheinen, als ob sein Geist ein so hohes Maß durchdringender Schärfe und Einsicht eben dadurch erreicht hätte, weil er unentwegt nur der Einen Aufgabe des gewissenhaften Erklärers dienen wollte. Nirgends bekämpft er andere Meinungen, wie etwa Saadja diejenigen der Karäer, nirgends deutet er auf Widersprüche zwischen der mündlichen und schriftlichen Lehre hin, wie etwa Ibn Esra. Er ist und bleibt überall der nüchterne und harmlose Dolmetscher und Erklärer, dessen persönliche Meinung unausgesprochen bleibt, der den Text so selbstlos begleitet wie der redende Ahron den stummen Mose. Mit kurzen, treffenden Ausdrücken umschreibt der Meister dunkle Wendungen oder scheinbare Weitschweifigkeiten des Talmuds, so daß an seiner Hand selbst ein ungeübter Schüler sicher und wohlgemut in die ihm fremde Geisteswelt eintreten kann. Seine Erklärungen entsprechen dem Text so vollkommen, daß man sich schnell daran gewöhnte, sie wie einen organischen Bestandteil desselben anzusehen und sie nie und nirgend mehr missen wollte. So wanderte sein Commentar als untrennbarer Begleiter des Textes von Ge-

ſchlecht zu Geſchlecht durch die Jahrhunderte, ſeitdem er ihn ſeinen Jüngern vorgetragen und dann nach wiederholten Beſſerungsverſuchen zu vielen Talmudtraktaten niedergeſchrieben hatte.

Der Rabbi von Troyes iſt aber nicht blos der Unterweiſer der Geſetzesforſcher geblieben, ſondern er iſt auch der älteſte jüdiſche Volkslehrer geworden. Der ihm innewohnende Trieb, Licht und Klarheit auf allen Wiſſensgebieten zu verbreiten, wandte ſich ebenſo liebevoll zu dem aufgeſchriebenen Gotteswort, wie zu dem mündlich überlieferten, und er verfaßte in höherem Lebensalter einen Bibelcommentar, der ganz dieſelben liebenswürdigen Eigenheiten beſitzt, wie ſeine Erklärungen zum Talmud. Hier zeigt ſich in vollſtem Maße die naive, kindlich demütige Gläubigkeit des erleuchteten Mannes, welcher die überkommenen haggadiſchen Deutungen harmlos neben ſeine ſtreng nüchternen Wortauslegungen ſetzte, wenn ſie auch dieſen ſchnurſtracks widerſprachen. Ihm iſt die Haggada gleich wert und teuer wie der einfache Schriftſinn, und er fühlt ſich nicht berufen zu urteilen und zu kritiſieren. Eben dieſe anmutende Herzenseinfalt machte ſeine Arbeit ſo beliebt und volkstümlich, daß ſie, nächſt dem heiligen Texte ſelber unſtreitig das verbreitetſte und geleſenſte Erzeugnis der jüdiſchen Litteratur geworden iſt. Mit dieſem verbunden, war ſie das erſte gedruckte hebräiſche Buch, welches die Preſſe verließ, wurde ſie ein Lehrbuch der jüdiſchen Jugend und ein Freund jeder jüdiſchen Familie. Die Liebe der Nachwelt hat das Leben des ſchlichten Gelehrten in vielen Sagen und Legenden verklärt, ihm aber damit keinen höheren Platz anweiſen können, als denjenigen, welchen er thatſächlich in der Geſchichte der jüdiſchen Wiſſenſchaft einnimmt. Wie bahnbrechend und lebenſpendend er für dieſe war, zeigte ſich bald in ſeiner Schule, die auf ihm bauend und aus ihm ſchöpfend die beiden nächſten Jahrhunderte mit neuer eigenartiger Geiſtesthätigkeit anfüllte. Er ſelbſt verwies ſeine Enkel und Jünger auf eine große Aufgabe, die ihm, dem Vielbeſchäftigten, im Greiſenalter zu löſen, nicht mehr möglich war. Es war ihm nämlich allmählich klar geworden, daß es ratſam ſei, die Bibel nur ſtreng nach dem Wortſinne ohne jede haggadiſche Beimiſchung zu erläutern, wenn man ein wahrhaft tiefes Verſtändnis derſelben erzielen wolle, und er ſtand nicht an, ſelbſt Hand anzulegen, um

seinen Commentar in diesem Sinne gänzlich umzuarbeiten. Aber den unermüdlichen Forscher, der auch noch Zeit gefunden, viele Rechtsfragen zu beantworten, eine Gebetsammlung anzulegen und rührende Buß- und Klagelieder abzufassen, in welchen die Not der Zeit zu ergreifendem Ausdruck kommt, überraschte am 13. Juli 1105 der Tod mitten in seinem rastlosen Wirken und Schaffen. Was ihm als das höchste Ziel seiner Wirksamkeit vorgeschwebt hatte, war seinem hochbegabten Enkel R. Samuel ben Meir, genannt RSchBM[1]), zu vollbringen vergönnt.

2. Raschis Enkel und ihre Zeit.

R. Samuel war der Schüler seines gelehrten Vaters Rabbi Meir aus Rameru und seines mütterlichen Großvaters Raschi und gelangte schon früh zu einer merkwürdigen Reife und Selbstständigkeit in der Auslegung der Überlieferungen. Ausgestattet mit demselben unermüdlichen Forschertrieb, der Raschi ausgezeichnet hatte, beschloß er dasjenige folgerichtig durchzuführen, was der Ahn und er selber als notwendig und unentbehrlich erkannt hatte. Er schrieb darum einen Bibelcommentar, in dem er nur die Tiefe des einfachen Schriftsinnes zu ergründen trachtete. Ergab sich ihm dann selbst ein offener Widerspruch seiner Ergebnisse mit der überlieferten Erläuterung der mündlichen Lehre, so hielt er dennoch an dem Grundsatze fest, daß „das Bibelwort nimmer seinen schlichten Wortsinn aufgeben könne", und wies die Deutungen der Halacha und Haggada in ihren eigenen Geltungsbereich zurück. Es fiel dabei dem frommen und strenggläubigen Manne nicht etwa ein, sie anzuzweifeln oder in ihrer praktischen Anwendung irgend wie gering zu achten. Ebensowenig wollte er die Auslegung seines von ihm über alles verehrten Großvaters überflüssig machen. Im Gegenteil, er stützte sich auf dieselbe als die Voraussetzung seiner Geistesarbeit und ging überall von ihr aus. Nur wo Raschi seiner Meinung nach der haggadischen Erläuterung einen zu weit gehenden Einfluß auf die Auslegung des heiligen Wortes gegönnt hatte, schlug er energisch neue Bahnen ein und

[1]) רַבִּי שְׁמוּאֵל בֶּן מֵאִיר רַשְׁבַּם

betrachtete sich selbst somit gleichsam nur als den Vollender des Planes, mit welchem sich der Großvater bereits getragen hatte.

Im Geiste des Meisters setzte er auch den Talmudcommentar an den Stellen fort, wo jenem beim Tode die Feder entfallen war. Während er so einerseits die Thätigkeit Raschis vollendete und abschloß, machte er bereits andererseits seinen fertig vorliegenden Talmudcommentar zur Grundlage und zum Ausgangspunkte neuer Forschungen. Mit seinen Zeitgenossen prüfte er den Text, vervollständigte oder widerlegte den Commentar und machte nach mühsam gefundenen Aufschlüssen Zusätze und Randbemerkungen zu schwierigen Stellen. Bei aller Verehrung für die früheren Erklärer und besonders für Raschis Leistungen wurde keines ihrer Worte auf Treu und Glauben hingenommen, sondern nur als Anregung und Aufforderung aufgefaßt, die Wahrheit selbstständig zu suchen und zu finden. Der heilige, vom Meister ererbte Trieb nach Wahrheit ergriff so gewaltig alle seine Schüler, daß keine Autorität vor ihm Stand hielt. Sie verwandten allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit auf die Ergründung und Feststellung der talmudischen Grundsätze, und es kam ihnen bei dem Ernst und der Begeisterung, mit welcher sie diesen Studien oblagen, gar nicht darauf an, ob sie sich mit Fällen aus dem praktischen Leben oder bloß mit der Aufstellung von Theorieen beschäftigten. Diese anregende geistige Bewegung breitete sich schnell über Nordfrankreich aus und pflanzte sich bald nach Deutschland fort. Überall entstanden Talmudschulen, welche mit demselben Fleiße und in derselben gründlichen Lehrweise an die Überlieferung herantraten. Sie nannten ihre selbständigen Leistungen bescheiden nur Zusätze (Tossafot[1]) zu Raschis Commentar. Etwa hundertfünfzig solcher Tossafisten sind als Ergänzer und Erweiterer jener Talmudstudien bekannt geworden. Über dem Gewirr ihrer Meinungen und Bemerkungen schweben wenige durchdringende Stimmen, welche sich unbedingt Gehör zu verschaffen wußten und im Laufe der Zeit allgemein als maßgebend anerkannt worden sind. Der hervorragendste Führer dieser Geister war Rabbenu

[1]) תוספות

Jaakob Tam, der bedeutendste Enkelsohn Raschis, der jüngste Bruder des Raschbam.

Rabbenu Tam lebte wie sein Vater und sein Bruder in Ramerü. Obgleich er nur ein Privatmann war, der Geldgeschäfte trieb, also kein öffentliches Amt bekleidete, erwarb er sich ein so unbedingtes Ansehen unter den zeitgenössischen Weisen, daß er ihr Meister und Vorbild wurde. Alle Gelehrten Frankreichs und Deutschlands beugten sich seinem scharfsinnigen Urteil, und seine Entscheidungen galten den Juden der christlichen Länder in demselben Umfange für maßgebend und bindend, wie die des Rambam und al-Fâßi bei den Glaubensgenossen in Spanien und den Reichen des Islam. Indem er den ganzen Talmud mit Raschis Commentaren voll unermüdlicher Ausdauer immer von neuem durchstudierte, schrieb er eingehende und den Gegenstand erschöpfende Erklärungen zu besonders schwierigen und dunkeln Stellen und nannte seine Sammlung „Sefer ha-Jaschar“[1]). Abweichend von den anderen nordfranzösischen Gelehrten interessierte er sich auch für die dichterischen und grammatischen Arbeiten der spanischen Schule. Er schätzte Abraham Ibn Esra hoch und tauschte mit ihm kunstvolle Verse aus. Auch sonst zeigen seine Gebete und seine liturgischen und weltlichen Gedichte, daß er mit Erfolg und Geschick die hebräische Sprache in metrische Kunstformen zu bringen liebte. Selbst die Erforschung der grammatischen Gesetze der heiligen Sprache beschäftigte ihn lebhaft, so daß er sich sogar eifrig in den wissenschaftlichen Streit zwischen den Schülern des Dunasch und des Menachem ben Seruk mischte.

Aber nicht bloß die Begabung und das seltene Wissen verschafften dem trefflichen Manne die allgemeine Liebe und Verehrung. Eben so sehr erregten seine Frömmigkeit und sein sittlicher Ernst, verbunden mit wahrhafter Demut und Bescheidenheit die Bewunderung seiner Zeitgenossen. Unter seinem Vorsitz versammelten sich mehrfach die Talmudweisen Nordfrankreichs, um Einrichtungen zu treffen, wie sie für die Glaubensgenossen in jener schweren Zeit der Kreuzzüge vonnöten waren. Man beschloß damals, zu verbieten, daß ein Jude unter irgend welchem Vor-

[1]) סֵפֶר הַיָּשָׁר ,vgl. Jos. 10,13. II. Sam. 1,18.

wande kirchliche Geräte in ſeinen Beſitz bringe, daß er einen Glaubensgenoſſen vor ein nichtjüdiſches Landesgericht lade oder ein Vorſteheramt von der weltlichen Behörde zu erkaufen wage. Wer dieſen und ähnlichen zum Wohl der Geſamtheit und mit ihrem Willen gefaßten Synodalbeſchlüſſen zuwiderhandelte, wurde mit dem Banne belegt. R. Tam lernte perſönlich die Schrecken des zweiten Kreuzzuges (vgl. S. 147) kennen. Die Wallbrüder drangen am zweiten Tage des Wochenfeſtes (8. Mai) 1147 in ſein ſtilles Haus zu Rameru, beraubten ihn, zerfetzten ſeine Thorarolle und ſchleppten ihn fort, um ihn zu töten. Als er in der höchſten Not den Wunden beinahe erlag, rettete ihn ein befreundeter Rittersmann, der zufällig des Weges kam, aus den Händen ſeiner Mörder. Nichts blieb ihm als das nackte Leben. Kurz vor ſeinem Tode ſah er noch in ſeiner unmittelbaren Nähe zu Blois zahlreiche Märtyrer für den Glauben bluten und ordnete an, daß alle Gemeinden jener Gegend den Schreckenstag in Zukunft als einen Faſt- und Bußtag feiern ſollten. Als er bald darauf (am 9. Juni 1171) ſtarb, wurde ſein Heimgang von ganz Israel ſchmerzlich betrauert.

Siebentes Kapitel.

Geiſtiges Leben der Juden in Deutſchland.

An dem Streben Raſchis und der Toſſafiſten nahmen auch die deutſchen Juden lebhaften Anteil, ohne in der Halacha eine eigene Richtung einzuſchlagen. Selbſtändiger arbeiteten ſie auf dem Gebiete der Haggada und pflegten dieſelbe in ihrem Reichtum und in ihrer Vielgeſtaltigkeit. So ſchuf im zwölften Jahrhundert R. Simon ha-Darſchan als unſterbliches Zeugnis ſeines emſigen Bienenfleißes ein umfangreiches Sammelwerk, in welchem er fortlaufend an jeden Vers der heiligen Schrift die ihn betreffenden Midraſchim anknüpfte. Waren dieſelben bisher im ganzen Talmud und in den verſchiedenen haggadiſchen Schriften verſtreut oder kunſtvoll um einen Mittelpunkt — ſei es einen hervorragenden Tag des Jahres oder eine gefeierte Perſönlichkeit — gruppiert, hier wurden ſie aus dieſer Gemeinſchaft und dieſem Zuſammenhange gelöſt und am Faden der Schrift hinter einander

aufgereiht. Sie bildeten dadurch einen vollständigen haggadischen Commentar, eine Catena, wie man in der Kirche sagt, zur Bibel. Diese übersichtliche Anordnung des ganzen Stoffes nannte R. Simon „Jalkut", d. h. „Sammlung". Das Werk wurde als ein praktisches Handbuch schnell beliebt, da es in einem einzigen Buche dem Wißbegierigen eine umfangreiche Litteratur, die eine fast tausendjährige Geistesarbeit umspannte, geordnet, gesichtet und gesammelt zur Benutzung darbot.

Neben der Liebe zur Haggada finden wir bei den damaligen Juden Deutschlands wie bereits im vorigen Abschnitt die Pflege der lehrhaften Moral besonders bevorzugt. In verschiedenster Form, bald als Sittenbuch, bald als Vortrag, als Testament oder Brief erschienen viele Schriften nach der Art der schon genannten „Pfade des Lebens" von Elieser ben Isak, einem Verwandten Raschis. Diese Bücher und Abhandlungen mit ihrer idealen Lebensauffassung und der Macht ihrer sittlichen Ueberzeugung bildeten einen wunderbaren Gegensatz zu der barbarischen Behandlung, welche die Juden von ihrer Umgebung erfuhren, und zu der gehässigen Gesinnung, welche man ihnen andichtete. Gerechtigkeit und Nächstenliebe auch gegen Andersgläubige zu üben, empfiehlt besonders das schöne, vielgelesene „Buch der Frommen"[1] von Juda b. Samuel (dem Frommen), der etwa um 1200 in Regensburg lebte und ein hochbegabter, mit den gelehrten Juden aller Länder bekannter Mann war. „Wenn zwischen Juden und Nichtjuden ein Vertrag zu gegenseitigem Beistande abgeschlossen worden," lehrt er, „müssen erstere Beistand leisten, wenn letztere ihrer Verpflichtung nachkommen. Will ein Jude einen Nichtjuden töten, dieser aber nicht jenen, müssen wir dem Nichtjuden beistehen. Man soll niemandem Unrecht thun, auch nicht Andersgläubigen. An dem Vermögen derer, die die Arbeiter drücken, gestohlene Sachen kaufen und zu ihrem Hausgerät heidnische Zierraten halten, ist kein Segen; sie oder ihre Kinder gehen dessen verlustig. In dem Verkehr mit Nichtjuden befleißige dich derselben Redlichkeit als mit Juden; mache den Nichtjuden auf seinen Irrtum aufmerksam, und besser, du lebst

[1] סֵפֶר חֲסִידִים

von Almosen, als daß du zur Schmach des Judentums und des jüdischen Stamms, mit fremdem Gelde davonläufst. Holt der Nichtjude sich bei dir Rat, so sage ihm, wer an dem Orte, wohin er sich begiebt, redlich, und wer ein Betrüger ist. Siehst du einen fremden Glaubensgenossen eine Sünde begehen, so hintertreibe sie, wenn du die Macht dazu hast, und sei der Prophet Jona hierin dein Vorbild. Fliehet ein Mörder zu dir, so gewähre ihm keinen Schutz, auch wenn es ein Jude ist; begegnet dir aber auf schmalem, schlechtem Wege ein Lasttragender, so mache ihm Platz, auch wenn es kein Jude ist. Einem die natürlichen (Noachidischen) Gebote haltenden Nichtjuden gieb zurück, was er verloren, halte ihn mehr in Ehren als den die göttliche Lehre vernachlässigenden Israeliten. . . . . Bietet dir jemand ein Amulet an als nützlich, um Gunst oder Reichtum zu erwerben, so trage es nicht, sondern habe dein ungeteiltes Vertrauen zu Gott. Es wäre Abfall, wolltest du, wenn deine Pläne mißlingen, dir einen andern Herrn aussuchen als den Ewigen, deinen Gott. Kannst du mit dem Wenigen, was du besitzest, dich ernähren, so nimm nicht von anderen, um reich zu werden; denn die meisten von denen, die von anderen nehmen, haben kein Glück. An dem Gelde von Leuten, die die Münzen beschneiden, Wuchergeschäfte machen, unredlich Maß und Gewicht haben und im Handel nicht ehrlich sind, ist kein Segen; ihre Kinder und Helfershelfer müssen auswandern und kommen an den Bettelstab. Mancher wird aber auch darum arm, weil er Arme verächtlich behandelt oder mit harten Worten zurückgestoßen und gesprochen hat: Wer arbeiten kann, dem gebe ich nichts! Er sollte lieber den Armen zukommen lassen, was er für unnütze, eitle Dinge, z. B. für Vögel, die er sich hält, verschwendet. Wer Erbarmen hat mit dem Menschen, dessen erbarmet sich Gott; ein Unbarmherziger gleicht dem Vieh, das bei dem Leiden der Seinigen gleichgültig bleibt. Mit dreien muß man besonders Mitleiden haben: mit dem Vollsinnigen, den ein Toller beherrscht, dem Guten, der einem schlechten Menschen unterthan ist, dem Edlen, der von einem Elenden abhängig wird. Aber dreier soll man sich nicht erbarmen: des Grausamen, der selbst ohne Erbarmen Laster verübt, des in sein Verderben rennenden, gewarnten Thoren, des Undankbaren. Der größte Fehler ist

Undankbarkeit; sie ist selbst gegen das Tier nicht gestattet..... Sprich nicht: „Ich werde das Böse vergelten!" Hoffe auf Gott, und er wird dir helfen..... Sei still, wenn man dich schmähet, und dulde auch nicht, daß deine Schüler und Hausgenossen mit Schimpfen und Schlägen dem begegnen, der dich beleidigt. Neid und Haß thue ab von dir".

An vielen Stellen des volkstümlichen Werkes bringt der Verfasser herrliche Gebete, in welchen der Mensch sein bedrücktes Herz vor Gott ausschüttet. Die weiteste Verbreitung unter seinen religiösen Gesängen hat das sogenannte „Lied von der göttlichen Herrlichkeit"[1]) gefunden, das in die Sammlung der täglichen Gebete aufgenommen worden ist. In heiliger Begeisterung schwingt die Seele des Dichters sich zu Gott empor und preist ihn in lieblicher Weise:

Zu Dir will ich mein Saitenspiel erheben,
Im Liederkranz die Sehnsucht zu verweben,
Die meinen Geist zu Deiner Allmacht trägt
Und Deiner Rätsel Lösung prüft und wägt.
Und ist mein Mund von Deinem Ruhm erfüllt,
Das Herz in Liebe für Dich überquillt,
D'rum soll in Liebesgängen aufwärts schallen
Ein Lob, das Deinen Namen kündet Allen.
Doch welche Worte fände wohl der Mund,
Welch' Bild, da nie mir Deine Größe kund?
Vom Kreis der Seher, denen Du vertraut,
Ward sie in Deinen Werken nur erschaut.
Sie zeigten uns den Abglanz Deiner Macht
Im Allgewaltigen, das Du vollbracht.
Doch jedes Bild, das Dir nur sollte gleichen,
Konnt' als Gebild den Bildner nie erreichen;
Und ob ihr Wort Dich schildert vielgestaltig,
Der Einzige bleibst Du, wenn auch mannigfaltig.
Im Silberhaar erschauten Dich die Einen,
Als Jüngling ließen Andre dich erscheinen.
Am Tage des Gerichts bist Du ein Greis,
Ein Jüngling kämpfst Du um der Schlachten Preis!
Und wenn Dein heil'ger Arm den Sieg errang,
Des Helden Schmuck sich um die Stirn Dir schlang.
Des Hauptes Locken schimmern ihm in Pracht,
Wie sternbesät mit kühlem Thau der Nacht.

[1]) שִׁיר הַכָּבוֹד. Es beginnt mit den Worten אַנְעִים וְמִירוֹת.

Neigt er ſich mir ſo gnadenreich und hold,
Seh' ich den König in der Krone Gold;
Als Goldgeſchmeid' er auf der Stirne trägt
Den heil'gen Namen ſtrahlend ausgeprägt,
Und wenn ſein Volk ſich preiſend vor ihm bückt,
Des Dankes Krone auf das Haupt ihm drückt,
Dann pranget er in jugendlichem Glanz,
Sein Haargeflecht — ein dunkler Lockenkranz.
Dann wird der Tugend Wohnſitz[1]) Schmuck ihm ſein,
Sein teures Volk ein lichter Edelſtein,
Ein königlicher Kopfbund ſeinem Ruhm
Und ſeiner Herrlichkeit das Heiligtum[2]).
Er hebt ſein Volk, er hält es innig wert,
War auch mein Schmuck, wenn ich nach ihm begehrt.
Doch naht er kelternd einſt von Edom her,
In rötlichem Gewand erſtrahlet er[3]),
Wie es der Gottesmann[4]) vorhergeſchaut,
Dem er den heil'gen Knoten[5]) anvertraut.
Sein Segen iſt dem Volke zugewandt,
Das demutsvoll ihn preiſend anerkannt.
Er thront, umringt von frohem Lobgeſang,
Fühlt ſeine Herrlichkeit bei ſolchem Klang.
Du, deſſen Wert die Welt einſt werden hieß,
Deß Treue nimmer ihr Geſchlecht verließ,
Erhalte ſie dem Volk, das Dich verlangt
Und immerdar um Deine Gnade bangt
Auch meine Lieder hör' in Wohlgefallen,
Wenn ſie aus tiefſter Seele aufwärts wallen.
Ein Strahlenkranz für Deine Majeſtät,
Ein Räucherwerk mein brünſtiges Gebet.
Nimm hin des Armen Lied wie den Geſang,
Der einſt beim Opferdienſt für Dich erklang.
Mein Preis ſteig' aufwärts, wo der Richter thront,
Der jede That auf Erden ſtraft und lohnt,
Der liebend Alles hat hervorgebracht,
Die Welt erſchuf in Fülle ſeiner Macht.
Neig' huldvoll meiner Huldigung Dein Ohr!
Wie einſt Gewürzduft wallt ſie fromm empor.

[1]) Jeruſalem.
[2]) Der Tempel.
[3]) Jeſ. 63, 1.
[4]) Moſe.
[5]) an den Gebetriemen. Vgl. b. Berachot 7a.

So töne wohlgefällig Dir mein Lied,
In dem die Seele sehnend zu Dir zieht.

Das Buch der Frommen wurde geordnet und herausgegeben von Juda's Schüler, R. Eleasar ben Jehuda aus Worms, dessen schwere Heimsuchung im Jahre 1197 wir bereits[1]) erzählt haben.

Er war in Worms Rabbiner und Vorbeter und hat auf den verschiedensten Gebieten des jüdischen Wissens tüchtige Leistungen geschaffen. Er verfaßte etwa sechzig religiöse Poesien und eine Anzahl erbaulicher Schriften. Sein Hauptwerk hat den Titel Rokeach[2]) (der Salbenmischer) und giebt uns ein wunderbares Bild von der Sittenreinheit, Gemütseinfalt und Seelengröße eines Mannes, dessen ganzes Lebensglück durch die unmenschliche Roheit seiner Zeit in Grund und Boden zerstört worden war. „Keine Krone,“ lesen wir in demselben, „überragt Demut, kein Denkmal einen guten Namen, kein Gewinn die Beobachtung der Gesetze; das beste Opfer ist ein zerknirschtes Herz, die höchste Weisheit die Weisheit des Gesetzes, die schönste Zierde Schamhaftigkeit, die schönste Eigenschaft Unrecht verzeihen..... Der Demütige hält die Ehrenbezeugungen von sich fern. Spricht man von seinen Fehlern, so dankt er Gott, daß ihm in dieser Beschämung das Mittel zu seiner Besserung dargeboten ist; ist er sich aber guter Eigenschaften bewußt, so betrachte er sie nur als ein unvollkommenes gegen das, was von ihm gefordert wird, und vergebe dem, der schlecht von ihm spricht. Mit der Demut unverträglich ist die laute, heftige Rede, Lüge, Schwüre, Spott, zügellose Begierde, Rachsucht; wer demütig ist, rächt sich nicht wegen Beleidigungen, sondern erträgt sie still; trifft ihn ein Unfall, verliert er Kinder und nahe Verwandte, so erkennt er mit Ergebung die Gerechtigkeit der Vorsehung an. Wenn er sich einer Schuld gegen seinen Nebenmenschen bewußt ist, gesteht er sie ein, und er beschämt den nicht, der eine Unwahrheit über ihn verbreitet hat. Verlaß, mein Sohn, den Hochmut, und greife zu der Demut, laß ab von dem hochfahrenden Sinne und halte dich niedrig, sieh kleine Fehler an dir als große an, denke an deinen Ursprung und

[1]) Oben S. 152.
[2]) רוֹקֵחַ

deine Zukunft, thue Buße und diene deinem Schöpfer mit Liebe, thue die Begierde von dir, ehe dein Licht ausgeht, dein Geiſt eingethan und das Buch deiner Thaten aufgeſchlagen wird. . . . . Wären zur Zeit der Verfolgung die Völker über dich hergefallen, dich deinem Glauben abtrünnig zu machen, du hätteſt, wie viele, dein Leben hingegeben. Alſo kämpfe auch gegen die böſe Luſt, bleibe unbeſiegt und ſchaffe an der Gottesfurcht und dem Geſetzesſtudium dir Bundesgenoſſen in dieſem Kampfe. Wiſſe, daß Gott dich belohnt nach dem Grade deines Widerſtandes gegen das Böſe in dir. Sei ein Mann in deiner Jugend; biſt du aber damals unterlegen, kehre noch im Alter zu Gott zurück, und du wirſt das Heil erlangen auch in ſpäten Jahren. Sündige nicht im Verborgenen und ſchäme dich der Vollziehung der Gebote nicht öffentlich; beobachte, was du Gott, was du den Menſchen ſchuldig biſt. Murre nicht über das Wohlergehen der mächtigen Böſewichter; die Leitung Gottes iſt wunderbar, wenn auch die Wohlthaten gegen Israel nicht ſo augenfällig ſind. Bleibe treu dem Geſetze, verſage dir auch manches Erlaubte, bewahre dir ſtets einen fröhlichen Mut und vergiß nicht, daß der Einzige, Ewige es iſt, zu dem deine Seele im Tode zurückgekehrt . . . .“

Achtes Kapitel.

Die Juden im byzantiniſchen Reiche und im fernen Oſten.

Während ſich in der geſchilderten Weiſe die Entwickelung der Lehre und alles geiſtige Leben der Juden auf die weſt- und mitteleuropäiſchen Länder übertrug, trat die jüdiſche Bevölkerung des oſtrömiſchen Reiches und Aſiens allmählich vom Schauplatz der jüdiſchen Geſchichte ab. Die byzantiniſchen Kaiſer fuhren fort, ihre jüdiſchen Unterthanen zu knechten und zu demütigen, und erpreßten nach wie vor hohe Steuern von den fleißigen, Ackerbau und Gewerbe treibenden Gemeinden, die das Land bevölkerten. Es fand ſich unter ihnen ſtets eine lebhafte Teilnahme an halachiſchen und haggadiſchen Forſchungen, aber keine ſelbſtändige Thätigkeit und kein lebendiger Fortſchritt auf dieſem Gebiete. Dagegen erlebte hier die liturgiſche Poeſie eine herrliche Nachblüte, und viele Erzeugniſſe derſelben ſind noch heute in

Deutschland und Polen üblich. Der begabteste Dichter jener Zeit war R. Mordechai b. Sabbathai, dessen wahrhaft poetischer Schwung und reine, kunstvoll schöne Sprache an die besten spanischen Meister erinnert. Eine seiner Selichot[1]), welche in die Gebetordnung für den Versöhnungstag aufgenommen ist, lautet im Auszug:

Mein Retter, Du mein Hort, mein Schirm und Schild,
Du meine Macht und Kraft, wenn Leid mich hüllt!
Früh steh' ich hier, ruf' Dein Erbarmen mild;
An Dich mein Herr! ergeht mein Flehn am Morgen.

Am Morgen denk' erbarmend an den Ahn,
Des Glaubens Fels und Grund, — der hing Dir an.
Denk' an den Bund, und von der Sünde Wahn
O läutre mich! Hör' meine Stimm' am Morgen.

Am Morgen prüfend sprach zu ihm Dein Mund,
Und reicher Lohn ihm blüht; den ew'gen Bund
Beschlossest Du, machst Deine Lieb' ihm kund,
Daß er Dir süß, wie Weihrauchduft am Morgen.

Am Morgen glänzt sein Stern; in Tugendhelle
Verklärst Du ihn. Du sprichst: Geh' an die Stelle,
Die ich Dir zeige; dort Dein Kind in Schnelle
Mir opf're, — dieses eine Lamm am Morgen.

Am Morgen zeigt sein Herz sich ungeteilt;
In froher Lieb' Dein Wort zu thun er eilt.
Der Drang zu Dir kennt Maß nicht. Unverweilt
Macht er sich freudig auf am frühen Morgen.

Am Morgen war ihr Herz bereit zumal:
Der Sohn das Holz, der Vater trägt den Stahl.
Sie zogen schlecht und recht, bis sich der Strahl
Von Deinem Glanze zeigt am dritten Morgen.

Am Morgen rüstet ihn schon frommer Mut;
Er band den Sohn. Schon dräut der Stahl! Nicht thut
Die Vaterlieb' Einhalt. Bald sollt' das Blut
Des Opfers fließen, säumen nicht bis Morgen.

Am Morgen war Dein Mitleid hell entbrannt.
Dein Engel rief: Nicht rühre Deine Hand

[1]) Sie beginnt mit den Worten: מִפַּלְטִי אֵלִי

Den Knaben! Sein Gedächtnis unverwandt
Bleib aufgeſpart bis ſpäter Zeiten Morgen.

Am Morgen laß den Frommen Anwalt ſein,
Des Opfers Aſche ſchau': o waſch' uns rein,
Und den Dir Nah'nden wolle Heil verleih'n!
Sehnſüchtig harren wir von Nacht zu Morgen.

Am Morgen horch', gönn' ihrer Schuld Verzeihen!
Acht' Opfern gleich Gebet, das ſie Dir weihen,
Wenn an die Väter mahnend ſie Dir reihen
Der Seelen Spenden neu an jedem Morgen.

Am Morgen ſei Dein Herz in Lieb' entbrannt.
In Meerestiefen ſei die Schuld verbannt:
Tilg' ſie hinweg, bis ihre Spur entſchwand,
Daß nichts von ihr bewahrt ſei bis zum Morgen.

(Sachs.)

Je weiter wir den Blick nach Oſten wenden, deſto mehr nimmt das höhere geiſtige Intereſſe und das nationale Streben bei den Juden ab. Das erfahren wir unmittelbar durch die wertvollen Aufzeichnungen zweier Männer, die im zwölften Jahrhundert jene fremden Länder bereiſten und die Lage ihrer Glaubensgenoſſen daſelbſt ſorgfältig beſchrieben. Sie hießen Benjamin von Tudela (in Spanien) und Petachia von Regensburg; der letztere war ein Freund Jehudas, des Frommen. Ueber die Lebensumſtände und die Reiſe der beiden Wanderer ſind wir nicht genau unterrichtet. Das aber wiſſen wir, daß ihre Nachrichten über Länder und Völker, und beſonders diejenigen Benjamins, von den ſpäteren Geographen in allen Punkten bekräftigt und beſtätigt werden. Aus dieſen Berichten dürfen wir ſchließen, daß in den Gegenden, in welchen chriſtliche Fürſten durch die Kreuzzüge zur Herrſchaft gelangt waren, nur wenige Juden unter härteſtem Druck lebten, und daß z. B. im ganzen heiligen Lande damals kaum mehr als tauſend jüdiſche Familien ihren Wohnſitz hatten. Dagegen beſtanden unter den Mohammedanern, beſonders unter wohlwollenden Khalifen in den Euphratländern, zahlreiche und große Gemeinden. In Bagdad fand Benjamin einen reichen, angeſehenen Mann, der Exilsfürſt genannt wurde, und eine blühende Talmudſchule, welche alle Gemeinden des weiten Reiches

mit Rabbinern und Lehrern versorgte. Aber man begnügte sich in diesem Lehrhaus damit, in geistloser Weise die Erinnerungen an die entschwundene Herrlichkeit der babylonischen Hochschulen zu pflegen. Lebendiges Wissen und Sinn für selbständige Forschung war nirgends vorhanden. Im Innern Arabiens lebten wie zur Zeit Muhammeds freie jüdische Stämme, von den Moslemen geduldet, in Naturwüchsigkeit und völliger Unwissenheit. Nur die heiligen Städte des Islam blieben ihnen verschlossen. Ihre Kühnheit und ihre Leichtgläubigkeit benutzten mehrfach schlaue Abenteurer, die sich als Messiasse aufwarfen und ein ausgedehntes politisches Reich zu gründen trachteten. Daß die Juden Asiens auf diese Weise schon am Ende des zwölften Jahrhunderts ein dürres Reis am Lebensbaum ihres Volkes geworden, schildert sehr treffend bereits Maimonides in einem Sendschreiben an die Gemeinde von Lünel. „Im Morgenlande," heißt es darin, „sind die Juden für geistiges Streben tot. In ganz Syrien ist Aleppo die einzige Stadt, in welcher sich einige mit der Thora nach der Wahrheit beschäftigen, aber es liegt ihnen auch nicht sehr am Herzen. In Irak giebt es nur zwei oder drei Trauben; in Jemen und dem übrigen Arabien wissen sie wenig vom Talmud und kennen nur die haggadische Auslegung. Die Juden Indiens wissen kaum etwas von der Bibel, geschweige denn vom Talmud. Diejenigen, welche unter Türken und Tartaren wohnen, haben nur die Bibel und leben nach ihr allein. In Maghreb wisset Ihr, wie es um die Juden steht. So bleibt nur Ihr allein übrig, Ihr Glaubensgenossen von Lünel, eine starke Stütze für die Lehre zu sein. Seid also stark und mutig und stehet ein für das Gesetz." In der That bot das Leben im südlichen Frankreich während dieses Zeitraums das erfreuliche Bild frischen geistigen Strebens und vielseitiger Regsamkeit dar.

Neuntes Kapitel.

Die Juden in Südfrankreich 1040—1204.

Die südfranzösischen Landschaften, welche von den Fluten des Mittelmeers bespült werden, gehörten schon im Altertum, Jahrhunderte früher als die Gegenden an der Seine und am

Rhein, zum europäiſchen Schauplatz der Geſchichte. Sie ſtanden darum von jeher in viel engeren Beziehungen als zum Norden Frankreichs, zu den benachbarten Landſtrichen Spaniens und Italiens, mit denen ſie eine natürliche Verwandtſchaft verband. Beſonderen Anklang fand hier die Cultur und Sitte Nordſpaniens. In den lebhaften und alten Häfen des Landes wurden nicht bloß die Erzeugniſſe des Bodens und der gewerbefleißigen Hände, ſondern auch die Lebensanſchauungen und geiſtigen Intereſſen ausgetauſcht. Der gerade, offene, lebendige und empfängliche Sinn der Südfranzoſen erweckte ſie zu ſelbſtändigem, freiem Denken, das ſich nicht gern fremden Autoritäten unterwarf. So kam es, daß die Bewohner dieſer Gegenden am ſpäteſten den Katholizismus annahmen und ſich wiederum am früheſten gegen ſeine eiſernen Geiſtesfeſſeln auflehnten, ſobald ſie die Bemerkung gemacht hatten, wie wenig das Leben der Prieſter den Lehren derſelben entſprach. Auf ſolchem Grunde erwuchs hier die erſte reformatoriſche Sekte innerhalb der Chriſtenheit, die der Albigenſer. Kräftig unterſtützt und gefördert wurde die Geiſtesfreiheit durch den Wohlſtand, welcher ein unabhängiges, ſtarkes Bürgertum erzeugte und zur Blüte brachte. Die freiſinnige und vorurteilsfreie Denkweiſe dieſer ſelbſtändigen Bürgerſchaft ließ heftigen Judenhaß und eine Verfolgung derſelben um des Glaubens willen niemals zu voller Entwickelung und dauernder Geltung kommen. Unter ſo günſtigen äußeren Bedingungen wurden daher die Juden jener Gegenden ebenſo nützliche und achtbare Mitglieder der Geſellſchaft wie ihre Brüder in Spanien, und da ſie über ihrer Teilnahme am Leben der Gegenwart das Judentum nicht vergaßen, ſo übten ſie allgemein mit Eifer und Treue die Tugenden der Väter und pflegten nach Kräften das jüdiſche Wiſſen, wie es unter ihnen ſchon ſeit Karls des Großen Zeiten von R. Machir in Narbonne begründet worden war. Unter dem Einfluß ihrer für alles Neue begeiſterten Umgebung beteiligten ſie ſich mit emſigem Eifer ebenſowohl an der vielſeitigen Geiſtesthätigkeit der ſpaniſchen Juden, wie an den ganz entgegengeſetzten einſeitigen Beſtrebungen der nordfranzöſiſchen Glaubensbrüder. Die Regſamkeit auf allen dieſen zuerſt in der Fremde abgegrenzten und bearbeiteten Gebieten ließ ſie zu ſelbſtändigen Schöpfungen nicht kommen, machte

sie aber gerade zu den geeignetsten Vermittlern zwischen den verschiedenen Richtungen. Hier bei den provencalischen Juden traf die Talmudkunde des al-Fâßi und Maimonides mit der tossafistischen zusammen; hier wurde die Bibelerklärung Ibn Esras mit der Raschis verschmolzen und die jüdische Religionsphilosophie der spanischen Denker zu einem Gemeingut des jüdischen Volkes gemacht.

Als Talmudlehrer sind vor allem zwei Männer zu nennen, welche im zwölften Jahrhundert in der schon erwähnten Gemeinde zu Lünel lebten: Serachja ben Isak ha-Levi aus Gerona (starb 1186) und Abraham ben David aus Posquières (starb 27. November 1198).

Serachja ha-Levi besaß einen scharfen und klaren Geist, dessen Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit Unmut und Mißvergnügen die unbedingte Anerkennung wahrnahm, deren sich damals al-Fâßi auf halachischem Gebiete erfreute. Ihn gelüstete es eben nach der Art seiner Landsleute, mit eigenen Augen die Quelle selbst zu prüfen und fremde Leistungen nach dem Ergebnis der eigenen Forschung streng und gerecht zu beurteilen. Auf diesem mühsamen Wege gelang es seinem rastlosen Fleiß und seinem überraschenden Scharfblick, auch dem Meister von Lucena Schwächen und Mängel nachzuweisen. Mit rücksichtsloser Kühnheit griff er in seinem Werke, Maor[1]), „die Leuchte" genannt, den gefeierten Lehrer an und stützte sich bei seinem Vorgehen auf den Ausspruch der Weisen: „Teuer ist mir Sokrates, nicht minder teuer Platon, aber am teuersten die Wahrheit". In der Vorrede zu seinem Buche legt R. Serachja lautes Zeugnis ab von seiner tiefen und aufrichtigen Verehrung für al-Fâßis Arbeiten, wie er denn überhaupt jede passende Gelegenheit benutzt, um seiner wahrhaften Hochachtung und Wertschätzung der jüdisch-arabischen Wissenschaft Ausdruck zu geben. Er war selber ein feiner Kenner der arabischen Sprache und befleißigte sich auch im Hebräischen eines feinen und formvollendeten Stiles. Seine liturgischen und weltlichen Dichtungen feilte er sorgfältig und legte sie gern seinem sprachkundigen

[1]) מָאוֹר

und gelehrten Freunde, dem berühmten Jehuda Ibn Tibbon, zur Beurteilung und Verbeſſerung vor. Sein kühnes Auftreten gegen al-Fâßi zog ihm manche ernſte Rüge ſeiner Zeitgenoſſen zu. Am ſchonungsloſeſten wurde er wegen desſelben von R. Abraham b. David angegriffen.

Abraham ben David aus Posquières war ein Studiengenoſſe Serachjas in dem alten Lehrhauſe von Narbonne. Er galt in jener Zeit als die vornehmſte Autorität auf dem Gebiete der Talmudgelehrſamkeit in ſeiner Heimat. In der That beweiſen die vielen Gutachten und Kommentare, die er verfaßte, den erſtaunlichen Umfang und die ſeltene Tiefe und Gründlichkeit ſeines halachiſchen Wiſſens. Er wandte die ganze Kraft ſeiner reichen Begabung auf die Erforſchung und Durchdringung des Talmuds und verſchmähte grundſätzlich jede andere Erleuchtung. Seiner ganzen Naturanlage nach und infolge der beſonders günſtigen, unabhängigen materiellen Verhältniſſe, in welchen er lebte, war Abraham nicht gewöhnt, Rückſichten auf irgend jemanden zu nehmen. Als die einzige Autorität auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens erkannte er neben dem göttlichen Geſetze nur ſeine eigene geſunde Vernunft an. Das machte ihn zum geborenen Polemiker, riß ihn aber auch häufig zur Maßloſigkeit im Angriff fort Beſtritt er einmal eine Sache, ſo wurde er nicht ſelten heftig und ausfällig auch gegen die Perſon, von der ſie ausgegangen war, und ſchoß dann in ſeinem blinden Eifer oft über das Ziel hinaus, das er im Auge hatte. Beſonders heftig erregte ihn das Erſcheinen der Miſchneh-Thora des Maimonides. Den Plan des großen Moſe, vor allem das Chaos des mündlichen Geſetzes in einen Kosmos zu verwandeln, verkannte er gänzlich und unterſtellte ihm in ſeinem Ingrimm als den Hauptzweck ſeiner Rieſenarbeit die böſe Abſicht, den lebendigen Quell der Forſchung für alle Zeiten zu verſchütten. Dieſes ſchiefe und einſeitige Urteil verleitete den ſcharfſinnigen Kritiker, der mit ſeinen gelehrten und lichtvollen Einwürfen den Text des Meiſters auf Schritt und Tritt begleitet und damit ſelbſt ein höchſt dankenswertes Geiſteswerk geſchaffen hat, oft zu ſehr ungerechten Vorwürfen gegen ſeinen großen Gegner. Er trug zugleich ſein Teil dazu bei, in dem bald ausbrechenden Meinungsſtreit über die Schriften Mai-

munis auch die Talmudforscher in zwei feindliche Heerlager zu spalten.

Auch die sonstigen Schätze, welche die spanischen und nordfranzösischen Geisteshelden ans Tageslicht gefördert hatten, wurden in der Provence zu gangbarer Münze umgewandelt. Neben der Vorliebe für das Talmudstudium erwachte zu Narbonne bald ein lebhaftes Interesse für die klare Erfassung der heiligen Schrift. Durch besonderes Verständnis für alle bisherigen Leistungen auf diesen Gebieten des Wissens war namentlich die Familie Kimchi ausgezeichnet. Dem Jüngsten des Geschlechts, David Kimchi (1160—1232), gelang es, die richtigen Wege und die faßliche Form zu finden, um die Ergebnisse der Bemühungen der bevorzugten Geister, die vor ihm gelebt, auf den Markt des wissenschaftlichen Lebens hinauszutragen. Seine Erklärungen zu den Büchern der Propheten sind wegen ihrer schlichten Sprache und ihrer gründlichen und lichtvollen Darstellungsweise bis auf den heutigen Tag außerordentlich verbreitet und beliebt. Seine vielgerühmte hebräische Grammatik und sein Wörterbuch der heiligen Sprache brachten die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Vorgänger in eine knappe, dem Lernenden übersichtliche, seinem Gedächtnisse sich leicht und schnell einprägende Fassung. Sie wurden die bekanntesten Handbücher für den hebräischen Sprachunterricht bei den Juden und Christen Europas.

Ebensowenig schöpferisch wie die Kimchiden und dabei dennoch berufen, eine wichtige Aufgabe der Litteratur zu lösen, war die Familie der Tibboniden zu Lünel. Bekanntlich hatten die spanischen Juden alles Wissen, das einem nichtjüdischen Gesichtskreise entstammt, in der arabischen Landessprache dargestellt. Die in diesen Schriften aufgespeicherte Gelehrsamkeit blieb dadurch für die Glaubensgenossen, welche unter den abendländischen Völkern wohnten, Jahrhunderte lang ein Buch mit sieben Siegeln. Denn das südliche Frankreich und das südliche Italien bildeten die äußerste Nordgrenze, bis zu welcher das Verständnis für die Sprache und Litteratur der Araber während des Mittelalters vorzudringen vermochte. Da unterzogen sich die Tibboniden der dankenswerten Arbeit, den fernen Glaubensbrüdern die Brücke zur Kenntnisnahme von der morgenländischen Weisheit zu bauen.

Sie versenkten sich liebevoll in die arabischen Werke und übersetzten dieselben mit erstaunlicher geistiger Gewandtheit in die hebräische Sprache. Sie beherrschten vollständig den Wortschatz der heiligen Schriften und entwickelten aus ihm einen eigenen Stil, der die neuen und fremden Begriffe und Anschauungen deutlich und treffend wiedergab. Auf diese Weise sahen sich die tossafistischen Weisen in den Stand gesetzt, Saadjas Buch vom Glauben und Wissen, Ibn Bachjas Herzenspflichten, Ibn Ganachs Grammatik, Ibn Gabirols Sittenlehre, Jehuda ha-Levis Kusari und Maimunis Führer zu lesen und zu verstehen. So wurde die Provence die Vorratskammer für die Früchte der spanischen und nordfranzösischen Blütezeit. Sie blieben hier aber nicht tote Besitztümer, die friedlich neben einander lagerten, sondern sie wandelten sich abermals in lebendigen Geist, der fortwirkte, ununterbrochen neues Leben spendend.

Zehntes Kapitel.

Der Streit um die Schriften Maimuni's.

Schon bei Lebzeiten Maimuni's waren manche seiner Lehren hie und da in den Kreisen derjenigen Glaubensgenossen, welche seiner Lebensanschauung fern standen, ernsten Bedenken begegnet. So begeistert die unter dem Banne der arabischen Kultur lebenden Juden zu seinem Genius aufblickten, weil er ihnen die alle Geister beherrschende, moderne Weltweisheit mit ihrem Glauben in Einklang brachte, so unverständlich blieb der Kern seiner Bemühungen den in der einseitigen Beschäftigung mit der jüdischen Tradition wurzelnden Glaubensbrüdern. Für sie war das Geistesleben innerhalb des talmudischen Gesichtskreises, die Verfolgung jeder einzelnen halachischen Entscheidung bis zurück zu ihrer ersten Quelle der unversiegliche Born täglich neu werdender Lust und Kraft. Sie mochten und konnten auf diesen einzigen Tummelplatz ihres Geistes nicht verzichten und meinten, der Mischneh-Thorah nehme ihnen Lust und Licht, eben weil er ihnen die Lehren nicht als etwas allmählich Werdendes, sondern als abgeschlossene und fertige Ergebnisse darbot. Zuerst tauchten diese Befürchtungen vereinzelt auf und wurden immer wieder leicht beschwichtigt durch

die ungemein große Verehrung, welche Maimuni's Wissen und sein Charakter überall genossen.

Als sich aber von der Provence aus bald auch die Schriften der jüdisch-arabischen Philosophen und unter ihnen besonders der „Führer", in hebräischer Sprache bei den französischen und deutschen Juden verbreiteten, erwuchs dieser Geistesrichtung schnell ein lauter und nachhaltiger Widerspruch. Die philosophischen Untersuchungen zeigten den Glauben der Väter in einem neuen und fremden Lichte und verwarfen zahlreiche Vorstellungen als unhaltbar, die jenen in ihrer wissenschaftlich ungeschulten Harmlosigkeit lieb und wert geworden waren. Wie konnte es, so wandten sie ein, thöricht und sündhaft sein, daß man nach alter Weise neben den haggadischen und anderweitigen Auslegungen der Schrift auch an ihren Wortsinn glaubte? Hatten doch die gottesfürchtigen Ahnen in frommer Einfalt selbst entgegengesetzte Deutungen in ihrem gläubigen Gemüte harmonisch verschmolzen und dabei einen musterhaften Seelenfrieden gefunden und bewahrt! Maimuni aber wollte den natürlichen Schriftsinn überall da gänzlich beseitigt wissen, wo er den Ansichten seiner Philosophie widersprach. Er lehrte geradezu: „Wenn die Philosophie zwei entgegengesetzte Auffassungen derselben Sache gestattet und z. B. behauptet, es lasse sich ebensowohl die Schöpfung der Welt in der Zeit als ihr Bestehen von Ewigkeit mit guten Gründen belegen, so folge ich natürlich der in der Offenbarung mitgeteilten Wahrheit, daß Gott im Anfang die Welt geschaffen habe. Würde aber die Philosophie mit zwingenden Gründen beweisen, daß die Welt von Ewigkeit her bestehen müßte, so müßte ich ohne Rücksicht selbst den ausdrücklichen Bericht der Bibel derartig umdeuten, daß er aussagt, Gott habe die Welt nicht geschaffen, sondern nur aus vorhandenen urewigen Elementen gebildet und gestaltet." Nach Maimuni's Ueberzeugung sollte die Schlange im Paradiese nur ein Bild und Beispiel der Versuchung sein, die an jeden Menschen herantrete und ihn zur Sünde verlocken wolle, und nicht mehr die sprechende Schlange selber, welche die ersten Menschen mit listiger Redekunst verführte.

Durch solche nüchterne, poesielose Verständigkeit sah sich das Gemüt des Volkes seiner traulichsten, behaglichsten Vorstellungen

beraubt, sah sich in sklavische Abhängigkeit von einer modernen und darum eben so leicht vergänglichen Anschauung gebracht und fühlte sich außer Verbindung mit den frommen Männern der Vorzeit. Alle Ueberlieferungen von ihrer blindgläubigen Hingebung, von ihrem aufopfernden Gehorsam gegen Gott verblaßten zu wesenlosen Schatten und verloren an lebendiger Macht und Bedeutung durch die neue Lehre des Maimonides, daß den wahren und echten Juden nur die Erkenntnis und das Verständnis der heiligen Lehre ausmache. Sollten etwa die Väter, welche ihren Glauben so häufig mit dem Blute besiegelt hatten, keine vollkommenen Juden gewesen sein, weil ihnen die philosophische Einsicht in die Lehre Moses gefehlt hatte? Solche Empfindungen und Gesinnungen besaß die Mehrzahl des Volkes, dessen Glauben und Thun so sicher und treu war auch *ohne* philosophische Erkenntnis. Und nun durfte ihr gläubiges Thun, ihr kindlicher Gehorsam von dem denkstolzen Spanier wertlos statt gottgefällig genannt werden? Sie sahen sich und ihre Väter von der fremden Weisheit mißhandelt nnd hochmütig aus dem Tempel gewiesen und nannten eben darum diese anmaßende Weisheit eitlen Trug und Verblendung.

Voll Bitterkeit bekämpften sie die Talmudgelehrten Nord-Frankreichs und alle Jünger ihres Geistes und ließen sich von ihrer fanatischen Voreingenommenheit leider nur zu weit fortreißen. Es gab Männer unter ihnen, welche sich nicht schämten, zu denselben schnöden Mitteln zu greifen, welche der damalige rücksichtslose Glaubenseifer der Kirche gegen jeden freien, selbständigen Gedanken anzuwenden für gut hielt. Sie erzeugten dadurch bei den Verehrern Maimuni's die gleiche Heftigkeit, die sie selbst besaßen, und die gleiche ungerechte Beurteilnng des gegnerischen Standpunktes. Aber der Streit der Meinungen trug nach anderer Richtung hin auch den Keim des Segens in sich. Aus der Einseitigkeit jeder der beiden Bestrebungen entwickelte sich gerade eine große Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens. Jeder Denkende wollte sich eine eigene Meinung bilden, las und durchforschte eifrig die vorhandenen Schriften und folgte dem neu erwachten Wissensdrange mit wachsendem Interesse. Dadurch wurde der Geist der Masse vielseitig befruchtet. Still und stetig

wirkten in den harmlosen Lesern, die nicht zu den Vorkämpfern und zu den beharrlichen Vertretern einer scharf ausgeprägten Lehrmeinung gehörten, die verschiedenen Anschauungen fort und söhnten sich nicht selten zu schöner Harmonie bei ihnen aus.

Wenn ein scharfsinniger Denker unter den Meistern der Halacha den Talmud im Mischneh-Thora geradezu verklärt sah, konnte er sich dem erhebenden Eindruck, den er dem großen Maimoniden verdankte, nicht entziehen. Er fühlte sich emporgetragen über die Masse, welche gedankenlos glaubte und handelte, und ein bloßes Thun ohne Erkenntnis erschien bald auch ihm nicht mehr eines wahrhaft religiösen Menschen wert und würdig. Er empfand, daß sein Geist nicht mehr gesättigt werde durch das bloße einseitige Versenken in die überlieferten Lehren und suchte, um wenigstens den Fallstricken der Philosophie zu entgehen, einen andern in der jüdischen Ueberlieferung angedeuteten Weg, auf welchem die Möglichkeit bestand, das Gesetz mit einer höheren Weisheit in Zusammenhang zu bringen. Schon von alters her traute man es besonders erleuchteten Männern zu, daß sie einen Einblick in die geheimen Beziehungen zwischen den übersinnlichen Mächten und dem Gotteswort besäßen. Nur wenige Menschen vermöchten nach dem weitverbreiteten Glauben diese überlieferten tiefen Geheimnisse zu enträtseln, aber der Hang zur Beschäftigung mit ihnen war vereinzelt in allen Zeiten aufgetaucht und hatte auch schriftliche Denkmäler und eine umfangreiche mystische Litteratur geschaffen. In dies ängstliche Dämmerlicht floh der Geist der Juden im dreizehnten Jahrhundert, als er die lichten Himmelshöhen, welche ihm in der Philosophie gezeigt worden waren, nicht mehr zu erklimmen wagte.

Zweiter Abschnitt.

Vom Tode Maimunis bis zur Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel (1204—1498).

Erstes Kapitel.

Die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel.

I. Die Juden in Spanien von 1204—1391.

1. Aeußere Schicksale der Juden.

Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts waren die großen christlichen Reiche auf der pyrenäischen Halbinsel so weit siegreich nach Süden vorgedrungen, daß den Arabern nur noch das Königreich Granada gehörte. Trotzdem blieb überall die Lage der Juden im bürgerlichen Leben vorläufig durchaus unangefochten. Da sie neben den Moslemen die Grundbevölkerung des Landes bildeten, wurde die Heiligkeit ihres Besitzes und ihrer Bürgerrechte so wenig bestritten, wie diejenige der Güter und Rechte der übrigen Ungläubigen. Das hatte eben darin seinen natürlichen Grund, daß sie hier nicht die einzigen Unterthanen waren, welche sich im Gegensatz zu den Christen befanden. Dazu kam der wichtige Umstand, daß sie in den von den Christen neu gewonnenen Gebieten dem Ansehen des Königs jedenfalls weniger feindlich gegenüberstanden, als die lange und mit Erbitterung bekämpften Araber. Nichtsdestoweniger gestalteten sich die Verhältnisse in den einzelnen Reichen einigermaßen verschieden.

In Aragonien, dem nordöstlichen Staate, gewann die Kirche am frühesten Einfluß und Macht über die Gemüter. Das zeigte sich bereits, als die benachbarte Provence durch die Kämpfe gegen die Albigenser verwüstet wurde und Papst Innocenz III. (1198—1216) mit aller Energie jeglichen Unglauben auszurotten trachtete. Bis nach Aragonien hin pflanzte sich damals die religiöse

Erregung fort, und auch gegen die Juden kamen stoßweise heftige Verfolgungen vor. Immerhin schlug in jenen Tagen der Fanatismus im Herzen des spanischen Volkes noch nicht feste Wurzel. Denn Jakob I. von Aragonien, welcher während der größeren Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (1213—1276) den Zügel der Regierung in seiner kräftigen Rechten hielt, war zwar ein eifriger Christ. Die Juden aber versuchte er höchstens durch Milde und Ueberredung für seinen Glauben zu gewinnen. Er bestimmte, daß Uebertretende nicht wie früher ihre Güter verlieren sollten, und verbot, sie um des Uebertritts willen zu verspotten. Er glaubte ernstlich, daß er die Juden in Güte von der Vortrefflichkeit seines Glaubens werde überzeugen können und veranlaßte darum im Jahre 1263 eine Religionsdisputation in Barcelona. Ein getaufter Jude, der Dominikaner geworden war, erbot sich, den hochgelehrten R. Moses ben Nachman zu den christlichen Heilswahrheiten zu bekehren. Der kluge und vorsichtige Rabbi sicherte sich vor allem vollkommene Freiheit der Rede und trat dann so fest und würdevoll auf, daß ihn der König mit einem Geschenk belohnte und ihn mit der Anerkennung entließ, er habe niemals eine ungerechte Sache so geistvoll verteidigen hören. Seine Bekehrungsversuche setzte Jakob freilich auch nachher eifriger fort und schickte den Dominikaner als Missionär durch das Land, um wo möglich minder glaubensstarke und gelehrte Gegner zur Taufe zu bewegen. Aber bei alledem hatten die Juden, so lästig und gefährlich ihnen diese Bemühungen waren, dennoch gehässige Angriffe unter der Herrschaft dieses frommen Königs nicht zu erdulden. Persönlich schätzte er sogar ihre Gewandtheit und Tüchtigkeit sehr hoch und benutzte gern ihre Fähigkeiten. Er klärte und befestigte übrigens auch ihr Verhältnis zur Krone auf gesetzlichem Wege. Nach seiner neuen Ordnung der Dinge wurden die Juden wie die andern Ungläubigen des Reiches in dem Sinne das Eigentum des Königs, daß sie das Recht verloren, sich irgend einem andern Herrn zu verpflichten oder zu verkaufen. Ueber ihre beweglichen und unbeweglichen Güter behielten sie das Verfügungsrecht für den Handel und Verkehr mit ihren Glaubensgenossen und mit den Muhammedanern. An Christen dagegen durften sie ohne Vor-

wissen der Obrigkeit nichts veräußern, weil von derartigen Verkäufen der Staat eine hohe Steuer beanspruchte.

Noch viel freundlicher als in Aragonien gestaltete sich in Castilien das Leben der Juden. Gehörten sie doch hier zu den Hauptvertretern einer Cultur, der sich die Christen willig unterworfen hatten. Die von dieser Cultur erzeugten humanen Anschauungen drangen tief in den Geist und die Sitten der christlichen Bevölkerung ein, und der castilianische Staat konnte um seiner selbst willen nicht umhin, die maurischen und jüdischen Elemente als gleich und vollberechtigt zu dulden und anzuerkennen. So kam es, daß sich die Juden namentlich hier als echte Söhne ihres Heimatlandes fühlten und ganz besonders die Eigenart entwickelten, welche noch ihre spätesten Nachkommen von den Enkeln der schwerbedrückten Glaubensgenossen anderer Länder merkwürdig unterscheiden. Sie zeigen deutlich, welchen gewaltigen sittlichen Einfluß der unantastbare ererbte Besitz von Grund und Boden auf die Menschen ausübt, und wie tief alle edlen Kräfte eines Volkes in der heimatlichen Erde wurzeln. Die Sicherheit und Heiligkeit ihres unbeweglichen Eigentums verlieh diesen spanischen Juden den Stempel des Selbstbewußtseins und der Unabhängigkeit und ließ sie frohen Herzens an Lust und Leid des Vaterlandes teilnehmen. Obwohl ihr Verhältnis zum Könige in Castilien gesetzlich dasselbe war wie in Aragonien, gestaltete es sich dennoch thatsächlich um vieles günstiger. Die Juden gehörten hier keiner politischen Partei an und saßen harmlos und friedlich mitten zwischen den siegreichen Christen und den unterworfenen Moslemen. Eben darum hielten sich die Könige davon überzeugt, daß sie ihnen am unabhängigsten und treuesten dienen würden. Sie wurden darum auch jetzt noch mit Vorliebe und glänzendem Erfolg zu Ratgebern, Steuerverwaltern und Finanzbeamten gewählt, und es wurde beinahe eine feststehende Einrichtung, daß die stets geldbedürftigen Könige von Castilien Juden als Almoxarifen (Schatzmeister) anstellten.

Den gleichen Schutz wie ihre gesellschaftliche Stellung fanden ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Ihre Gelehrten erfreuten sich ganz besonderen Wohlwollens, als der weise Alfons X. (1252—1284), ein Zeitgenosse Jakobs von Aragonien, derselbe,

der als Erbe der Hohenstaufen sich während des Interregnums mit dem deutschen Kaisertitel schmückte, über Castilien regierte. Jüdische Almoxarifen und Aerzte gelangten unter ihm und seinen Nachfolgern zu so großem Ansehn, daß sie oft den gewichtigsten Einfluß auf alle Staatsgeschäfte ausübten. Sie benutzten dann ihre machtvolle Stellung auch zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen und sicherten ihnen Schutz und Frieden.

Allein der verderbenbringende Rückschlag ließ auch hier nicht lange auf sich warten. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Könige ihren jüdischen Beamten schenkten, war eine schwere Sünde in den Augen der Geistlichkeit, welche seit den ersten ketzerischen Regungen immer mißtrauischer und eifersüchtiger jede Vergünstigung betrachtete, die unter Mißachtung der kanonischen Gesetze den Ungläubigen zu teil wurde. Sie suchte die vertrauten Ratgeber der Fürsten auf jede Weise zu verdächtigen. Sie reizte die Bevölkerung zum Haß gegen die Finanzbeamten auf und stellte sie als die allein Schuldigen hin, wenn sie auf Befehl ihrer stets in großer Geldnot befindlichen Gebieter die Münzen verschlechtern mußten. Dieser künstlich geweckte Groll des Volkes kam zuerst zu verheerendem und gewaltsamem Ausbruch, als sich Heinrich von Trastamare zum Kriege gegen seinen Halbbruder, den grausamen König Peter (1350—69) erhob. Er ließ die Juden, welche beharrlich dem rechtmäßigen Könige dienten, überall, wo er als blutiger Sieger einzog, rücksichtslos ausplündern und morden. Um so treuer standen sie zum Könige, der sich mit ihrer Unterstützung lange erfolgreich gegen Heinrichs Angriffe verteidigte. Peter, gegen Bruder und Verwandte, gegen Adel und Volk gleich roh und grausam, blieb ihnen dafür alle Zeit freundlich und dankbar. Aber die musterhafte Treue und Anhänglichkeit, die sie ihm bewahrten, wurde ihnen noch lange nach seinem Tode schwer verargt und übel an ihnen heimgesucht. Sie mußten sich den Vorwurf gefallen lassen, die blutigen Bürgerkriege begünstigt und ohne Not verlängert zu haben. Immer trotziger wurde darum von den Ständen des Reiches die Entlassung der jüdischen Beamten, welche trotz des allmählichen Wandels in der allgemeinen Gesinnung noch immer das Vertrauen auch der späteren Könige genossen, gefordert und bald begann das kanonische Recht in seiner

ganzen verderblichen Ausdehnung in Kraft zu treten. Wie überall in den Ländern der Christenheit war auch hier der Antritt seiner unumschränkten Herrschaft von allen Gewaltthätigkeiten des Fanatismus begleitet. Schon traten Judenverfolgungen häufiger und heftiger auf und erreichten eine entsetzliche Ausdehnung, als am 6. Juni 1391 mitten im Frieden ohne eine triftige Veranlassung zuerst die Gemeinde von Sevilla, die damals gegen 30,000 Seelen zählte, und dann diejenigen von etwa siebzig anderen Orten durch Raub und Mord einem traurigen Schicksal unterlagen.

Aber die Juden Spaniens konnten nicht an die Dauer solcher Gräuel glauben. Sie hielten sich überzeugt, daß der Sturm schnell vorübergehen müsse, und hofften, sich am besten dadurch zu retten, daß sie vorübergehend öffentlich das Christentum bekannten. Wie zur Westgothenzeit tauften sich Tausende und Abertausende aus blasser Todesfurcht und unbegrenzter Liebe zum Vaterlande. Denn zum zweiten Male bewegte sich nun das Geschick der spanischen Juden vom hellen Tageslicht des Glücks und der Freiheit zur Nacht des Elends und der Knechtschaft. Da sie ein heiteres, friedliches Dasein länger genossen hatten als die Juden anderer Länder, war ihre Lebensfreudigkeit und ihr Mut nicht so leicht zu erdrücken, wie bei den Glaubensbrüdern in Frankreich und Deutschland. Sie verbargen geheimnisvoll ihren väterlichen Glauben und übten ihn um so inbrünstiger im Stillen aus, weil sie fest und sicher an eine glücklichere Zukunft glaubten und die geliebte Heimat um alles in der Welt nicht missen mochten. Sie sollten schmerzlich und bitter enttäuscht werden.

2. Geistiges Leben der Juden.

Während des ganzen Verlaufs der zwei Jahrhunderte, von denen wir handeln, blieb das Land noch immer der Schauplatz regen geistigen Schaffens. Es erlebte gleichsam ein silbernes Zeitalter, nachdem mit dem Tode Maimuni's das goldene für die jüdische Litteratur der in moslemischen Landen lebenden Juden abgeschlossen war. Auf diesen Teil der Judenheit hatten die großen Religionsphilosophen unmittelbar gewirkt, und hierher drang jetzt aus der benachbarten Provence allmälich auch die Kenntnis von

einseitig jüdischer Forschung. Die zahlreichen Talmudgelehrten, Schrifterklärer und Philosophen Spaniens wurden dadurch unwiderstehlich in die lebhafte Bewegung der Zeit hineingezogen und veranlaßt, zu den wichtigen Streitfragen ihrer Zeit Stellung zu nehmen. Ist es auch im einzelnen unmöglich, die Meinungen und Anschauungen der Menschen nach geographischen Grenzlinien festzustellen, so kann man doch im allgemeinen behaupten, daß in Aragonien unverkennbar der Einfluß des lebhaften und beweglichen südfranzösischen Temperaments vorherrschte und hier die bedeutendsten Denker zu Freunden der maimunischen Philosophie stempelte. Das conservative Castilien dagegen wurde der erste Ausgangspunkt des heftigen Widerspruchs gegen die Aufklärung und Bildung, welche Maimuni's Schriften befürworteten und verbreiteten. Von Toledo aus sandte der geistvolle, aber hochmütige Meir Abulafia (1180—1248) nicht lange nach dem Tode des großen Mose (um 1205) ein Sendschreiben an die Weisen Lünels, in welchem er die Lehren des Meisters stürmisch und hitzig angriff. War er damals in der Welt kaum gehört und beachtet worden, so erhob er um so lauter seine anklagende Stimme, als der Streit auf der ganzen Linie entbrannt war (1232) und man von Toledo, der Hauptgemeinde Spaniens, Unterstützung für die Maimunisten zu erhalten hoffte. Seine Ansicht teilte der kluge und einflußreiche Leibarzt des Königs Jehuda Ibn Alfachar, welcher den greisen David Kimchi schroff und verächtlich abwies, als er ihn um seinen Beistand und Einfluß für die angegriffene Philosophie ersuchte.

Gleichzeitig aber erwuchs an derselben Stätte, wo man sich grollend und höhnend von der Philosophie abwandte, aus dem schwankenden Boden der Phantasie die Sumpfpflanze der Mystik. Der Geist, welcher einen festen Steg zwischen Glauben und Wissen verschmähte, schlang luftige, wilde Ranken über den dunkeln Abgrund, welchen er plötzlich unter sich sah. Alle diese verschiedenen in Spanien gleichzeitig auftretenden Geistesrichtungen fanden sich verschmolzen in einer Persönlichkeit, die zu den hervorragendsten dieser wissenschaftlichen Nachblüte gehörte, in R. Mose ben Nachman.

a) R. Mose b. Nachman (Nachmanides, רמב"ן) und seine Zeit.

R. Mose ben Nachman wurde zu Gerona um 1195 geboren und lebte daselbst als Rabbiner und Arzt. Er war ein hochbegabter Mann, der seinen Verstand von Jugend auf an den überkommenen heiligen Urkunden des schriftlichen und mündlichen Gesetzes übte und bildete. Der Talmud und die heilige Schrift waren seines Geistes Muttererde und Heimatsluft, und er kannte sie frühzeitig in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung. Ein harmonisch angelegter Charakter, sog Moses auch für sein Gemüt Nahrung aus ihnen und hing mit grenzenloser Liebe und Verehrung an den heiligen Überlieferungen der Väter.

Sie waren die selbstverständliche Voraussetzung seines Lebens, von der aus er die übrige Welt betrachtete. Darum war in Nachmanides Augen das Judentum in erster Linie nicht sowohl eine Wahrheit, die sich mit der Weltweisheit decken müsse, als vielmehr wie für Jehuda ha-Levi eine geschichtliche Thatsache, die keinerlei Beweises bedürfe. Trotzdem blieben dem gebildeten Spanier die Philosophie und die sonstige damals moderne Wissenschaft nicht fremd. Er verehrte auch Maimuni als Lehrer und nahm in seinen Büchern fleißig auf die Meinungen des großen Mannes Rücksicht, ohne freilich zu verschweigen, bis wohin er ihm folgen könne, und in welchen wesentlichen Punkten er von ihm abweichen müsse. Seiner ganzen Naturanlage, seiner frommen Denkungsart und seinem warmen religiösen Gefühle widerstrebte es durchaus, mit nüchterner Vernunft denjenigen Glauben zu prüfen, in welchem seine Väter glücklich gelebt, und die Wunder der Schrift einzig zu dem Zwecke umzudeuten, damit sie den geschulten Denker befriedigen könnten. Bibel und Talmud bedurften nach seiner Überzeugung vor dem Richterstuhle des menschlichen Verstandes überhaupt keiner Rechtfertigung, da sie ohnehin bereits den Inbegriff der höchsten Autorität darstellten. Die Wunder der Schrift faßte er nicht als bloße Sinnbilder und Umschreibungen sittlicher Gedanken auf, sondern als thatsächliche Offenbarungen Gottes. Er verstand nicht, wie man sie auch nur bezweifeln könne, wenn man doch an die größten Wunder: die Schöpfung aus dem Nichts, an die Allwissenheit Gottes und die göttliche

Vorsehung fest und sicher glaube. Bei alledem war Nachmanides als Denker und Schriftsteller zu tief gebildet und aufgeklärt, um einem blinden Glauben, wie die starren Gegner Maimunis, das Wort zu reden. Während diesen Männern jeder Buchstabe der Überlieferung als eine von Gott offenbarte Wahrheit für heilig galt, über die dem Menschen ein eigenes Urteil überhaupt nicht zustände, nahm R. Moses einen tieferen Sinn der Gesetze an, den der Weise erforschen müsse. Nur mochte er dazu nicht die nüchterne Philosophie benutzen. Denn sie griff mit allzu rauher und schonungsloser Hand in den geweihten Bereich seines Glaubens ein. Er zog es vielmehr vor, durch geheimnisvoll mystische Deutung in das Wesen der Schrift einzudringen. Er glaubte an eine in jedem Buchstaben der heiligen Schrift verhüllte geistige Wahrheit, welche nur der Eingeweihte dadurch zu entziffern vermöge, daß er die Worte der Thora mannichfach zusammenzusetzen und sie zu wunderwirkenden, heilspendenden Gottesnamen umzubilden verstehe.

Ein Geist, der einen so vollkommenen Ausgleich zwischen Glauben und Wissen gefunden zu haben meinte, konnte es nicht begreifen, zu welchem Ende sich die Vertreter beider Mächte, die des einseitigen Wissens und des einseitigen Glaubens, so schroff und rücksichtslos bekämpften. Sein pietätvolles Gemüt fühlte sich auf das tiefste verletzt, wenn ein Schriftkundiger den andern voll Haß und Verachtung schmähte. Schon in der Jugend war es für Nachmanides ein Herzensbedürfnis, vorhandene Gegensätze auszugleichen und zwischen denselben zu vermitteln[1]). Darum schrieb er schon als Jüngling eine von seltenem Scharfsinn und Wissen zeugende Arbeit[2]), in welcher er den hochverehrten al-Fâßi gegen die Angriffe Serachia ha-Levis verteidigte. Diese und andere halachische Schriften vermehrten seinen Ruf. Die Thätigkeit der französischen und deutschen Glossatoren war damals im ganzen abgeschlossen und wurde nun als Grundlage betrachtet, an welche neue Bemerkungen angelehnt und auf welcher neue Schlüsse errichtet werden konnten. Solche Neuigkeiten[3]) verfaßte Nachmanides und wurde

[1]) Vergl. S. 221.

[2]) Er nannte sie מִלְחֲמוֹת ה׳, Gotteskämpfe.

[3]) חִדּוּשִׁים

bereits zu den bedeutendsten Lehrern Spaniens gezählt, als Maimuni's Anhänger und Feinde einander heftig und rücksichtslos angriffen und in den Bann thaten. Da er jeder Streitsucht und Rechthaberei durchaus abhold war, hätte er sich gewiß am liebsten von dem Kampfe gänzlich ferngehalten. Er wurde aber fast widerwillig von den Vorgängen mit fortgerissen und schließlich zu einer entschiedenen Meinungsäußerung gedrängt. In seiner harmlosen Friedfertigkeit schlug er den Hadernden vor, die Beschäftigung mit dem Mischneh-Thora mit Einschluß des ersten Buches desselben, in welchem die philosophischen Grundlagen der Religion entwickelt wurden, zu gestatten, und nur das Studium des rein philosophischen „Führers" bei Strafe des Bannes zu verbieten Für diese Ansicht schmeichelte er sich selbst Maimuni's Sohn und seine unbedingten Verehrer gewinnen zu können. Aber sein mildes und besänftigendes Wort verhallte in der Hitze und Erbitterung des Kampfes völlig ungehört. Durch wohlgemeinte Vermittlungsvorschläge war damals der tief erschütterte Friede nicht mehr herzustellen.

Allein die Ausgleichung der Gegensätze, welche ihm auf dem Kampfplatze des Lebens mißglückte, gelang ihm um so trefflicher auf dem Gebiete seines litterarischen Schaffens. Wir verdanken ihm als die reifste Frucht seines Geistes seinen Commentar zur Thora, in welchem er die wissenschaftlichen Erkenntnisse beider feindlichen Richtungen zu versöhnen trachtete. Er vereinigte darin die besten Gedanken Raschis, Ibn Esras und Maimunis zu edler Harmonie und verwob sie mit seinen eigenen bald tiefsinnigen, bald träumerischen, mystischen Andeutungen und Auslegungen. Sein heller Geist und sein edles Sprachgefühl ließen ihn das Wort der Schrift in seiner ganzen Tiefe erfassen. Er gab nicht nur treffliche Wort- und Sacherklärungen, sondern wies namentlich mit großen Nachdruck immer wieder auf den einheitlichen Zusammenhang des ganzen Fünfbuchs hin. Jedem einzelnen Buche der Thora schickte er eine kurze und klare Inhaltsangabe voraus, damit der Leser den Faden der Entwicklung als die Hauptsache stets scharf im Auge behalte. Die heilige Schrift war ihm die Summe der höchsten und lautersten Weisheit, in ihrem Text spiegelte sich für ihn alles wieder, was den Himmel und die Erde

füllet. Hier fand er nicht bloß tiefe Erkenntnisse, welche die Philosophie erst mühsam mit Hülfe ihrer geschulten Denkkraft aufsuchen mußte, sondern auch die fertigen festen Grundlagen der religiösen Gesinnung und Überzeugung, in welcher er lebte. Und gleich seinem großen Geistesverwandten Jehuda ha-Levi erfüllte ihn eine glühende Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Dort suchte er wirklich Ruhe für seinen flüchtigen Fuß, als er, in Folge der Religionsdisputation zu Barcelona, Aragonien meiden mußte. Der Papst hatte Kunde von seiner freimütigen Verteidigung des Judentums erhalten und den König Jakob gedrängt, einen so kühnen, gefährlichen Mann des Landes zu verweisen. Nachmanides kam als Greis nach Jerusalem und beklagte schmerzlich die Verödung der Stadt und die Verkommenheit und Unwissenheit der wenigen dort eingewanderten Glaubensbrüder. Aber er suchte die Enttäuschung zu verwinden, indem er sich einen gesegneten Wirkungskreis schuf. Er ordnete die Verhältnisse der kleinen Gemeinden und regte sie zum Bau von Gotteshäusern an. Auch den Sinn für Kenntnisse weckte er bei den Glaubensgenossen und sammelte zahlreiche Schüler aus Palästina und den benachbarten Landschaften um sich, welche er im Talmud und in der Bibel unterwies. Hier auf heiligem Boden legte er die letzte Hand an die Vollendung seines Pentateuch-Commentars. Drei Jahre nach seiner Einwanderung in Palästina soll er um 1270 daselbst gestorben sein. Während Nachmanides alle Geistesrichtungen seiner Zeit in seiner Person glücklich vereinigte, lebten neben und nach ihm einzelne hervorragende Männer, welche einseitig bald auf dem Gebiete der Mystik, bald auf dem der Halacha einen dauernden Einfluß gewannen. Am gewaltigsten war der Umschwung, welchen in jenem Zeitalter die jüdische Mystik durch die litterarische Thätigkeit des Mose de Leon erfuhr.

b) Mose de Leon Der Sohar.

Mose ben Schemtob de Leon lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an verschiedenen Orten Spaniens, besonders in Castilien. Er wandte sich den phantastischen Andeutungen und tiefsinnigen Überlieferungen wunderbarer Geheimnisse, welche man Kabbalah nannte, mit ganzer Seele zu und

suchte, wie viele seiner Zeitgenossen, in der Beschäftigung mit denselben den Seelenfrieden, welchen die früheren Geschlechter durch das unabläßige Bemühen, den klaffenden Widerspruch zwischen dem naiven Glauben der Altvordern und den Ergebnissen der damals modernen Philosophie auszugleichen, vergebens zu erringen getrachtet hatten. Auf die stürmisch bewegte Zeit, welche alle Seelenkräfte aufs Äußerste angespannt hatte, folgte jetzt eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Der überangestrengte Geist versank in eine Art angenehmen Schlummers und flüchtete aus der kleinlichen Wirklichkeit in das Reich der Träume. Die Phantasie begann ihre Thätigkeit und trieb ein gaukelhaftes Spiel mit den Gedankenfäden, welche dem Geist beim Einschlummern entglitten waren. Und während sie thatsächlich nebelhafte Spukgestalten erzeugte, glaubte sie in Wahrheit Ausflüsse der höchsten Weisheit ans Licht gebracht zu haben. Erkannte nicht auch Jehuda ha-Levi die Phantasie als die Zauberkraft an, welche einen von allen Erdenschlacken geläuterten und sich nur der Betrachtung hingebenden Menschen zum Propheten erheben könne? Für seinen reinen Sinn blieb jedoch diese Anschauung nur ein leuchtender Stern, der den dunklen Erdenpfad erhellen und die irrende Seele zu Gott leiten sollte. Sie wurde ihm kein Irrlicht, das seine Vernunft auf schwankenden Moorgrund lockte, woselbst sie Zügel und Gesetz verlor. Ihm innig seelenverwandt, gab sich auch Nachmanides lieber den weihevollen Schauern tiefsinniger Mystik hin, die für ihn das Gotteswort ausströmten, als daß er es mit seinem nüchternen Verstande zu prüfen und daran zu deuteln gewagt hätte. Auch er räumte der Vorstellungskraft die Fähigkeit ein, den Zusammenhang zwischen dem Leiblichen und Geistigen zu finden und deutete in seinem Pentateuch-Commentar überall auf die tiefere Wahrheit hin, welche die heilige Schrift in sich berge und nur dem eingeweihten, sich ganz in sie versenkenden Jünger enthülle. Er benutzte angeblich uralte, heilige Ueberlieferungen bei seiner neuen mystischen Erklärungsweise und machte dieselben zum ersten Male unbedenklich zum Gemeingut der Gesamtheit Israels. Freilich folgte er damit nur dem Triebe seiner Zeit, welcher in dem Streben gipfelte, die Fragen über das Wesen Gottes und über seinen Zusammenhang mit der Welt auf

myſtiſchem Wege zu beantworten, nachdem die Verſuche zur philoſophiſchen Löſung jenes Problemes geſcheitert waren, und Moſe de Leon war der Mann, welcher für dieſe in der Luft ſchwebende Wiſſenſchaft die neue, eigenartige Form zu ſchaffen wußte. In dem Gefühl, das Kind einer Zeit zu ſein, die von der Höhe geiſtiger Blüte und wiſſenſchaftlicher Erkenntnis abwärts führte, ſchob Moſe ſeine eigene Weisheit einem würdigeren Vater unter, einem tannaitiſchen Weiſen der Vorzeit, den die Legende von jeher als den Beſitzer geheimnisvoller Überlieferungen pries. Er behauptete, eine Schrift des R. Simon b. Jochai[1]), der, geheimnisvollen Forſchungen und ſtrengen Bußübungen hingegeben, dreizehn Jahre lang einſam in einer Höhle gelebt haben ſoll, zu beſitzen und teilte ſie unter dem Namen Sohar[2]), Lichtglanz, ſeinen Zeitgenoſſen mit. Das Buch Sohar iſt ein myſtiſcher Midraſch am Faden der Schrift, eine allegoriſche Auslegung in einem phantaſtiſchen, fremdartigen Gewande. Um jedem Erſtaunen über die ſpäte Entdeckung des Buches vorzubeugen, prohezeit R. Simon ben Jochai in demſelben, daß erſt zu Beginn des ſechſten Jahrtauſends nach Erſchaffung der Welt, alſo um 1240 nach der chriſtlichen Zeitrechnung, das Licht hervorbrechen, bis dahin aber den Menſchen verborgen bleiben werde. Das Werk erſchien in chaldäiſcher Sprache, und die wenig meiſterhafte Anwendung dieſes Idioms wurde die erſte Verräterin der Täuſchung; denn ſie zeigte dem Kritiker, daß der Schreiber das Chaldäiſche keineswegs beherrſchte und geläufigen Ausdrücken und Wendungen falſche Bedeutungen unterſchob.

Als Moſe de Leon ſtarb und ſeine Familie in ſehr dürftigen Verhältniſſen zurückließ, boten Verehrer der Kabbalah der Wittwe eine hohe Summe an, wenn ſie die Urſchrift vorzeigen und ausliefern könnte. Aber die einfache Frau geſtand in ihrer Treuherzigkeit zu, daß ihr Mann eine ſolche nie beſeſſen und den Sohar ſelbſt verfaßt habe. Nur deshalb hätte er ſeine Weisheit einem älteren Lehrer in den Mund gelegt, damit ſie ſchneller

[1]) Er blühte um 150. Vgl. I, S. 235.

[2]) זֹהַר

großes Ansehen gewinne und sich verbreite. Ob Mose einen gewöhnlichen Betrug aus bloßer Gewinnsucht verübt oder selbst an seine Erleuchtung geglaubt habe, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Das aber steht fest, daß sein Buch die Geister so mächtig ergriffen hat, daß es die Grundlage der Kabbalah blieb, auf der immer wieder neue Träumer ihre Luftschlösser erbauten, wenn die klare Denkkraft entschlummert war.

Es wäre übrigens thöricht zu glauben, daß der Sohar nur verworrene Phantasien und unhaltbare Träumereien in bunter Reihenfolge vorführe. Er ist vielmehr reich an tiefsinnigen und anregenden Gedanken, die er aus dem Talmud, dem Midrasch und der späteren Litteratur, ohne freilich seine Quellen zu nennen, zusammengetragen hat, wie er es auch versteht, dieselben mit herzergreifender Wärme, hin und wieder sogar mit hinreißender Glut der Begeisterung vorzutragen. Besonders gebührt ihm das Verdienst, den in seinen engen Gedankenkreis gebannten Sinn vor der Verknöcherung durch die ausschließliche Beschäftigung mit dem streng gesetzlichen Teil des Judentums bewahrt zu haben. Als Muster seines Stiles geben wir das ihm entnommene schöne Gebet, welches in vielen Gemeinden beim Herausnehmen der Thorarollen vor geöffneter heiliger Lade verrichtet wird. Seine Abfassung wird in der Urschrift dem R. Simon b. Jochai persönlich zugeschrieben. Man liest daselbst[1]):

„Es spricht R. Simon: Wenn man das Buch der Thora in versammelter Gemeinde herausnimmt, um darin zu lesen, dann thun sich auf die himmlischen Thore des Erbarmens und erwecken die Liebe in der Höhe, und es gebührt sich, daß der Mensch, wie folgt, spreche: Gelobt sei Dein Name, Herrscher der Welt, gelobt Deiner Allmacht Krone und Stätte! Möge Deine Gnade sein mit Deinem Volke Israel in Ewigkeit, und die siegreiche Macht Deiner Rechten laß Dein Volk schauen in Deinem Heiligtum; laß uns zuströmen den Segen Deiner Erleuchtung, und nimm unser Gebet an in Liebe. Möge es Dein Wille sein, daß Du uns in Gnaden das Leben verlängerst, und laß mich meine Stelle haben in der Mitte der Frommen, daß Du Dich mein erbarmest, mich schützest und all die Meinigen und die Deinem Volke Israel angehören. Du ja speisest Alle und verpflegtest Alle, Du, der herrschet

---

[1]) Sohar, Abschnitt וַיַּקְהֵל, II, S. 206a. Das in die üblichen Gebetsammlungen aufgenommene Stück beginnt mit den Worten בְּרִיךְ שְׁמֵה

über Könige, und die Herrschaft ist Dein. Ich stehe hier als Knecht des Heiligen, Hochgelobten. Vor ihm beuge ich mich und vor der Würde seiner Lehre zu jeglicher Zeit. Auf keinen Sterblichen verlasse ich mich, und keinen, der Göttlichkeit sich zuspricht, stütze ich mich, — nur auf den Gott des Himmels, der da ist ein Gott in Wahrheit, und dessen Lehre ist Wahrheit, und dessen Propheten sind Wahrheit, und der in reicher Fülle übt Thaten der Liebe und Wahrheit; auf ihn vertraue ich, und seinem Namen, dem heiligen und weihevollen, spende ich Loblieder. Möge es Dein Wille sein, daß Du öffnest mein Herz für die Lehre und erfüllest die Wünsche meines Herzens und des Herzens Deines ganzen Volkes Israel zum Guten, zum Leben und zum Frieden. Amen!"

Die meisten und begeistertsten Anhänger fand der Sohar in Italien und dem Orient und später im slavischen Osten Europas. In Spanien erlangte die Kabbalah nicht die Alleinherrschaft, weil ihr das Talmudstudium daselbst das Gleichgewicht hielt. Als der Sohar erschien, blieben die besten und tiefsten Geister vornehmlich der Beschäftigung mit der Halacha zugewandt, wenn sie sich auch nicht ganz dem Einfluß der mystischen Weltanschauung zu entziehen vermochten. Den ersten Platz unter ihnen nahm damals Nachmanides Schüler, Ibn Aderet, ein.

c) Salomo Ibn Aderet (RSchBA)[1].

R. Salomo b. Abraham Ibn Aderet lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (etwa 1235—1310) als Rabbiner zu Barcelona. Er war von Jugend auf vollständig im Talmud heimisch und wurde durch sein umfangreiches Wissen und durch das Ansehen, welches man seiner sittlichen Persönlichkeit zollen mußte, ein unerschütterlicher Fels in dem wogenden Meer seiner stürmisch bewegten Zeit. Tief und gründlich war sein Blick für die Halacha, gerade und logisch scharf sein Urteil in gesetzlichen Entscheidungen. Denn als Nachmani's würdigster Schüler räumte er nach der Weise seines Meisters zwar dem Talmud die höchste Autorität in allen Dingen ein, besaß daneben aber auch philosophische Bildung, die ihn befähigte, nicht nur mit folgerichtiger und verständiger Denkweise an die halachischen

[1]) רַבִּי שְׁלֹמֹה בֶּן אַבְרָהָם (בֶּן אֲדֶרֶת) רַשְׁבָּ"א

Probleme heranzutreten, sondern auch ein volles Verständnis für die Geisteskämpfe seiner Zeit zu gewinnen. Indem er die Philosophie unwillkürlich zur Erklärung des tieferen Sinnes der Gesetze heranzog, duldete er gern, daß sie dem Studium der religiösen Wahrheiten diene, nicht aber, daß sie selbstherrschend das ganze Gebiet des Glaubens sich unterwerfe. Auch für die Kabbalah besaß RSchBA durch Nachmanides Einfluß eine gewisse Ehrfurcht. Er erblickte in ihr einen Schatz, welcher den bevorzugten Geistern zu eigen gegeben sei, nicht aber ein Spielzeug, geeignet für die große Masse des Volkes.

Als das eigentliche Hauptfeld seiner Thätigkeit betrachtete er jedoch das Gebiet der Halacha, in der er durch seinen musterhaften Fleiß Überraschendes leistete. Er schrieb wie sein Lehrer neue Anmerkungen zu verschiedenen talmudischen Traktaten und erteilte bereitwillig Rechtsbescheide auf die unendliche Zahl von Anfragen, welche von allen Seiten an ihn gerichtet wurden. Sechstausend solcher Gutachten sind von ihm erhalten, von denen jedoch nur etwa die Hälfte durch den Druck verbreitet ist. Der Verfasser gab in denselben nicht blos kurze Entscheidungen, sondern führte dem Fragenden klar und deutlich die Begründung und Entwicklung des Rechtsspruches aus den Quellen vor und ließ so gleichsam ein selbständiges Urteil im Geiste des Lesers entstehen.

Derartige umfassende Geistesarbeiten, wie sie ihm und anderen Meistern seiner Zeit zu verdanken sind, erweiterten den halachischen Wissensstoff ins Ungemessene. Alle seit dem durch Maimuni's Mischneh-Thora erfolgten ersten Abschluß des Materials neu hinzugekommenen Erörterungen handschriftlich zu besitzen, kostete damals solche Opfer an Zeit, Mühe und Geld, daß die Gelehrten immer wieder übersichtlicher praktischer Sammlungen des Ganzen in Handbüchern bedurften. Eine solche kurze und gedrängte Übersicht der alten und neuen Materialien versuchte RSchBA den Wissensdurstigen wenigstens für einige wichtige Gebiete der religiösen Praxis zu geben.

Durch alle diese Leistungen und Bemühungen wurde er der angesehenste Führer und Lehrer der spanischen Juden seiner Zeit. Was sie irgend wie berührte, wurde auch vor ihn gebracht, und er konnte in keinem Falle mit seinem Urteil über die Tagesfragen

zurückhalten. Zwei Dinge aber waren es namentlich, welche die Gemüter seiner Zeitgenossen am tiefsten ergriffen. Der auf die Gewinnung der Juden für den Kirchenglauben gerichtete Bekehrungseifer der Christen hatte sich auch nach dem Tode des Königs Jakob[1]) nicht gelegt. Die Dominikanermönche studierten vielmehr die hebräische und arabische Litteratur, um aus derselben ihre Waffen zum Kampfe gegen das Judentum zu holen und verfaßten feindselige Bücher voll falscher Anschuldigungen gegen den jüdischen Glauben und voll scheinbarer Beweise für die Wahrheit des Christentums. Solche gefährliche Schriften für seine Glaubensgenossen wirkungslos zu machen, war Ibn Aderet eifrig bemüht, indem er mit Milde und Scharfsinn die Haltlosigkeit der christlichen Aufstellungen nachzuweisen verstand. Mächtiger als diese litterarische Arbeit zur Abwehr äußerer Angriffe war sein Verhalten gegenüber der gleichzeitigen geistigen Bewegung innerhalb der Glaubensgemeinschaft Israels. Im Streit um die Schriften des Maimuni waren bekanntlich die Eiferer bis um 1233 in der Provence so leidenschaftlich vorgegangen, daß sie schließlich einen Eingriff des christlichen Ketzergerichts veranlaßt hatten[2]). Von den unheimlichen Folgen dieses fanatischen Schrittes waren jedoch alle Beteiligten damals derartig entsetzt, daß sie Jahrzehnte lang reuig die gegenseitigen Vorwürfe auf sich beruhen ließen. Eine innere Übereinstimmung der Gemüter war dadurch aber keineswegs hergestellt. Die Vorliebe für die philosophische allegorisierende Auffassung der Bibel verleitete die Freunde solcher Deutungen nicht selten zu ernsten Zweifeln an der Verbindlichkeit des Gesetzes und selbst zu thätlicher Mißachtung religiöser Pflichten. Die Verächter der Philosophie aber spannen im Gegensatz hierzu die Halacha immer weiter um das ganze jüdisch-religiöse Leben oder verloren sich einseitig in mystisch-kabbalistischen Träumereien. So gerieten die geistlosen Nachbeter der großen philosophischen und tossafistischen Meister auf bedenkliche Irrwege, und die Gemeinde Montpellier in der Provence wurde in den Tagen Ibn Aderets

---

[1]) oben S. 183.

[2]) oben S. 180.

zum zweiten Mal der Schauplatz, auf welchem die Vertreter beider Lebensanschauungen hart aneinander gerieten.

Hier lebte um 1300 Abba Mari ben Mose, welcher mit Feuereifer gegen die nach seiner Überzeugung dem Judentum schädliche Philosophie zu Felde zog. Er verlangte eine rücksichtslose und unbedingte Verurteilung der Ausschreitungen und wollte grundsätzlich den Quell verschüttet sehen, aus dem das gefährliche Gift des Unglaubens strömte, und die Beschäftigung mit Philosophie und Naturwissenschaft wenigstens der Jugend verwehrt wissen. Da Abba Mari zu einem derartigen Vorgehen selbst nicht die genügende Macht besaß, suchte er den einflußreichsten Mann seiner Zeit, R. Salomo Ibn Aderet, für sich zu gewinnen. Er schilderte dem milden, allen Ausschreitungen abgeneigten Gelehrten die drohende Gefahr, in welcher das Judentum schwebe, wenn er nicht schleunigst die fremde Forschung der Jugend verbiete, und behauptete ihm gegenüber, daß die ganze große Gemeinde von Montpellier der Ächtung der Wissenschaft freudig zustimmen werde. In diesem Punkt aber befand sich Abba Mari in einem verderblichem Irrtum. Es bestand vielmehr eine bedeutende und rührige Gegenpartei, welche vor jedem gewaltsamen Schritte warnte und sich lebhaft bemühte, den gefeierten Ibn Aderet von feindseligen Entschlüssen fernzuhalten. Allein der bejahrte und keineswegs fanatische Meister ließ sich endlich doch durch die Rücksicht auf die Gefahr überhandnehmender Unfrömmigkeit bewegen, einen feierlichen Bannspruch wenigstens über denjenigen zu verhängen, der sich während der nächsten 50 Jahre vor zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Lebensjahre mit den profanen Wissenschaften, die Arzneikunst ausgenommen, beschäftigen werde. Dieses Urteil wurde am Sabbath, 26. Juli 1305, in der Synagoge zu Barcelona verkündigt und sollte fünfzig Jahre lang Gültigkeit haben. Da jede Gemeinde selbständig war, so mußte Ibn Aderet darauf bedacht sein, die Zustimmung zu seiner Maßregel allmählich bei den einflußreichen und maßgebenden jüdischen Gemeinwesen der beiden Nachbarstaaten durchzusetzen, was keineswegs so leicht war, wie Abba Mari sich selbst und den greisen Rabbi hatte glauben machen wollen. In Spanien selber gewann die Ansicht, daß die Wissenschaft das Judentum untergrabe, erst einige Geltung, als Ibn Aderet

bereits tot war und einer seiner aus dem Osten eingewanderten Jünger und Freunde die maßgebendste Persönlichkeit in religiösen Angelegenheiten für die Juden dieses Landes geworden war.

d) R. Ascher ben Jechiel (ROSch).[1])

R. Ascher oder Ascheri war ein deutscher Jude von hervorragender Talmudkenntnis. Er war ein Jünger des damals berühmtesten Talmudlehrers in Deutschland, des R. Meir von Rothenburg, und von diesem ganz ausschließlich in dem Gesichtskreise der Tossafisten herangebildet. Traurige Vorgänge in seiner Heimat zwangen ihn zur Auswanderung in die Ferne, und er kam im Jahre 1305 mit seiner Frau und acht Söhnen nach Toledo, woselbst man den scharfsinnigen Gelehrten bald zum Rabbiner machte. Ascheri verpflanzte die enge und gedrückte Lebensanschauung der deutschen Juden nach den heiteren Gefilden Spaniens. In seinem Heimatlande beschränkten sich die Glaubensbrüder mit Absicht und Bewußtsein auf ein einziges Gebiet der Geistesthätigkeit. Sie sahen den Talmud als den einzigen Quell für Geistesnahrung und Herzenslabsal an und verabscheuten nahezu jeden irgend fremden Gedanken als den Ausfluß einer feindseligen Welt, die den Juden gehässig und roh aus ihrem Leben und Schaffen gestoßen hatte. Wie wunderbar mußte es den frommen, ernsten R. Ascher berühren, als er in Spanien fromme Männer fand, die für nichtjüdisches Wissen mit Begeisterung eintraten und mit ihren Glaubensgenossen um die Berechtigung kämpften, sich die fremden Geistesschätze anzueignen, ja als er sogar Talmudweise kennen lernte, die der allgemeinen Bildung durchaus nicht abhold waren. Selbst der durch peinliche Frömmigkeit ausgezeichnete R. Salomo Ibn Aderet, den er bald wie einen Lehrer verehren lernte, mußte ihm nach den Anschauungen, in welchen er aufgewachsen, wie ein unbedachter Freigeist erscheinen. Voll unbedingter Hingebung an jene Talmudweisheit, die mit unendlicher Liebe und Sorgfalt den halachischen Lehrstoff zusammentrug, um den

---

[1]) רבנו אשר = ראש

Zaun der Lehre nur recht dicht und undurchdringlich zu machen, hörte Aſcheri in Spanien die Lehrer und Führer Israels in aller Ernſthaftigkeit Dinge erörtern, welche dem gläubigen Sinn in Deutſchland als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzungen galten, die keiner Erörterungen bedurften. Über die Schöpfung der Welt zu grübeln, ſchien ihm Zeitvergeudung oder Sünde, und er mag mit Eifer und Nachdruck Ibn Adret darin beſtärkt haben, über ſolches Gebahren den Bann zu verhängen. Trotz alledem wirkte Ibn Adrets philoſophiſch angehauchte Methode auf den begabten Jünger der einſeitig toſſaphiſtiſchen Lehrweiſe, und Aſcheri vereinigte bald den Scharfſinn der deutſchen mit der philoſophiſchen Denkweiſe der ſpaniſchen Meiſter in ſeinem Geiſte und in ſeinen wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſen. Sein Wiſſen und ſeine ſtrenge, bußfertige Sittlichkeit machten auf ſeine Umgebung einen unauslöſchlichen Eindruck und ſicherten ihm einen bleibenden und nachhaltigen Einfluß. Denn wenn er auch das damals moderne Wiſſen ſeiner Landsleute verſchmähte, beſaß er nichts deſto weniger eine wahrhaft vornehme Herzensbildung Die Denkweiſe, welche er ſeinen Kindern als Teſtament hinterließ, atmet dieſelbe demütige, friedfertige und liebevolle Geſinnung, welche ſchon dreihundert Jahre früher ſein großer Ahn R. Elieſer. b. Iſaak aus Mainz in einem gleichnamigen Buche „Orchot Chajjim[1])“ ausgeſprochen hatte Manche goldene Lebensregel hat R. Aſcher in jenem trefflichen Sittenbuche niedergelegt.

„Thue ab die Stützen, welche dir Menſchen reichen“, heißt es daſelbſt, „mache Geld nicht zu deiner Lebenshoffnung; das iſt zum Götzendienſt der Schritt. Vielmehr wandle in Demut vor deinem Schöpfer und gieb, wo es ſein Wille iſt, dein Geld fort, den Erſatz kann er dir gewähren. Gieb leichter Geld als Worte von dir; das böſe Wort lege auf die Wage des Verſtandes, bevor du es ausſprichſt. . . . Siehe nicht auf den, der im Reichtum über dich emporgeſtiegen, ſondern auf die hinter dir Zurückgebliebenen. Aber in dem Dienſte und in der Furcht Gottes ſieh auf den Größern, nie auf den Geringern. Freue dich mit Zurechtweiſungen, nimm Rat an und willig die Belehrung; erhebe dich nicht ſtolz über die Menſchen, bleibe der Staub, auf den alle treten Rede nicht mit harter Hoffart, bleibe nicht hartnäckig, ſondern ſei gottesfürchtig. Hebe die Hand nicht auf gegen deinen Nächſten, auch wenn er vor dir deine Eltern läſtert; rede von niemandem Böſes, verſpotte und verläumde keinen Menſchen, und hat jemand

[1]) אֹרְחוֹת חַיִּים

Unschickliches gesprochen, so gieb ihm keine freche Antwort . . . . Nie unterlasse, dir Freunde zu erwerben und halte auch einen Feind nicht für zu gering. Gilt es einen treuen Gefährten, so sei nicht lässig, ihn dir anzuschaffen, und sorgfältig bewahre ihn, aber Schmeicheln und Falschheit halte fern von ihm. Strebe nicht nach dem eitlen Ruhm, Recht zu haben gegen einen Weisen; du wirst nicht weiser davon. . . . . Bleibe dankbar jedem, der dir zu deinem Brote geholfen; sei aufrichtig und wahr gegen jedermann, auch gegen Nichtjuden; grüße jeden zuerst, ohne Unterschied des Glaubens; erzürne keinen fremden Glaubensgenossen. . . . . Jage deinen Hausgenossen keine zu große Furcht ein, es ist hieraus schon viel Unheil entstanden . . . ."
(Zunz).

Das Hauptwerk seines Lebens ist eine Zusammenstellung aller maßgebenden gesetzlichen Entscheidungen in der Reihenfolge, in welcher sie nach der herkömmlichen Ordnung der talmudischen Traktate auf einander folgen. Alles im Talmud vorkommende, durch den Meinungsaustausch der Amoräer entstandene Beiwerk ist weggelassen und überall nur die für das religiöse Leben maßgebende Entscheidung angegeben und begründet. Mit emsigem Fleiß und gründlicher Sachkenntnis fügte ROSch jedes Mal die Ansichten der nachtalmudischen Lehrer über den vorliegenden Fall hinzu und berücksichtigte dabei besonders die Tossafisten. Auch selbständige, scharfsinnige Erörterungen sind nicht selten eingestreut. Auf diese Weise brachte er einen großen Teil der wissenschaftlichen Ergebnisse, welche die früheren Jahrhunderte zu Tage gefördert hatten, für die späteren Geschlechter in Sicherheit. Das ganze umfangreiche Gebiet abermals zu einer höheren Einheit zu verschmelzen, blieb seinem gelehrten Sohne, dem Erben seines Geistes, R. Jakob, vorbehalten.

e) R. Jakob b. Ascher.

R. Jakob war der vierte Sohn seines Vaters R. Ascher. Ihm war das Glück nicht hold. Er lebte in ärmlichen Verhältnissen und hatte stets mit Not und Sorgen zu kämpfen. Ein hohes Alter hat er wohl kaum erreicht und starb schon ums Jahr 1340. In unausgeglichenem Mißverhältnis zu seinen irdischen Glücksgütern standen die reichen und gediegenen Geistesschätze, die er besaß. Mit sämtlichen litterarischen Erzeugnissen der nordfranzösischen, deutschen und spanischen Halachisten war er auf

das gründlichste und eingehendste bekannt und benutzte seine vollkommene Beherrschung dieses umfangreichen und ausgedehnten Wissensgebietes dazu, um den ganzen weitschichtigen Stoff nach einem eigenen, klaren und durchsichtigen Plane zu ordnen. Alle religiösen Vorschriften, welche nur auf die politische Gemeinschaft Israels im heiligen Lande Bezug haben, schloß er grundsätzlich aus und beschränkte sich zum ersten Mal auf die Behandlung derjenigen Gesetze, welche die in der Fremde lebenden Juden erfüllen müssen.

Sein Buch besteht aus vier Abteilungen, welche er, weil daraus wie aus den Edelsteinreihen auf dem Brustschild auf alle Fragen die Antwort zu holen war, die vier Turim[1]) nannte. Der erste Teil bespricht den Gottesdienst im engeren Sinne, nämlich das Gebet und die Gesetze, die auf die Feier des Sabbaths und der Feste Bezug haben[2]). Im zweiten Teil sind diejenigen Vorschriften behandelt, welche dazu dienen, das tägliche Leben des Israeliten zu weihen und zu heiligen[3]). Der dritte Abschnitt enthält das Eherecht[4]) und der vierte das bürgerliche Gesetz und das Strafrecht, so weit es ein Rabbiner zu handhaben befugt ist[5]). Alle Bestimmungen sind bis auf die geringste Einzelheit mit peinlicher Gewissenhaftigkeit gesammelt und für den bequemen, praktischen Gebrauch übersichtlich zusammengestellt. Der Verfasser schrieb in erster Linie nicht für den Forscher, welcher den religiösen Gedanken der Gesetze erkennen will, sondern hatte nur den Wunsch, den Rabbinern seiner Zeit eine Richtschnur für ihre praktischen Entscheidungen in die Hand zu geben. Wie trefflich es diesen Zweck erfüllte, zeigt die große Beliebtheit, welche es allgemein gewann und bis auf die Gegenwart behauptet hat.

Wir besitzen außerdem einen Bibelcommentar von R. Jakob, in welchem wir zwei Bestandteile unterscheiden können. Er giebt

---

[1]) אַרְבָּעָה טוּרִים (2. Mos. 28,17).

[2]) Er heißt אֹרַח חַיִּים, „Pfad des Lebens".

[3]) Er heißt יוֹרֶה דֵּעָה und „lehrt die Erkenntnis".

[4]) אֶבֶן הָעֵזֶר, „Stein der Hülfe".

[5]) Er heißt חֹשֶׁן מִשְׁפָּט, „Brustschild des Rechtes".

zuerst überall mit Heranziehung der großen Vorgänger treffliche Wort- und Sacherläuterungen. Daneben führt er eine ganz neue Erklärungsweise durch, indem er versucht, die überlieferten haggadischen Deutungen als schon im Texte befindlich und erkennbar aufzuzeigen und so die Übereinstimmung des Wortlautes mit dem Midrasch nachzuweisen. Ein kurzes Beispiel möge diese eigenartige Deutungsweise dem Verständnis näher bringen. Zu dem ersten Verse des Pentateuch bemerkt er folgendes:

„Es findet sich im Midrasch, daß das erste Wort der heiligen Schrift[1]) darum mit dem zweiten Buchstaben des Alphabets, Beth, beginnt, weil mit demselben Buchstaben die gewöhnliche hebräische Bezeichnung für Segen[2]) anfängt, während der erste Buchstabe Aleph der Anfangsbuchstabe des Wortes ist, welches auf den Fluch[3]) hindeutet. Gott sprach: Ich werde die Thora mit Beth, dem Buchstaben, welcher Segen in sich birgt, beginnen lassen, damit die Welt zum Segen bestehe. — Aus den Buchstaben des ersten Wortes[4]) lassen sich zwei Wörter bilden, welche das Haupthaus[5]), das oberste, erste Haus bedeuten. Das deutet an: der erste Tempel war das zuerst geschaffene Gotteswerk, von welchem wir im Propheten Jeremias (17,12) lesen: „Als Thron der Herrlichkeit ist erhöht seit Anbeginn der Ort unseres Heiligtums." — Die ersten beiden Worte der heiligen Schrift haben in ihrem Zahlenwert[6]) ebenso viel, wie die Worte: „am Neujahrsfeste ist sie geschaffen worden." (Diese Übereinstimmung weist also auf die Überlieferung hin, daß der erste Tischri der Tag der Weltenschöpfung gewesen ist.) Oder: Das erste Wort hat den gleichen Zahlenwert wie die Worte: „um der Thora willen hat er (die Welt) gebildet"[7]). Oder: Es hat gleichen Zahlenwert mit den Worten: „Israel hat er ausgewählt aus den Völkern"[8]), und ferner mit den Worten: „Die 613 (religiösen Pflichten) hat er geschaffen"[9]).

---

[1]) בְּרֵאשִׁית

[2]) בְּרָכָה

[3]) אֲרוּר

[4]) Vgl. Anm. 1.

[5]) בֵּית רֹאשׁ

[6]) Bekanntlich dienen im Hebräischen (wie u. A. im Griechischen) die einzelnen Buchstaben zugleich als Zahlzeichen. Danach haben die beiden ersten Worte der Thora בְּרֵאשִׁית (= 913) + בָּרָא (= 203) zusammen den Zahlenwert 1116. Denselben Wert ergeben die drei Worte בָּרָאשׁ (= 503) + חֲשָׁנָה (= 360) + נִבְרָא (= 253).

[7]) בְּרֵאשִׁית = 913 = בְּתוֹרָה (613) + יְצַר (300).

[8]) יִשְׂרָאֵל (541) + בָּחַר (210) + בָּעַמִּים (162) = 913.

[9]) תרי"ג (= 613) + יְצַר (= 300) = 913.

Das will sagen: Gott hat die Welt zu dem Zweck geschaffen, daß Israel durch die Erfüllung sämtlicher (613) Gebote sie schmücke".

In dieser spielenden Manier wurde zu kümmerlichem Ertrage eine unglaubliche Fülle von Witz und Scharfsinn aufgewendet. Dadurch lebte an den Ufern des Tajo zur Zeit des Niedergangs der spanisch-arabischen Wissenschaft in neuem Gewande jene geistreich tändelnde, den klaren und wahren Wortsinn hintansetzende Deutungsweise wieder auf, welche dreizehn Jahrhunderte früher an den Ufern des Nil modern gewesen war in den Tagen, da der Geist der hellenischen Wissenschaft daselbst im Absterben begriffen war. So gekünstelt und ungesund an sich diese Methode des Bibelstudiums war, so erfrischend und anregend wirkte sie immerhin auf die Juden in solchen Zeiten und Ländern, in welchen sie wie später in Polen und Rußland, von jeglicher Verbindung mit den Quellen wissenschaftlicher Erkenntnis grundsätzlich abgeschnitten waren, indem sie den jüdischen Geist behend, beweglich und lebendig erhielt.

Die Aschkeriden waren die letzten hervorragenden Talmudmeister in Spanien, welche durch namhafte Werke die Fortentwickelung der mündlichen Lehre beeinflußt haben. Durch die blutige Verfolgung im Jahre 1391 ging auch diese berühmte Familie in Toledo unter.

II. Die Juden in Spanien von 1391—1492.

1. Äußere Schicksale der Juden.

Mit der blutigen Judenverfolgung von 1391 begann das letzte traurige Jahrhundert der jüdischen Geschichte Spaniens. Tausende hatten bei jenem schrecklichen Ereignis den Tod gefunden, und 20,000 sollen zum Christentum übergetreten sein. Die gewaltige Zunahme der getauften, Marannen genannt, wurde für das Geschick der glaubenstreuen Juden verhängnisvoll. Durch den Übertritt zur herrschenden Religion war ihnen jedes Hindernis aus dem Wege geräumt, wenn sich ihrem Reichtum oder ihrer Fähigkeit eine glänzende Stellung bot. Sie erlangten bald die einflußreichsten Ämter und verschwägerten sich mit den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. An so wichtigen Plätzen des

öffentlichen Lebens konnten sie der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen. Sie wurden in ihrem Thun und Lassen beobachtet und zwar um so aufmerksamer, als es bekanntlich ein kirchlicher Grundsatz war, gewaltsame Bekehrungen zwar zu scheuen, bereits gewonnene Proselyten aber doppelt streng in ihrer Gläubigkeit zu überwachen. Dadurch drängte sich der Geistlichkeit immer mehr die Gewißheit auf, daß die Neuchristen bei der Taufe die religiöse Überzeugung nicht gewechselt hatten, ja daß sogar die meisten von ihnen in der Stille die Vorschriften des Judentums ausübten. Diesem Thun glaubte die Kirche um ihrer Selbsterhaltung willen steuern zu müssen. Sie versuchte mit Wort und Schrift für den Sieg des Christentums über die jüdische Lehre zu kämpfen und ihre Heilswahrheiten den Ungläubigen möglichst klar zu beweisen. Leider fand sie bei diesem Unternehmen aus der Mitte der ehemaligen Juden bereitwillige Helfer; denn es gab gesinnungslose Überläufer, welche ihr jüdisches Wissen an die Kirche verkauften und sich für Gold und Ehrenstellen zu feindseligen Angriffen auf das Judentum hergaben. Sie rüttelten mit lästigen Bekehrungsversuchen an dem Reste seiner Treuen, welchen das kanonische Recht diejenige Sonderstellung anwies, die sie überall in den übrigen Staaten der Christenheit in den Augen des Volkes verhaßt und verächtlich machte.

Von selbständiger Geistesthätigkeit konnte unter solchen Umständen bei den Juden kaum noch die Rede sein. Aber selbst im Niedergange erzeugten sie noch bedeutende Männer, deren Leistungen uns in erster Reihe wertvolle Beiträge zu der Geschichte ihrer Zeit liefern. Sie zeigen, wie sich die Angegriffenen mit allen Kräften zur Wehr setzten und in Verteidigungsschriften ihr Recht und den Vorzug ihres Glaubens behaupteten. In feiner Satyre geißelte bei solcher Gelegenheit der berühmte Grammatiker Prophiat Duran (c. 1350 bis c. 1415) die Taufe eines Freundes, welcher dem Einfluß eines zum Bischof emporgestiegenen gelehrten Überläufers, namens Paulus Burgensis, erlag. Die Schrift wird nach dem Beginn ihrer einzelnen Absätze: „Sei du nicht wie deine Väter!“ genannt und spricht mit so ironischer Zweideutigkeit von den Wahrheiten des Christentums, daß sie die Christen eine Zeitlang zu ihren Gunsten auslegten und für eine

Verteidigungsschrift ihres Glaubens hielten. Eine andere polemische Schrift besitzen wir von dem durch Stellung, Charakter und Wissen hervorragenden Chisdai Kreskas.

2. Geistiges Leben der Juden. Chisdai Kreskas und Joseph Albo.

Chisdai b. Abraham Kreskas lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (1340—1410) in Aragonien in sehr günstigen materiellen Verhältnissen. Trotz seines umfassenden talmudischen Wissens bekleidete er niemals das Amt des Rabbiners, stand aber allgemein in rabbinischem Ansehen. Er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Philosophie und gelangte zu neuen und selbständigen Ergebnissen, welche von späteren Denkern fleißig benutzt und fruchtbar gemacht worden sind. Kreskas sah ein, daß die besonders von Maimuni auf das Judentum übertragene Lehre des Aristoteles von der Aufgabe und Bestimmung des Menschen nicht geeignet sei, den religiösen Juden zu befriedigen. Er erkannte, daß die theoretische Erkenntnis allein keineswegs der Inbegriff der höchsten Glückseligkeit für den Menschen ausmachen könne. Darum versuchte er, die Gebiete der Philosophie und der Religion scharf von einander abzugrenzen und völlig unabhängig von einander zu machen, um so das Judentum gegen die Einwürfe der Denker endgültig sicher zu stellen. Während die Weltweisheit Gottes Allwissenheit auf das Allgemeinste beschränkte, um für die menschliche Willensfreiheit daneben Raum zu gewinnen, dehnte Kreskas das Wissen Gottes auch auf die Einzelheiten aus und glaubte somit an die Alles im Ursprung kennende Vorsehung. Bestimme aber Gott alle Ereignisse vorher, so sei der Wille des Menschen nicht ganz frei und seine Handlungsweise verdiene weder Lohn noch Strafe. In der That richte Gott auch gar nicht die Handlungen, sondern nur die Gesinnungen der Menschen. Das Selbstbewußtsein allein, und nicht die That, unterscheide ja den Menschen vom Tiere. Die Herzensgüte, welche eine edle That veranlasse, werde belohnt, und die niederträchtige Gesinnung, welche zur bösen That dränge, bestraft. Es sei darum des Menschen wesentliche Aufgabe und Bestimmung,

seines Herzens Triebe so zu zügeln, daß sie willig und freudig dem göttlichen Gebot folgen. Die thätige, hingebende Liebe zum Ewigen sei der wahre Weg zur Glückseligkeit, nicht aber die noch so große und tiefe Weisheit unseres Verstandes. Als das einzige untrügliche Hülfsmittel, das den Menschen diesen Weg weise, sah Kreskas die göttliche Offenbarung an, welche die Väter am Sinai empfangen und unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht überliefert haben. So schied er zum ersten Male scharf und klar die Glaubenslehren des Judentums von den allgemeinen Grundwahrheiten, auf denen jegliche Religion beruht.

Dieser wahrhaft gläubige Denker war eine treue Stütze der Verfolgten, obgleich er selbst seinen einzigen Sohn und Hab und Gut im Schreckensjahre 1391 beim Gemetzel zu Barcelona verlor. Mit Wort und That richtete er die Gebeugten auf und war ihnen ein stets hilfsbereiter Führer und Berater.

Sein bedeutendster Schüler war Joseph Albo (1380—1444). Er verteidigte das Judentum bei der Religionsdisputation von Tortosa, wohin der Papst Benedikt XIII. (1394—1417) die gelehrtesten Rabbinen Aragoniens berufen ließ. Der päpstliche Leibarzt, ein getaufter Jude, Josua Lorki oder Hieronymus da Santa Fé, hatte sich erboten, den Juden aus dem Talmud zu beweisen, daß der Messias in Jesus von Nazareth bereits erschienen sei. Der gewissenlose Proselyt quälte die geängstigten Gelehrten in endlosen Sitzungen, bei denen der Papst meistens anwesend war, und zog die Gespräche vom Februar des Jahres 1413 ab fünfzehn Monate hindurch in die Länge. Obwohl den Juden die Widerlegung der unbeweisbaren These leicht gelang, faßte Benedikt XIII. nichts desto weniger feindliche und gehässige Beschlüsse gegen sie. Nur dem Umstande, daß die Herrlichkeit dieses Gegenpapstes schon wenige Jahre später ein schnelles Ende nahm, hatten sie es zu verdanken, daß die böse gemeinten Verordnungen nicht in Wirksamkeit traten. Aber die Notwendigkeit, die Gotteslehre immer wieder gegen ihre Verächter verteidigen zu müssen, beeinflußte von da ab die jüdische Wissenschaft in Spanien und gab ihren Erzeugnissen unwillkürlich den Anstrich von Verteidigungsschriften. Einen solchen Eindruck empfangen wir von dem äußerst fesselnd geschriebenen Buche Josephs Albos über die

Grundlehren des Glaubens[1]). Er prüfte die dreizehn Glaubensartikel, welche Maimuni für den Israeliten feſtgeſtellt hatte, und gelangte zu dem Nachweis, daß nur drei von denſelben in Wahrheit grundlegende Lehren des Judentums ſein können. Was in den übrigen zehn Sätzen ſtehe, laſſe ſich als logiſches Ergebnis aus jenen Hauptgedanken folgern. Wer das Daſein Gottes, die Offenbarung und die Lehre von der Unſterblichkeit zugebe, könne nicht umhin, auch die aus dieſen Grundlehren hergeleiteten Glaubensſätze als wahr anzuerkennen. Auf dieſer Grundlage errichtete Albo ein neues Lehrgebäude der jüdiſchen Religion, indem er aus ſeinen drei Glaubensartikeln die ſämtlichen Sittenlehren und Geſetze des Judentums ableitete und entwickelte. In einem weſentlichen Punkte wich er dabei von allen ſeinen Vorgängern auf dieſem Gebiete ab. Er erklärte nämlich, daß der Glaube an die Erlöſung durch den Meſſias nicht ſowohl ein unerſchütterlicher Glaubensſatz, als vielmehr höchſtens eine aus uralter Zeit ſich fortpflanzende jüdiſche Überlieferung ſei, und bemühte ſich, die auf das Meſſiasreich bezüglichen Schriftſtellen dahin umzudeuten, daß ſie einen Erlöſer nur für das augenblickliche Elend ihrer Zeit verhießen. Offenbar hoffte der Philoſoph, auf Grund dieſer Behauptung der immer wieder aufgeworfenen Streitfrage zwiſchen dem Judentum und dem Chriſtentum über den bereits erſchienenen und noch zu erwartenden Meſſias den Boden entziehen zu können. Die kühne und originelle Aufſtellung verſchaffte ihm jedoch nur arge Widerſacher bei den eigenen Glaubensgenoſſen, ohne für die Polemik gegen die Chriſten irgend welche erſprießliche Dienſte zu leiſten. Ebenſo wenig erfolgreich erwieſen ſich die chriſtlichen Beſtrebungen, das Scheinchriſtentum der Marannen in ein aufrichtiges Bekenntnis des chriſtlichen Glaubens zu verwandeln.

3. Die Austreibung der Juden aus Spanien.

Als alle Bemühungen der Kirche, das Judentum des Irrtums zu überführen und die Neuchriſten durch Milde und Überredungskunſt von der Wahrheit ihres neuen Bekenntniſſes zu überzeugen,

[1]) עִקָּרִים

ſcheiterten, hielt ſich die Kirche für verpflichtet, endlich mit Gewaltmitteln vorzugehen und die Ketzerei der Marannen unnachſichtig auszurotten. Es gelang ihr jedoch erſt dann mit ihren Plänen durchzudringen, als das von der Geiſtlichkeit beherrſchte Königspaar, Ferdinand von Aragonien (1479—1516) und Iſabella von Caſtilien (1474—1504), ſeine Reiche vereinigt hatte. Ferdinand kam damals ohnehin aus eigenſüchtigen politiſchen Gründen ihren Beſtrebungen entgegen und ſetzte ein Ketzergericht oder Inquiſitionstribunal (1480) ein, das die ſchlechten Chriſten an Leben und Gütern beſtrafen durfte. Seine entſetzliche Thätigkeit, welche darin beſtand, die Glaubenstreue verdächtiger Chriſten ſelbſt durch Folterqualen zu prüfen und zu läutern, begann es in Sevilla. Bekannten die Gemarterten in ihrer Todesangſt ſich ſchuldig, ſo begnügten ſich die Richter noch lange nicht mit dieſem Geſtändnis, ſondern zwangen ihre Opfer durch neue Qualen, zu Verrätern an ihren Verwandten und Freunden zu werden.

Durch ein beſonderes Geſetz wurde es jedem Spanier bei Vermeidung der ſchweren Excommunication zur Gewiſſenspflicht gemacht, jeden der Ketzerei verdächtigen Mitbürger den Glaubensrichtern anzugeben. Nach dem ausführlichen Verzeichnis der Merkmale der Ketzerei, welches dem Geſetze beigelegt war, mußte jeglicher den Inquiſitoren gemeldet werden, der auch nur am Sabbath ein ſauberes Hemd angelegt oder beſſere Gewänder getragen, oder der am Verſöhnungstage einen andern um Verzeihung gebeten, oder der ſich ſonſt beim Gebete mit dem Geſicht zur Wand gewendet hatte. Die Kerker füllten ſich durch ſolche Maßregeln ſchnell mit Ketzern, und ſchon am 6. Januar 1481 wurde mit allem kirchlichem Pomp das erſte Auto da fé[1]) oder Glaubensgericht veranſtaltet. Tauſende von Marannen wurden in dieſem Jahre verbrannt oder auf andere qualvolle Weiſe getödtet. Ihr ſchreckliches Geſchick zog natürlich auch die Juden in Mitleidenſchaft. Sie hatten den Zorn der Kirche dadurch auf ſich geladen, daß ſie die heimlichen Glaubensgenoſſen in der Ausübung der rituellen Gebräuche unterſtützt und ihrer religiöſen Neigung ſteten Vorſchub geleiſtet hatten. Darum fielen auch ſie

[1]) = actus fidei.

in die Hände der Inquisition und wurden bald als die Wurzel, aus welcher das Marannentum stets neue Nahrung zog, mit grimmigerem Hasse als die Neuchristen verfolgt. Von da ab war ihr Schicksal besiegelt. Wenn man mit tausend Martern die Getauften zur Treue gegen die Kirche zwingen wollte, durfte man die ungetauften Ungläubigen um keinen Preis mehr im Lande dulden. In den Gemütern der Geistlichkeit befestigte sich immer mehr die Überzeugung von der Notwendigkeit dieser äußersten Maßregel. Das Königspaar wurde erst für sie gewonnen, als es ihm gelungen war, mit den vereinten Streitkräften von Aragonien und Kastilien, Granada, das letzte Bollwerk der Araber auf der pyrenäischen Halbinsel, zu erobern. Als auf der Alhambra statt des Halbmondes das Zeichen des Kreuzes erglänzte und triumphierend verkündete, daß Spanien gänzlich von der Herrschaft der Ungläubigen befreit sei, da gelobte das fromme Königspaar, getreu den fanatischen Anschauungen seiner Zeit, nunmehr die völlige Glaubenseinheit in ganz Spanien herzustellen. Wurden mit den Mauren auch die Juden vertrieben, so verloren die Marannen fortan jede Stütze und jeden Anhalt für ihr unchristliches Thun und waren sichrer für die Kirche gewonnen, als wenn man sie zu Tausenden verbrannte. Von diesem Gesichtspunkt aus unterzeichnete Ferdinand am 30. März 1492 den Verbannungsbefehl. Angesichts so unerhörter Ausschreitungen des religiösen Fanatismus wäre es für den Menschenfreund eine gewisse Genugthuung, wenn er sich sagen müßte, daß ein wahrhaftes, wenn auch mißleitetes und krankhaft überreiztes religiöses Gefühl Ferdinand und seine Gemahlin zu so entsetzlichen Entschlüssen fortgerissen hätte. Allein die nackten Thatsachen widerstreiten direkt einer solchen Annahme. Denn wo es sich um ihren weltlichen und materiellen, nach Heller und Pfennig zu berechnenden Vorteil handelte, verstanden es beide, Ferdinand und Isabella, sehr wohl und gründlich, den Religionshaß und den kirchlichen Eifer zum Schweigen zu bringen. So trotzten sie bis zum letzten Augenblick der Anwesenheit der Juden dem kanonischen Verbot, jüdische Beamte anzustellen, und vertrauten ihre Finanzen einem Juden an, weil er ihnen zuverlässiger und sachverständiger als andere Männer erschien. Es war dies der edle und hoch-

gebildete Don Isak Abarbanel. Er rühmte sich, von davidischem Geschlechte abzustammen und bestätigte seine vornehme Herkunft durch den wahrhaften Adel seiner Gesinnung. Er lebte in seiner Vaterstadt Lissabon bis zu seinem siebenundvierzigsten Lebensjahre friedlich und unangefochten als ein wohlhabender und hochangesehener Mann, bis er falscher Verdächtigungen halber[1]) 1483 entfliehen mußte und sich in Toledo niederließ. Hier widmete er sich, angeregt von den gebildeten Juden der großen Gemeinde, dem Studium des Gesetzes und schrieb nach längst entworfenem Plane einen ausführlichen Commentar zu den ersten und letzten Propheten, der von der allgemeinen Bildung und Belesenheit seines Verfassers glänzendes Zeugnis ablegte. Aber seine heitere und angenehme Muße dauerte nicht lange. Denn schon nach einem Jahr wurde er als ein tüchtiger Finanzmann an den Hof berufen und verwaltete acht Jahre lang tadellos und ruhmvoll die Einkünfte des Staates.

Als der verhängnisvolle Ausweisungsbefehl erlassen war, eilte er mit seinen Glaubensgenossen zum Könige und bot ihm unter Bitten und Thränen ein Lösegeld von dreißigtausend Dukaten, wenn das Edikt zurückgenommen würde. Unter die härtesten kanonischen Gesetze wollten sich die Juden willig beugen. Nur baten und beschworen sie, daß man ihnen wenigstens den Aufenthalt in dem Lande gönne, darin ihre Väter seit nahezu anderthalb Jahrtausenden gewohnt. Schon schwankte der König. Da hörte der fanatische Großinquisitor Thomas von Torquemada von den Verhandlungen, eilte herbei und rief mit dem Kruzifix in der Hand dem Königspaar zu: „Judas hat seinen Herrn für 30 Silberstücke verraten, Ew. Majestäten wollen ihn für dreißigtausend verkaufen. Hier ist er, nehmt ihn hin und verkaufet ihn.“ Die Juden wurden zurückgewiesen. Nicht minder entsetzlich als das Auswanderungsedikt selber waren die näheren Bestimmungen, die sich daran knüpften und allen niederen Leidenschaften, dem Haß, der Habsucht und der Gewaltthätigkeit der Masse Vorschub leisteten. Diejenigen Juden, welche sich nicht taufen lassen wollten, mußten bis zum 31. Juli das Land verlassen

[1]) Vergl. S. 214 f.

haben. Ihre beweglichen Besitzthümer durften sie mitnehmen und ihre liegenden Güter verkaufen, aber keineswegs für baares Geld, sondern nur für Wechsel oder andere entfernbare Gegenstände. Die Verordnungen wurden begründet durch die Aufzählung all der ersonnenen Verbrechen, welche die Juden angeblich verübt haben sollten. Daneben schärfte man es den Christen noch besonders als eine Gewissenspflicht ein, den Auswandernden bei ihren Vorbereitungen keinerlei Hülfe und Vorschub zu leisten. Mönche verfolgten die Unglücklichen mit ihren Bekehrungsversuchen, aber die meisten folgten dem Ruf ihrer Rabbiner und Lehrer und gingen unverzagt und Gott vertrauend in die ungewisse Zukunft. Sie gaben ein Haus für einen Esel und einen Weinberg für einige Ellen Leinwand und sprachen: „Läßt man uns leben, so leben wir, und tötet man uns, so wollen wir umkommen, aber nimmer unsern Bund brechen und unser Herz abwendig machen, sondern wandeln wollen wir im Lichte Gottes, unsers Herrn.“ Abarbanel schrieb: „Und so zogen wir aus, unfähig zum Widerstande, dreimalhunderttausend Fußgänger, Greise und Jünglinge, Weiber und Kinder, an einem Tage aus allen Reichen des Königs. Wohin der Geist uns zu gehen trieb, gingen wir, und unser König zog uns voran: Gott war an unserer Spitze. Dieser rief aus: „Gott gehöre ich an!“ und jener widmete dem Herrn seine Kraft. Einige gingen nach Portugal und Navarra. Aber bitteres Leid, schweres, finsteres Ungemach traf sie überall, Raubgier und Hungersnot und Pest. Einige begaben sich aufs Meer und suchten in den Wogen einen Pfad, um hier dem Übel zu entrinnen und sichere Sitze zu suchen. Aber auch hier folgte ihnen das traurige Geschick. Viele wurden als Sklaven verkauft, viele verschlang das Meer, viele gingen durch Brand unter, welcher in dem Schiffe auf den Meereswogen entstand.“ Und der selbst flüchtige und verbannte Sohn[1]) eines Augenzeugen schloß in seinem Geschichtsbuch die Erzählung von dem unsäglichen Jammer dieser Verfolgung mit den Worten: „Die eben erwähnte verhängnisvolle Vertreibung hat mich ver-

---

[1]) Joseph ha-Cohen in seinem עֵמֶק הַבָּכָא „Jammerthal“ (Vergl. Ps. 84, 7), übers. u. herausgegeben von M. Wiener, S. 69.

anlaßt, mein Buch zu ſchreiben, damit die Nachkommen Israels wiſſen, was man uns in jenen Ländern und Ortſchaften zugefügt. Denn ſiehe, es werden Tage kommen . . . " Sie ſind gekommen.

Die treuen Söhne Israels aber bewahrten überall, wohin ſie ſich auch wandten, dem ſchönen Lande ihres Glücks und ihres namenloſen Elends die alte Liebe und Anhänglichkeit, und der ſüße Wohllaut ſeiner Sprache lebt noch heute im Munde der ſpäten Enkel der Verbannten.

Zweites Kapitel.

Die Juden in Portugal.

Portugal iſt das zuletzt entſtandene chriſtliche Reich auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Seit dem zwölften Jahrhundert vereinigte ſein ſtarkes und weiſes Herrſchergeſchlecht allmählich die am Unterlauf der Flüſſe, welche in den atlantiſchen Ocean ſich ergießen, gelegenen Landſchaften unter ſeinem Scepter. Der räumlich wenig ausgedehnte Staat mußte alle Kräfte, über die er verfügte, noch ſorgſamer zuſammenhalten, als das benachbarte Caſtilien und im wohlverſtandenen eigenen Intereſſe jede Ausſchreitung gegen die ſeit uralter Zeit im Lande ſeßhaften Juden vermeiden und unterdrücken. Sogar eine ziemlich ſelbſtändige Verwaltung geſtanden die einſichtigen Herrſcher den Juden zu, indem der König einen Oberrabbiner über ſie ſetzte, welcher nicht bloß ihre inneren Angelegenheiten zu leiten, ſondern ſie vollſtändig im Namen des Königs zu regieren hatte. Dieſer Beamte war gewöhnlich ein gelehrter, am Hofe angeſehener Mann. Auch das Amt des Almoxarifen wurde nicht ſelten einem Juden übertragen. Daß die vergleichsweiſe günſtige Lage der Juden, die etwa ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geſetzlich geordnet war, einigermaßen Dauer und Feſtigkeit erhielt, dafür ſorgte der geſunde Sinn der fleißigen und betriebſamen Bewohner. Die geographiſche Lage ihres Reiches, welche jede räumliche Erweiterung auf der Halbinſel ſelber ausſchloß, wies ſie ſchon früh auf die Schifffahrt und den überſeeiſchen Handel hin. Die kühnen

Entdeckungsfahrten machten das Land reich und verliehen den Portugiesen einen offenen, unbefangenen und vorurteilslosen Blick, der sie die geistigen Fesseln der Kirchenzucht nur widerwillig tragen ließ.

So kam es, daß hier im Jahre 1391 viele Juden und Scheinchristen auf der Flucht vor den grausamen Bedrängnissen in Spanien eine Zuflucht suchten und fanden. Zu ihnen gehörte auch Samuel Abarbanel, welcher zeitweise sein Judentum hatte verleugnen müssen. Sein Enkel Don Isaak, von dessen aufopfernder Hingebung für die spanischen Glaubensbrüder wir soeben berichtet haben[1]), wurde der Stolz und die Zierde der Familie. Der milde und menschenfreundliche König Alfons V. (1438—1481) zog ihn an seinen Hof, machte ihn zu seinem Schatzmeister und vertrauten Ratgeber und übertrug ihm die Verwaltung seiner Finanzen. Don Isaaks Haus war reich gesegnet durch Familienglück und Wohlstand. Es war ein Sammelplatz für die Künstler und Gelehrten seiner Zeit ohne Unterschied des Stammes und des Glaubens. Dabei trat der edle Mann mit Herz und Hand für seine Glaubensbrüder ein, wo immer er ihr Elend in der Nähe oder Ferne mildern konnte.

Dieses behagliche Glück erfuhr ein jähes Ende, als Johann II., der Sohn seines Gönners, den Thron bestieg und, um ein starkes Königtum zu schaffen, mit rücksichtsloser Energie den Einfluß des hohen Adels zu brechen und zu vernichten trachtete. Nicht die nächsten Verwandten des Königshauses schonte er bei diesem Unternehmen, und auch Abarbanel, der zu jenen Edlen, die als angebliche Hochverräter hingerichtet wurden, in freundschaftlichen Beziehungen stand, ließ er seine ganze Ungnade fühlen. Vor dem Zorn des Herrschers floh der schuldlos Verdächtigte, ließ Hab und Gut im Stich und rettete nur das nackte Leben. In Castilien fand er eine zweite Heimat und von neuem Ruhm, Ehre und Ansehen, bis ihn die entsetzlichen Ereignisse des Jahres 1492 abermals unstät und flüchtig machten.

In diesem Schreckensjahre suchten die spanischen Flüchtlinge, welche dem unvergeßlichen Vaterlande so nahe wie möglich bleiben

[1]) Vergl. S. 211.

wollten, um Schutz und Obdach in dem benachbarten Portugal nach. Einer Gesandtschaft von dreißig frommen und gelehrten Männern machte König Johann II. die Zusage, daß gegen Zahlung eines hohen Kopfgeldes eine größere Anzahl von Verbannten in seinem Lande Aufnahme finden sollte. Auch versprach er, ihnen zu mäßigen Preisen Fahrzeuge zu verschaffen, welche sie zur See nach den Orten führen sollten, die sie bestimmen würden. Nur mußte nach acht Monaten das Land gänzlich geräumt sein. Etwa 120,000 Juden überschritten unter diesen Bedingungen die Grenzen Portugals und gingen daselbst neuen Qualen und Leiden entgegen. Die gegebenen Versprechungen wurden nur halb und lau gehalten. Von den obdachlosen Wanderern wurden für Kost und Aufenthalt ungeheure Summen erpreßt. Tausende wurden von Seuchen und Krankheiten unterwegs dahin gerafft, und die eingeborenen Juden sahen mit scheelen Augen und begreiflicher Furcht für die eigene Sicherheit auf das Zuströmen der elenden und hilflosen Glaubensbrüder. Die rohen Schiffsherrn mißhandelten die Unglücklichen und erhöhten nach Willkür die Preise für die Überfahrt, und die Gerüchte von der grausamen Behandlung der vorwärts Eilenden lähmten den Mut der erschöpften Nachzügler. So verstrich die Frist zum Durchzuge, und nach dem Ablauf derselben erklärte der König die Zurückgebliebenen für seine Sklaven. Die Hofleute und die Großen des Reichs durften sich nach Belieben Juden und Jüdinnen jeglichen Alters zum Besitz auswählen. Mit unglaublicher Roheit wurden den Eltern alle zwei- bis zehnjährigen Kinder entrissen und nach den neu entdeckten Thomasinseln entführt, wo sie meist eine schnelle Beute des Klimas und der wilden Tiere wurden. Die Ohren der Gewalthaber blieben taub gegen die Verzweiflung und das Jammergeschrei der unglücklichen Eltern.

Bald mußten nun auch die eingeborenen Juden den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren. Als der König in einer schmerzhaften Krankheit kaum seiner Sinne mächtig war, ließ er sich von den Geistlichen seiner Umgebung zu dem Entschluß fortreißen, alle Juden seines Reiches gewaltsam der Taufe zuzuführen. Dem greisen Oberrabbiner, der bisher hoch in seiner Gunst gestanden, befahl er, mit dem Beispiel der Treulosigkeit voranzugehen. Die

Gewährung des Verlangens wollte er mit unerhörten Ehren belohnen, die Verweigerung des Gehorſams mit dem Tode ſtrafen. Es gelang dem ſiebzigjährigen Manne zu entfliehen und nach mancherlei ſchweren Gefahren nach Italien zu entkommen. Dem König aber brachte die Grauſamkeit gegen die Juden keineswegs die verheißene Geneſung. Seine letzten Lebensjahre waren ein ununterbrochener Kampf mit dem Tode, dem er endlich 1495 erlag.

Sein Nachfolger, Emanuel der Große (1495—1521), zeigte ſich anfangs freundlich gegen die ſchwer bedrängten Juden. Er gab ihnen die Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes zurück und machte ſogar den gelehrten Abraham Zakuto, dem wir eine treffliche, hebräiſch geſchriebene Chronik der jüdiſchen und der allgemeinen Geſchichte verdanken, zu ſeinem Chroniſten und Hofaſtrologen. Bald aber ſah er ſich durch ſeine weit ausſchauenden politiſchen Pläne auf denſelben Weg der Unduldſamkeit wie ſein Vorgänger gedrängt. Er gedachte durch die Ehe mit der älteſten Tochter Ferdinands und Iſabellas einſt die ganze pyrenäiſche Halbinſel unter ſeinem Scepter zu vereinigen. Die ſpaniſchen Majeſtäten waren dem Plane nicht abgeneigt; aber ſie erklärten, daß ihre Tochter nicht eher den Boden Portugals betreten werde, als bis das Land vollſtändig von den Juden geſäubert ſei. Der ſtaatskluge König mochte um der Juden willen auf die Verwirklichung ſeines liebevoll gehegten Entwurfs nicht verzichten und erließ am 24. December 1497 den Befehl, daß bei Verluſt des Lebens und der Güter alle Juden binnen zehn Monaten, bis Ende Oktober 1498, das Land verlaſſen haben müßten.

Im Stillen hoffte er freilich, während der gegebenen Friſt durch alle Künſte der Schmeichelei und Überredung, durch in Ausſicht geſtellten Lohn und angebotene Ehrenſtellen die meiſten wenigſtens äußerlich zum Bekenntnis des Chriſtentums zu bewegen und ſo die geiſtigen Fähigkeiten und den reichen Beſitz der Juden im Lande zu erhalten. Als aber alle Mittel der Milde fehlſchlugen und im Frühjahr 1498 die geſamte Judenſchaft mit geringen Ausnahmen den Abzug vorbereitete, griff der König zu empörender Gewalt und ließ plötzlich am Peßachfeſte die Juden

überfallen, alle Kinder unter vierzehn Jahren gewaltſam der Taufe zuführen und die Getauften an Chriſten verteilen. Dieſe unerhörte Grauſamkeit rief entſetzliche Thaten der Verzweiflung hervor. Tauſende von Eltern gaben ſich und ihren Kindern ſelbſt den Tod. Tauſende, die zur Auswanderung gerüſtet waren, wurden erſchlagen oder gewaltſam nach der Kirche geſchleppt. Bei vielen ſiegte in dem Widerſtreit der ſittlichen Pflichten, welcher in ihren Gemütern entfacht war, die Elternliebe über die Glaubenstreue. Nur wenigen gelang es, glücklich mit ihren Familien zu entkommen. Zwanzig Jahre ſpäter wurde die Inquiſition eingeführt und tilgte allmählich die letzten Spuren der geheimen Anhänglichkeit an das Judentum.

Den himmelhohen, ſtolzen Bau ſeiner ſtaatsklugen Pläne aber ſah der König bald in Trümmer ſinken. Die ſpaniſche Infantin ſtarb noch in demſelben Jahre 1498, in welchem ſie den von Strömen unſchuldigen Blutes getränkten Boden Portugals betreten hatte, und das einzige Söhnlein, dem ſie das Leben gegeben, folgte ihr ins Grab, nachdem es kaum das zweite Lebensjahr überſchritten hatte. Durch eine ungewöhnliche Verkettung der Ereigniſſe wurde dann der ſpaniſche Thron das Erbe des habsburgiſchen Kaiſerhauſes. „Viel ſind der Entwürfe im Herzen des Mannes, aber der Rathſchluß Gottes, der hat Beſtand.“

Drittes Kapitel.

Die Juden in Frankreich

1. Äußere Geſchichte der Juden.

Den Anfang dieſes Zeitraumes füllen die Leiden, welche der Papſt Innocenz III. (1198—1216) nicht blos über die ketzeriſchen Albigenſer, ſondern auch über die unter ihnen wohnenden Juden verhängte. Er nahm vielleicht nicht mit Unrecht an, daß der freie Verkehr mit gebildeten, angeſehenen und hochgeſtellten jüdiſchen Männern denkende Chriſten zu verächtlicher Beurteilung der unwiſſenden und ſittenloſen Geiſtlichkeit geführt haben könne, und ließ kein Mittel unverſucht, um den jüdiſchen Einfluß zu brechen. Die Grafen, welche bisher die Juden gerecht und un-

alle ihre Anſprüche dauernd und wirkſam durchzuſetzen, ſo ſtachelte ihre Feindſeligkeit doch immer wenigſtens die gemeinen Triebe des Pöbels mit Erfolg gegen die Juden auf.

So kam es auch, daß ſich im Jahre 1320, als Philipp V. (1317—1322) den Gedanken an einen Kreuzzug erweckt hatte, in Nordfrankreich eine große Zahl von Landſtreichern zuſammenrottete, die den heiligen Krieg mit Judenmord begann. Die Räuber ſchaarten ſich um einen Hirten, der ſeine göttliche Berufung vorgab, nannten ſich insgeſamt nach dieſem Führer „Hirten“ und wiederholten die Gräuel des Kreuzzuges unter dem heiligen Ludwig namentlich in Verdun, Toulouſe und Bordeaux. Sie ſollen über hundertzwanzig Gemeinden dem Verderben preisgegeben haben. Etwa ein Jahr ſpäter brachen neue Leiden über die franzöſiſchen Juden herein, als durch Ausſätzige, die ſich für ihre ſchlechte Verpflegung rächen wollten, angeblich die Brunnen vergiftet worden waren. Auf der Folter legte einer von ihnen das Geſtändnis ab, daß er von den im vorigen Jahre verfolgten Juden das Giftrecept erhalten habe. Tauſende von Juden marterte und tötete man darauf hin. Und obgleich die Beſchuldigung ſich ſchnell genug als böswillige Verleumdung erwies, mußten die jüdiſchen Gemeinden dennoch wenigſtens ein Strafgeld von hundertfünfzigtauſend Pfund zahlen.

Auch der „ſchwarze Tod“ koſtete in Frankreich, wie in allen Ländern, wo dieſe entſetzliche Krankheit wütete, den Juden wegen der niederträchtigen Nachrede, daß ſie durch allerlei Zauberkünſte die böſe Seuche heraufbeſchworen hätten, noch beſonders blutige Opfer unter denjenigen von ihnen, die die Peſt verſchont ließ. Trotz ſolcher ſchauerlichen Erlebniſſe ließen die Recht- und Heimatloſen in dem Bewußtſein, nirgends auf Erden ein größeres Maß von Gnade und Erbarmen zu finden, ſich immer wieder herbei, unter irgend annehmbaren Bedingungen ſelbſt nur ein zeitweiliges Aſyl in dem ungaſtlichen Lande zu erkaufen. Und die franzöſiſchen Könige, welche während dieſer ganzen Zeit ſich meiſt in arger Geldbedrängnis durch den endloſen Erbfolgekrieg mit England befanden, waren ihrerſeits gern bereit, nicht nur Verträge mit ihnen zu ſchließen, in welchen ihnen Sicherheit der Perſon und des Eigentums und ſelbſt Schutz und Beiſtand gegen den Druck

der kanoniſchen Geſetze zugeſichert wurde, ſondern auch dieſe Verträge von Zeit zu Zeit zu verlängern. Ja Karl V. (1364—1380) verſtand ſich in ſeiner Not ſogar dazu, Juden in unbeſchränkter Anzahl, und zwar natürlich nur reiche und zahlungsfähige, gegen große Geldſummen aufzunehmen und ſie erträglich zu behandeln. Aber der unermüdliche Glaubenseifer der Mönche und Prieſter bewirkte immer neue Ausweiſungen, welche ſich nur inſofern vorteilhaft von denjenigen des Jahres 1306 unterſchieden, als ſie infolge der geſchloſſenen Verträge nicht mehr ſo plötzlich und ſchonungslos hereinbrechen konnten. Endlich wurden im Jahre 1394 von dem „vielgeliebten" Karl VI. (1380—1422) die bisher zugeſtandenen Friſtverlängerungen nicht mehr gewährt und alle anſäſſigen Juden ausgewieſen, ſo daß mit dieſem Jahre die mittelalterliche Geſchichte der franzöſiſchen Juden abſchließt.

Nur in den wenigen Landſchaften, die damals der franzöſiſchen Krone nicht unmittelbar ergeben waren (z. B. im Arelat, welches dem deutſchen Kaiſer unterthänig war), erlangte der königliche Ausweiſungsbefehl nicht ohne Weiteres Giltigkeit. Auch behielten einzelne Städte (z. B. Marſeille und Toulouſe) das Recht, eine kleine Anzahl jüdiſcher Familien nach wie vor aufzunehmen und zu ſchützen. Von jeglicher Vertreibung verſchont blieben ſie allein in der Grafſchaft Avignon, welche dem päpſtlichen Stuhle gehörte. Hier ſchützte ſie, wie in allen päpſtlichen Beſitzungen, die kanoniſche Satzung, welche ihre gänzliche gewaltſame Ausrottung verbot. Unter dem harten Joch des hier buchſtäblich zur Wahrheit gemachten kanoniſchen Rechtes friſteten ſie ein kümmerliches Daſein, und der eigentümliche, von den ſpaniſchen und deutſchen Riten abweichende Synagogenritus, den ſie ausbildeten, iſt das einzige Zeugnis ihrer Geiſtesthätigkeit, zugleich aber auch ein überraſchendes Denkmal für die Rührigkeit und Widerſtandsfähigkeit des jüdiſchen Geiſtes, welcher ſelbſt unter härteſtem Druck und den traurigſten äußeren Verhältniſſen ein wenn auch noch ſo kleines und abgelegenes Gebiet zu friſchem und fröhlichem Anbau ſich zu retten gewußt hat.

2. Geistiges Leben der Juden.

a) Die Maimunisten im Süden und die späteren Tossafisten im Norden Frankreichs.

Das geistige Leben der französischen Juden bewegte sich, wie wir wissen[1]), zu Anfang dieses Zeitraums um zwei Brennpunkte: um die tossafistische Thätigkeit im Norden und um die Mitarbeit an der spanisch-arabischen Wissenschaft im Süden des Landes. Wir sahen bereits bei der Darstellung des Geisteslebens der spanischen Juden, daß die besonders empfänglichen und beweglichen Einwohner der Provence es waren, bei welchen die Gegensätze zum ersten Mal miteinander in scharfe Berührung kamen und sich bald in schöner Harmonie vereinigten, bald leidenschaftlich einander bekämpften. So wurde das südliche Frankreich der hauptsächlichste Schauplatz des Streites für und gegen die Philosophie. Denn hier in dem vielseitig gebildeten und freigeistigen Süden lebten neben den begeistertsten Verehrern der maimunistischen Philosophie ihre heftigsten und rücksichtslosesten Angreifer. In Montpellier trat ein Jugenfreund des Nachmanides, R. Salomon b. Abraham mit seinem Schüler Jona Gerundi an die Spitze jener Unzufriedenen, welche die moderne Wissenschaft als die einzige Quelle des Unglaubens ansahen. Zwar fanden sie unter den Rabbinern Südfrankreichs keine Bundesgenossen, aber desto leichter eifrige und thatkräftige Parteigänger unter den Talmudisten des französischen Nordens, deren bedeutendster damals R. Jechiel aus Paris war. Sie thaten gemeinsam die Freunde der freien Forschung in den Bann und riefen dadurch die allgemeine Entrüstung der provençalischen Hauptgemeinden hervor. Zusehends wuchs die Erbitterung der Gemüter, und selbst Nachmanides[2]), damals bereits einer der angesehensten Lehrer seiner Zeit, sah seine wohlgemeinten Vermittelungsversuche an der zunehmenden Unversöhnlichkeit der Gegner scheitern. Ja, er mußte es erleben, daß Salomo und Jona Gerundi, deren Anschauung ihm verständlich und deren Ge-

[1]) Vergl. S. 162. 173.
[1]) Vergl. S. 190.

sinnung der seinen nahe verwandt war, völlig die Herrschaft über sich verloren und in beklagenswerter Verblendung hingingen, die eigenen Glaubensgenossen bei den Dominikanern zu verklagen. Dieser Orden war vom Papst beauftragt worden, in Montpellier wie in andern südfranzösischen Städten die albigensische Ketzerei auszurotten und verurteilte es von seinem Standpunkt aus als höchst strafwürdig, daß man über die Religion überhaupt nachzudenken wagte. Die Mönche sahen in der jüdischen Ketzerei nur eine neue Giftpflanze, der Saat des Unglaubens entsprossen, und erblickten in derselben, vielleicht nicht ganz ohne Grund, eine der Triebfedern zur Auflehnung der Christen gegen die Allgewalt des Papsttums. Darum ließen sie sich leicht bereit finden, die maimunischen Schriften in Montpellier einzuziehen und öffentlich zu verbrennen (1233). Die gleiche Maßregel erwirkte Jona in Paris. Diese unerhörten gewaltsamen Eingriffe riefen bei allen Juden in gleicher Weise unsäglichen Schmerz hervor. Alle empfanden diese That des Fanatismus als einen treulosen Verrat an den heiligsten Gütern. In der öffentlichen Meinung gewann durch die Unbesonnenheit der Gegner nur die Sache der Maimunisten, und ein Dichter unter ihnen sang:

„Sie haben die köstlichen Bücher verbrannt,
Doch haben den Geist sie damit nicht gebannt.
Ein reinigend Feuer sind ihre Lehren,
Wie sollte die Flamme das Feuer verzehren!
Sie wurden wie Thischbi (d. i. Elia) im feurigen Wagen,
Wie Engel in Flammen empor nur getragen."

Noch mehr. Die Freunde R. Salomos vergaßen sich so weit, die wissenschaftlichen Bestreiter ihrer Lehre den Behörden als Ungläubige zu denuncieren. Sie wurden aber, als sie der Verleumdung überführt waren, mit grausamer Härte bestraft. Das Gericht zog sie zur peinlichen Rechenschaft und ließ ihnen zur Strafe die Zungen ausschneiden.

Diese Vorgänge steigerten auf beiden Seiten bei den Führern der Bewegung die Feindseligkeit zu unversöhnlichem Haß. Jeglicher hielt die übertriebensten Ausschreitungen gegen die andern für sein Recht und seine Pflicht. Unter solchen Umständen wirkte das persönliche Auftreten eines frommen, gelehrten und gottes-

fürchtigen Mannes wahrhaft verſöhnlich und ausgleichend. R. Moſes von Coucy (c. 1200—1260), einer der letzten Toſſafiſten, empfand trotz ſeiner vorherrſchenden Liebe zum Talmudſtudium eine tiefe Verehrung für die Leiſtungen Maimunis und hoffte durch milde und freundliche Belehrung die religiöſe Leichtfertigkeit zu bannen, welche durch den falſchen Eifer für die Philoſophie in Südfrankreich und Spanien viele Halbwiſſer und Scheinaufgeklärte zur Gleichgiltigkeit gegen das Geſetz fortgeriſſen hatte. Er zog darum lehrend und predigend in dieſen Gegenden umher und eiferte überall für die Anerkennung des Satzes, daß für den Juden ebenſowohl die Beſtimmungen des Ritualgeſetzes, wie die Lehren der Sittlichkeit und Tugend verbindliche Geſetzeskraft beſäßen. Seine Wirkſamkeit war von ſegensreichen Erfolgen gekrönt. Er milderte die Gegenſätze, verſöhnte die Gemüter und führte viele von ihren Irrwegen zu wahrer Frömmigkeit zurück. Auch ein größeres und noch heute wertvolles litterariſches Denkmal[1]) hat ſich Moſes von Coucy geſetzt. Bisher hatte man vor ihm auf verſchiedene Weiſe verſucht, den geſamten Überlieferungsſtoff anſchaulich dem Geiſte vorzuführen. Die einen hatten aus den talmudiſchen Geſprächen, wie ſie aufeinander folgen, einfach die halachiſchen Ergebniſſe gezogen. Andere hatten dieſe Ergebniſſe nach eigenen Geſichtspunkten ſyſtematiſch geordnet. Moſes aber ging von dem überlieferten Standpunkt aus, daß es 613 Geſetzesbeſtimmungen gäbe, die bekanntlich in Gebote und Verbote zerfallen. Die Entwicklung jedes einzelnen dieſer Geſetze verfolgte er nun von ſeiner göttlichen Quelle bis zu ſeiner Mündung. Er zeigte den Urſprung eines jeden in der heiligen Schrift und ſchilderte ſeinen Gang durch Miſchnah und Gomara, durch die Auffaſſungsweiſe der

---

[1]) Es hat den Titel סֵפֶר מִצְוֹת גָּדוֹל (akroſtichiſch: סמ"ג), d. h. das „große Buch von den Pflichten". Einen Auszug daraus, betitelt: סֵפֶר מִצְוֹת קָטָן (akroſtichiſch: סמ"ק), d. h. das „kleine Buch von den Pflichten" verfaßte Iſaak b. Joſeph v. Corbeil (blühte um 1270), der Schüler und Schwiegerſohn des R. Jechiel von Paris, indem er diejenigen religiöſen Pflichten, deren Ausübung im Exil unmöglich iſt, von der Behandlung ausſchloß.

Gaonen und durch die Erklärungen der späteren großen Lehrer in Israel bis auf seine Zeit.

Von jener Wanderung durch Spanien zurückgekehrt, war Mose einige Jahre später noch einmal berufen, gemeinsam mit seinem Landsmann, dem gelehrten R. Jechiel aus Paris, und zwei anderen französischen Rabbinen in einer für die Juden besonders schmerzlichen Sache thätig zu sein.

b) Die Talmudverbrennung. Die letzten Tossafisten.

War die Kirche erst einmal von den Juden selber zum Richter über jüdische Lehren und Schriften berufen worden, so sprach sie sich bald das Recht zu, auch sonst mit Aufmerksamkeit die Gedanken der Juden beaufsichtigen zu dürfen, um vielleicht auf diese Weise eine neue Handhabe zur Bekämpfung und Besiegung ihres Unglaubens zu erhalten. Die Inquisitoren hatten darum ein feines Ohr für das Murren der Unzufriedenen in Israel und wußten die Uneinigkeit in seiner Mitte geschickt zu schüren, um die verachteten und geschmähten Gegner womöglich für das Christentum zu gewinnen. So konnte es sich ereignen, daß abtrünnige, aus der jüdischen Gemeinschaft ausgestoßene Personen den heftigen und leidenschaftlichen Papst Gregor IX. glauben machten, es seien im Talmud, welcher bekanntlich in Babylon geschrieben ist und das ihm unbekannte Christentum fast gänzlich ignoriert, christenfeindliche Gesinnungen enthalten, und ihn veranlaßten, den christlichen Obrigkeiten die Einziehung sämtlicher Talmudhandschriften und die Übergabe derselben an eine kirchliche Prüfungsbehörde zur Pflicht zu machen. Das Glaubensgericht sollte das Buch auf seinen Inhalt prüfen und nötigenfalls das Recht haben, es als eine Ketzerschrift öffentlich zu verbrennen.

Nirgends kam man so eifrig und peinlich diesem Befehle nach wie in Frankreich, wo damals der heilige Ludwig auf dem Throne saß. Da die Mönche sich ohne fremde Hilfe einen Blick in den Talmud nicht verschaffen konnten, wurden die Rabbinen gezwungen, an öffentlichen Religionsgesprächen über den Talmud

teilzunehmen. Ein solches fand zum ersten Mal 1240 am Hofe zu Paris statt. Den Rabbinen wurde anheimgestellt, die Anklagen zu entkräften, welche ein sittlich verworfener, treuloser Jude, Donin, gegen den Talmud geltend machte. Da die Behörden dem jüdischen Überläufer unbedingten Glauben schenkten, blieb natürlich die Verteidigung der Juden unbeachtet, und das heilige, ihnen so teure Schriftwerk wurde von den Glaubensrichtern zum Feuertode verdammt. Im Jahre 1242 wurden vierundzwanzig Wagen mit Talmudhandschriften auf einem Platze in Paris öffentlich verbrannt.

Dieser Vorgang wirkte tief erschütternd auf die Gemüter der schwer heimgesuchten Juden. So war denn nunmehr der Feind in das letzte Heiligtum gedrungen, das die Elenden und Geknechteten bisher als ihren einzigen freien und ungeschmälerten Besitz angesehen hatten! Die rohe Gewalt griff jeglichem Juden ans Herz, welcher Richtung er auch sonst angehören mochte. Besonders ergreifend war der Ausdruck der tiefen und zerknirschten Reue, die sich des R. Jona Gerundi bemächtigte, als er es erleben mußte, welche Folgen sein Haß gegen Maimunis Lehren nach sich zog. Er wanderte büßend von Gemeinde zu Gemeinde, bekannte überall laut und öffentlich sein sündhaftes Unrecht und gelobte, zu Maimunis Grabe zu pilgern, um dort die Verzeihung des großen Toten zu erflehen. Wo immer er lehrend auftrat, nannte er den einst viel geschmähten Namen des großen Weisen mit heiliger Scheu und Verehrung, und bemühte sich redlich, überall die heftigen Angriffe auf seine Schriften zum Schweigen zu bringen und die Ehrfurcht vor ihm auch in den Herzen der bildungsfeindlichen Frommen Wurzel schlagen zu lassen.

Nur mit großer Gefahr für Leib und Leben konnten sich von jener Zeit ab die französischen Juden im Geheimen talmudische Handschriften verschaffen. Aber das ihnen aufgedrängte Geheimnis erhöhte den Reiz des Studiums, vermehrte die Anzahl der wissensdurstigen Jünger und füllte die tossafistischen Lehrhäuser mit Lernbegierigen jedes Standes und Alters. So blieb der ausgedehnte Wissensstoff in den scharfsinnigen Köpfen der französischen Weisen wach und lebendig. R. Jechiel hielt vor nicht weniger als dreihundert Jüngern in Paris freie talmudische

Vorträge, und immer neue Tossafotsammlungen erstanden wunderbarer Weise gerade in dieser bücherlosen Zeit. Als aber immer drohendere und strengere Erlasse des Papstes und des Königs jegliches Studium verboten und verhinderten, empfanden es die letzten Häupter jener Schulen als eine ernste Pflicht, alles, was ihre Vorgänger geleistet hatten, zusammenzutragen und in praktischen allgemein verständlichen Handbüchern für die Zukunft zu retten. Am weitesten verbreitet unter diesen Sammlungen ist diejenige, welche wir dem R. Elieser aus Touques verdanken, der gegen 1270 blühte. Sie bildet den Grundstock der in den gedruckten Talmudausgaben aufgenommenen Tossofot[1]).

c) Die letzten Vertreter der jüdischen Wissenschaft in Frankreich.

Während es den Verfolgungen der Kirche gelang, mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit die Wissensblüte Nordfrankreichs gänzlich zu knicken, bewahrte der Süden des Landes, wo der Einfluß des Staatsoberhauptes ein weit beschränkterer war, noch für längere Zeit seine geistige Regsamkeit. Aus der Geschichte Spaniens wissen wir bereits, daß zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Gemeinde zu Montpellier abermals die Stätte wurde, wo die Vertreter der verschiedenen Richtungen, welche noch immer innerhalb des Judentums bestanden, von neuem heftig

[1]) Die seit 1520 sämtlichen Talmudausgaben beigedruckten Tossafot erstrecken sich über 38 Traktate. Gerson von Soncino, der berühmteste jüdische Buchdrucker des fünfzehnten Jahrhunderts, der aus Deutschland stammte und 1534 in Constantinopel starb, schaffte die Handschrift, aus welcher sie entnommen sind, aus Chambery herbei. Sie enthielt Glossen zu 22 Traktaten des Talmud, welche R. Elieser von Touques aus den umfangreichen Sammlungen des R. Simson von Sees (blühte 1209) und R Mose b. Jomtob aus Evreux (blühte 1250) zusammengetragen und mit Bemerkungen späterer Lehrer und mit eigenen Ergebnissen bereichert hatte. Die Autoren der Tossafot zu den übrigen 16 Traktaten waren R. Baruch b. Isaak aus Worms (blühte 1200), der Enkel eines nicht näher zu bestimmenden R. Isaak, R. Meir b. Baruch aus Rothenburg (st. 1293), die Gebrüder Mose und Samuel aus Evreux (1250), die Schüler des R. Perez b. Elijahu aus Corbeil (1270), Samuel b. Mose aus Falaise (1250) und Simson b. Abraham aus Sens (1200).

teilzunehmen. Ein solches fand zum ersten Mal 1240 am Hofe zu Paris statt. Den Rabbinen wurde anheimgestellt, die Anklagen zu entkräften, welche ein sittlich verworfener, treuloser Jude, Donin, gegen den Talmud geltend machte. Da die Behörden dem jüdischen Überläufer unbedingten Glauben schenkten, blieb natürlich die Verteidigung der Juden unbeachtet, und das heilige, ihnen so teure Schriftwerk wurde von den Glaubensrichtern zum Feuertode verdammt. Im Jahre 1242 wurden vierundzwanzig Wagen mit Talmudhandschriften auf einem Platze in Paris öffentlich verbrannt.

Dieser Vorgang wirkte tief erschütternd auf die Gemüter der schwer heimgesuchten Juden. So war denn nunmehr der Feind in das letzte Heiligtum gedrungen, das die Elenden und Geknechteten bisher als ihren einzigen freien und ungeschmälerten Besitz angesehen hatten! Die rohe Gewalt griff jeglichem Juden ans Herz, welcher Richtung er auch sonst angehören mochte. Besonders ergreifend war der Ausdruck der tiefen und zerknirschten Reue, die sich des R. Jona Gerundi bemächtigte, als er es erleben mußte, welche Folgen sein Haß gegen Maimunis Lehren nach sich zog. Er wanderte büßend von Gemeinde zu Gemeinde, bekannte überall laut und öffentlich sein sündhaftes Unrecht und gelobte, zu Maimunis Grabe zu pilgern, um dort die Verzeihung des großen Toten zu erflehen. Wo immer er lehrend auftrat, nannte er den einst viel geschmähten Namen des großen Weisen mit heiliger Scheu und Verehrung, und bemühte sich redlich, überall die heftigen Angriffe auf seine Schriften zum Schweigen zu bringen und die Ehrfurcht vor ihm auch in den Herzen der bildungsfeindlichen Frommen Wurzel schlagen zu lassen.

Nur mit großer Gefahr für Leib und Leben konnten sich von jener Zeit ab die französischen Juden im Geheimen talmudische Handschriften verschaffen. Aber das ihnen aufgedrängte Geheimnis erhöhte den Reiz des Studiums, vermehrte die Anzahl der wissensdurstigen Jünger und füllte die tossafistischen Lehrhäuser mit Lernbegierigen jedes Standes und Alters. So blieb der ausgedehnte Wissensstoff in den scharfsinnigen Köpfen der französischen Weisen wach und lebendig. R. Jechiel hielt vor nicht weniger als dreihundert Jüngern in Paris freie talmudische

Vorträge, und immer neue Tossafotsammlungen erstanden wunderbarer Weise gerade in dieser bücherlosen Zeit. Als aber immer drohendere und strengere Erlasse des Papstes und des Königs jegliches Studium verboten und verhinderten, empfanden es die letzten Häupter jener Schulen als eine ernste Pflicht, alles, was ihre Vorgänger geleistet hatten, zusammenzutragen und in praktischen allgemein verständlichen Handbüchern für die Zukunft zu retten. Am weitesten verbreitet unter diesen Sammlungen ist diejenige, welche wir dem R. Elieser aus Touques verdanken, der gegen 1270 blühte. Sie bildet den Grundstock der in den gedruckten Talmudausgaben aufgenommenen Tossofot[1]).

c) Die letzten Vertreter der jüdischen Wissenschaft in Frankreich.

Während es den Verfolgungen der Kirche gelang, mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit die Wissensblüte Nordfrankreichs gänzlich zu knicken, bewahrte der Süden des Landes, wo der Einfluß des Staatsoberhauptes ein weit beschränkterer war, noch für längere Zeit seine geistige Regsamkeit. Aus der Geschichte Spaniens wissen wir bereits, daß zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Gemeinde zu Montpellier abermals die Stätte wurde, wo die Vertreter der verschiedenen Richtungen, welche noch immer innerhalb des Judentums bestanden, von neuem heftig

[1]) Die seit 1520 sämtlichen Talmudausgaben beigedruckten Tossafot erstrecken sich über 38 Traktate. Gerson von Soncino, der berühmteste jüdische Buchdrucker des fünfzehnten Jahrhunderts, der aus Deutschland stammte und 1534 in Constantinopel starb, schaffte die Handschrift, aus welcher sie entnommen sind, aus Chambery herbei. Sie enthielt Glossen zu 22 Traktaten des Talmud, welche R. Elieser von Touques aus den umfangreichen Sammlungen des R. Simson von Sees (blühte 1209) und R Mose b. Jomtob aus Evreux (blühte 1250) zusammengetragen und mit Bemerkungen späterer Lehrer und mit eigenen Ergebnissen bereichert hatte. Die Autoren der Tossafot zu den übrigen 16 Traktaten waren R. Baruch b. Isaak aus Worms (blühte 1200), der Enkel eines nicht näher zu bestimmenden R. Isaak, R. Meir b. Baruch aus Rothenburg (st. 1293), die Gebrüder Mose und Samuel aus Evreux (1250), die Schüler des R. Perez b. Elijahu aus Corbeil (1270), Samuel b. Mose aus Falaise (1250) und Simson b. Abraham aus Sens (1200).

aneinandergerieten. Neben dem wissensfeindlichen Abba Mari, der den allgemein verehrten und friedliebenden R. Salomo Ibn Aderet für seine Meinung zu gewinnen wußte, lebten in jener Gemeinde Männer, welche leibliche und geistige Nachkommen der ersten verständnisvollen Verehrer der Wissenschaft und besonders der Philosphie waren. Jakob ben Machir Ibn Tibbon, ein in allen Kreisen zugleich als Talmudist, Arzt und Astronom hochangesehener Gelehrter, war der Führer der gebildeten Juden, welche den Besitz weltlichen Wissens als die schönste Zierde ihres Lebens anzusehen gewöhnt waren. Er sah in der Ächtung der Wissenschaft eine persönliche Beleidigung seiner Ahnen und gewann noch größeren Anhang, als sich die Ansicht verbreitete, Abba Mari gehe darauf aus, das Andenken Maimunis zu schmähen und zu verketzern, wie es einst R. Salomon b. Abraham gethan hatte. Der Enkel der Tibboniden verfaßte ein Sendschreiben an Ibn Aderet, das durch seinen scharfen, mutigen Ton die Verstimmung nur noch vergrößerte, statt sie zu mildern. Ibn Aderet ließ sich dadurch bestimmen, den Bann über alle diejenigen zu verhängen, welche während der nächsten fünf Jahrzehnte vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre philosophischen Schriften lesen würden[1]). Der größte Teil der Gemeinde von Montpellier aber vereinigte sich zu der Entgegnung, daß der Bann vielmehr Jedermann treffen müsse, der seinen Sohn aus religiösen Bedenken am Studium einer Wissenschaft zu hindern oder Maimuni und andere religiöse Schriftsteller ihrer Philosophie wegen zu beschimpfen wagen sollte. Jetzt suchte jede von beiden Parteien dem von ihr ausgesprochenen Banne die allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Die Freunde der Wissenschaft fanden in Südfrankreich die rührigsten und eifrigsten Vertreter, die ihre Sache mit großem Mut und unleugbarem Geschick zu führen wußten. Ihr beredtester Anwalt war ein junger Dichter aus Beziers, namens Jedaja b. Abraham Penini, nach dem Ort seiner Herkunft auch Bedarschi genannt. Er richtete eine wohlgesetzte Verteidigungsschrift an Ibn Aderet, in welcher er bei aller Höflichkeit und Bescheidenheit fest

[1]) Oben S. 198.

und entschieden seinen Standpunkt wahrte. Nicht über die Ächtung der Wissenschaft seien er und seine Freunde irgend wie erbittert. Die Wissenschaft erleide dadurch keine Niederlage und könne nimmer von einem Bannstrahl getroffen werden. Gekränkt habe sie nur die Verachtung, mit welcher er, der gefeierte Lehrer, von ihnen und von ihren Gesinnungsgenossen im ganzen Süden Frankreichs als von abtrünnigen Ketzern rede. Sein klares Urteil sei durch die schiefe und gehässige Darstellung der Gegner getrübt. Sie liebten mit Hingebung und Inbrunst die Wissenschaft, welche seit den Tagen Saadjas zu jeder Zeit in Israel gepflegt worden sei, und sie würden nimmer von ihr lassen. Denn sie stütze den Glauben, sie vernichte tausend Vorurteile, sie verscheuche Zauberei und Aberglauben, sie erwärme die Herzen und erleuchte die Geister. Keinem Widersacher werde es gelingen, sie verächtlich zu machen und durch Befehle zu erzwingen, daß man erst alt und grau werden müsse, um die Wahrheit noch im Fluge zu erhaschen. Der gefeierte Meister möge darum zur Ehre Maimunis, den selbst die Nichtjuden hoch verehrten, zur Ehre der mit Unrecht geschmähten Gemeinden und zu seiner eigenen Ehre mit allen Kräften den gestörten Frieden wieder herzustellen trachten.

Dies Schreiben fand allgemeinen Anklang. Dem Verfasser ward von den Zeitgenossen der ehrende Name des „Wohlredners" zu teil. Und in der That besaß er eine hinreißende Beredsamkeit und einen überströmenden Reichtum an zierlichen Wendungen, den er nach der Weise der provençalischen Troubadours in kunstvolle Verse zu zwingen verstand. Sein tiefes, weltschmerzliches Gemüt versenkte sich gern in die der Menschheit bis auf den heutigen Tag ungelöst gebliebenen Rätsel, welche die besten Denker und Dichter aller Zeiten stets besonders angelockt haben. Seine besten Gedanken finden wir in blühender Bildersprache in einem Lehrgedicht niedergelegt, welches er „die Prüfung der Welt[1])" nannte. Es wurde von den Juden viel gelesen und bewundert, und seitdem Moses Mendelssohn Proben davon in deutschem Gewande mitgeteilt, auch von großen deutschen Dichtern,

[1]) בְּחִינַת עוֹלָם

beſonders von Leſſing und Göthe, ſehr geſchätzt. Ein Abſchnitt desſelben lautet:

Ein wildbrandendes Meer iſt die Welt, weitreichend und grundlos,
Eine Brücke die Zeit, ſchwebend darüber gebaut.
Morſch iſt die Brück' und wankend, und nur an Seilen befeſtigt,
Die ſchon vor dem Entſteh'n waren beſtimmt zum Vergeh'n.
Aber ſie führet dahin, wo das unvergängliche Glück wohnt,
Führt zum Anſchau'n hin deſſen, der thronet im Licht.
Armbreit iſt ſie, die Brücke, von keinem Geländer umgeben,
Und du, Sterblicher, du Sohn des vergänglichen Staubs,
Ach, von dem Tag' an, da du geworden ein Pilger der Erde,
Mußt auf der Brücke du dich treiben, der ſchmalen, umher.
Siehe den Steg, wie ſo eng er iſt! Zur Rechten kein Ausweg,
Keiner zur Linken — und noch pochſt du auf Namen und Macht?
Sieh, wie zur Rechten und Linken Vernichtung und Tod ſich wie Mauern
Drohend erheben — und noch haſt du ein Herz in der Bruſt?
Noch iſt dem Arm die Kraft nicht entſunken, dem Buſen der Mut nicht?
Oder die Güter des Glücks, trotzeſt du etwa auf ſie?
Sie, die mit emſiger Hand du in Haufen zuſammengerafft haſt?
Den dir dein Bogen erkämpft, die dir gefangen dein Netz?
Willſt du ſie des gewaltigen Meeres wildzürnender Woge
Stellen entgegen als Damm, wenn ſie ſich himmelan türmt,
Vom Sturm Gottes gepeitſcht? Sag' an, wenn ſie donnernd daher brauſt,
Wie willſt, Armer, du retten dein Hüttchen vor ihr?
Kannſt du beſteh'n den Kampf mit den toſenden Wogen des Weltmeers,
Welches dich einſchließt? Kannſt du ihm entreißen den Sieg?
O trink du ihn nur aus, den ſchäumenden Becher des Hochmuts,
Laß dich berauſchen vom Wein der Erhabenheit nur,
Ach, ein Betrunkener, wirſt du taumeln zur Rechten, zur Linken
Auf dem gefährlichen Pfad, welchen zu wandeln du haſt,
Bis du jählings hinab wirſt ſtürzen in ſchreckliche Tiefen,
Tief in den Strudel der Welt, dieſes wogenden Meers,
Sinken von Abgrund wirſt du zu Abgrund ſonder Errettung,
Und kein Einziger ſpricht: „Gieb ihn, o Tiefe, zurück!"

Die düſtere Weltanſchauung, welche in dieſem Gedicht und anderen Klageliedern Bedarſchis herrſcht, war der Ausdruck der allgemeinen Stimmung unter den Juden ſeiner Zeit. In dem endloſen Hader der Parteien hatten ſich die edelſten Kräfte erſchöpft, und auf der ganzen Linie erſcholl der Ruf nach Frieden. Der Friede kam, aber es war der Friede des Grabes. Er trat ein, als Philipp der Schöne im Jahre 1306 die Juden

austrieb. Die Streiter zerstreuten sich in alle Welt, und Bann und Gegenbann ward schnell vergessen. Jeglicher hatte zur Genüge am eigenen Elend zu tragen.

Um die Zeit jener verhängnisvollen Austreibung von 1306 stand der letzte selbständige Philosoph unter den französischen Juden im Jünglingsalter. Es war Levi b. Gerson oder Leon de Bagnols, genannt Gersonides (רַלְבַּג)[1]. Da der Graf von Provence sein unmittelbarer Landesherr war und er teils in der Heimat, teils in Avignon auf päpstlichem Gebiete lebte, litt er nicht persönlich durch die harte Maßregel des Königs von Frankreich. Er konnte vielmehr in jenen Tagen in ungestörtem Frieden seine Studien fortsetzen und vollenden. Unbekümmert um Ibn Aderets Bann drang er frühzeitig in die verschiedensten Gebiete des Wissens ein und trieb mit rastlosem Eifer Arznei- und Naturkunde, Mathematik, Astronomie und Philosophie, Bibelexegese und Talmud. Mit den seltenen Schätzen, die er heimbrachte, bereicherte er seinen klaren, scharfen und kühnen Geist, der ihn antrieb, die Wahrheit ohne jede Nebenabsicht einzig um ihrer selbst willen zu erforschen. Gersonides trug nicht einen Augenblick Bedenken, ausdrücklich zu erklären, daß es notwendig sei, die Wahrheit selbst dann rücksichtslos an's Licht zu bringen, wenn sie der heiligen Thora unmittelbar widerspräche. So überragte sein allgemeiner wissenschaftlicher Standpunkt bei weitem denjenigen des Maimonides, der bei allen seinen Untersuchungen über die Übereinstimmung des Judentums mit der Philosophie stets als wesentlichen Zweck vor Augen hatte, ein Teil zur Verherrlichung des väterlichen Glaubens beizutragen. Für Gersonides dagegen war absolute Voraussetzungslosigkeit und Unbefangenheit die Vorbedingung jeder philosophischen Forschung. Er ging aus von dem Gedanken, daß aus Nichts Nichts werden könne, und meinte, daß die Welt durchaus aus einem Etwas und sei es auch nur aus einem ganz wesenlosen Urstoffe entstanden sein müsse. Gott habe die Welt geschaffen, indem er diesem dürftigen Stoffe eine Form und der Form die

---

1) רַבִּי לֵוִי בֶּן גֵּרְשׁוֹן = רַלְבַּ״ג

Möglichkeit der Fortentwickelung verliehen habe. Er erhalte als Vorsehung die Gattungen und Arten der Wesen, welche in der Schöpfung vorhanden seien, und habe dem Menschengeschlechte die charakteristische Befähigung gegeben, durch welche sich einzelne aus demselben bis zu einem außerordentlichen Grade der Vollkommenheit ausbilden und entwickeln können. Sie seien imstande, durch erhöhte geistige Erkenntnis und durch erfolgreiche sittliche Läuterung Gott näher als andere zu treten, und erlangten dann die Gabe, mit klarem, unverhülltem Blick in die Zukunft zu schauen. Solche gotterfüllte Männer seien die Propheten gewesen, denen wir die Gesetzgebung und die Anleitung zur Sittlichkeit verdankten. Die Wunder, die sie wirkten und von denen die heilige Schrift Kunde gebe, bedürften von diesem Standpunkte aus keiner weiteren Erklärung, nachdem einmal das unendliche Wunder von der Erschaffung und Erhaltung der Welt allgemein anerkannt sei. Auf diese Weise gewann Gersonides mit Hülfe seiner Gedankenschlüsse dieselben Vorstellungen, welche die Thora auf dem Wege der Gesetzgebung und der praktischen Belehrung als heilbringend und beseligend vorschreibt. Wie die göttliche Offenbarung den Zweck verfolge, den Menschen zur wahren Glückseligkeit zu führen, und denselben dadurch erreiche, daß sie bestimmte Anweisungen für sein Verhalten gebe, daß sie Erzählungen vorführe, die ihm als Muster und Beispiel dienen sollen, und endlich Lehren darbiete, welche seine Tugend und Sittlichkeit befördern wollen, so leite das richtige Philosophieren den klaren Denker fest und sicher zu demselben hohen Ziele. Denn der Philosoph gelangt zu dem versöhnenden Endergebnis, daß das unbefangene Denken nicht nur nicht dem richtig verstandenen Schriftsinn widerspräche, sondern vielmehr oft erst das rechte Verständnis für denselben erschließe. Obwohl Gersonides als würdiger Enkel seines Ahnen[1]) Nachmanides ernst und streng dem Gesetze gemäß lebte, wurde er von den Feinden der Wissenschaft nichts desto weniger wegen der Freiheit seiner Forschung und der Rücksichtslosigkeit seiner Meinungsäußerung arg verdächtigt und geschmäht. Sein Hauptwerk, in dem er seine Re-

[1]) Sein Vater Gerson war Nachmanis Tochtersohn.

ligionsphilosophie auseinandersetzt, nannte man höhnisch statt „Kämpfe Gottes[1])" „Kämpfe gegen Gott". Den stolzen Denker konnte derartiges Gebahren nicht verwundern. Er sprach: „Für Leute solchen Schlages ist eben der blinde Glaube gut genug. Möge sie der Durst nach Wissen nie in ihrem Geistesschlummer stören." Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1344) starb der Gersonide. Sein geistiges Vermächtnis wirkte anregend und befruchtend auf die späteren Geschlechter und wurde besonders von den letzten großen Denkern Spaniens, von Chisdai Kreskas und Joseph Albo aufmerksam benutzt und gewürdigt. Größere Beliebtheit und Verbreitung als seine „Gotteskämpfe" gewannen seine ausführlichen Commentare zum Pentateuch und zu anderen biblischen Büchern, besonders aber die moralischen Nutzanwendungen, welche er jedem erläuternden Abschnitte hinzuzufügen liebte.

Gersonides war die letzte hervorragende Persönlichkeit unter den Juden Frankreichs. Seitdem nur zeitweise und vereinzelt einige Familien im Lande wohnen durften, hörte jede eigenartige Geistesthätigkeit auf. Selbst der französische Ritus ging ein und lebte nur, in Form und Inhalt mannichfach verändert, in wichtigen Bestandteilen in den deutschen und polnischen Synagogen fort.

Viertes Kapitel.

Die Juden in England.

Einen ebenso traurigen Verlauf wie das Geschick der französischen Juden nahm dasjenige ihrer Brüder in England. Auch hier waren die Quellen ihres Elends einerseits der von der Kirche ausgesäete und im Stillen sorgsam gepflegte Glaubenshaß, der die alten unsinnigen Märchen über jüdische Verbrechen in stetem Umlauf erhielt, und andererseits die unbeschreibliche Geldnot, welche

[1]) מלחמות השם

die Könige veranlaßte, unter allerlei Vorwänden die grausamsten Räubereien an den Juden zu vollführen. Der durch sträfliche Unbesonnenheit und launenhafte Willkür ausgezeichnete König Johann ohne Land (1199—1210) war ihnen ein Beschützer, so lange seine störrischen Barone ihnen nachstellten, um sie als lohnende Beute dem verhaßten Könige abzujagen. Er wurde aber ihr rücksichtslosester Bedrücker, sobald die herkömmlichen Judensteuern seinen schwelgerischen Bedürfnissen nicht mehr genügten und er sich genötigt sah, unerschwingliche Summen von ihnen zu erpressen. Es war um jene Zeit, daß viele gelehrte und fromme Juden Englands sich mit französischen Genossen zusammenthaten und nach dem heiligen Lande auswanderten.

Nach den schweren Drangsalen trat eine kurze Zeit der Ruhe ein, als Johanns Sohn, Heinrich III. (1210—1272) den Thron bestieg. Er ernannte, wie sein Vater, einen lebenslänglichen Oberrabbiner, der mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet war, dem die Vertheilung und Einziehung der Steuern oblag, und der anhängig gemachte Rechtsstreitigkeiten nach jüdischem Rechte entschied. Da der Herrscher wie seine Vorgänger seit Heinrich I. das freie und unbeschränkte Verfügungsrecht über Leib und Leben und alle Besitztümer der Juden in Anspruch nahm, schützte er sie in gleicher Weise vor dem Haß der Geistlichkeit und der Raubgier der Kreuzfahrer, wie vor der Habsucht der Barone. Allein gerade dieses einseitige und persönliche Verhältnis zum Könige wurde für die Juden verhängnisvoll. Es verstärkte den Zorn und Neid der Adligen und Bürger, welche gegen den wankelmütigen und wortbrüchigen König wiederholt zu den Waffen griffen und seinem Eigentum, zu welchem auch der Juden ganzes Hab und Gut gehörte, jeglichen Schaden zuzufügen trachteten. Und es erwies sich andererseits als durchaus unzulänglich zu ihrem Schutze, je schwächer und haltloser die Macht des Königs wurde, ja es wurde sogar der unmittelbare Anlaß zu ihrem völligen Verderben, als der leichtsinnige und verschwenderische König sich auf die Judensteuern, als auf die wichtigste Einnahmequelle nahezu beschränkt sah. Auf alle erdenkliche Weise und aus den nichtigsten Gründen wurden Unsummen von ihnen erpreßt. Ein englischer Geschichtsschreiber hat ausgerechnet, daß während eines Zeitraumes von

neun Jahren nicht weniger als acht und eine halbe Million Mark von ihnen eingetrieben worden sind. Dazu kamen die Leiden, die sie während der inneren Wirren mit den übrigen Einwohnern des Landes zu theilen hatten, als Raub, Mord und wilde Anarchie im ganzen Reiche herrschten. Vergebens erbaten sie sich die Gnade, auswandern zu dürfen. So lange sie irgend leistungsfähig waren, blieb ihnen die Entfernung aus dem Lande bei schwerster Strafe an Leib und Leben verboten. In jener Zeit, in welcher nicht nur Edelleute an der Spitze von Räuberbanden standen, sondern selbst Ordensgeistliche im Lande umherschweiften und sich an fremdem Eigentum vergriffen, wandte sich die entfesselte und von den Dominikanern aufgestachelte Volkswut gegen die ohnehin so schwer heimgesuchten Gemeinden. Man fabelte wie überall von Christenmord und Hostienschändung, und zahlreiche Märtyrer fielen nach grausamen Folterqualen als Opfer des blinden Fanatismus.

Der tragische Wendepunkt in ihrem Geschick trat endlich unter Eduard I. (1272—1307) ein. Vergebens versuchte der ritterliche König ihre Leistungsfähigkeit zu schonen und sie gegen jegliche Unbill zu verteidigen. Seine besten Absichten scheiterten an den unheilbaren Schäden, welche die früheren Mißregierungen hervorgerufen hatten. Es traten außerdem unglückliche Zufälle ein, welche dem Haß der Mönche und des gemeinen Volkes neue Nahrung gaben. Besonders die Dominikaner waren aufs höchste gereizt und erbittert durch ein Ereignis, an welchem die Juden völlig unschuldig waren. Ein Mitglied ihres Ordens, das die jüdischen Schriften zum Zwecke der Judenbekehrung studiert hatte, war durch die Beschäftigung mit dieser Litteratur in seinem angestammten Glauben wankend geworden und als Jude heimlich außer Landes gegangen. Die Mönche glaubten sich verpflichtet, diese der gesamten Kirche angethane Schmach zu rächen, und ihre Klugheit, Umsicht und Geschicklichkeit befähigte sie, den bösen Anschlag durchzusetzen. Bald benutzten sie den Volksunwillen über den Umlauf falschen Geldes, bald das grundlose Geschrei über den Gebrauch von Christenblut, bald die Beschuldigung übermäßigen Wuchers, bald das falsche Gerücht der Beschimpfung christlicher Heiligtümer, um die Erbitterung gegen die Juden zu

ſchüren, um die Unglücklichen beſtändig in Angſt und Schrecken zu erhalten und den König zu harten Maßregeln gegen ſie aufzureizen. So ward ihnen das Leben verbittert, und ein engliſcher Schriftſteller bemerkt mit Recht, daß die Juden Englands um jene Zeit allen Bedrängniſſen ausgeſetzt waren, die einſt ihre Ahnen in Aegypten zu erdulden hatten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie Geld ſtatt der Ziegelſteine zu liefern hatten. Als ſie, von allen Seiten geplündert und ausgeſogen, immer tiefer in Not und Armut verſanken, kam der König ſchließlich zu der Erkenntnis, daß ihr Nutzen nicht mehr bedeutend genug ſei, um den Haß der Menge und die religiöſen Vorurteile aufzuwiegen. Er erließ darum den Befehl, daß ſie bis zum 1. November 1290 das Land zu räumen hätten. Mehr als ſechzehntauſend Seelen zogen ſchon vor der angeſetzten Friſt am 9. October übers Meer neuem Elend entgegen. Philipp der Schöne, der ſie anfangs in Frankreich aufnahm, wies ſie ſchon nach einem halben Jahre aus. Sie zerſtreuten ſich in alle Winde und mögen meiſt nach Deutſchland und dem Norden Spaniens gewandert ſein. Erſt dreihundertfünfundſechzig Jahre ſpäter ließen ſich jüdiſche Anſiedler wieder in England nieder.

Fünftes Kapitel.

Die Juden in Deutſchland.

1. Äußere Schickſale der Juden.

a) Bis zum „ſchwarzen Tode.“

„Es wäre eine ſchauerliche und undankbare Aufgabe, durch den Verlauf von Jahrhunderten die Zeugniſſe zu ſammeln für die Unduldſamkeit, Barbarei, Gewinnſucht und den Aberglauben der Herrſcher und des Volkes und die beiſpielloſe Widerſtandskraft, Zähigkeit und den Opfermut der Juden, welche mit derſelben Energie, mit welcher ſie einſt den Römern getrotzt hatten, jetzt die Verfolgungen ertrugen und noch Lebenskraft behielten. Es bietet kein eigentliches Intereſſe dar, zu verfolgen, wie überall in allen Gegenden Deutſchlands und der geſamten chriſtlichen Welt immer dieſelben Gräuel von den Landesherrn, der Geiſtlichkeit

und dem Pöbel begangen worden, wie immer dieſelben Vorwürfe, welche ebenſo wie die Anſchuldigungen, denen in den Hexenproceſſen Tauſende zum Opfer fielen, das beklagenswerthe Erzeugnis unglaublicher Dummheit und abgefeimter Bosheit ſind, geſucht und gefunden wurden, um das unglückliche Volk zu peinigen und zu martern. Deutſchland ſteht in dieſer Beziehung nicht niedriger als die übrigen chriſtlichen Länder, aber auch nicht über ihnen. Wenn auch die meiſten Anſchuldigungen, welche den Juden verderblich wurden, nicht in Deutſchland, ſondern bereits vorher in anderen Ländern, beſonders in Frankreich erfunden waren, ſo wurden ſie doch in Deutſchland faſt ausnahmlos geglaubt und zum Unglück für die Juden ausgebeutet[1]).“

Vorläufig war ihre Lage unter dem Hohenſtaufen Friedrich II. zwar nicht günſtig, aber immerhin erträglich. Dem ſtaatsklugen und in religiöſen Dingen vorurteilsloſen Kaiſer, der in ſeinem Weſen die kecke Zweifelſucht des Italieners mit der trotzigen und ſelbſtbewußten Kraft des Deutſchen vereinigte, waren die Juden das bequeme Object, welches ihm Gelegenheit bot, ſich durch äußere Handlungen den Anſchein eines guten katholiſchen Chriſten zu geben. Während er darum in ſeinem Erblande Sicilien den mohamedaniſchen Ungläubigen, die er als ſeine Söldner anſiedelte, ohne jedes Gewiſſensbedenken geſtattete, nach den Vorſchriften des Koran zu leben, bemühte er ſich in Deutſchland, ſeine mit argem Mißtrauen betrachtete Rechtgläubigkeit dadurch zu heben, daß er mit Ernſt und Strenge die kanoniſchen Satzungen gegen die jüdiſchen Ungläubigen in Anwendung brachte. Als er vernahm, daß in Oeſterreich und anderwärts Juden zu Finanzbeamten angeſtellt ſeien, verfügte er ſcharf und energiſch, daß dieſe und irgend andere Ämter ihnen zu entziehen ſeien. Nichtsdeſtoweniger war es nicht eben ſelten, daß nach wie vor einzelne Juden die Gunſt und das Vertrauen ihrer Landesherrn gewannen und für die Dienſte, die ſie leiſteten, mit mancherlei Vorrechten belohnt wurden. Bei dem zunehmenden Druck, welchem die Judenſchaft ausgeſetzt war, war der am nächſten liegende und am meiſten

[1]) Stobbe, Die Juden in Deutſchland während des Mittelalters, Seite 181.

dieses Mal ließ sie der Kaiser vollends im Stich. Während er in Italien seinen endlosen Hader mit dem Papste ausfocht, fielen im Osten des Reiches sengend und mordend die Mongolen ins Land. Das siegreiche und unaufhaltsame Vordringen dieser wilden Scharen, welche in Asien große Reiche gegründet hatten, wirkte wie ein lähmender Schrecken auf die europäische Menschheit. Die Juden, die durch den Sohar von der mystischen Hoffnung beseelt waren, es werde mit dem Jahre 1240, dem Beginn des sechsten Jahrtausends nach ihrer Zeitrechnung, der verheißene Messias erscheinen[1]), sahen mit den Tartaren das Elend heranziehen, das nach ihrer Erwartung der glückseligen Zeit der Erlösung vorangehen mußte. Diese harmlosen und verzeihlichen Träumereien wurden von ihren böswilligen Feinden als ein schlagender Beweis dafür ausgelegt, daß die heidnischen Mongolen von den ungläubigen Juden zur Rache gegen die Christen herbeigerufen seien, und der gefährliche Verdacht wandelte sich nahezu zur Gewißheit, als sich die Nachricht verbreitete, daß die Heiden besiegte jüdische Stämme, vielleicht Reste des Chazarenreiches, als Bundesgenossen in ihren Reihen mit sich führten. Viele mußten für diese Fabel ihr Leben lassen, ohne daß es der kaiserliche Schutzherr für nöthig fand, auch nur eine Untersuchung über die Vorfälle einzuleiten.

Mitleidiger als das weltliche Oberhaupt der Christen, das mit seinem Schwerte pflichtgemäß die Wehrlosen hätte verteidigen müssen, erwies sich damals der oberste geistliche Seelenhirt der Christenheit, wenigstens auf dem engeren Gebiete seiner Wirksamkeit. Papst Innocenz IV. erließ eine freundliche Bulle zum Schutz der Juden, in welcher er den unsinnigen Wahn der Blutbeschuldigung in seiner ganzen Albernheit aufdeckte. Aber sein Wort verhallte in Deutschland nahezu ungehört. Um so gewissenhafter waren die den Juden übel gesinnten Obrigkeiten auf die Ausführung einer anderen kanonischen Satzung bedacht. Sie begnügten sich nicht mit einem Abzeichen auf dem Gewande der Ungläubigen, sondern zwangen die Unglücklichen, sich durch eine entstellende, lächerliche Kopfbedeckung, bald durch gehörnte, bald durch auffallende, gelb, blau oder rot gefärbte Hüte den Spott

[1]) Oben S. 193.

und Hohn der rohen Menge auszuſetzen. Der Haß gegen ſie wurde dadurch nur genährt und lokale Judenmetzeleien waren beſonders an der Tagesordnung während der „kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit". Auch die Thronbeſteigung Rudolfs von Habsburg that dem allgemeinen Übel keinen Einhalt. Der in ſeinem Beſitze äußerſt beſchränkte Graf, dem die Kaiſerkrone unerwartet zugefallen war, konnte nicht ſehr wähleriſch ſein in den Mitteln, durch welche er ſich die Summen verſchaffte, die er benötigte, um den Stolz der widerſpenſtigen Großen allmählich zu beugen und zu brechen. Wenn er für die ſchweren Abgaben, die er von den Juden erhob, ſie wiederholt ſeines Wohlwollens verſicherte und ihnen die bisherigen Rechte beſtätigte, ſo ließ ihn doch die ſtete ernſte Sorge für die Sicherſtellung des Landfriedens und die unabläſſige kluge Arbeit an der Vermehrung und Befeſtigung ſeiner Hausmacht nicht dazu kommen, ſeinen redlichen Abſichten energiſchen Nachdruck zu leihen. Es blieb vielmehr beim Alten, und der Fanatismus und der Notſtand des Volkes, der unaufhörlich bald hier, bald dort Verfolgungen hervorrief, geſtaltete die Lage der Gehetzten ſchließlich ſo troſtlos, daß viele Familen ſich entſchloſſen, zum Wanderſtabe zu greifen und neue, friedlichere Wohnſitze aufzuſuchen. Allein nicht einmal dieſer letzte Ausweg, den die Juden in der Verzweiflung ihres Herzens einſchlugen, wurde ihnen gegönnt. Denn die Auswanderung der Begüterten lief auf eine zunehmende Schädigung der Krongüter hinaus und wurde darum vom Kaiſer gewaltſam hintertrieben. Er ließ den angeſehenſten Gelehrten[1]), der bereits die Alpen überſchritten hatte, auf dem Wege feſthalten und ihn gefangen ſetzen, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß zahlreiche Schüler, Freunde und Anhänger ſeinem Beiſpiel folgen würden.

Schlimmer als die auf einzelne Orte beſchränkten Feindſeligkeiten waren die Schreckniſſe, welche im Jahre 1298, während Deutſchland von Thronzwiſtigkeiten zerriſſen war, über die Juden kamen. In einem Städtchen Frankens verbreitete ſich plötzlich ein anderes der gang und gäbe gewordenen Märchen. Es hieß, die Juden hätten eine geraubte Hoſtie in einem Mörſer zerſtoßen,

[1]) R. Meier b. Baruch von Rothenburg, vgl. unten S. 252.

so daß Blut daraus geflossen sei. Um diesen Frevel zu rächen, zog ein Edelmann, namens Rindfleisch, mit einer Horde von „Judenschlächtern“ umher und zerstörte mit Feuer und Schwert fast alle Gemeinden in Franken und Baiern. Nur in Regensburg und Augsburg schützte der Rat die Juden. Über hunderttausend Menschen wurden in einem halben Jahre umgebracht. Dem Tode entgingen nur diejenigen, welche sich zur Taufe schleppen ließen. Erst die Kaiserwahl Albrechts gebot dem Elend Halt. Er mochte sich sein einträgliches Gut nicht in Grund und Boden verderben lassen und sagte den Kammerknechten abermals seinen kaiserlichen Schutz zu. Aber seine Zusicherungen und Urkunden blieben, wie die seiner Vorgänger, ein leerer Schall und ein unbeachtetes Stück Papier. Dagegen blieb dasjenige, was die Juden für solche billige Gunst zu leisten hatten, niemals ein wesenloser Schatten. Es wurde in klingender Münze von ihnen eingetrieben, ohne Rücksicht und ohne Schonung. Und je weiter das Mittelalter vorschritt, desto drückender wurden die Steuerlasten, die es den Juden aufzubürden wußte.

Erfinderischer als die früheren Kaiser war nach dieser Richtung der auch sonst durch Habsucht und Ländergier ausgezeichnete Ludwig der Baier. Er verpfändete, verkaufte und verschenkte sie willkürlich wie eine Sache an Fürsten und Städte. Dergleichen hatten freilich auch seine Vorgänger hin und wieder bereits gethan. Er aber machte ein Mittel ausfindig, durch welches, trotz dieses schmählichen Handels, den er mit ihnen trieb, für ihn und seine Nachfolger ein ständiges Einkommen von ihnen zu erzielen war. Er führte nämlich vom Jahre 1342 an den „goldenen Opferpfennig“ ein, den dann alle seine Nachfolger mit großem Behagen für sich nutzbar machten, und setzte fest, daß fortan jeder Jude und jede Jüdin, die über zwölf Jahre alt wären, und die ein Vermögen von mehr als zwanzig Gulden besäßen, alljährlich einen Kreuzer von einem Gulden an den Kaiser zu zahlen hätten, außer den Abgaben, die sie der Landesobrigkeit nach wie vor zu leisten hatten. Selbst einen Rechtstitel verstand man schließlich für die nagelneue Erfindung geltend zu machen. Man erinnerte daran, daß Vespasian die Tempelsteuer, welche die Juden jährlich nach Jerusalem entrichtet, auf das Heiligtum des Jupiter

capitolinus übertragen hatte, und fand, daß der Kaiser durchaus berechtigt sei, diese Einrichtung seines römischen Vorgängers wieder herzustellen.

Mit der zunehmenden Steuerlast wuchs keineswegs in gleichem Maßstab die Sicherheit ihres Eigentums und ihres Lebens. Eher steigerten sich noch die Leiden und Verfolgungen. Im Elsaß, in Franken und Schwaben wütete drei Jahre lang (von 1336—38) eine Schar fanatisierten Gesindels. Ihr Führer, von einem Stück Leder, das er sich um den Arm band, Armleder genannt, erklärte, er sei berufen, jetzt nach dreizehnhundert Jahren für den Tod Jesu an den Enkeln seiner angeblichen Mörder blutige Vergeltung auszuüben. Wiederum gaben Hunderte der Unglücklichen sich selbst und ihren Kindern freiwillig den Tod, um nur dem Wüten des Unmenschen zu entgehen.

Um dieselbe Zeit wurde in Deggendorf in Bayern den Juden aus dem einzigen Grunde eine Hostienschändung vorgeworfen, weil die Bürger einen Vorwand brauchten, um sich ihrer Gläubiger zu entledigen. Sie überfielen darum im Bunde mit den Rittern in ihrer Nähe plötzlich wehrlose Familien, verbrannten und beraubten die Unschuldigen und bauten zum Andenken an diese tapfere und fromme That eine Wallfahrtskirche, in welcher die angeblich von den Juden durchstochene Hostie als wunderthätige Reliquie aufbewahrt wurde. Die Wut des Volkes pflanzte sich von hier über Bayern, Böhmen, Mähren und Österreich fort. Des Kaisers wiederholte Befehle, die Juden zu schützen und zu schonen, wurden in dem Getümmel kaum gehört

b) Bis zum Ende des Mittelalters.

Alle diese betrübenden Vorgänge waren nur das Vorspiel zu dem gräßlichen Drama des Jahres 1348. Gespensterhaft zog die Pest von Asien herauf und würgte ihre Opfer in ganz Europa. Entsetzen ergriff die Menschen, löste die Bande der Ordnung und Sitte und erfüllte mit neuem Irrwahn die Köpfe der Menge. Da tauchte das in Frankreich[1]) während der Verfolgung der Aussätzigen erfundene Gerücht von der Brunnenvergiftung

[1]) Oben S. 221.

durch die Juden auch in Deutſchland auf und brachte Tod und Verderben überall, wohin es drang. Nicht blos der Pöbel, ſondern auch die höheren Stände glaubten die Schauermär, und die Gerichte erzwangen durch die Anwendung der Folter zahlloſe Beweiſe für die Schuld der Juden. Wenn ſie in allen Ländern Europas damals Unerhörtes litten, ſo hatten ſie am meiſten in Deutſchland zu ertragen. Hier war die Not der Menge und der Neid der Großen am größten und verhängnisvollſten. Mit Recht bemerkt darum ein Straßburger Chroniſt: „Ihr baares Gut war in Wahrheit das Gift, das die Juden tötete.“ Deutſche Ratsherrn aber ließen in unendlicher Verblendung die Quellen und Brunnen vermauern, weil ein Päckchen Gift alle deutſchen Ströme vergiftet haben ſollte.

Vergeblich blieb das Einſchreiten des Papſtes, vergeblich die Ermahnungen des Kaiſers Karl IV., welchen die Furcht ergriff, daß ſeine ertragreichſte Einnahmequelle gänzlich verſiegen könnte. Das Volk marterte, verbrannte oder erſchlug die Juden, wo ſie ſich ſehen ließen. Ganze Gemeinden wurden damals ausgetilgt. Selbſt da, wo der Rat ſie ernſtlich zu ſchützen und zu verteidigen verſuchte, mußte er, wie z. B. in Straßburg, ſchließlich der Gewalt des Pöbels weichen und der Einſicht und Menſchlichkeit zum Hohn die Scheiterhaufen lodern laſſen. In Worms, Oppenheim und Frankfurt ſteckten die Juden mit eigener Hand ihre Häuſer in Brand und kamen dabei ums Leben. In Mainz kam es zu einem Kampfe, in dem ſechstauſend Juden gefallen ſein ſollen. Ähnliche Gräuel geſchahen überall vom Rhein bis an die Donau, in Thüringen, Schleſien und Öſterreich. Weder Fürſten, noch Biſchöfe und Ratsherrn vermochten der Mordluſt und Raubſucht Einhalt zu gebieten. Nachdem die Unthaten verübt waren, wurden nur in ſeltenen Fällen die Verbrecher beſtraft, meiſt gab ihnen der Kaiſer Gnadenbriefe, die ihnen jegliche Schuld verziehen. Aber um die Teilung des herrenlos gewordenen Judenguts brachen zwiſchen dem Kaiſer und den Landesherren, welche zuvor Anſprüche an die Einkünfte von den Erſchlagenen und Vertriebenen gehabt hatten, oft langwierige Streitigkeiten aus. Bald genug kam ihnen die Erkenntnis der materiellen Einbuße, die ſie erlitten hatten. Denn der augenblickliche Ge-

winn erſetzte in keiner Weiſe die früher regelmäßig von den Juden erhobenen Abgaben und Steuern. Nicht minder niederdrückend wirkte auf die Obrigkeiten der Anblick der gräulichen Verwüſtung, welche Mord und Brand in vielen Städten angerichtet hatten. In den verheerten und verarmten Ortſchaften vermißte man bald ſchmerzlich die zähe und raſtloſe Betriebſamkeit der jüdiſchen Bürger und rief ſie ſchon nach kurzer Zeit ſelbſt dahin zurück, wo man während der Peſt beſchloſſen hatte, ſie in alle Ewigkeit nimmermehr zu dulden. Unter ſolchen Umſtänden wurde das Recht, Juden aufzunehmen und auszunützen, ein von den Fürſten und Städten des Reiches immer eifriger erſtrebtes Privileg. Bei der Neuordnung der Reichsgewalten gewährte es Karl IV. im Jahre 1356 durch die „goldene Bulle“ als ein beſonderes Vorrecht den ſieben Kurfürſten des Reiches. Höchſt charakteriſtiſch iſt dabei die Form, in welcher durch dieſes wichtigſte Verfaſſungsgeſetz des Mittelalters jene Berechtigung gewährt ward. „Nachdem nämlich geſagt iſt, daß die Kurfürſten in ihren Territorien alle Bergwerksnutzungen von Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Blei, Eiſen, ſonſtigen Metallen und Salz haben ſollten, heißt es dann weiter: „ebenſo ſollen ſie Juden halten dürfen und die Einkünfte von den Zöllen erheben.“ Alſo Bergwerke, Zölle und Juden auf derſelben Linie; die Juden erſcheinen wie Bergwerke, aus denen ſich nicht durch Arbeit, ſondern durch Druck edle Metalle gewinnen laſſen“[1]).

Von dieſer Zeit an wurden die Juden in immer größerem Umfange aus kaiſerlichen allmählich landesherrliche oder ſtädtiſche Kammerknechte. In erſter Linie um des Geldes willen, deſſen man ſo nötig bedurfte, bemühte man ſich jetzt unter feierlicher Zuſage ausreichenden Schutzes ſie in dieſelben Länder und Städte zurückzubringen, in welchen man ſie ſoeben um des Geldes willen rückſichtslos gequält und grauſam vertrieben hatte. In der That ſiedelten ſie ſich nach und nach an ihren früheren Wohnplätzen wieder an, meiſt, indem ſie durch beſondere Verträge auf eine Anzahl von Jahren von der Obrigkeit das Wohn- und Handelsrecht erwarben. Natürlich ſah man ſie und ihre Nachkommen

[1]) Stobbe, a. a. O. S. 25.

nun nicht mehr als ortsangehörige Bürger, sondern nur als aufenthaltsberechtigte, fremde Colonisten an, die eine bestimmte Zeit für ein bestimmtes Eintrittsgeld am Orte weilen durften. Im Grunde brach erst, seitdem diese Gewohnheit um sich griff, die schreckliche Zeit an, in welcher die Juden wahrhaft ruhelos und flüchtig über die Erde wandern mußten. Von jetzt ab entsprach Jahrhunderte hindurch ihr Zustand genau dem Worte des Dichters:

Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat, doch Juda nur die Gruft.
(Byron.)

Wo immer man die Unstäten aufnahm, ließ man ihnen höchstens eine kurze Frist, um sich zu erholen und zu neuem Besitze zu kommen. Was Wunder, daß eben darum all ihr Sinnen und Trachten einzig darauf ausging, eiligst der Mittel habhaft zu werden, durch welche sie sich für eine längere Zeit Ruhe und Frieden erkaufen konnten! Sahen aber die Christen, daß ihre Arbeit und Mühsal von Erfolg gekrönt war, so wurde das Geld abermals ihr Verhängnis und erweckte nur zu schnell die Mißgunst und Habgier der Edlen und Bürger, in deren Mitte es erworben war. Dann beschloß wohl die Obrigkeit von neuem, dem sündhaften Wucher gewaltsam zu steuern und das verbrecherische Volk erbarmungslos auszutreiben. In diesem endlosen Kreislauf derselben rohen Leidenschaften, in welchem reiche Juden bald von der christlichen Gewinnsucht mit gleißnerischer Freundlichkeit zur Ansiedelung eingeladen, bald um der jüdischen Gewinnsucht halber von christlicher Mißgunst heimatslos gemacht wurden, verlief von jetzt ab die Geschichte der Juden in den Städten und Staaten Deutschlands. Bei der Beurteilung dieser regelmäßig wiederkehrenden beschämenden Vorgänge ist als leitender Gesichtspunkt daran festzuhalten, daß nur eine völlige Unkenntnis der damaligen Zustände, eine mangelhafte Vorstellung von der mittelalterlichen Rechtspflege und eine ungenügende Einsicht in die obersten Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, die Zinsen, welche damals die Juden nahmen, als „wucherische“ bezeichnen kann. Denn die nach unseren Anschauungen außerordentliche und fast unerschwingliche Höhe der Zinsen wurde einfach von der nicht

minder außerordentlichen Mangelhaftigkeit der Rechtspflege und Unsicherheit des Verkehrs beeinflußt. Dazu kam, daß es damals keineswegs im freien Belieben der Juden stand, sich nach ihrem Gefallen einen Beruf zu wählen oder gar an dem regen gewerblichen Leben der Städte sich zu beteiligen. „Die ganze Ausbildung des gewerblichen Lebens und des Innungswesens schloß den Juden von jeder Teilnahme an Handwerk und Handel aus, und es blieb ihm keine andere Wahl, als von Schacher und Wucher zu leben; denn der mittelalterliche Staat ließ ihm keine anderen Erwerbsquellen. Haben wir darum ein Recht, den Juden des Mittelalters vorzuwerfen, daß sie sich ausschließlich den Geldgeschäften zuwandten? Können wir es dem Hungernden verargen, wenn er zu viel von der einzigen Speise ißt, welche man ihm darreicht[1])?"

Daß sie dabei übrigens zu übermäßigem Genießen niemals gelangen konnten, dafür trugen die geistlichen und weltlichen Fürsten nach wie vor redlich Sorge. Auf eine verblüffend einfache und erfolgreiche Weise verstand es vornehmlich Kaiser Wenzel, die reichen Juden arm und den eigenen leeren Beutel voll zu machen. Mit zahlreichen Städten, Ständen und Fürsten schloß er 1385 und abermals 1390 Verträge ab, in welchen er kraft seiner Befugnis, mit den Knechten seiner Kammer und ihrem Hab und Gut zu schalten und zu walten nach Belieben, gegen eine einmalige Zahlung an ihn selber, alle Schulden, welche die Fürsten, Ritter, Herren, Bürgermeister, Räte, Bürger und Unterthanen bei den Juden hatten, sowohl das Kapital, als auch die Zinsen für aufgehoben und nichtig erklärte und hinzufügte, daß jeder, der den Juden dennoch zu ihren Forderungen verhelfen würde, als Räuber und Landfriedensbrecher behandelt und mit seinen Verwandten zum Schadenersatz angehalten werden solle. Um welche ungeheure Summen es sich handelte, kann man etwa an dem Beispiel der Stadt Nürnberg ermessen, welche für sich allein durch die Schuldentilgung des Jahres 1390 rund eine Million Mark gewann. Tausende jüdischer Familien wurden durch die unbesonnene Maßregel, welche auf Jahre hinaus den

[1]) Stobbe a. a. O. S. 104. 105.

öffentlichen Kredit auf das tiefste erschütterte, an den Bettelstab gebracht. So brachte das letzte Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts den Juden Deutschlands Elend und Verarmung, denjenigen Spaniens Martyrium und Zwangstaufe (1391) und denjenigen Frankreichs endgültige Verbannung (1395). Mit gutem Recht urteilt daher ein christlicher Schriftsteller: „Wohl niemals seit Juden in der Welt gelebt, ist ihnen ein härteres Seculum, als das vierzehnte gewesen, daß zu verwundern, wie noch ein einziger Jud in Deutschland bei solcher massacr[e] können überbleiben[1])."

Allein auch das neue Jahrhundert änderte an ihrem Ungemach nicht das Mindeste. Es erneuerte ihnen nur die alten Leiden und den alten Jammer. Den verhängnisvollen Anlaß dazu bot die hussitische Bewegung und deren unselige Folgen.

Wie einst beim Kampfe gegen die Albigenser, so war auch jetzt wiederum der Krieg gegen die Ketzer das Zeichen zur Niedermetzelung der Ungläubigen. Alle Schrecken des Todes, der gewaltsamen Bekehrung und der freiwilligen Aufopferung für den väterlichen Glauben kamen damals über die jüdischen Einwohner Böhmens, Mährens und Schlesiens. Als nach zwanzig entsetzlichen Kriegsjahren voll Mord, Brandschatzung und Plünderung die ganze Herrlichkeit Böhmens in Schutt und Trümmern lag, machten die Hussiten ihren Frieden mit der Kirche, und die Päpste gingen ans Werk, die treulos gewordenen Herzen von neuem für den katholischen Kirchenglauben zu erwärmen. Sie bedienten sich dazu der zahlreichen Bettelorden, und eines ihrer brauchbarsten Werkzeuge war der Franziskaner Capistrano, der durch das Feuer seiner rohen, aber die Massen gewaltig ergreifenden Beredtsamkeit die Gemüter seiner aufmerksam lauschenden Zuhörer fortriß und mit leidenschaftlichem Hasse gegen jede Äußerung des Unglaubens erfüllte. Er eiferte in seinen Bußepredigten gegen Wohlleben und Schwelgerei, gegen Ketzer und Ungläubige. Bei der bloßen Nennung seines Namens, erzählt rühmend sein Biograph, hätten die Juden schon gezittert. Als

[1]) Schudt, jüdische Merckwürdigkeiten (Frankf. a. M. 1714), Bd. I, S. 455.

„Geißel der Hebräer“ trat er besonders in Schlesien auf und ließ am 17. Juni 1453 allein in Breslau einundvierzig freventlich des Christenmords beschuldigte und durch Folterqualen angeblich überwiesene Juden auf dem Holzstoß verbrennen. Die übrigen aber wurden nach Verlust ihrer gesamten Habe und nachdem man ihre Kinder geraubt und gewaltsam getauft hatte, arm und nackt und bloß ins Elend hinausgetrieben. Das gleiche Schicksal erlebten damals die übrigen Gemeinden Schlesiens, und es vergingen nahezu zwei Jahrhunderte, bis sich die Juden wieder in jenen Gegenden anzusiedeln wagten.

Ähnliche Gräuel, wie sie Capistrano für die Juden im Osten Deutschlands heraufbeschwor, ließ sein Ordensbruder, der Franziskaner Bernhardinus, über die Gemeinden im deutschen Süden und Westen hereinbrechen. Als in Trient, wo die Juden in friedlichem Verkehr mit den christlichen Mitbürgern lebten, in der Osterwoche 1475 ein christliches Kind ertrank und zufällig am Ufer beim Hause eines Juden landete, erhob der fanatische Mönch mit seinen Genossen seine verläumderische Stimme gegen die jüdischen Einwohner der Stadt und bezichtigte sie allesamt des Mordes. Die ganze Gemeinde ward in den Kerker geworfen und gemartert, bis sie unglaubliche Gräuelthaten zugestand. Sie starben gemeinsam auf dem Scheiterhaufen, und nimmer mehr sollte ein Jude den Boden von Trient betreten. Die frommen Mönche begnügten sich mit diesem gründlichen Erfolge nicht. Sie ließen den Leichnam des dritthalbjährigen Knäbleins Simon einbalsamieren und wie ein Heiligtum verehren. Über die angeblichen Wunder, die er that, streuten sie die abenteuerlichsten Gerüchte aus. In vielen Städten wurden sie eine Handhabe, um den leichtgläubigen Pöbel gegen die Juden aufzuhetzen. Am verderblichsten wirkten sie in Regensburg. Mit genauer Not war hier soeben der Judenmeister R. Jisrael Bruna dem Tod durch Henkershand entgangen, nachdem der abtrünnige Jude, welcher ihm einen Christenmord zur Last gelegt hatte, eingestanden hatte, daß seine Beschuldigung falsch und erlogen gewesen sei. Da traf die Nachricht ein, daß die Trientiner Juden ihre Regensburger Brüder des gleichen Verbrechens, dessen sie selbst angeklagt waren, auf der Folterbank bezichtigt hätten. Jahrelang wurden die Juden

auf diese Anklage hin gequält und ihr Vermögen unter Sperre behalten, bis sie sich für achtzehntausend Gulden endlich die Freiheit erkaufen konnten.

Unter solchem harten Druck endete das fünfzehnte Jahrhundert. Während mit seinem Ausgang für die christliche Welt eine neue Zeit heraufzuziehen beginnt, dauerte für die Juden das Mittelalter noch dreihundert Jahre fort. Sie blieben während derselben fast überall in staatsbürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung aufs tiefste entwürdigt und unter die Letzten und Niedrigsten herabgedrückt. Bei alledem konnte durch die wunderbare Gnade Gottes ihre Glaubensinnigkeit nicht geschädigt, ihre Sittenreinheit nicht befleckt, ihre geistige Beweglichkeit nicht ertötet werden.

2. Geistiges Leben der Juden.

„Die Stellung des Juden mit dem alten Glauben, der unverstandenen Bildung, der Sehnsucht nach Jerusalem, mitten unter Feinden und Barbaren, an Geist ihnen überlegen, unterthan im Leben, willfährig als einzelne, unerbittlich als Gesamtheit, zugleich gesucht und gemieden, für eine ungeheure Zukunft mit Überzeugung duldend und des morgenden Tages ungewiß: diese tragische Stellung erzeugte jenen Gegensatz von unveränderlicher Beharrlichkeit und ununterbrochener Veränderung. Menschen, die, wenn es bei ihnen brennt, nicht gerettet, sondern in die Glut geworfen werden, über welchen, weil die Berechtigung, Mensch zu sein, ihnen bestritten ist, das Schwert stets schwebt, für die kein Leiden unerreichbar, und die in jedem Augenblick über die Väter, über sich selber und über ihre Kinder zu weinen haben, — denen mußte Etwas einen Mut und dieser Mut ihrem Leben eine Bedeutung geben; es mußte, über das Beliebige und Individuelle erhaben, mächtiger sein, als die Motive zu unserer Cultur. Ein frommer Jude sein, um durch Leiden für die Zeit des Messias und ein seliges Leben geläutert zu werden, das war des Daseins Aufgabe und bestimmte den Inhalt des Lebens; dieses allein war das Gegebene[1]).“

[1]) Zunz, Zur Gesch. und Literatur, S. 178

Solche Anschauungen erhoben die deutschen Juden auf eine hohe Stufe der Tugend und Sittlichkeit. Ihr Familienleben war rein und innig, verschönt durch Treue, Emsigkeit, Nüchternheit und Enthaltsamkeit. Das Haus mußte sie für alles entschädigen, was ihnen draußen auf dem Marktplatz des Lebens genommen worden war. Dabei verengerte sich keineswegs ihr Sinn, sondern blieb voll lebendigen Anteils für die Gesamtheit. Niemals und nirgends fehlte es in jüdischen Gemeinden an Opferwilligkeit und selbstloser Hingebung des Einzelnen für die Glaubensgemeinschaft. Die gemeinsamen Leiden vereinten sie gegen den gemeinsamen Feind, und gemeinschaftlich ehrten sie das Andenken ihrer Märtyrer. Mit dem Zusatz „die Heiligen" wurden ihre Namen in den Gedenk („Memor-")büchern der Gemeinden verzeichnet und beim Festgottesdienst verlesen.

Die Hauptquelle dieser sittlichen Kraft war wie bisher die tiefe und gediegene Kenntnis der heiligen Literatur. Die tossafistische Beschäftigung mit der Halacha hatte auch in Deutschland weite Verbreitung gefunden und ist wunderbarer Weise sogar von Lehrern auf Schüler vererbt und überliefert worden unter Zeitverhältnissen, in denen sie kaum das geringste weltliche Gut ihren Nachkommen feststellen und sichern konnten. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte im deutschen Osten R. Mose Iben Chisdai aus Tachau (in Böhmen), ein strenger Halachist. Fremdartig und unheimlich berührte ihn die freie geistige Auffassung des Judentums, die damals aus der Provence zu ihm herüberklang. Seinem naiv gläubigen Gemüte erschien jede vom buchstäblichen Sinne abweichende Deutung eines Bibelwortes oder einer Haggadastelle als vollendeter Unglaube und als baare Gottlosigkeit Kühn und rücksichtslos bekämpfte er darum nicht bloß die Philosophie als die Wurzel alles Übels und die Gelehrten von Saadja bis Maimuni als die Verbreiter desselben, sondern auch die mystisch-kabbalistische Deutungsweise, welche nicht minder auf Kosten ihrer Grübelei die Herrschaft des Buchstabens zu untergraben geeignet ist. In Wienerisch Neustadt liegt er begraben.

Sein Zeit- und vielleicht auch Amtsgenosse war R. Isaak b. Moses aus Wien, der ebenfalls seine ganze Kraft dem Studium der Halacha widmete. Zur Erläuterung dunkler Partieen

des Talmuds stellte er nach der Weise der Tossafisten eingehende Untersuchungen an, die er in einem besonderen Sammelwerk, betitelt „Orsarua[1])“ zusammentrug. Man nennt ihn darum auch gewöhnlich R. Isaak Or Sarua (RIAS)[2]). Er war der Lehrer des R. Meir von Rotenburg (a. d. Tauber).

R. Meir b. Baruch galt als die hervorragendste Persönlichkeit unter den deutschen Talmudweisen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er war geboren in Worms, ververlebte seine Jugend in Würzburg und später in Frankreich und wirkte als Rabbiner in den größten Gemeinden Deutschlands, zuletzt in Mainz. Wegen seiner umfangreichen Gelehrsamkeit und seltenen Lehrgeschicklichkeit erfreute er sich schnell eines wohlverdienten Rufes. Zahlreiche Schüler strömten zu seinen Lehrvorträgen herbei, und von den Glaubensgenossen aller Länder wurden Rechtsbescheide über die verschiedensten Fragen der Rechts- und Ritualpraxis von ihm erbeten. Bei den osteuropäischen Juden stand er in demselben hohen Ansehen, welches damals in den westlichen Ländern Europas nur noch sein Zeitgenosse R. Salomo Ibn Aderet genoß. In seinem Privatleben zeichnete ihn Demut und Bescheidenheit und eine besonders strenge Peinlichkeit in der Beobachtung der religiösen Satzungen aus. Man verehrte ihn als „die größte Leuchte“ seiner Zeit, eine Bezeichnung, die man sonst nur den angesehensten Autoritäten, wie R. Gerschon und Raschi, beilegte. Mit Recht fürchtete darum Kaiser Rudolf von Habsburg, daß dem beliebten und bewunderten Meister viele Juden folgen würden, als er sich wegen der großen Not der Zeit zur Auswanderung entschlossen hatte und bereits glücklich bis nach der Lombardei gekommen war. Der Kaiser ließ darum R. Meir als Geißel für die etwaigen Auswanderer in Haft nehmen und seit 1286 im Schloß Wasserburg und später auf der Burg Ensisheim im Elsaß gefangen halten. Die deutschen Juden waren bereit, ihn für hohe Summen auszulösen, aber der edle Mann verbot es ihnen, weil er den Gewalthabern nicht ein neues Mittel in die Hand geben wollte, durch die Einkerkerung

---

[1]) אור זרוע, vgl. Ps. 97, 15.

[2]) רבי יצחק אור זרוע = ריאז"ו

berühmter Männer Geld zu erpressen. Er wurde übrigens in milder Haft gehalten und weder in seinen Studien, noch in seiner litterarischen Thätigkeit gehindert. Als er am 27. April 1293 im Gefängnis starb, gab die Obrigkeit seinen Leichnam nicht heraus. Erst nach vierzehn Jahren erkaufte ein frommer Mann, Süßkind Wimpfen aus Frankfurt, das Recht, die Leiche zu bestatten, und erbat sich als einzigen Lohn für seine That nur die Gunst, neben dem berühmten Lehrer bestattet zu werden. Beide haben auf dem uralten Friedhof zu Worms, der Vaterstadt R. Meirs, die letzte Ruhestätte gefunden.

Mit seiner ernsten, vornehmlich dem Studium der Halacha zugewandten Verstandesrichtung verband R. Meir ein wahrhaft dichterisches Gemüt. Seine Innigkeit und schwungvolle Begeisterung erinnert an die besseren Leistungen der jüdischen Dichter Spaniens, wenngleich in Form und Sprache sie an dieselben nicht heranreichen. Am weitesten verbreitet ist seine nach dem Versmaß der Zionide Jehuda ha-Levis gedichte Elegie auf den Brand der Thora in Paris. Das Ereignis rief damals bei den Juden aller Länder unsäglichen Schmerz hervor. Das Trauerlied R. Meirs ist in das deutsche und polnische Ritual für den neunten Ab aufgenommen und lautet im Auszuge wie folgt[1]):

„Wie? Du ein himmlisch Licht, von Gott gesandt,
An dir konnt' irdisch Feuer zehren?
Und ist von deiner Glut sie nicht verbrannt,
Die Hand, die es gewagt, dich zu zerstören? . . . .

Hat darum Gott mit Feuer dich gegeben,
Weil du einst solltest sein der Flammen Raub?
Mocht' darum er den kleinen Sinai erheben,
Weil einst hinab du sinken wirst in Staub? . . . .

Wirf, Sinai, hinweg dein Prachtgewand,
Verhülle dich, gleich Witwen, schwarz und nächtig!
Und meine Thräne schwemme weg das Land
Und wachse an zum Strome groß und mächtig,

Und ströme fort und fort zu Moses Grabe
Und poche fragend an des Grabes Pforte,
Ob eine neue Lehre er denn habe,
Daß darum man verbrannt hat deine Worte? . . . .

---

[1]) Es beginnt mit den Worten: שַׁאֲלִי שְׂרוּפָה

des Talmuds ſtellte er nach der Weiſe der Toſſafiſten eingehende Unterſuchungen an, die er in einem beſonderen Sammelwerk, betitelt „Orſaruа[1])“ zuſammentrug. Man nennt ihn darum auch gewöhnlich R. Iſaak Or Sarua (ריא״ז[2]). Er war der Lehrer des R. Meir von Rotenburg (a. d. Tauber).

R. Meir b. Baruch galt als die hervorragendſte Perſönlichkeit unter den deutſchen Talmudweiſen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er war geboren in Worms, verlebte ſeine Jugend in Würzburg und ſpäter in Frankreich und wirkte als Rabbiner in den größten Gemeinden Deutſchlands, zuletzt in Mainz. Wegen ſeiner umfangreichen Gelehrſamkeit und ſeltenen Lehrgeſchicklichkeit erfreute er ſich ſchnell eines wohlverdienten Rufes. Zahlreiche Schüler ſtrömten zu ſeinen Lehrvorträgen herbei, und von den Glaubensgenoſſen aller Länder wurden Rechtsbeſcheide über die verſchiedenſten Fragen der Rechts- und Ritualpraxis von ihm erbeten. Bei den oſteuropäiſchen Juden ſtand er in demſelben hohen Anſehen, welches damals in den weſtlichen Ländern Europas nur noch ſein Zeitgenoſſe R. Salomo Ibn Aderet genoß. In ſeinem Privatleben zeichnete ihn Demut und Beſcheidenheit und eine beſonders ſtrenge Peinlichkeit in der Beobachtung der religiöſen Satzungen aus. Man verehrte ihn als „die größte Leuchte“ ſeiner Zeit, eine Bezeichnung, die man ſonſt nur den angeſehenſten Autoritäten, wie R. Gerſchon und Raſchi, beilegte. Mit Recht fürchtete darum Kaiſer Rudolf von Habsburg, daß dem beliebten und bewunderten Meiſter viele Juden folgen würden, als er ſich wegen der großen Not der Zeit zur Auswanderung entſchloſſen hatte und bereits glücklich bis nach der Lombardei gekommen war. Der Kaiſer ließ darum R. Meir als Geißel für die etwaigen Auswanderer in Haft nehmen und ſeit 1286 im Schloß Waſſerburg und ſpäter auf der Burg Enſisheim im Elſaß gefangen halten. Die deutſchen Juden waren bereit, ihn für hohe Summen auszulöſen, aber der edle Mann verbot es ihnen, weil er den Gewalthabern nicht ein neues Mittel in die Hand geben wollte, durch die Einkerkerung

---

[1]) אור זרוע, vgl. Pſ. 97, 15.

[2]) רַבִּי יִצְחָק אוֹר זָרוֹעַ = ריא״ז

berühmter Männer Geld zu erpressen. Er wurde übrigens in milder Haft gehalten und weder in seinen Studien, noch in seiner litterarischen Thätigkeit gehindert. Als er am 27. April 1293 im Gefängnis starb, gab die Obrigkeit seinen Leichnam nicht heraus. Erst nach vierzehn Jahren erkaufte ein frommer Mann, Süßkind Wimpfen aus Frankfurt, das Recht, die Leiche zu bestatten, und erbat sich als einzigen Lohn für seine That nur die Gunst, neben dem berühmten Lehrer bestattet zu werden. Beide haben auf dem uralten Friedhof zu Worms, der Vaterstadt R. Meirs, die letzte Ruhestätte gefunden.

Mit seiner ernsten, vornehmlich dem Studium der Halacha zugewandten Verstandesrichtung verband R. Meir ein wahrhaft dichterisches Gemüt. Seine Innigkeit und schwungvolle Begeisterung erinnert an die besseren Leistungen der jüdischen Dichter Spaniens, wenngleich in Form und Sprache sie an dieselben nicht heranreichen. Am weitesten verbreitet ist seine nach dem Versmaß der Zionide Jehuda ha-Levis gedichte Elegie auf den Brand der Thora in Paris. Das Ereignis rief damals bei den Juden aller Länder unsäglichen Schmerz hervor. Das Trauerlied R. Meirs ist in das deutsche und polnische Ritual für den neunten Ab aufgenommen und lautet im Auszuge wie folgt[1]):

„Wie? Du ein himmlisch Licht, von Gott gesandt,
An dir konnt' irdisch Feuer zehren?
Und ist von deiner Glut sie nicht verbrannt,
Die Hand, die es gewagt, dich zu zerstören? . . . .

Hat darum Gott mit Feuer dich gegeben,
Weil du einst solltest sein der Flammen Raub?
Macht' darum er den kleinen Sinai erheben,
Weil einst hinab du sinken wirst in Staub? . . . .

Wirf, Sinai, hinweg dein Prachtgewand,
Verhülle dich, gleich Witwen, schwarz und nächtig!
Und meine Thräne schwemme weg das Land
Und wachse an zum Strome groß und mächtig,

Und ströme fort und fort zu Moses Grabe
Und poche fragend an des Grabes Pforte,
Ob eine neue Lehre er denn habe,
Daß darum man verbrannt hat deine Worte? . . . .

---

[1]) Es beginnt mit den Worten: שַׁאֲלִי שְׂרוּפָה

Iſt das der Doppellohn, den du verſprochen
Zu unſerm Erbe in dem heiligen Land,
Daß gleich der Stadt, die ſchwere Schuld verbrochen,
Man unſer Kleinod auf dem Markt verbrannt? . . . .

Seit deiner Harfen Saiten ſind geſprungen,
Mag keines Sängers Stimme ich mehr lauſchen;
Seit deiner Treuen Wehſchrei iſt erklungen,
Ziemt mir's, mein Kleid mit Bußgewand zu tauſchen.

Ach, Allen ſtrahlt des Tageslichtes Schimmer,
Nur dich, nur mich ſoll Finſternis bedecken!
Wird deiner nie dein Hort gedenken, nimmer
Die Liebe deiner Jugend mehr erwecken?

Nein! büßeſt du auch heute gramerfüllt,
Gott tröſtet dich, denkt wieder Deiner Söhne.
Dann ſchreiteſt du einher, in Schmuck gehüllt,
Und laut erſchallen deine Jubeltöne.

Dann hebt auch mir das Herz ſich hoch in Wonne,
Die finſtern Nebel alle ſind gefallen;
Dir leuchtet Gott, der Welten ew'ge Sonne,
In deinem Lichte alle Völker wallen!"

(Geiger.)

Wie tief und nachhaltig R. Meir auf ſeine Schüler wirkte, ergiebt ſich aus dem eigentümlichen Umſtand, daß die beiden bedeutendſten unter ihnen, durch Länder und Schickſale von einander getrennt, denſelben Zielen ihre Kraft widmeten. Der eine, deſſen Thätigkeit wir bereits gewürdigt haben, war R. Aſcher ben Jechiel, der gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts glücklich aus Deutſchland nach Spanien entkam; der andere hieß R. Mordechai ben Hillel. Er ſchrieb ein halachiſches Werk, das ſich in gleicher Weiſe wie dasjenige des R. Aſcher an al-Fâßi's kurzen Talmud anlehnte und in Deutſchland bald eine weite Anerkennung und Verbreitung fand. Trotz der ſchweren Leiden blieb der Gelehrte dem Lande ſeiner Geburt ſein Leben lang treu, beſang in rührenden Selichoth das Ungemach ſeines Volkes und ſtarb ſelbſt mit ſeiner ganzen Familie im Jahre 1298 bei einer Metzelei in Nürnberg den Märtyrertod.

R. Mordechai und ſeine Zeitgenoſſen waren die letzten großen Geſetzeslehrer in Deutſchland. Die nächſten Geſchlechter fanden

keinen ruhigen Ort mehr für tiefe und ernste Geistesarbeit. Umfangreiches Wissen wurde immer seltener, und es kam vor, daß unfähige Leute sich zum Amte des Rabbiners und Volkslehrers drängten. Um diesem Übelstande vorzubeugen, ward es von jener Zeit an Gebrauch und Herkommen, daß nur derjenige die Rabbinerwürde bekleiden durfte, der eine schriftliche Vollmacht zum Lehren[1]) von einem bekannten Gelehrten beibringen konnte. Er erhielt dann den Titel „Morenu“[2]), unser Lehrer.

Die wenigen kümmerlichen Zeugnisse geistiger Regsamkeit bei den deutschen Juden erstreckten sich während der letzten anderthalb Jahrhunderte des Mittelalters auf einige Sammlungen von Rechtsgutachten gelehrter Männer, die ein größeres Ansehen genossen, und auf die abschließende Zusammenstellung der Bräuche und Satzungen, welche auf die Reihenfolge und Form des Gottesdienstes und auf die Auswahl der poetischen Zugaben[3]) für denselben Bezug haben. Der gottesdienstliche Ritus hatte jetzt bereits seinen ganzen langen Weg zurückgelegt, von den ersten Spuren des freien Gebetes, wie es Hannahs Lippen entströmte zu jener Zeit, als der Opfercultus im Heiligtum noch in voller Blüte stand, bis zu der krystallisiirten Festigkeit, welche die während des Verfalls des Tempeldienstes entstandenen und in Jahrhunderte langer Arbeit allmählich ausgestalteten Gebetsformeln im Mittelalter gewonnen und bis auf die Gegenwart behalten haben. Der deutsche Zweig der romanisch-germanischen Ritusgruppe ging seit etwa dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert in einen ost- und westdeutschen auseinander, dessen Hauptformen nicht mehr schwankten und nur einen flüssigen Strom von Bußgebeten und Trauergesängen umschlossen. Die Gottesdienstordnung wurde in ihrem alltäglichen und festlichen Verlaufe für den Ritus des östlichen Deutschlands von Isaak Tyrnau und für denjenigen des deutschen Westens von Jakob ha-Levi Möln oder Maharil[4])

---

[1]) הַתֶּרֶת הוֹרָאָה

[2]) מוֹרֵנוּ

[3]) Pijjutim, Selichoth, Kinnoth.

[4]) מוֹרֵנוּ הָרַב רַבִּי יַעֲקֹב לֵוִי = מַהַרִי"ל

zusammengestellt. Der letztere hatte einen sehr frommen und gelehrten Schüler R. Jakob Weil in Nürnberg. Ihm verdanken wir eine umfangreiche Sammlung von Rechtsgutachten[1]). Verbreiteter als diese Bescheide ist seine Zusammenstellung der Schlachtregeln, welche, unzählige Male gedruckt und commentiert, noch heute von denjenigen, die sich zum Beruf des Schächters ausbilden, als bequemes und leicht faßliches Hilfsbuch angewendet wird. Das Studium des Talmuds starb freilich niemals ganz aus, aber die Art desselben veränderte sich merkbar um diese Zeit. Man ging nicht mehr darauf aus, das positive Wissen zu vertiefen, sondern benutzte das Studium einseitig nur zu Verstandesübungen, deren Ergebnisse zwar die Denkkraft und Fähigkeit schärften, aber weder dem Geiste neue Bahnen zeigten, noch dem praktischen Leben zu Nutze kamen. Nur ab und zu wurde diesem „verwaisten Geschlecht" eine literarische Anregung aus den östlichen Ländern, aus Ungarn und Österreich zuteil. Man nennt die ganze Reihe der jüdischen Forscher und Lehrer von den Tagen der Geonim bis zum Ende des Mittelalters die älteren Autoritäten (Rischonim[2]), während man die dem nächsten Zeitabschnitt angehörenden Epigonen als die späteren (Acharonim[3]) zu bezeichnen pflegt.

Sechstes Kapitel.

Die Juden in Italien.

1. Äußere Schicksale der Juden.

Das Schicksal der italienischen Juden bietet auch im vorliegenden Zeitabschnitt ein ungleich friedlicheres Bild als das ihrer Brüder in anderen christlichen Ländern. Das war vor allem in der Naturanlage des italienischen Volkes tief begründet. Zwar hing sein phantastisches Gemüt hoffend und bangend an dem Segen und Fluch der Kirche, aber ein kräftiger Zug von Weltlichkeit und Lebenslust sträubte sich gegen ihre Alleinherrschaft. So

---

[1]) Derartige Sammlungen führten in der Regel den Titel: שְׁאֵלוֹת וּתְשׁוּבוֹת „Fragen und Antworten".

[2]) פּוֹסְקִים רִאשׁוֹנִים

[3]) פּוֹסְקִים אַחֲרוֹנִים

wurde der Geiſt hier nicht dauernd geknechtet, da ſtets eine geſunde Sinnlichkeit neben der ernſten Geiſtesthätigkeit ihr Recht behauptete. Dieſer Zwieſpalt im Nationalcharakter kam immer deutlicher in der Geſchichte der italieniſchen Staaten zum Ausdruck und ſpiegelte ſich namentlich im Kampf zwiſchen Ghibellinen und Guelfen wieder. Die ſchnell wechſelnden Siege und Niederlagen beider Lebensanſchauungen in den Einzelſtaaten ſind der untrügliche Maßſtab für den Grad der Freundlichkeit, mit welcher die Juden behandelt wurden. Die beſonders in den Handelsſtaaten des Nordens immer mehr überhand nehmende Auflehnung gegen die Macht der Kirche in weltlichen Dingen ließ daher die kanoniſchen Satzungen über Italien häufig wirkungslos dahingehen. Nirgends ſind dieſe Geſetze ſo viel umgangen worden als gerade im Hauptlande der Chriſtenheit, und ſelbſt die Päpſte übertraten nicht ſelten wenigſtens das Verbot, ſich jüdiſchen Ärzten anzuvertrauen. Die Schonung, welche den Juden in der unmittelbaren Nähe des päpſtlichen Stuhles zu teil wurde, ſpricht überhaupt deutlich für die Thatſache, daß die Kirche ſie zwar demütigen und verächtlich machen, aber nicht eigentlich mit Feuer und Schwert vertilgen wollte. Darum wurde mit Recht der Beiſtand des oberſten Kirchenfürſten angerufen, wenn die zu Tode Gehetzten ihren Verfolgern zu erliegen fürchteten. Auf einen ſolchen Hülferuf aus Frankreich und Deutſchland erließ Innocenz IV. im Jahre 1247 eine Bulle, in der er ausdrücklich ſagte: „Wir haben jämmerliche Klagen der Juden Deutſchlands vernommen, daß manche geiſtliche und weltliche Fürſten und andere Adlige und Machthaber in euern Städten und Diöceſen gegen ſie gottloſe Anſchläge erheben und die verſchiedenſten Anläſſe ſuchen, um ihre Güter auf unrechtmäßige Weiſe zu plündern und ſich anzueignen, ohne zu bedenken, daß gewiſſer Maßen aus ihren Archiven die Zeugniſſe des chriſtlichen Glaubens hervorgingen. Während die heilige Schrift unter anderem ſagt: „Du ſollſt nicht töten," erheben jene die falſche Beſchuldigung, daß ſie am Paſchafeſt das Herz eines ermordeten Kindes genöſſen. Man glaubt, daß das Geſetz es ihnen beföhle, während es doch offenbar es ihnen gerade unterſagt. Man legt ihnen den Mord zur Laſt, wenn irgendwo ein Leichnam gefunden wird. Solche und andere Vorwände ſucht man, um ſie wütend

zu verfolgen; ohne Anklage und ohne Geſtändnis, ohne Beweis gegen die Beſtimmungen des apoſtoliſchen Stuhles, gottlos und wider Recht beraubt man ſie ihres Vermögens, bedrängt ſie mit Hunger, Gefängnis und anderen Qualen, unterwirft ſie den verſchiedenſten Strafen und tötet ihrer viele auf die gräßlichſte Weiſe, ſo daß die Juden unter der Herrſchaft dieſer Fürſten, Gewalthaber und Adligen ein ſchrecklicheres Los haben, als ihre Väter unter Pharao in Ägypten, und gezwungen werden, die Wohnorte zu verlaſſen, an denen ihre Vorfahren ſeit Menſchengedenken geſeſſen haben. Da wir ſie nicht gequält wiſſen wollen, ſo befehlen wir, daß ihr euch ihnen freundlich und willig zeigt. Wo ihr ungerechte Angriffe gegen ſie wahrnehmet, ſtellet ſie ab und gebet nicht zu, daß ſie in Zukunft durch ſolche und ähnliche Bedrückungen heimgeſucht werden. Die Bedrücker der Juden ſollen mit dem Kirchenbanne belegt werden.“ So kam es, daß während das ganze chriſtliche Abendland in blindem Fanatismus gegen die Unglücklichen wütete, ſie in Italien wie in einer geſchützten Oaſe verhältnißmäßig ſicher wohnten. Hier wehte ſchon im dreizehnten Jahrhundert die Morgenluft einer neuen Zeit, als ganz Europa und beſonders Deutſchland, noch in den Banden tiefſter Geiſtesnacht gefangen lag. Als eine Verkörperung des allgemeinen Aufſchwungs ragt die Geſtalt Kaiſer Friedrichs II. hervor, der ſich in Italien inmitten eines Kreiſes gelehrter Männer um die Hebung der Wiſſenſchaft und Cultur unvergängliche Verdienſte erwarb. Hier in ſeinem normanniſchen Erblande war der Fürſt, welchem wir den deutſchen Juden gegenüber ein ſo beſcheidenes Maß von freundlicher Geſinnung nachrühmen konnten, ein vorurteilsloſer Denker, welcher ſeinen Hof zum Sammelplatz der Gelehrten ohne Unterſchied des Glaubens und der Abſtammung machte. Da der hochbegabte Fürſt ſich gern mit philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Fragen beſchäftigte, zog er ſpaniſche und provençaliſche Juden in ſeine Nähe und ließ mit ihrer Hilfe die Werke der arabiſchen und jüdiſch-arabiſchen Litteratur in das Lateiniſche übertragen. Er pflegte perſönliche Beziehungen zu ihnen, hielt ſie ſeines Umgangs für ebenſo würdig, wie die chriſtlichen Forſcher in ſeiner Umgebung und übte dadurch einen außerordentlichen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche und geſellſchaftliche

Stellung der Juden Italiens. Sie fühlten sich durch ihn gehoben und sahen einen wohlgesinnten Freund in ihm, obwohl er sich auch in Italien zur Ausführung einzelner päpstlicher Gebote herbeilassen mußte. In seinen Stammländern Neapel und Sicilien führte er diejenigen kanonischen Gesetze, welche die religiöse Zurücksetzung der Juden bezweckten, besonders das Abzeichen auf dem Gewande, mit Strenge durch.

Dieses Verfahren wurde den Juden von Sicilien um so schmerzlicher fühlbar, als es der erste Eingriff in die Freiheiten war, deren sie sich dort von Alters her bis auf die damalige Zeit erfreut hatten. Sie waren auf jener Insel, die fast von allen alten und mittelalterlichen Culturvölkern zeitweise besetzt war, die einzige Bevölkerungsgruppe, die ununterbrochen während alles Wechsels und Wandels der herrschenden Nationen friedlich angesiedelt gewesen war. Ihre Einrichtungen galten stets neben denen der anderen Stämme und Bekenntnisse als gleichberechtigt, und sie arbeiteten einträchtig mit Christen und Saracenen in ihrer Nähe an der Cultur Siciliens. Auch Friedrich II. unterstützte und förderte ihre gewerblichen Bemühungen und duldete nicht, daß sie in politischer Beziehung in irgend einer Weise neben den Christen benachtheiligt würden. Das Sachverhältniß blieb das gleiche unter den Herrschern aus dem Hause Anjou. Erst die Vereinigung des Landes mit Aragonien führte allmählich eine Wendung zu ihren Ungunsten herbei, bis Ferdinand der Katholische im Jahre 1492 sie aus Sicilien ebenso wie aus den spanischen Hauptländern vertrieb. Ein christlicher Geschichtsschreiber[1]) giebt folgenden ergreifenden Bericht von ihrer Auswanderung: „Es war ein ganzes Volk, das in die Verbannung hinauszog; ein anderes Volk, mit welchem jenes durch Jahrhunderte gemeinsam gelebt hatte, stand stumm, bestürzt, weinend am Ufer, auf den Stadtmauern, den Galerien und Dächern der benachbarten Gebäude, um den letzten Gruß zu geben und zu empfangen. Die Juden verließen Sicilien, das so viele Geschlechter ihrer Vorfahren einander folgen gesehen hatte, deren Asche es umschloß, daß für

[1]) Angeführt von Güdemann, Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Italien während des Mittelalters, S. 291.

sie die teuersten Gewohnheiten, Neigungen und Erinnerungen in sich faßte, das Vaterland derer, die nun verdammt waren, anderwärts seufzend von diesem Himmel, diesem Meere, diesen geliebten Stätten, von den zurückgebliebenen Mitbürgern zu träumen. Der Despot, welcher Unschuldige bestrafte und vertrieb, konnte die unendliche Bitterkeit einer solchen Trennung nicht ermessen. Die Katastrophe bleibt unauslöschlich eingeschrieben unter die schlimmsten Erinnerungen, welche die Herrschaft des Königs von Spanien auf der Insel zurückgelassen hat".

2. Geistiges Leben der Juden.

Kaiser Friedrichs II. Umgang mit jüdischen Weisen wurde für die Fürsten und Herrn Italiens vorbildlich für lange Zeit. Andere Fürsten setzten ihren Stolz darein, an Duldsamkeit nicht hinter ihm zurückzustehen. Dadurch traten die Juden den hervorragenden Geistern nahe, welche ein neues Zeitalter für die Kultur der Menschen herbeizuführen berufen waren. Sie blieben dadurch auch vor jener Einseitigkeit bewahrt, welcher ihre Brüder in Deutschland und Frankreich verfallen waren. Große christliche Dichter regten sie zur Nacheiferung an, und eine reiche, teils religiöse, teils weltliche Poesie erblühte in ihren Reihen. Zwar brachten sie auf dem Gebiete der Philosophie neue, bahnbrechende Geister nicht hervor, aber sie machten sich verdient durch die emsige Mitarbeit an dem Unternehmen, dem christlichen Abendlande die Geistesschätze der Araber zu vermitteln. Auf den Wunsch italienischer Fürsten entstanden teils durch ihren Fleiß, teils unter ihrer sachverständigen Aufsicht zahlreiche und gute Übersetzungen der arabischen Schriften ins Lateinische und Italienische. Auf demselben Wege drang auch eine Fülle von Legenden und Überlieferungen aus dem Orient und von haggadischen Erzählungen aus Talmud und Midrasch in die Litteratur der Christen, und so kommt es, daß in den modernen Dichtungen wir manchen alten vertrauten Bekannten aus den Schriften unserer Väter begrüßen können.

Einer der bedeutendsten Übersetzer philosophischer Schriften war der Provençale Jakob b. Abbamari Anatoli. Er war

der würdige Schwiegersohn des Samuel Ibn Tibbon und lebte am Hofe Friedrichs II. zu Neapel, woselbst er für die Übersetzung mathematischer und philosophischer Arbeiten ein Jahresgehalt bezog. Er arbeitete in Gemeinschaft mit dem kaiserlichen Astrologen Michael Scotus, den er seinen Freund und Meister nannte. Von den Vorträgen, die er an Sabbathen und Festtagen hielt, besitzen wir eine von ihm selbst angelegte Sammlung. Sie ist dadurch interessant, daß sie uns hin und wieder auch die Ansichten gelehrter christlicher Forscher und Zeitgenossen mitteilt und uns sogar den kaiserlichen Mäcen wiederholt als Bibelausleger vorführt. Den Feinden der Wissenschaft haben sie auch Belege geliefert, für die Behauptung, daß die allzu weitgehende Allegorisierung der Schrift[1]) zur Verflüchtigung geschichtlicher Thatsachen und zur Auflösung religiöser Gesetze in philosophische Abstractionen führen könne und thatsächlich geführt habe.

Ähnliche Arbeiten wie Jakob Anatoli im Auftrage Friedrichs II. lieferte eine Reihe von Jahrzehnten später sein dichterisch begabter und hochgebildeter Landsmann Kalonymos b. Kalonymus, auch Maestro Calo genannt (1287 bis c. 1337), auf den Wunsch des Königs Robert von Neapel (1309—1343). Er ließ sich in Rom nieder und übersetzte daselbst philosophische, naturwissenschaftliche und medizinische Werke der Araber. Seinen Lebensunterhalt erwarb er als Arzt. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach seinem Heimatslande zurückgekehrt zu sein. Beliebter und verbreiteter als seine bis auf die Gegenwart ungedruckt gebliebenen Übersetzungen wurden die Erzeugnisse seiner dichterischen Muße. Das bekannteste derselben ist der „Prüfstein[2])", ein Sittenbuch, in welchem er meist mit Witz, Spott und Satire, hin und wieder auch mit Strenge und bitterem Ernst, die Thorheiten, Verkehrtheiten und Sünden seiner Zeitgenossen tadelt und geißelt. Der eigenartige Humor seiner Schreibweise

[1]) Bei ihm werden z. B. die drei Stockwerke der Arche Noahs als die mathematischen, physischen und metaphysischen Wissenschaften, der Patriarch Abraham und die Erzmutter Sarah als die philosophischen Begriffe „Stoff und Form" gedeutet.

[2]) אבן בחן

war offenbar beeinflußt von der harmlos heiteren und lebenslustigen Weltanschauung Italiens, woselbst damals bereits der Geist des klassischen Altertums zu neuem Leben zu erwachen begann. Ein Kind derselben übersprudelnd munteren Laune ist sein Traktat für das Purimfest[1]). Mit possierlichem Ernst und derbem Humor behandelt er darin in der Sprech- und Diskussionsweise des babylonischen Talmuds die Pflicht des Israeliten, sich's am Purim wohl sein zu lassen. In späteren Zeiten trüberer Lebensanschauung ist er wegen dieser gewiß harmlos gemeinten Leistung wohl mit Unrecht ein gottloser Spötter gescholten worden.

Ihn überragte bei weitem an Beweglichkeit des Geistes und dichterischer Gestaltungskraft sein älterer Freund und Zeitgenosse Immanuel ben Salomo aus Rom, der größte weltliche Dichter unter den Juden Italiens. Zu Fermo (in der Mark Ancona), wo er im Hause eines angesehenen Glaubensgenossen, seines „fürstlichen" Gönners, ein süßes dichterisches Traumleben führte, entschloß er sich, seine zerstreuten Dichtungen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten. Er reihte sie in der Weise an einander, als ob sie wie im Wettgesange von ihm und seinem Freunde, der durch die Förderung seiner Arbeit an seiner Unsterblichkeit teil zu nehmen wünschte, vorgetragen würden. So entstand sein Hauptwerk „Sefer Mechabberot[2])" genannt, durch welchen er mit den spanischen Meistern des Gesanges in einen siegestrunkenen Wettkampf trat. Ein zauberisch gewandtes Gaukelspiel mit dem biblischen Sprachschatz und den talmudischen Wendungen, der possenhafteste Mißbrauch von Bibelstellen zu höchst unheiligen Darstellungen, das keckste Selbstlob mit allem nur möglichen orientalischen Prunke, die Aufstellung der höchsten Ideale von Tugend, Recht und Wahrheit neben der bittersten Verhöhnung alles Heiligen — das sind die Umrisse der farbenprächtigen dichterischen Gemälde, welche Immanuel an den erstaunten Blicken seiner Leser vorüberziehen läßt. Er gehörte zu den Naturen, die ihren zügellosen Witz nicht

[1]) מַסֶּכֶת פּוּרִים

[2]) מַחְבָּרוֹת

beherrschen, einen schlagenden Einfall nicht zurückhalten können, selbst wenn der teuerste Busenfreund dadurch gekränkt, die heiligste Vorstellung dadurch in den Staub gezogen werden sollte. Dabei trifft ihn keineswegs der Vorwurf eines leichtsinnigen Lebenswandels. Er hat in seiner Vaterstadt eine geachtete und ehrenvolle Stellung eingenommen und mit Eifer auch ernsten und tiefen Studien obgelegen. Davon legen Zeugnis ab die Erläuterungen biblischer Bücher, die wir von ihm besitzen und die in würdigem Tone der damals modernen philosophischen Deutungsweise folgen. Manche Anzeichen lassen erkennen, daß er zu keinem Geringeren als dem Dichter der göttlichen Komödie in persönlichen Beziehungen gestanden hat. Das aber ist gewiß, daß der letzte Gesang seines Divans, der vom Besuch des Dichters im Paradies und in der Hölle handelt, der berühmten Dichtung Dantes nachgebildet ist.

Aus alledem ergiebt sich die erfreuliche Thatsache, daß die lebhafte Teilnahme der Juden an der Philosophie und Dichtung des italienischen Volkes ihren Sinn für die jüdisch-nationale Litteratur nicht zu beeinträchtigen und zu schädigen vermochte. Die Übersetzer, Philosophen und Dichter, die unter dem Einfluß der weltlichen Geistesrichtung ihrer christlichen Zeitgenossen arbeiteten, zeigen sich gründlich bewandert auf dem Gebiete des schriftlichen und mündlichen Gesetzes. Daneben gelangte übrigens auch gleichzeitig mit dem Aufschwung in den profanen Wissenschaften das einseitige Talmudstudium zu hoher Blüte. Die bekanntesten Vertreter desselben stammten aus der Familie de Trani, welche ihre erstaunliche rabbinische Gelehrsamkeit durch viele Geschlechter hindurch bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein forterbte. Die bekanntesten von ihnen hießen Jesaja der Ältere[1]) und Jesaja der Jüngere[2]) und standen in lebhafter Beziehung zu den angesehenen deutschen und französischen Talmudisten jener Zeit. Ihre Lehrweise und ihre religiöse Richtung war eine freiere und selbständigere als die der in einen be-

---

[1]) Man nannte ihn רַבִּי יְשַׁעְיָה דְּטראני — רְיַ״ד. Er verfaßte namentlich Tossafot und Rechtsbescheide und starb etwa 1270.

[2]) Er war der Tochtersohn des Vorigen.

schränkteren Gesichtskreis gebannten Nordfranzosen und Deutschen, und ihre umfangreiche litterarische Thätigkeit liefert von neuem den Beweis, daß hier, gerade so wie gleichzeitig in Spanien, selbst die Talmudforschung sich dem Einflusse nicht entziehen konnte, der aus dem wissenschaftlichen Streben der Zeit auf die Juden überging.

Dieses frische und freudige Streben wuchs zusehends und stetig mit der zunehmenden Blüte der italienischen Städte und Staaten, welche an die schönsten Zeiten des alten Griechenlands erinnert. Die Teilnahme am Welthandel, dessen Mittelpunkt Italien seit den Kreuzzügen geworden war, beherrschte alle öffentlichen und privaten Interessen. Den Juden, die als Geldverleiher dem Handelsbetrieb nützlich und unentbehrlich waren, gönnte man gern den Einfluß, den sie durch ihren Fleiß und ihre Intelligenz verdienten. Bei der überhand nehmenden Kleinstaaterei, bei den schnell wechselnden politischen Meinungen in den einzelnen Staaten und besonders bei der Eifersucht, mit welcher die Obrigkeiten selbst der kleinsten Republiken jeden Eingriff der Geistlichkeit in ihre Gerechtsame abwehrten, waren Feindseligkeiten gegen die Juden selten und gingen im schlimmsten Falle schnell vorüber. Dadurch blieben die kanonischen Gesetze nahezu unbeachtet, und christliche Geistliche und Laien vertrauten ohne Rücksicht auf dieselben jüdischen Ärzten ihr Leben und ihre Gesundheit an. So zahlreich wandten sich daher damals die Juden medicinischen Studien zu, daß man an der Hochschule zu Salerno besondere Vorlesungen für sie hielt. Als Ärzte trugen sie statt des Judenzeichens ein gleiches Ehrenkleid wie die Christen dieses Standes, und es galt ebenso als selbstverständlich, daß die den Höfen nahestehenden Juden gleich den bevorzugten Andersgläubigen mit goldenen Ketten und Ehrenzeichen geschmückt einhergingen.

Als einst an der Universität zu Padua ein gelehrter Streit über eine philosophische Frage ausbrach, berief sie einen klassisch gebildeten Juden Elia del Medigo (geboren auf der Insel Kreta c. 1460), der als Lehrer der Philosophie in Padua und Florenz öffentliche Vorträge hielt und den berühmten Humanisten Pico von Mirandola zu seinen Schülern zählte, mit

Zustimmung des Senats von Venedig zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit. Gleich ihm wirkte auch sein Zeitgenosse Jehuda b. Jechiel, genannt Messer Leon, der als Arzt zu Mantua lebte, eifrig für die Verbreitung der Wissenschaften.

Aber die freie philosophische Richtung, der sie huldigten, behauptete keineswegs die Alleinherrschaft in Italien. Vor den unsäglichen Leiden in der Heimat fliehend, kamen in jener Zeit viele deutsche Juden ins Land und brachten dahin ihre einseitig talmudische Bildung und ihre asketisch verdüsterte Lebensanschauung mit. Sie verabscheuten die Beschäftigung mit den profanen und klassischen Studien, welcher die eingebornen Glaubensbrüder mit Begeisterung zugethan waren, und ließen sich zum offenen Kampf gegen die Vertreter und Verteidiger derselben fortreißen. In der ersten Reihe der Gegner stand bei diesem Unternehmen R. Joseph ben Salomo Kolon, ein durch den Umfang und die Tiefe seines talmudischen Wissens und durch die unbeugsame Festigkeit seines Charakters gleich ausgezeichneter Mann. Er erwarb, als er nach Italien kam, seinen Lebensunterhalt zuerst als Jugendlehrer in verschiedenen Städten und wurde später wegen seiner seltenen Gelehrsamkeit zum Rabbiner in Mantua berufen. Aber der einseitige Talmudforscher konnte sich mit dem feinsinnigen Ästhetiker Juda Messer Leon, dem gediegenen Kenner der Schriften Ciceros und Quintilians, nicht lange vertragen. Es entbrannte zwischen ihnen ein heftiger Streit, durch welchen die Gemeinde in zwei feindliche Heerlager gespalten wurde. Endlich kam es so weit, daß der Herzog von Mantua, um den Hader zu beenden, beide Gegner aus der Stadt verwies.

Weniger aggressiv, wenngleich nicht minder wissenschaftlichen Studien abgeneigt, war Kolons Zeitgenosse, R. Obadja di Bertinoro. Er verfaßte den berühmten Commentar zur Mischnah, der seit der Erfindung der Buchdruckerkunst der beständige Begleiter des Mischnahtextes geblieben ist. Im Jahre 1488 wanderte er nach dem heiligen Lande aus und wurde Ober-Rabbiner in Jerusalem. Wie mild, nachsichtig und rücksichtsvoll er bei seiner peinlich strengen Frömmigkeit über Menschen und Dinge urteilte, erfahren wir aus den Reiseberichten, die er über

ſeine Pilgerfahrten verfaßt hat. Er ſoll am Ölberg neben dem Grabe des Nachmanides die letzte Ruheſtätte gefunden haben.

Aber ſiegreich ſchritt über die Häupter der Streiter nach einem höheren geſchichtlichen Geſetze der vorwärtsſtrebende Geiſt der Zeit hinweg. Achtlos ſetzte, der menſchlichen Ohnmacht zum Hohn, der Gewaltige ſeinen Fuß juſt auf ſolche Stätten, wo man ſich ſeinen Neuerungen am hartnäckigſten entgegenſtemmte. Ungefähr um dieſelbe Zeit, als die halbe Gemeinde von Mantua auf Kolons Seite der Bildungs- und Aufklärungsfreundlichkeit Meſſer Leons entgegentrat, entſtand an demſelben Orte die erſte hebräiſche Buchdruckerei durch Anſiedler, die aus Deutſchland eingewandert waren. So gingen gerade aus den Reihen der finſteren Wiſſensfeinde diejenigen Männer hervor, die ſelbſt das Licht der Bildung und Aufklärung in die weiteſten Kreiſe zu tragen berufen waren. Unter allen Juden haben zuerſt die italieniſchen Guttenbergs Kunſt ausgeübt und ſie bereits ſeit 1475, etwa ein Menſchenalter nach ihrer Erfindung, in verſchiedenen Städten eifrig und liebevoll gepflegt. Sie waren von der erſten Zeit an, da ſie von der neuen Kunſt Gebrauch zu machen anfingen, von ihrer Würde und Bedeutung derart durchdrungen, daß ſie ſie mit Begeiſterung ſchlechthin die „heilige Arbeit“ nannten und jeder Setzer mit Stolz von ſich bezeugte, er ſei ein „Arbeiter, der ſich in Treue mit dem heiligen Werke beſchäftige“. Selbſt Frauen und Töchter der Druckherren betheiligten ſich nicht ſelten am Satz und Druck hebräiſcher Bücher. Unter hundertfünfzig Orten, die ſich bis zum Jahre 1530 des Beſitzes einer Buchdruckerei rühmen durften, gab es nicht weniger als vierzehn, in welchen zuerſt von Juden hebräiſche Schriften veröffentlicht worden ſind. Mit klarem Blick erkannten ſie, daß die Ausübung der neuen Kunſt das trefflichſte Mittel ſei, Thorakunde zu verbreiten, und es gereicht ihnen zum Ruhme, daß ſie nicht müde wurden, am Ende ihrer Druckſchriften in endloſen Variationen das Gebet zu wiederholen, daß Gott in ſeiner Gnade es ihnen vergönnen möge, die Lehre zu verherrlichen und viele Bücher in Israel zu verbreiten.

Sechstes Kapitel.

Die Juden in den übrigen Ländern.

Das traurige Schicksal, welches die Juden überall in den westlichen Ländern Europas erlitten, trieb sie wie ein Sturmwind auseinander und zwang sie in großen Scharen die östlichen Grenzen zu überschreiten und neue Gegenden aufzusuchen. Immer zahlreicher siedelten sie sich etwa seit dem Beginn der Kreuzzüge im europäischen Osten, in Ungarn, in Polen und Südrußland an und verwandten ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß darauf, die reichen Erzeugnisse des fruchtbaren Landes zu verwerthen.

a) Die Juden in Ungarn.

Je später das Heidenthum aus den Herzen der slavischen und magyarischen Nationen entfernt wurde, je dauernder bei ihnen die Anhänglichkeit an die alten nationalen Überlieferungen sich erhielt, je mehr die häufigen inneren und äußeren Kriege die feindliche Einwirkung der Geistlichkeit erschwerten, desto weniger gelang es der Kirche und ihren kanonischen Gesetzen, hier Siege, wie sie der Westen gesehen, zu feiern, und desto flüchtiger und oberflächlicher war der gesellschaftliche Haß gegen die Juden. Als jene Gegenden gänzlich dem Christenthum gewonnen waren, war die geistige Übermacht der Kirche längst dahin, und als auch hier die grundsätzliche Abneigung gegen jüdisches Wesen hätte zu Tage treten können, war die Glut des christlichen Glaubenseifers durch den Hauch des hereingebrochenen Tages der Humanität bereits gekühlt[1]). So lebten die Juden vorläufig in ungetrübtem Frieden mit der Urbevölkerung. Gleich den dort wohnenden Heiden und Mohammedanern besaßen sie seit alter Zeit Ämter und Rechte und wurden besonders gern mit der Steuerpacht und der Nutznießung des Salz- und Münzregals von den Fürsten und Großen betraut. Alle Versuche der Kirche, sie aus diesen Ämtern zu verdrängen, waren noch im dreizehnten Jahrhundert durchaus vergeblich.

Namentlich die ungarischen Könige aus dem Geschlechte Arpads bevorzugten jüdische Pächter und wußten sie lange gegen

---

[1]) Ersch und Grubers Encyclopädie der Wissenschaften. II. Band 27, Seite 121.

die Willkür und Herrſchſucht der Geiſtlichkeit zu ſchützen. Eine Änderung zum Schlimmeren trat erſt allmählich ein, als die trotzigen Magnaten dem Könige Andreas II. (1205—1235) das „goldene Privilegium" abgerungen hatten, welches ihnen und der Geiſtlichkeit weitgehende Vorrechte ſicherte. Jetzt war die Königsmacht ſo tief geſunken, daß ſie der geiſtlichen Hülfe nicht mehr entbehren konnte. Der Primas des Reiches, der Erzbiſchof von Gran, erhielt mit dem Rechte, die Könige zu krönen, zugleich die Befugnis, ihre Beamten in den Bann zu thun. Sie diente ihm als Hebel, um die Unrechtsgeſetze der Kirche gegen die Ungläubigen zur Alleinherrſchaft zu bringen. Auf Befehl des Papſtes belegte er den König und das Reich mit dem Bann und Interdikt und erzwang dadurch die unbeſchränkte Anerkennung der kanoniſchen Geſetze. Allein vor den entſetzlichen Leiden und der grauſigen Verwüſtung, welche bald darauf durch die Mongolen über das Land kam, mußte die Stimme der Unduldſamkeit noch einmal für längere Zeit verſtummen. Nur durch die ungehinderte Entfaltung aller geiſtigen und wirtſchaftlichen Kräfte in dem ſchwachen, religiös und national gemiſchten Reſt der Bevölkerung konnte die Heilung der dem Reiche geſchlagenen tiefen Wunden gelingen. Dieſe Erkenntnis kam auch den Juden zu gute und verſchaffte ihnen im Jahre 1250 ein Grundgeſetz, durch welches ſie das Recht des Aufenthaltes im Lande und das Verſprechen des Schutzes gegen die Ausſchreitungen des kirchlichen Fanatismus gewannen. Aber die Kirche glaubte, durchdrungen von der Heilsaufgabe, die ſie ſich zuſchrieb, alle Mittel anwenden zu müſſen um den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Kräftig und eifrig wurde ſie bei dieſem Unternehmen unterſtützt von den damals in großer Anzahl angeſiedelten deutſchen Koloniſten, welche nicht nur den heimiſchen Gewerbfleiß, ſondern auch eine kirchlich fromme Geſinnung und eine durch Jahrhunderte lange Erziehung und Gewöhnung lebhafte und nachhaltige Abneigung gegen Ketzer und Ungläubige in das neue Vaterland mitbrachten. So gelang es ihr ſchon nach verhältnismäßig kurzer Zeit auf der großen Kirchenverſammlung zu Ofen als leitenden Grundſatz für die Staatsverwaltung den Beſchluß zur Anerkennung zu bringen, daß der Genuß aller ſtaatsbürgerlichen Rechte nur den Anhängern

der römisch-katholischen Kirche vorbehalten sein sollte. Ehe er zur praktischen Anwendung kam und über die Juden das Elend brachte, das er für sie im Gefolge haben mußte, stiegen noch drei Menschengeschlechter friedlich ins Grab.

Erst Ludwig der Große (1342—1382), der unvergleichlich trefflichste und mächtigste Monarch, der je die Stephanskrone getragen hat, stellte in seinem staatsmännischen Streben, die Völkerschaften, die er von den Küsten des baltischen bis zu denjenigen des adriatischen und schwarzen Meeres beherrschte, einander näher zu bringen, die Juden Ungarns vor die Wahl, mit der Annahme des Christentums das ungarische Bürgerrecht zu erhalten oder das Land zu verlassen. Natürlich zogen sie die Auswanderung dem Abfall vor und ließen sich in Oesterreich und Böhmen nieder. Aber schon nach fünf Jahren (1365) berief er sie zurück und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein. Sein Herrschergeist mochte richtig erkannt haben, daß es thöricht sei, fleißige und betriebsame Einwohner um ihrer Glaubensmeinungen willen über die Grenze zu jagen. Sie wohnten nunmehr friedlich im Lande, und ihre Anzahl wuchs stetig durch die aus den Nachbarländern vertriebenen Flüchtlinge, welche hier eine Zufluchtsstätte suchten, bis die inneren Wirren und die verheerenden Türkenkriege, die mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, auch der ruhigen Entwicklung ihrer Verhältnisse ein Ende machten.

Nun zogen auch für sie die Leiden herauf, welche um dieselbe Zeit die deutschen Glaubensbrüder zu erdulden hatten. Strenge Wuchergesetze und wiederholter Erlaß der Zinsen von den Judenschulden sollten die Leistungsfähigkeit der Christen heben und stärken. Aber sie machten nur die Juden arm, ohne der Volkswohlfahrt zu nützen. Noch blieben sie wenigstens an Leib und Leben vor jeglicher Unbill geschützt. Aber auch das änderte sich, als Matthias Corvinus (1490) starb und nach einem ungarischen Sprüchwort die Gerechtigkeit mit ihm begraben war. Seit 1494 brachen aus nichtigen Gründen bald hier, bald dort, zuerst in Tyrnau, woselbst R. Isaak, der bereits erwähnte[1]) Verfasser

[1]) Oben S. 255.

nicht nur erneuert, sondern sogar in einigen Punkten erweitert hatte. Im Kampfe gegen die vom Papste unterstützten geistlichen Orden mußte es für ihn werthvoll und wichtig sein, daß die Geistlichkeit seines Landes auf seiner Seite stand. Für die Hülfe, die er ihr zumuthete, verlangte sie die Abstellung des religiösen Ärgernisses, das er durch die Milde gegen die Juden und Hussiten erregte. Mit freudiger Begeisterung übernahm auf die Einladung des Bischofs von Krakau der Franziskanermönch Capistrano den ehrenden Auftrag, dem verstockten Könige ins Gewissen zu reden. Nachdem er in Schlesien die Scheiterhaufen für die Ungläubigen entzündet hatte, eilte er herbei und bedrohte den König mit allen Höllenstrafen, wenn er nicht schleunigst das Ansehen der Kirche gegen die Ketzer und Ungläubigen wieder herstellen werde. Als untrügliches Zeichen des göttlichen Zorns verkündete er ihm das Mißlingen seines Unternehmens, und sein gesammter Anhang triumphierte, als in der That das polnische Heer einen Mißerfolg zu verzeichnen hatte. Der besiegte und gedemüthigte König ließ sich endlich den gewünschten Widerruf abringen. Er verordnete, daß die Juden statt der bisherigen Freiheiten eine untergeordnete Stellung einnehmen und das Judenzeichen tragen sollten. Die neue Maßregel hatte glücklicher Weise nicht die verhängnisvollen Folgen, die zu befürchten gewesen waren. Ihre bürgerliche und gesellschaftliche Stellung wurde wenig davon berührt. Sie blieben nach wie vor Ackerbauer, Handelsleute und Handwerker und wurden nur hin und wieder durch lokale Judenhetzen beunruhigt. Im bürgerlichen und teilweise im peinlichen Gerichtsverfahren unterstanden sie den Rabbinern, auf deren Ernennung die Obrigkeit einen gewissen Einfluß ausübte. Von wissenschaftlicher und litterarischer Regsamkeit findet sich vorläufig kaum eine Spur. Sie kam erst im folgenden Jahrhundert zu schöner und herrlicher Blüte.

c) Die Juden in Moghreb.

Wie die deutschen Juden nach dem benachbarten Osten wanderten, so flohen die in Spanien verfolgten schon im Jahre 1391 nach der nahen Küste von Nordafrika und bewirkten, daß daselbst in den jüdischen Gemeinden der Sinn für höhere geistige Interessen wieder erwachte. Obwohl hier die Juden niemals zu

der Behaglichkeit und zu dem Wohlstand gelangten, den sie in anderen Ländern wenigstens vorübergehend genossen, und unter den politisch und klimatisch ungünstigen Verhältnissen weder die rechte Muße, noch die rechte Neigung zu schwerer geistiger Arbeit fanden, so machte sich dennoch durch den rastlosen Eifer der gelehrten Einwanderer für einige Zeit eine freudige und lebhafte Teilnahme für das jüdische Wissen geltend. Diese kurzlebige neue Blütezeit begann etwa, als der Spanier R. Isaak ben Scheschet, ein berühmter Zeitgenosse und Freund des Chisdai Kreskas, zum Oberrabiner und Richter in Tlemsen ernannt wurde. Der Umstand, daß ihm der König einseitig diese Würde übertragen hatte, machte ihm die Gemüther vieler Glaubensgenossen abwendig, obwohl auch die Gegner seine Würdigkeit und Gelehrsamkeit laut zugaben und anerkannten. Besonders heftig griff ihn ein jüngerer Landsmann und Leidensgefährte R. Simon Duran (geb. 1361 in Palma auf der Insel Majorka) an, der schriftstellerische Gewandtheit mit seltener Belesenheit vereinigte. Um dieser Vorzüge willen übertrugen ihm die Gemeinden nach dem Tode R. Isaaks (1406) einmütig das einflußreiche Amt seines großen Gegners.

R. Simon Duran war der Sprößling einer durch Reichtum und Gelehrsamkeit ausgezeichneten provençalischen Familie, die in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem großen Gersoniden stand, und wurde der Ahn einer ausgebreiteten Nachkommenschaft, welche viele Geschlechter hindurch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein talmudisches Wissen pflegte und förderte und sich in verschiedenen rabbinischen Ämtern hervorthat. Er erreichte ein hohes Lebensalter und erfreute sich des seltenen Glückes, bis in sein achtzigstes Lebensjahr und darüber hinaus ununterbrochen schriftstellerisch thätig sein zu können. Wir besitzen von ihm nicht nur zahlreiche halachische und religionsphilosophische Schriften, sondern auch über vierzig Lieder für den synagogalen Gebrauch. Seine wissenschaftlichen Leistungen, die mehr durch den Umfang als durch die Tiefe der Forschung Achtung einflößen, sind ein laut redendes Zeugnis für die abnehmende Geisteskraft und die zunehmende Geistesarmut seines an Schmerzen und Leiden überreichen Zeitalters. Als er 1444 starb, wurde sein gelehrter und

ſanftmütiger Sohn R. Salomon ſein würdiger Amtsnachfolger (bis 1465). Das liebſte Arbeitsfeld war ihm wie ſeinem Vater die Halacha. Mit Umſicht und Geſchick wehrte er die plumpen Angriffe ab, mit welchen der abtrünnige Joſua Lorki[1] (Geronimo da Santa Fé) die heiligen Überlieferungen im Talmud überſchüttete. Von der Gründlichkeit ſeines talmudiſchen Wiſſens gibt die umfangreiche Sammlung von Rechtsgutachten Kunde, die er der Nachwelt hinterlaſſen hat.

d) Die Juden in Aegypten.

Wie nach Fez und Algier trugen einzelne verſprengte Flüchtlinge von der pyrenäiſchen Halbinſel Keime des Wiſſens auch nach den öſtlichen Geſtaden Nordafrikas, namentlich nach Tunis[2] und Aegypten. Leider erwuchs nirgends aus dieſen unter Thränen ausgeſtreuten Samenkörnern eine fröhliche und ertragreiche Ernte.

e) Die Juden im heiligen Lande.

Allein die ſtärkſte Anziehungskraft auf heimatlos gewordene Juden, denen das Elend wenigſtens den Mut und die Ausdauer zu weiter Pilgerfahrt gelaſſen hatte, übte zu allen Zeiten das Land der Sehnſucht und die heiligen Trümmerſtätten in Jeruſalem aus. Den heiligen Boden mit heißen Thränen zu benetzen und in ſeinem Schoße das müde Haupt endlich zur Ruhe hinzulegen, war der einzige Herzenswunſch von Hunderten und Tauſenden, ſobald nur von den jeweiligen Gewalthabern den Juden die Heimkehr in das uralte Heimatsland der Ahnen geſtattet ward. Nachdem Saladin den Chriſten Jeruſalem entriſſen hatte (1187), erlaubte er den Juden, ſich nach Belieben überall in Paläſtina anzuſiedeln und gab ihnen ausgedehnte Freiheiten und Rechte. Auf dieſe Nachricht hin belebten bald wieder Scharen von frommen Pilgern die Straßen, die nach Zion führten. Im Jahre 1211 zogen mehr als dreihundert Rabbiner und Gelehrte allein aus Frankreich und England, unter ihnen der berühmte Toſſafiſt

[1] Oben S. 207.

[2] Hierher kam z. B. Abr. Zakuto, vgl. oben S. 216.

R. Simson aus Sens, gemeinsam nach Jerusalem und riefen daselbst gewiß Liebe zur Thora und Eifer für das Talmudstudium hervor. Aber die friedlosen Zeiten während der letzten Kreuzzüge ließen die junge Anpflanzung offenbar nicht gedeihen, und die kümmerlichen Reste, die etwa zurückblieben, zerstampften die barbarischen Mongolen 1260 unter den Hufen ihrer Rosse.

Als sieben Jahre später Nachmanides den Boden der heiligen Stadt betrat, fand er nur einen ansässigen Juden vor, der als Färber sein Brot verdiente. Seinen Anstrengungen gelang es, in der allmählich wieder anwachsenden Gemeinde Kultur und Kenntnisse zu verbreiten. Er ordnete ihre Verwaltung, regte zum Bau eines Gotteshauses an und gründete ein Lehrhaus, welchem viele Schüler selbst von jenseits des Eufrat zuströmten[1]).

Zahlreicher wurden die Pilger im vierzehnten Jahrhundert. Zu ihnen gehörte namentlich der berühmte Estori Parchi, der „erste und wichtigste Topograph Palästinas". Er war in der Provence geboren und wurde 1306 durch die Austreibung aus Frankreich zum heimatlosen Flüchtling. Sieben Jahre später pilgerte er nach dem heiligen Lande und sammelte in abermals sieben Jahren, das ganze Land in allen Himmelsrichtungen durchstreifend, die reichen Materialien zu seinem Buche Kaftor wa-Ferach[2]), das bis auf die Gegenwart ein sehr brauchbares Handbuch für die Orts- und Alterthumskunde des heiligen Landes geblieben ist. In seinen Tagen entstanden außer der damals großen Gemeinde in der Hauptstadt auch in anderen Städten Palästinas bedeutende Gemeinden, deren Mitglieder meist Handwerker und Kaufleute waren. Viele führten ein beschauliches Leben und studierten eifrig Tag und Nacht den Talmud. Etliche besaßen sogar einige medicinische, mathematische und astronomische Kenntnisse. Im Süden des Landes gab es jüdische Hirten, die in Frieden neben den mohammedanischen Standesgenossen ihre Heerden weideten. Auch ihr Rabbiner war ein Hirt und hielt auf dem Weideplatze talmudische Vorträge für die Lernbegierigen in ihrer Mitte. Die stetig zunehmenden Juden-

[1]) S. oben S. 191 f.

[2]) כַּפְתּוֹר וָפֶרַח, vgl. II. Mose 25, 33.

verfolgungen in Europa und die gleichmäßig milde Waltung der mamelukiſchen Herrſcher von Aegypten, welchen das heilige Land damals untergeben war, beförderten den zahlreichen Zuzug aus dem Abendlande. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde er ſo bedeutend, daß allein die Gemeinde in Jeruſalem im Laufe von dreißig Jahren von ſiebzig auf fünfzehnhundert Familien anwuchs. Damals wurde der aus Italien eingewanderte R. Obadja von Bertinoro Oberrabbiner der Gemeinde. In ſeinen Tagen erblühte ein neues geiſtiges Leben auf den Ruinen der heiligen Stätten.

f) Die Juden im oſtrömiſchen Reich.

Denſelben Weg von dunkler Mitternacht zu verheißungsvoller Morgendämmerung nahm die Geſchichte der Juden in dem untergehenden Kaiſerreiche von Byzanz. Der ſeit Jahrhunderten unveränderte kleinliche Druck erſtickte jede höhere Regung und jedes ernſte geiſtige Streben. Nur die zahlreich anſäſſigen Karäer entwickelten eine lebhaftere litterariſche Thätigkeit. Sie erzeugten Dichter, die nach dem Muſter Jehuda ha-Levi's Poeſien für ihren Gottesdienſt verfaßten, Exegeten, die nach dem Beiſpiel Ibn Esra's die heiligen Schriften erläuterten, und Religionsphiloſophen, die nach dem Vorbild Maimunis religionsphiloſophiſche Lehrgebäude errichteten. Indeſſen machte die Zerſetzung des morſchen und ohnmächtigen oſtrömiſchen Reiches immer ſchnellere Fortſchritte. Eine Provinz nach der anderen wurde die Beute der ſiegreich und unaufhaltſam vordringenden Osmanen. Endlich trat in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Kataſtrophe ein, welche für alle Völker den Beginn eines neuen Zeitalters bedeutete. Am 29. Mai 1453 fiel Conſtantinopel in die Hände der Türken, und der tapfere Eroberer gab den unterworfenen Chriſten und Juden die Erlaubniß, überall im Lande frei zu wohnen und nach eigener Wahl ihren Berufsgeſchäften nachzugehen. Ebenſowenig ſtellte er der Einwanderung fremder Juden irgend ein Hinderniß entgegen.

An die Spitze aller jüdiſchen Gemeinden berief er einen Großrabbiner, der ihre weltlichen und religiöſen Angelegenheiten zu ordnen hatte. R. Moſes Kapſoli, ein gelehrter und ängſtlich

frommer Mann, wurde der erste Vertreter der türkischen Judenheit bei der hohen Pforte.

So boten zum zweiten Mal die Bekenner des Islam den von den christlichen Völkern verfolgten Juden eine friedliche Zufluchtsstätte und bereiteten im Osten Europas eine Heimat für diejenigen vor, denen sich der Westen bald gänzlich verschließen sollte. Während man sich dort zum letzten Triumphzug gegen den Islam rüstete, stand er hier bereits drohend vor der östlichen Pforte des Abendlandes.

Vierter Zeitraum.

Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel bis zur Wiederherstellung ihrer bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte in den Culturstaaten.

Die späteren Rabbinen, die Männer der Aufklärung, Bildung und Wissenschaft.

(1498 bis auf die Gegenwart).

Übersicht.

In die Todesstunde des oströmischen Reiches fiel die Wiedergeburt der Wissenschaft und Kunst. Während die Inquisition die Gedankenfreiheit in Fesseln schlug, erschloß Guttenbergs Erfindung dem menschlichen Geiste ein unermeßliches Reich, in welchem neue und alte Ergebnisse des Denkens ungehemmt einander finden und befruchten konnten. Als Spanien die Ungläubigen vertrieb, seinen Gesichtskreis gewaltsam verengte und mit eigener frevelnder Hand die Quellen seiner Macht verschüttete, tauchte Amerikas Gestade auf und eröffnete den Menschen den Blick in ein Land künftiger Glaubensfreiheit und neuer politischer Ideale. Alle diese Vorgänge und Ereignisse bewirkten einen ungeheueren Wandel in der Weltgeschichte. Die Kaiseridee mitsamt dem Rittertum, die Papstgewalt und mit ihr die Kreuzzüge verblaßten zu leeren Schatten vor der neuentdeckten Welt und dem Schießpulver, vor Luther und der sich schnell verbreitenden Wissenschaft.

Die heilige Schrift, aufgeschlagen vor den Augen aller Welt, der Urquell des Wissens, Allen gleichmäßig zugänglich gemacht, spottete der Gewalt der kanonischen Gesetze, welche bisher die Gedanken hatten knechten und nur den Gläubigen Menschenrechte zuerteilen wollen. Daß Bekenner verschiedenen Glaubens friedlich beieinander wohnen können und dabei gleiches Recht im Staate

beanſpruchen dürfen, war eine Anſchauung, welche ſich erſt nach ſchweren Kämpfen zum Siege durchrang. Blutige Religionskriege wurden um ſie gekämpft, und erſt als das Schwert ihre Richtigkeit bewieſen hatte, brach die Geburtsſtunde eines neuen Staatsgedankens an.

Inmitten dieſes mannigfach bewegten geiſtigen und politiſchen Lebens der europäiſchen Menſchheit wandelten nur die Juden noch weiter in der Nacht des Mittelalters, das für ſie nicht endete, als mit dem ſechszehnten Jahrhundert das Licht eines neuen Tages für die Mitwelt aufgegangen war. Länger als ein Jahrtauſend hindurch waren ſie mit der allgemeinen Cultur vorwärts gewandert, dem Sonnenlichte nach, fortſchreitend und innerlich reifend auf dem Zuge von Oſten nach Weſten. Jetzt trat der erzwungene Rückſchritt ein. Gewaltſam drängte man ſie nach Oſten zurück und zwang ſie zum geduldigen Ausharren in Nacht und Finſternis.

Diejenigen Heimatloſen, deren Väter einſt in Spanien erfahren hatten, daß die Lage der Juden dort eine beſſere ſei, wo alle drei Religionen nebeneinander wohnten und nicht eine allein von allen Staatsrechten ausgeſchloſſen werden könne, wanderten nach den mohammedaniſchen Reichen und zerſtreuten ſich bis an den Euphrat. Die deutſchen Juden aber, an gar enge und kleinliche Zuſtände gewöhnt, waren froh, im nächſten Oſten, in den ſlawiſchen Ländern, eine Stätte zu erreichen, woſelbſt ſie wenigſtens ein einigermaßen erträglicheres Los fanden, als ihr bisheriges geweſen war. Sie nahmen in die Fremde vor Allem ihren gottesdienſtlichen Ritus mit, der ſich allmählich vom deutſchen in den polniſchen verwandelte, und dazu ihre damals richtige deutſche Sprache, welche ſich allmählich mit hebräiſchen und anderen ſprachlichen Beſtandteilen miſchte und zum jüdiſch-deutſchen Dialekt verbildete. Bis an die Ufer der Wolga und darüber hinaus bürgerte ſich dieſe Mundart mit den Juden ein, und in allen dieſen weiten Länderſtrecken bildeten die ehemals deutſchen Juden einen Hauptteil der Einwohnerſchaft. Sie waren hier faſt ausſchließlich die einzigen Handel- und Gewerbetreibenden und wurden zu ihrem Unglück vom Adel des Landes als Werkzeug mißbraucht, um die tartariſche Urbevölkerung durch Wucher und Trunk zu

entsittlichen und zu verderben. Daß sie unter diesem Zwange nicht gänzlich versumpften, daß sie in dieser Umgebung noch einen höheren Ehrgeiz besaßen, als Geld zusammenzuscharren, bleibt ein Wunder der Erziehungskunst, angesichts dessen Mose als unerreichter Volkslehrer und die jüdische Geschichte als unvergleichliche Musterschule erscheint. Auch in dieser kümmerlichen Zeit, inmitten der Unwissenheit und sittlichen Verworfenheit ihrer Umgebung, behielt der jüdische Geist seinen regen Trieb nach idealer Bethätigung und das jüdische Gemüt sein menschliches Mitgefühl. Hingebung und Treue heiligten das Haus jeder Familie, und wahrhafte Bruderliebe verwandelte den Flüchtlingen die Fremde zur Heimat. Wohin auch der verarmte, vertriebene Jude kam, überall empfingen ihn seine Brüder wie einen Angehörigen. Er war kein Bettler, kein Fremdling, sondern ein Gast, der seinem Gastfreund eine Ehre anthat. So gelangten mitten im größten Elend die edelsten Gefühle zu herrlicher Blüte.

Und hierher nach den slawischen und türkischen Ländern, in welchen von einheimischer Cultur und Wissenschaft kaum die Rede war, wurde auch die Talmudforschung verpflanzt. Freilich brach für sie damit keineswegs eine neue Zeit frischen Wachstums und reicher Entwickelung an. Sie entartete vielmehr zu einer einseitigen Verstandesübung, welche den Namen Pilpul[1]) erhalten hat. Der Pilpul ist „ein spitzfindiges Spiel von Fragen und Antworten über talmudische Themata. Er ist ein Aufwand von Scharfsinn zu geringfügigem Erträgnisse, ein Aufführen eines Riesenbaues auf Sandkörnern, eine Combinationskunst, welche das Entfernteste in nahe Beziehung zu bringen versteht, eine Haarspalterei, welche zugleich Staunen und Lächeln erregt". Die gesamte Litteratur dieser Periode litt unter der geistigen Verkümmerung und hat uns nur ein einziges Werk von bleibendem Werte hinterlassen, das dauernden Einfluß gewonnen hat. Es ist der „Schulchan Aruch"[2]) von Josef Karo. Der Verfasser schuf in diesem umfangreichen Sammelwerke eine Arbeit, welche von seinem vollen Verständnis für die Bedürfnisse der Zeitgenossen

[1]) פִּלְפּוּל, wörtlich: das Gepfefferte, Scharfe.
[2]) שֻׁלְחָן עָרוּךְ, wörtlich: der gedeckte Tisch.

Zeugnis ablegt. Er gab denselben ein klar und übersichtlich geordnetes Handbuch zur Benutzung, welches knapp und bündig die für die religiöse Praxis maßgebenden Satzungen zusammenfaßt und geschickt die Vorzüge der Kürze und Vollständigkeit in sich vereinigt. Sowohl vom Einfluß der Philosophie, als auch von demjenigen der Kabbala wußte Karo völlig frei zu bleiben. Diese Zurückhaltung ist um so erstaunlicher und anerkennenswerter, als die Gelehrten seiner Zeit und seine Umgebung der Beschäftigung mit kabbalistischen Studien besonders zugethan waren.

Auf talmudischem Gebiete konnte kaum etwas Neues mehr zu Tage gefördert werden, und das trockene, einseitige Wissen des bekannten Halacha-Stoffes befriedigte allzuwenig den menschlichen Geist, dessen Freudigkeit und Frische nur bei einer gewissen Mannichfaltigkeit der Aufgaben gedeihen kann. Darum suchte er Entschädigung in der Mystik, welche seit der Anregung durch Nachmanides ganz besonders in Palästina, wo auch Josef Karo seine Zuflucht gefunden hatte, gepflegt wurde. An das heilige Land knüpften sich ja auch alle weihevollen und geheimnisreichen Andeutungen über den ersehnten Messias, auf dessen baldige Ankunft zu hoffen, das damalige traurige Schicksal die Juden nur allzusehr berechtigte.

War doch wenige Jahrzehnte nach Karos Tode auch über die polnischen Juden ein schweres Verhängnis hereingebrochen. Die Dienste, welche sie in ihrer Notlage, von den Verhältnissen gedrängt, dem Adel geleistet hatten, sollten sie schwer büßen. Sie wurden die ersten Opfer der furchtbaren Rache der Tartaren, welche sich endlich gegen ihre polnischen Unterdrücker erhoben, und sie erlagen Chmielnickys rohen Horden, von welchen sie mit beispielloser Grausamkeit zu Tausenden hingemordet wurden. Von der Ostgrenze Polens wurden sie unstät und flüchtig über die Weichsel getrieben, und nur wenige entrannen dem sicheren Verderben. Unter solchen Drangsalen wuchs die Sehnsucht nach Erlösung, und mit Todesangst im Herzen wartete man auf den Eintritt der Wunder und Zeichen, welche die Erscheinung des Messias verkündeten.

Diese allgemeine Erlösungsbedürftigkeit in Verbindung mit der schrankenlosen kabbalistischen Träumerei jener Zeit rief in der

Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eine gewaltige Bewegung der Gemüter und Geister hervor, welche auf einen Teil des jüdischen Volkes von nachhaltigem Einfluß gewesen ist. In Smyrna trat ein schöner, begabter Jüngling, Sabbathai Zwi, auf, der sich für den verheißenen Messias ausgab. Um ihn scharten sich zahllose Anhänger, die in maßloser Verblendung selbst dann noch bei ihm ausharrten, als er, in blasser Furcht vor der Todesstrafe, welche der Sultan ihm angedroht hatte, dem Glauben der Väter untreu geworden und zum Islam übergetreten war. Der unbedingte Glaube an ihn gewann zumal darum eine so unbegreifliche Ausdehnung, weil zur Zeit, da er auftrat, selbst auf denjenigen Juden, die bisher einen lichtvolleren Pfad als ihre Brüder in der Türkei und den Slawenländern gewandelt waren, harter Geistesdruck und kabbalistische Verschwommenheit lastete.

Waren die Juden des Ostens von den Wirkungen der Neuzeit ebenso wie ihre andersgläubigen Landsleute völlig ausgeschlossen geblieben, so konnte das natürlich bei derjenigen jüdischen Minderheit, die unangefochten an den Quellen der modernen Cultur, in Italien selbst, saßen, nicht der Fall sein. Auch hierher hatten sich viele portugiesische Flüchtlinge gewendet und stetig an Zahl zugenommen, seitdem die Feindseligkeit gegen die Neuchristen auf der pyrenäischen Halbinsel immer bedrohlicher geworden war. Im nördlichen Italien trafen diese Verbannten mit den zahlreichen aus Deutschland vertriebenen Ansiedlern zusammen, und in manchen italienischen Städten erblühten um diese Zeit neben der Stammgemeinde einheimischer Juden selbständige Gemeinwesen, zu denen die deutschen oder portugiesischen Glaubensbrüder sich zusammenthaten. Wenn schon vorher die Juden Italiens das Morgenrot der neuen Zeit teilnahmsvoll begrüßt hatten, so wandten sie sich jetzt mit ganzem Herzen der Wiedergeburt des klassischen Altertums zu. Wurden sie doch neben den aus Constantinopel herübergeflüchteten Griechen die Führer und Wegweiser zu den Quellen, aus denen die Zeitgenossen Erkenntnis schöpfen wollten. Durch griechische und jüdische Lehrer suchte man das heidnische und israelitische Altertum kennen zu lernen, und der geistige Verkehr zwischen Juden und Christen erweckte stets neue gemeinschaftliche Interessen. Die italienischen Juden lehrten Hebräisch, lernten

Latein und Griechisch und verwerteten fleißig die erworbenen Kenntnisse für die verschiedenen Gebiete ihrer geistigen Thätigkeit. Auch deutsche Humanisten kamen nach Italien und ließen sich wie Reuchlin von gelehrten Juden in ihre Litteratur einführen. Gebildete christliche Druckherrn ließen vortreffliche hebräische Bibeln mit den Commentaren der besten Erklärer des jüdischen Mittelalters erscheinen und veranstalteten mit Hülfe jüdischer Setzer und gelehrter Correctoren kostbare Talmudausgaben.

Allein während in Italien der mediceische Papst Leo X. die Liebe zur Kunst und Wissenschaft mit Begeisterung teilte und pflegte, rüsteten sich in Deutschland bereits die fanatischen Mönche zum Kampfe gegen siegreich vordringende Bildung und Aufklärung. Der gelegenste Gegenstand des Angriffs war ihnen auch dieses Mal das verhaßte und wehrlose Judentum. Auch in Deutschland fanden sich jetzt, wie vor zwei Jahrhunderten in Frankreich, unter den getauften Juden elende Angeber, welche um schnöden Gewinnes willen oder aus haßerfüllter Lästersucht über den Talmud lügenhafte Verleumdungen ausſprengten. Solche verkommene Gesellen wurden von den Dominikanern gedungen, um den Talmud zu verdächtigen und diejenigen, die an ihn glaubten, anzuschwärzen. Wenn zu seiner Verteidigung die deutschen Humanisten mit Begeisterung sich erhoben, so nahmen sie den Kampf in erster Linie nicht sowohl aus Freundlichkeit gegen das Judentum, als vielmehr aus Eifer für die Freiheit der Wissenschaft auf. Der Geist, dem die Reformation entsproß, war in ihnen erwacht und zog in Deutschland zuerst unter der Fahne des Talmuds gegen die Allgewalt des Kirchenglaubens in das Feld. In dieser Not und Bedrängnis erstanden der Kirche die treuesten und zuverlässigsten Ritter, die jemals für sie eingetreten, in den Jesuiten, deren Gesellschaft im Jahre 1540 gegründet wurde. Mit größerem Geschick und verderblicherer Wirkung begannen sie in Italien, nach dem Vorbild der Dominikaner in Deutschland, den Kampf gegen den Talmud und die jüdische Litteratur, und schon im Jahre 1553 flammten die ersten Scheiterhaufen, auf denen neben dem Talmud hebräische Bücher ohne Wahl den Feuertod erlitten.

Dieser Sieg der Reaction bezeichnet einen verhängnisvollen Wendepunkt im Geschicke der italienischen Juden. Wenn auch

infolge der kleinstaatlichen Zersplitterung Italiens die an einem Orte Verjagten mehr oder minder leicht in einer anderen Stadt Aufnahme und Duldung fanden, so hatten sie doch überall gleichmäßig von dem neu erwachten Fanatismus Quälereien mannichfacher Art zu leiden. Vor allem suchte man ihr Schrifttum zu beschränken und zu unterdrücken. Acht Jahre lang mußten die großen venetianischen Druckereien gänzlich feiern, und auch nachher, als der Buchdruck wieder freigegeben war, mußten alle hebräischen Bücher vor der Veröffentlichung der kirchlichen Behörde zur Censur ausgeliefert werden. Getaufte Juden tilgten mit roher Hand, was ihren von Haß und Vorurteil verblendeten Blicken bedenklich und gefährlich schien. Nach ihrer Anweisung „reinigte" das Tridentiner Concil den Talmud von angeblich anstößigen Stellen, und nur in so entstellter Form verließen seit jener Zeit bis auf die Gegenwart die den Juden heiligen Bücher die Buchdruckerpresse. Nur kabbalistische Schriften verschonte und begünstigte die Inquisition, weil sie in ihnen Anschauungen vermutete, die den christlichen Glaubenssätzen ähnlich seien.

Dadurch verbreiteten sich solche Bücher immer mehr unter den Juden, und der Hang zur Geheimlehre verdrängte nur zu bald den gesunden, Herz und Willen stärkenden Geist des Talmuds. Inmitten dieser Zeit des allgemeinen geistigen Rückschrittes bezeichnet ein einziger Mann den Höhepunkt wissenschaftlicher Leistungen des italienischen Judentums. Asarjah de Rossi erschien im sechzehnten Jahrhundert als fast einsamer Vorläufer einer geistigen Bewegung, welche erst im neunzehnten Jahrhundert ihre Fortsetzung und Blüte erreicht hat. Seine Zeitgenossen und die nächsten Geschlechter nach ihm fühlten sich viel zu tief von dem Umschwung der Verhältnisse bedrückt, als daß sie auf seinem Wege hätten weiter wandeln können. Der scharfe Späherblick der Inquisition verstand es auch, die gebildeten italienischen Juden ihrer Unbefangenheit zu berauben. Er verleitete sie zur Heimlichkeit und Heuchelei und machte ihren den kabbalistischen Studien zugewandten Sinn empfänglich für den Wunderglauben an den Schwärmer Sabbathai Zwi.

Wie in dem Hauptlande der katholischen Christenheit, so griff auch in den neuen jüdischen Gemeinden, welche inzwischen unter

entsprechenden Rechte auszuschließen. Nordamerika und Frankreich zeigten zuerst der Welt, wie heilsam die gleichmäßige Benutzung aller Kräfte sei. Derselben Einsicht folgte Preußen, als es in den Notjahren die Reste des geschwächten Vaterlandes zusammenraffte und 1812 auch die Juden zu heimatsberechtigten Söhnen im Lande ihrer Geburt machte. Die Verleihung der Staatsangehörigkeit gab ihnen freilich noch bei Weitem nicht die Gleichstellung mit der Mehrheit der Staatsbürger. Denn der Gedanke der religiösen Duldung, welcher 1648 im westfälischen Frieden zuerst zum Ausdruck gekommen war, der Gedanke, für den Lessing gekämpft und gerungen hatte, reifte erst nach 200 Jahren zur vollen geschichtlichen That. Erst die neuen Verfassungen der deutschen Staaten erkannten überall die politische Gleichberechtigung aller Bürger ohne Unterschied des Glaubens an.

Und mit der bürgerlichen Anerkennung der Juden hielt ihre geistige Entwickelung gleichen Schritt, denn aus ihrer Aufklärung und allgemeinen Bildung entwickelte sich als schönste Frucht die jüdische Wissenschaft. Ihr unsterblicher Begründer war Leopold Zunz, und abermals ward Berlin der Ausgangspunkt und Mittelpunkt dieser neuen Bestrebungen. Nach der Lehre des großen Meisters, der das gesamte Gebiet des jüdischen Geisteslebens in das Bereich seiner Forschungen gezogen, ist „die jüdische Litteratur eine organische, geistige Thätigkeit, die, den Weltrichtungen folgend, auch dem Gesammtinteresse dient, die vorzugsweise sittlich und ernst auch durch ihr Ringen Teilnahme einflößt. Dieses stets unbeschützte Schrifttum, nie bezahlt, oft verfolgt, dessen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geschichte, eine Philosophie, eine Poesie, die es anderen Litteraturen ebenbürtig machen". Wenn diese Erkenntnis aller Welt aufgegangen sein wird, „werden dann nicht die jüdischen Autoren und die Juden überhaupt das Bürgerrecht des Geistes erlangen müssen? Muß dann nicht aus dem Born der Wissenschaft Humanität sich unter das Volk ergießen, Verständigung und Eintracht bereitend?"

Und in Wahrheit wurde diese von Zunz hervorgerufene Wissenschaft nach seinem Ausspruch „thaterzeugend". Sie brachte das Streben des für die menschliche Cultur neugeborenen Juden

in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Überlieferung seiner Väter. Sie gab dem modernen Judentum eine feste Grundlage und den Nachweis seiner geschichtlichen Berechtigung. Sie erfüllte es mit klarem Verständnis für die Aufgaben, welche es im Verein mit der Menschheit besonders in denjenigen Culturstaaten, die seinen Bekennern volle staatsbürgerliche Freiheit zuerkannt haben, zu lösen hat.

Die Erwerbung derselben Errungenschaften streben die Juden des westlichen Europas mit vereinten Kräften auch für ihre unglücklichen Brüder im Osten an, welche sich noch nicht zum Genuß der Freiheit und Bildung haben emporringen können. Wo es ihnen an Gelegenheit mangelt, nützliche Kenntnisse zu erwerben, wo es ihnen an Mitteln fehlt, die Tugenden edler Menschlichkeit auszuüben, oder wo sie noch um ihres Glaubens willen verfolgt werden, tritt ihnen der „allgemeine Israelitenverband", der 1860 entstanden ist und dessen Vertretung in Paris ihren Sitz hat, hülfreich zur Seite. Der edle Adolf Crémieux rief mit opferfreudiger Begeisterung das große Werk ins Leben und förderte mit rastloser Thatkraft die umfassenden gemeinnützigen Ziele des Verbandes. Er erlebte noch die Freude, die erste Frucht der Anstrengungen der Alliance reifen zu sehen, als auf dem Berliner Congreß (1878) von den europäischen Großmächten die staatsbürgerliche Gleichstellung aller Bekenntnisse als die Grundlage der neuerrichteten Donaustaaten anerkannt wurde. Allmählich wird auch die Nacht sich lichten, welche die russischen und türkischen Glaubensbrüder heute noch umfangen hält. Überall aber, im europäischen Südosten, in Asien und in Afrika, wo die Regierungen des Landes es gestatten, arbeiten die aufblühenden Unterrichts-Anstalten des allgemeinen Israelitenverbandes rüstig an der Aufgabe, das heranwachsende Geschlecht zu erziehen zu treuen Bekennern des väterlichen Glaubens und zugleich zu treuen Söhnen des Landes, in welchem sie geboren sind.

Erſte Abteilung.

Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäiſchen Halbinſel bis zur Wiedergeburt des jüdiſchen Geiſteslebens durch Moſes Mendelsſohn.

(1498—1750.)

Erſter Abſchnitt.

Von der Vertreibung der Juden aus der pyrenäiſchen Halbinſel bis zu den meſſianiſchen Verirrungen der Kabbaliſten.

(1498—1648.)

Erſtes Kapitel.

Die Juden in der Türkei.

1. Aeußere Schickſale der Juden.

Nach dem thränenreichen Auszug der treu gebliebenen Juden aus Spanien und Portugal wurde das Los der abtrünnig gewordenen Marranen immer trauriger und unheimlicher unter den Späherblicken des blutigen Glaubensgerichts. Ihren ganzen Mut und Scharfſinn richteten ſie darum auf den einen Punkt, der einzig das Heil in ſich barg, auf die ſchleunige Flucht aus dem Lande der Knechtſchaft in Gegenden, wo ſie frei den wahren Glauben bekennen und dem Gott der Väter in unangefochtener Ruhe dienen konnten.

Mit beſonderer Vorliebe lenkten ſie ihre Schritte nach der Türkei, als ſie von der glücklichen Lage ihrer Glaubensgenoſſen unter der Herrſchaft der Osmanen hörten. Die zum Islam bekehrten Türken waren rauhe und kriegeriſche Eroberer, die mit

blutiger Grausamkeit ihre Kriege führten. Aber an religiöser Duldsamkeit übertrafen sie bei weitem die damaligen Christen Europas. Die kräftigen und staatsklugen Herrscher, welche nach der Eroberung Constantinopels regierten, nahmen mit offenen Armen die gebildeten, reichen und gewerbfleißigen Juden auf, welche vor dem christlichen Fanatismus in ihr Reich flüchteten. Der Sultan Bajesid II. (1481– 1512) soll geäußert haben, als er von den spanischen Gräueln hörte: „Fernando wollt Ihr einen weisen König nennen? Ihn, der sein Land arm macht und das unsrige bereichert?“

Durch die weise Umsicht und Milde der Sultane wuchsen die jüdischen Gemeinden in der Türkei mächtig an und hatten fast ausschließlich den Handel und die Industrie in ihren Händen. Allein in Constantinopel sollen im sechzehnten Jahrhundert dreißigtausend Juden gewohnt haben, die nach ihrer Herkunft vierundvierzig verschiedene Gemeindegruppen bildeten und eben so viele Synagogen besaßen. Die damals neu aufblühende Stadt Salonichi verdankte ihren Aufschwung nicht zum geringsten Teil den Juden. Einige Gewerbe, deren Erzeugnisse schnell einen wohlverdienten Ruf gewannen, wurden nur von ihnen betrieben. Auch Talmudweisheit und Gelehrsamkeit wurden bald dort heimisch. Eine Zierde der Gemeinde war namentlich der aus Spanien eingewanderte R. Jakob Ibn Chabib. Wir verdanken ihm eine erschöpfende Zusammenstellung aller haggadischen Stellen des Talmuds, die er unter dem Titel „En Jakob[1])“ mit den Erklärungen der berühmtesten alten Autoritäten und mit eigenen Bemerkungen herausgab.

Im Oberrabbinat über die gesamte Judenschaft des türkischen Reiches folgte dem würdigen Mose Kapsoli der gelehrte und fromme R. Elia Misrachi. Er förderte durch mündliche Vorträge und wertvolle schriftstellerische Leistungen Talmudkunde, Mathematik und Astronomie. Mit peinlicher Religiosität verband er eine seltene Milde und Versöhnlichkeit und verstand es, die mit neuer Lebhaftigkeit erwachten Streitigkeiten zwischen den zahlreichen einwandernden Rabbaniten und den von alters her an-

[1]) עין יעקב „Quell Jacobs“ (5. M. 33, 28).

ſäſſigen Karäern friedlich beizulegen. Am bekannteſten und verbreitetſten von ſeinen Büchern wurde ſeine Erläuterung zu Raſchis Pentateuchcommentar.

So waren die inneren und äußeren Verhältniſſe der Juden vergleichsweiſe wohl geordnet. Die Sicherheit ihres Lebens und Eigentums blieb im allgemeinen ungeſtört. Sie konnten darum ihre wirtſchaftlichen und geiſtigen Fähigkeiten zu glücklicher Entfaltung bringen, und ſie gelangten nicht ſelten als Leibärzte der Sultane und ihrer Großen zu hohem Einfluß und Anſehen. Selbſt zu wichtigen Staatsgeſchäften wurden ſie verwandt und entledigten ſich ihrer Aufträge meiſt mit anerkanntem Erfolg und Geſchick. Aber über dem eigenen Glück vergaßen ſie nie und nimmer des Elends ihrer Brüder und bemühten ſich nach beſten Kräften, es zu mildern, wann und wo ihre Hilfe in Anſpruch genommen wurde. Der berühmte und gelehrte Moſe Hamon, der Leibarzt des Sultan Soliman II. (1520—66) und ſein ſteter Begleiter auf allen ſeinen Kriegszügen, bewog ſogar ſeinen allgemein gefürchteten Herrn, einen beſonderen Geſandten nach Venedig zu ſchicken, um durchzuſetzen, daß einer vornehmen und reichen Marranenfamilie, welche bei der Überſiedelung von Antwerpen nach Conſtantinopel widerrechtlich in der Hauptſtadt der venetianiſchen Republik feſtgehalten wurde, endlich die Fortſetzung der Reiſe geſtattet werde. Dem Wunſche des Sultans wagte der Rat der Republik nicht Widerſtand zu leiſten und mußte ſich entſchließen, die Reiſenden mit ihren reichen Schätzen ungehindert ziehen zu laſſen. Durch dieſe einflußreiche Vermittelung gelangte endlich nach jahrelangen Mühen und Beſchwerden die edle Donna Gracia Mendeſia mit ihren Angehörigen und einer großen Anzahl ſpaniſcher und italieniſcher Juden im Jahre 1552 wohlbehalten nach Conſtantinopel an ihr Reiſeziel. Den unendlichen Gefahren der Flucht aus dem Vaterlande hatte ſie ſich freudig und willig unterzogen, um offen und frei nach den Grundſätzen des Glaubens ihrer Väter leben zu können. Darum trat ſie mit ihrer Tochter und ihrem Neffen in der Türkei ſofort zum Judentum über. Schon ein Jahr ſpäter vermählte ſie ihre ſchöne Tochter mit ihrem klugen Neffen Don Joſeph, der den Würdenamen Naſi als Familiennamen führte.

Joſeph Naſi war ein hochbegabter, vielerfahrener Mann, der mit ſeinen geiſtigen Vorzügen, ſeinen angenehmen und gefälligen Umgangsformen und ſeinem großen Reichtum bald bedeutenden Einfluß auf den „prächtigen" Sultan Soliman und noch mehr auf deſſen Nachfolger Selim II. (1566—1574) gewann. Der Sohn des großen Soliman würdigte den als treu und zuverläſſig erprobten Juden ſeines vertrauten Umganges und ernannte ihn wegen der trefflichen Dienſte, die er dem Reiche in wichtigen Staatsgeſchäften geleiſtet hatte, nach dem Tode des Herrſchers von Naxos zum ſouveränen Herzog dieſer Inſel und der übrigen Cykladen. In dieſer vielbeneideten hohen Stellung kam Don Joſeph in nahe Berührung mit den Großen der Erde und wurde ſelbſt vom deutſchen Kaiſer Maximilian II. mit ehrenden Zuſchriften ausgezeichnet. Aber das Gelingen ſeiner Pläne machte ihn nicht ſtolz und eitel. Er überhob ſich nicht und nahm ſich mit wahrhaft väterlicher Fürſorge ſeiner Glaubensbrüder an. Mit unbegrenzter Nachſicht und Milde ſuchte er, im Verein mit ſeiner Schwiegermutter Donna Gracia, ihre Schmerzen zu heilen und jegliche Gefahr von ihnen abzuwenden. Als einſt türkiſche Juden, die in Italien Handel trieben, in Ancona vom Papſt Paul IV. (1556—59) eingekerkert worden waren[1]), ſetzte Don Joſeph beim Sultan durch, daß er ein drohendes Schreiben an das Oberhaupt der Kirche richtete, und rettete dadurch die Gefangenen von dem ſicheren Tode. Auch als freigebiger Beſchützer und eifriger Beförderer jüdiſchen Wiſſens wird der Herzog von Naxos von zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern in überſchwänglicher Weiſe hoch geprieſen. Er errichtete neue Lehrhäuſer und unterſtützte mit offenen Händen die Weiſen und Gelehrten ſeines Glaubens. Seine umfangreiche Bücher- und Handſchriftenſammlung ſtellte er ihnen für ihre Forſchungen zur Verfügung und pflegte ſelbſt einen perſönlich anregenden Verkehr mit ihnen. Nach dem Tode Selims II. zog er ſich von den Staatsgeſchäften zurück und gönnte ſich eine durch die Pflege der Wiſſenſchaften und den Umgang mit Gelehrten verſchönte Muße. Am 2. Auguſt 1579 ſchied er aus dem Leben.

---

[1]) S. unten S. 332.

Gleichzeitig mit ihm wirkte im diplomatiſchen Dienſt desſelben Herrſchers der ſehr gelehrte und erfahrene Arzt Salomo Nathan Aſchkenaſi. Er brachte 1574 den Frieden mit Venedig zu Stande und wurde bei ſeiner Ankunft in der Stadt als Geſandter des Großherrn vom Dogen und dem hohen Rath in feierlichem Aufzuge empfangen. Er arbeitete auch an den Friedensverhandlungen mit Spanien mit und ſoll ſelbſt bei der polniſchen Königswahl ſeinen Einfluß mit Erfolg für Heinrich III. von Frankreich geltend gemacht haben. Damals war der Wunſch und Wille der hohen Pforte, der von ihren Abgeſandten kundgegeben wurde, noch von Ausſchlag gebendem Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten. Denn die Türkei war in jenen Tagen noch die befürchtetſte Großmacht der Erde. Ihr Machtgebiet war unter den erſten kraftvollen Herrſchern ſchnell gewachſen und dehnte ſich nach Oſten bis an die Ufer des Euphrats, nach Weſten bis in die Nachbarſchaft Venedigs, nach Süden bis an den Oberlauf des Nils, nach Norden bis an die Donau aus. Das Schwert des Islam klopfte nicht allein drohend an die Thore Wiens, ſondern der Großherr dachte auch bereits im Ernſte daran, ſeinen Fuß auf Rom, die Hauptſtadt der Chriſtenheit, zu ſetzen, um mit ihrem Sturz den chriſtlichen Glauben vom Erdboden zu vertilgen. Überall in dieſem großen Reiche befanden ſich zahlreiche jüdiſche Gemeinden. War auch der herrſchende Stamm duldſam gegen die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienſtes, ſo iſt dabei doch nicht zu überſehen, daß dieſer Zuſtand nicht auf Recht und Geſetz, ſondern nur auf der ſchwankenden Grundlage der Willkür und Laune des Sultans beruhte, deſſen perſönliches Belieben die einzige Richtſchnur für die Verwaltung des despotiſch regierten Reiches war. Noch mehr als der Mangel an genügender Rechtsſicherheit hinderte einen höheren geiſtigen Aufſchwung der jüdiſchen Anſiedler der niedrige Standpunkt der allgemeinen Bildung im türkiſchen Reiche und die bunte Vielgeſtaltigkeit der Sitten, Gebräuche, Anſchauungen und Kenntniſſe, welche die Juden aus den verſchiedenen Ländern ihrer Herkunft in die neue Heimat mitgebracht hatten. Gemeinſam war ihnen nur die Übung des göttlichen Geſetzes und der Eifer, mit welchem ſie die heiligen Überlieferungen der Väter pflegten. Wiſſen, das mit der Religion

nicht in Verbindung ſtand, trieben ſie nur ſelten und ausnahmsweiſe. Für den Verſtand war ihnen die weſentlichſte Quelle der Anregung und Belehrung die Halacha. Für das Gemüt und die Phantaſie dagegen ward ihnen die Kabbala ein unerſchöpflicher Born der Labung und Erfriſchung. Freilich wirkte ſie wahrhaft herzerquickend und zu glutvoller Begeiſterung fortreißend nur auf tiefere Naturen und ſchwärmeriſch angelegte Gemüter.

3. Geiſtiges Leben der Juden.

Die Halacha war das Gebiet, auf dem ſich alle Juden finden mußten. Philoſophiſche Erkenntniſſe und ſinnreiche myſtiſche Andeutungen vermochten zwar den und jenen zu erfreuen und zu entzücken. Gleich wichtig und wertvoll für jeden einzelnen war und blieb aber einzig und allein trotz der trockenen Nüchternheit des Inhalts die gleichmäßige Handhabung des göttlichen Geſetzes. Sollte im Ernſt der überhand nehmenden Vielſpältigkeit in der Auslegung der Quellen und in der Übung der religiöſen Gebräuche Ziel und Maß geſetzt werden, ſo galt es vornehmlich, kurze und bündige Geſetzſammlungen zu ſchaffen, welche dem Gelehrten auf bequeme und übereinſtimmende Weiſe die Anwendung der Halacha ermöglichten. Dem dringenden Bedürfnis jener Zeit entſprach in trefflicher Weiſe R. Joſef Karo.

R. Joſef b. Ephraim Karo wurde 1488 in Spanien geboren, kam mit ſeinen Eltern nach mühevoller Wanderung in die europäiſche Türkei und lebte längere Zeit in Nicopolis und Adrianopel. Hier erlangte er trotz ſeiner verhältnismäßigen Jugend ſchnell den Ruf eines großen Talmudlehrers. Bei ſeinen Studien feſſelten ihn ſchon früh namentlich die Turim des R. Jakob b. Aſcher, und er ging im vierunddreißigſten Jahre ſeines Lebens an die Rieſenarbeit, das vierbändige Geſetzbuch auf ſeine Quellen zu prüfen, es zu erklären, zu berichtigen und mit den Forſchungsergebniſſen der letzten zwei Jahrhunderte zu bereichern. Nach zwanzigjähriger emſiger Arbeit vollendete er ſein Werk in Zefat im nördlichen Paläſtina, wohin er inzwiſchen übergeſiedelt war. Nach zwölf Jahren widmete er es dann einer wiederholten peinlichen Durchſicht und übergab es endlich unter

dem Titel „das Haus Josephs[1])“ der Öffentlichkeit. Während er seinen ganzen Fleiß und Eifer an diese nüchterne und phantasielose Sammelarbeit wendete, kam er im heiligen Lande mit Männern in Berührung, welche mit Vorliebe dem Studium der Mystik anhingen und sich nachmals laut rühmten, auch ihn in ihren Gedankenkreis gebannt zu haben. Allein wie dem auch sei, so steht jedenfalls fest, daß er weder der Kabbala, noch einem andern Wissenszweige irgend welchen Einfluß auf seine halachischen Arbeiten gestattete. Er erkannte richtig, daß in einem für die religiöse Praxis bestimmten Handbuch alle Meinungsverschiedenheiten, welche durch die Verschmelzung des Judentums mit andern Culturen hervorgerufen waren, keinerlei Beachtung finden durften, und hielt darum mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nur das Eine Ziel im Auge, die jüdische Überlieferung, geläutert von fremden Schlacken, klar und bestimmt und leicht faßlich der Mit- und Nachwelt vorzutragen.

Um auch dem Anfänger und dem weniger Kundigen die Übersicht über das ganze ausgedehnte Gebiet zu erleichtern, stellte er nach Vollendung des „Bet Joseph“ noch einmal die in diesem Buche gewonnenen Erkenntnisse nach dem Vorbild des Mischneh-Thora Maimunis in kleinen, gedanklich zusammenhängenden Paragraphen dar, in denen er für die Haupt- und Nebeneinteilung und die Anordnung des Stoffes genau den Bahnen folgte, welche R. Jakob b. Ascher in seinen Turim geebnet hatte. Für Joseph Karo, den geborenen Spanier, waren die drei größten Weisen seines Vaterlandes al-Fâßi, Maimuni und Rab. Ascher, diejenigen Autoritäten, nach denen er im allgemeinen in zweifelhaften Fällen die Entscheidung traf. Als rechtsverbindlich stellte er meist diejenige Meinung hin, welcher wenigstens zwei von jenen Männern beigetreten waren. Wichen einmal andere Gelehrte von besonders hohem Ansehen von dieser Ansicht ab, so fügte er in seiner Entscheidung die Bemerkung hinzu, daß „manche“ zu einem anderen Ergebnisse gelangt seien.

---

[1]) בית יוסף

Dieſes Wunderwerk ungeheuren Wiſſens und raſtloſen Fleißes nannte der Verfaſſer einen „gedeckten Tiſch[1])". Die weite und raſche Verbreitung und die faſt ungeteilte Anerkennung, welche das Buch in kurzer Friſt gewann und bis auf die Gegenwart behalten hat, ſowie die zahlreichen gelehrten Commentare, die es bald zum Ausgangspunkt neuer Erörterungen machten, legen am beredteſten von ſeinem großen Wert und ſeiner praktiſchen Brauchbarkeit Zeugnis ab. Es teilte beiläufig ſchnell das merkwürdige Geſchick zahlreicher Erzeugniſſe der jüdiſchen Literatur, die ſich in aller Hände befanden und eines großen Anſehens erfreuten, indem es mit ſeinem jedermann geläufigen Titel den Namen und die Perſönlichkeit des Verfaſſers nahezu gänzlich aus dem Bewußtſein des Volkes verdrängte. Den Miſchneh-Thora, die Turim, den Schulchan Aruch ſtudierte Jahrhunderte hindurch bis an die Schwelle der Gegenwart jeder Jude, der irgendwie für urteilsfähig in religiöſen Dingen gelten wollte. Wann, wo und wie Maimuni, R. Jakob b. Aſcher und R. Joſeph Karo gelebt und gearbeitet hatten, war für den Troß der Gelehrten eine gleichgültige, wo nicht gar völlig mißachtete Nebenſache. So offenbart ſich auch in dieſer Erſcheinung die Eigenart des jüdiſchen Geiſtes, welcher, unbekümmert um die wechſelnde Erſcheinungsform der Perſönlichkeit, einzig dem Kern und Weſen der wiſſenſchaftlichen Leiſtung Wert und Bedeutung zuerkannte.

Dem muſterhaften Fleiße Karos hat die jüdiſche Wiſſenſchaft außerdem neben zahlreichen Rechtsbeſcheiden noch ein drittes Hauptwerk zu verdanken, nämlich einen umfaſſenden Commentar zum Miſchneh-Thora des Maimonides[2]). Er löſte in demſelben das geiſtvolle Geſamtbild der Arbeit Maimunis in ſeine einzelnen Beſtandteile auf, wies überall die Quellen ſeiner Entſcheidungen nach und verteidigte ſeine Anſichten mit Geſchick und Erfolg gegen die Einwürfe des R. Abraham b. David. Joſeph Karo ſtarb

---

[1]) שֻׁלְחָן עָרוּךְ. Die erſte Auflage erſchien 1565. Bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhunderts erſchienen wenigſtens noch 12 Auflagen des ganzen Buches, ungerechnet die einzelnen Teile, die hie und da die Preſſe verließen.

[2]) Er iſt betitelt כֶּסֶף מִשְׁנֶה „Doppeltes Geld" (I. M. 43, 12).

in dem hohen Alter von siebenundachtzig Jahren 1575 in Zefat, wo er der erste Rabbiner der großen Gemeinde war.

Die zahlreichen gelehrten Kabbalisten dieser Stadt gefielen sich darin, die Meinung zu vertreten, daß der berühmte Mann auch seinerseits mit ganzem Herzen im Dienste ihrer Geheimlehre gestanden habe, und die dichtende Sage schrieb ihm nach seinem Tode Aufzeichnungen mystischen Inhalts zu[1]), die geeignet waren, jenen Glauben zu befestigen. Wenn auch die moderne Wissenschaft jene Versuche als fromme Fälschungen erwiesen hat, so kennzeichnet immerhin die lange unentdeckt gebliebene Täuschung hinlänglich den eigentümlichen Geist der Zeit, in welcher sie entstanden ist. Sie zeigt klar und deutlich den wahren Grund, aus welchem die mystische Richtung damals in Palästina ein so gewaltiges Übergewicht gewann. Es war das tief empfundene Bedürfnis, einen Ersatz für die freie Forschung und gesunde Geistesnahrung zu erhalten, nachdem die Talmudweisheit wenigstens hier neue Wege nicht gefunden und sich einzig darauf beschränkt gesehen hatte, die bekannten Ergebnisse trocken zusammenzutragen.

Darum konnte die Kabbala ungestört die müßige Phantasie mit neuen Vorstellungen anfüllen, und sie knüpfte dieselben ganz besonders an das heilige Land, weil hier nach dem allgemeinen Glauben R. Simon b. Jochai die göttlichen Offenbarungen, die er im Sohar niedergelegt, empfangen hatte, und weil ohnehin nach der Überzeugung der Kabbalisten dem Boden des gelobten Landes geheimnisvolle Kräfte innewohnten. Zahlreiche Schwärmer zogen darum immer wieder in das Land der Sehnsucht und bildeten namentlich in der fast ganz von Juden bevölkerten Stadt Zefat ein eigenes Gemeinwesen.

An ihrer Spitze stand Joseph Karos Zeitgenosse Rabbi Salomo ha-Levi Alkabez, der Verfasser weitschichtiger mystischer Commentare zu den biblischen Büchern Ruth und Esther. Größere Beachtung als diese Bücher fand das Ritual, welches er für

---

[1]) Den ihm zugeschriebenen mystischen Pent.-Com. מגיד מישרים hat David Cassel 1887 gründlich und siegreich als eine Fälschung und Unterschiebung nachgewiesen.

den Sabbathbeginn entworfen hat. Es besteht aus sieben Psalmen und einem von ihm verfaßten Sabbathlied und wurde in die deutsche und polnische Gebetordnung aufgenommen, in welchen es bis auf die Gegenwart erhalten ist. Sein poetischer Sabbathgruß besingt den heiligen Ruhetag als die geschmückte Braut, welcher der Bräutigam, das Volk Israel, sehnend entgegenharrt. Das schöne Lied, welches durch Herder auch in der deutschen Litteratur bekannt geworden ist, lautet in der Übersetzung, wie folgt:

Der Braut entgegen, Freund, wohlan![1])
Laßt froh den Sabbath uns empfahn!

„Hüt'!" und „Gedenk"[2]) war Gottes Ruf,
Als er den heiligen Sabbath schuf
In seiner Allmacht Fülle.
Mit diesem einen einz'gen Laut
Ward Israel er anvertraut
Als des Allein'gen Wille.

Dem Sabbath froh entgegeneilt!
Ein Segensquell will ungeteilt
Er euren Pfad beglücken.
Geweiht ist er von Anbeginn,
Des Höchsten Werk nach seinem Sinn
Vollendend erst zu schmücken.

O Gotteshaus, o Heiligtum,
O Stadt, erfüllt von Gottes Ruhm,
Dem dunkeln Grab entsteiget!
Entflieht dem öden Jammerthal!
Schon leuchtet euch der Hoffnung Strahl,
Den Gottes Huld euch zeiget.

---

[1]) Das Lied beginnt mit den Worten: לְכָה דוֹדִי. Die Versanfänge geben den Namen des Verfassers Salomo ha-Levi als Akrostichon.

[2]) Das vierte Gebot beginnt bei der Erwähnung im 2. Buch der Thora (20,8) mit dem Worte: „Gedenke" und bei derjenigen im fünften Buch der Thora (5,12) mit dem Worte: „Hüte". Nach dem Midrasch wurden beide Worte bei der Offenbarung am Sinai vom Volke vernommen, „wie es ein menschlicher Mund nicht sprechen und ein menschliches Ohr nicht fassen kann".

in dem hohen Alter von siebenundachtzig Jahren 1575 in Zefat, wo er der erste Rabbiner der großen Gemeinde war.

Die zahlreichen gelehrten Kabbalisten dieser Stadt gefielen sich darin, die Meinung zu vertreten, daß der berühmte Mann auch seinerseits mit ganzem Herzen im Dienste ihrer Geheimlehre gestanden habe, und die dichtende Sage schrieb ihm nach seinem Tode Aufzeichnungen mystischen Inhalts zu[1]), die geeignet waren, jenen Glauben zu befestigen. Wenn auch die moderne Wissenschaft jene Versuche als fromme Fälschungen erwiesen hat, so kennzeichnet immerhin die lange unentdeckt gebliebene Täuschung hinlänglich den eigentümlichen Geist der Zeit, in welcher sie entstanden ist. Sie zeigt klar und deutlich den wahren Grund, aus welchem die mystische Richtung damals in Palästina ein so gewaltiges Übergewicht gewann. Es war das tief empfundene Bedürfnis, einen Ersatz für die freie Forschung und gesunde Geistesnahrung zu erhalten, nachdem die Talmudweisheit wenigstens hier neue Wege nicht gefunden und sich einzig darauf beschränkt gesehen hatte, die bekannten Ergebnisse trocken zusammenzutragen.

Darum konnte die Kabbala ungestört die müßige Phantasie mit neuen Vorstellungen anfüllen, und sie knüpfte dieselben ganz besonders an das heilige Land, weil hier nach dem allgemeinen Glauben R. Simon b. Jochai die göttlichen Offenbarungen, die er im Sohar niedergelegt, empfangen hatte, und weil ohnehin nach der Überzeugung der Kabbalisten dem Boden des gelobten Landes geheimnisvolle Kräfte innewohnten. Zahlreiche Schwärmer zogen darum immer wieder in das Land der Sehnsucht und bildeten namentlich in der fast ganz von Juden bevölkerten Stadt Zefat ein eigenes Gemeinwesen.

An ihrer Spitze stand Josephs Karos Zeitgenosse Rabbi Salomo ha-Levi Alkabez, der Verfasser weitschichtiger mystischer Commentare zu den biblischen Büchern Ruth und Esther. Größere Beachtung als diese Bücher fand das Ritual, welches er für

---

[1]) Den ihm zugeschriebenen mystischen Pent.-Com. מְנִיד מֵישָׁרִים hat David Cassel 1887 gründlich und siegreich als eine Fälschung und Unterschiebung nachgewiesen.

den Sabbathbeginn entworfen hat. Es besteht aus sieben Psalmen und einem von ihm verfaßten Sabbathlied und wurde in die deutsche und polnische Gebetordnung aufgenommen, in welchen es bis auf die Gegenwart erhalten ist. Sein poetischer Sabbathgruß besingt den heiligen Ruhetag als die geschmückte Braut, welcher der Bräutigam, das Volk Israel, sehnend entgegenharrt. Das schöne Lied, welches durch Herder auch in der deutschen Litteratur bekannt geworden ist, lautet in der Übersetzung, wie folgt:

Der Braut entgegen, Freund, wohlan![1])
Laßt froh den Sabbath uns empfahn!

„Hüt'!" und „Gedenk"[2]) war Gottes Ruf,
Als er den heiligen Sabbath schuf
In seiner Allmacht Fülle.
Mit diesem einen einz'gen Laut
Ward Israel er anvertraut
Als des Allein'gen Wille.

Dem Sabbath froh entgegeneilt!
Ein Segensquell will ungeteilt
Er euren Pfad beglücken.
Geweiht ist er von Anbeginn,
Des Höchsten Werk nach seinem Sinn
Vollendend erst zu schmücken.

O Gotteshaus, o Heiligtum,
O Stadt, erfüllt von Gottes Ruhm,
Dem dunkeln Grab entsteiget!
Entflieht dem öden Jammerthal!
Schon leuchtet euch der Hoffnung Strahl,
Den Gottes Huld euch zeiget.

---

[1]) Das Lied beginnt mit den Worten: לְכָה דוֹדִי. Die Versanfänge geben den Namen des Verfassers Salomo ha-Levi als Akrostichon.

[2]) Das vierte Gebot beginnt bei der Erwähnung im 2. Buch der Thora (20,8) mit dem Worte: „Gedenke" und bei derjenigen im fünften Buch der Thora (5,12) mit dem Worte: „Hüte". Nach dem Midrasch wurden beide Worte bei der Offenbarung am Sinai vom Volke vernommen, „wie es ein menschlicher Mund nicht sprechen und ein menschliches Ohr nicht fassen kann".

O ſchüttle ab den Staub und Wuſt,
Erwach' zu neuer Lebensluſt,
Zeig' dich im Feſtgewande!
Aus Bethlehem naht Iſai's Sohn[1])
Zu gründen neu den Gottesthron
In Deinem heil'gen Lande.

Wach auf zu neuem Thatendrang,
Wach auf zu frohem Jubelſang,
Dein Stern erglänzet wieder.
Flamm' auf, hellſtrahlend Gotteslicht,
Dir leuchtet Gottes Angeſicht,
Ihm ſinge Jubellieder.

Von Deinem Aug' die bitt're Scham,
Hinweg des Herzens tiefen Gram
Von meinem treuen Volke!
Hoch ragt die Stadt in Herrlichkeit,
Erbauet für die Ewigkeit;
Es weicht des Kummers Wolke.

Die einſt Zerſtörung Dir gebracht,
Die Dir Verderben zugedacht,
Sieh da, ſie ſind vernichtet!
Wie Bräutigam der holden Braut,
Hat ſich der Herr Dir angetraut,
Mit Dir den Bund errichtet.

Wie dehnt Dein Reich ſich groß und weit,
Um Deines Gottes Herrlichkeit
Und ſeinen Ruhm zu melden!
Wie wirſt Du jubelnd bald umfahn
Den Retter, der zum Heil wird nahn
Aus Perez[2]) Stamm, den Helden!

Drum nah' in Frieden, Tag der Luſt,
Zieh' ein in jede Menſchenbruſt,
Wie lieben Weibes Treue!
Dich grüßt der Fromme innig traut
Wie ſeiner Jugend holde Braut,
Dich preiſt er ſtets auf's Neue.

---

[1]) D. i. David.

[2]) Perez war der Sohn Judas. Von ihm ſtammte David ab, aus deſſen Geſchlechte nach der Verheißung der Schrift (Jeſ. 11,1) der Erlöſer erſtehen wird. (Vgl. Ruth 4,18—22. I. Chr. 2, 5—15).

R. Salomo Alkabez stand mit seinen dichterischen Erzeugnissen nicht allein in seiner Zeit und Umgebung. Die täglich neu werdenden Leiden Israels wurden immer noch in Selichot, in Sündenbekenntnissen und Prosagebeten betrauert und besungen, obwohl die Synagogenriten überall bereits eine feste und starre Form angenommen hatten und daher nur ausnahmsweise wenige besonders beliebte Lieder noch allgemeine Aufnahme in den Andachtsbüchern finden konnten. Der damalige begabteste Dichter des heiligen Landes und überhaupt des sechzehnten Jahrhunderts war Israel Nagara, der als Rabbiner in Gaza gestorben ist. Von ihm rühmte ein sachkundiger Meister des Gesanges[1]): „Wie Israel war keiner mehr in Israel!" Er verstand es meisterhaft, die verschiedenen Gattungen der mittelalterlichen Dichtkunst nachzuahmen, und hat nahezu ein halbes Tausend gedruckter Lieder hinterlassen, von denen sich einige in deutschen und italienischen Gebetbüchern eingebürgert haben. Am beliebtesten ist folgendes Tischlied für den Sabbath geworden, das er in chaldäischer Sprache verfaßt hat:

Herr der Welt[1]), Gott aller Sphären,
König Du, den Kön'ge ehren:
Deine Herrlichkeit zu mehren,
Will ich Deine Wunder lehren.

Früh und spät will ich erheben,
Schöpfer, Dich, der reiches Leben
Erd' und Himmel hat gegeben,
Tieren, Menschen, Engelchören
Herr der Welt u. s. w.

Deiner Allmacht ohne Gleichen,
Übermut und Zagen weichen,
Tausend Lebensjahr nicht reichen,
Deiner Werke Zahl zu lehren.
Herr der Welt u. s. w.

Mächt'ger Gott, Dein Volk befreie,
Nicht Dein Lamm den Löwen weihe!

[1]) Leon da Modena (st. 21. März 1648), vgl. unten S. 388. [2]) Das Lied beginnt mit den Worten: יְהֹוָה רִבּוֹן עָלַם וְעָלְמַיָּא. Die Versanfänge geben akrostichisch den Vornamen des Verfassers Israel.

beschränkenden Gesetze in Vergessenheit geraten, so daß die Juden bald wieder in den Besitz der ihnen früher gewährleisteten Rechte kamen. An der Gunst ihrer Lage vermochten all die Vorgänge und Ereignisse, welche den allmählichen Untergang des Reiches anbahnten und beschleunigten, nichts zu ändern. Da sie in gleicher Weise wie die leibeigenen Bauern des Landes von allen staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen waren, blieben sie von den inneren Kämpfen, die den stetigen Verfall der Königsmacht und das bedrohliche Wachstum des Einflusses der eigensüchtigen und unbotmäßigen Adligen im Gefolge hatten, gänzlich unberührt. In Mitleidenschaft zogen sie nur die fortwährenden friedlosen Zeiten und die endlosen Kämpfe mit den Schweden, Osmanen und Russen, die über das unglückliche Land hereinbrachen. Hin und wieder gelang es auch den deutschen Ansiedlern, die zur Hebung des Handels und der Industrie in's Land berufen waren, und den Jesuiten, welche die Ausrottung des Unglaubens und der Ketzerei als das edelste Lebensziel betrachteten, den Haß gegen die Juden aus wirtschaftlichen und religiösen Gründen hie und da zu schüren und vorübergehend zu heftigen Ausbrüchen der Volkswut zu steigern. Wenn dann Ruhe und Frieden wiederkehrten, vernarbten die Wunden schnell, und die tausendfach Gebeugten und Enttäuschten erhoben sich mit wunderbarer Zähigkeit zu neuen Kämpfen mit der Not des Daseins.

Es gab keinen Lebensberuf, dem sie nicht mit der rastlosen Emsigkeit und musterhaften Nüchternheit, die ihnen eigen war, oblagen. Sie waren Ackerbauer und Handwerker und trieben Handel und Gewerbe. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gab es neben fünfhundert christlichen, dreitausendzweihundert jüdische Großhändler, aber dreimal so viel Handwerker namentlich Gold- und Silberarbeiter, Schmiede und Weber. Da sie nahezu die einzigen Großkapitalisten im Lande waren, fiel zu ihrem Verhängnis auch die Pacht der Zölle und Branntweinbrennereien fast ganz in ihre Hände. Zwar der stumpfsinnige und verdummte polnische Bauer trug mit schmachvoller Geduld das harte Joch, welches der Adlige, dessen willenloses und gefügiges Werkzeug der Jude war, auf seine Schultern legte. Nicht so die im Südosten des Landes (in der Ukraine) wohnende

Bevölkerung, die seit dem vierzehnten Jahrhundert dem polnisch-litthauischen Reiche tributpflichtig war. Sie ließ mehr als dreihundert Jahre lang mit dumpfem Groll Drangsal und Bedrückung über sich ergehen, bis die rohe und ungebändigte Kraft sich mit zügelloser Wut gegen die grausamen Peiniger wendete. Hier in den Steppen der donischen Kosaken zog allmählich der Sturm herauf, welcher in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das ganze Reich durchraste und Polen und Juden, Schuldige und Unschuldige, vernichtete und entwurzelte.

Aber bis zu jener Zeit bot das Land den Juden einen sicheren Zufluchtsort. Sie brachten die reichen Erzeugnisse des Bodens und der Industrie in Umlauf und verschafften dem lebenslustigen, zu solider Arbeit wenig geneigten Adel die Mittel zur Befriedigung seiner kostspieligen Genüsse. Im dem Bewußtsein, nirgend auf Erden ein größeres Maß von Rechten zu finden als hier, nahmen sie selbst die entwürdigende Behandlung, welche ihnen von den hochfahrenden Großen häufig zu teil wurde, als eine Äußerlichkeit, die ihr Inneres kaum berührte, mit in den Kauf. Sie lernten sich bücken und drücken und gewannen jene traurige Haltung, welche von ihrer Stirn die Erinnerung edler Abstammung verlöschte. Nachlässig und verfallen wie ihr Auftreten war ihre Sprache. Wie ein Pilgrim war sie anzuschauen, der unter endlosen Fährlichkeiten bunte und mannigfache Kunde aus fremdem Lande heimgebracht. Sie spiegelt all die tausendfältigen Leiden und Drangsale wieder, welche die Juden zu erdulden hatten, und bewahrte in unverbrüchlicher Treue das Sprachgut, welches einst die Vorfahren in Deutschland benutzt hatten. Dieselbe Treue und Anhänglichkeit, welche das göttliche Gesetz dem Juden anerzog, erwies er bis zum heutigen Tage der Sprache des Landes, das ihn einst lieblos und verächtlich von sich gestoßen hatte. Er übergab den späten Nachkommen die frühere hochdeutsche Schriftsprache etwa auf derjenigen Stufe ihrer Entwicklung, auf der sie sich befand als er mit ihr in die Fremde gezogen war. Nur für neu hinzugekommene Begriffe wurden die Bezeichnungen durch die Entlehnung hebräischer, talmudischer und fremdsprachlicher Ausdrücke ergänzt. Aus dieser westöstlichen Sprachmischung entstand der eigenartige jüdisch-

deutsche Dialekt. Er hat sich nicht bloß im mündlichen und schriftlichen Gebrauch in Polen, Rußland und Ungarn und in etwas abweichender Färbung in Deutschland und Holland erhalten, sondern ist mit den zu neuen Wanderungen gezwungenen Juden auch weit über das Weltmeer bis nach Amerika und Australien gezogen.

Wie die Sprache, so erhielt auch die Form des Gottesdienstes und die Weise der Beobachtung der religiösen Bräuche den deutschen Grundcharakter und bildete sich zu einem polnischen Ritus nur insofern aus, als in den Selichot die Erinnerung an die Leiden der Juden unter den slavischen Völkern hin und wieder besondere Berücksichtigung fand. Aber der Gottesdienst im engeren Sinne war nicht die einzige Bethätigung wahrhaft idealen Strebens in diesem so tief gedemütigten Geschlecht. Ein unparteiischer Beobachter wird von Staunen und Rührung zugleich ergriffen, wenn er entdeckt, welcher Durst nach Wahrheit diese Menschen beseelte, die durch unglückliche Verhältnisse gezwungen wurden, immer wieder an Gelderwerb und nur an schnöden Gelderwerb zu denken. Während sie sich draußen bis zum Staube erniedrigten um des Erwerbes willen, verschaffte der Reichtum allein seinen Besitzern keinen hervorragenden Einfluß in der Gemeinde. Der an Glücksgütern Reiche trat oft freiwillig bescheiden zurück vor den Kenntnisreichen. Bewandert zu sein in den heiligen Büchern der Väter war der vornehmste und höchste Ehrgeiz der polnischen Juden. Jeder widmete dem Talmud bestimmte Stunden des Tages oder setzte wenigstens seine Ehre darein, im Lehrhause als Zuhörer anwesend zu sein. Jede halbwegs größere Gemeinde besaß eine Stätte, an der ununterbrochen im Gesetze geforscht wurde. Hier fand der Wißbegierige Lehrbücher und Hülfsmittel und während einiger Stunden des Tages den Lehrer, dessen einzige Aufgabe darin bestand, unentgeltlich mit den Schülern zu lernen. In diesen Lehrhäusern war die Halacha der wichtigste und fast der einzige Lehrgegenstand, und ihm mit Eifer obliegen, nannte man bald schlechthin „lernen“. Kam ein Fremdling zugewandert, so hatte er die Berechtigung, hier einzutreten, und wenn er dazu befähigt war, sich sofort an der Discussion zu beteiligen. Und nicht die Geistesnahrung allein

wurde mit jedem Glaubensgenossen so selbstverständlich geteilt, auch für seine leiblichen Bedürfnisse war mit brüderlichem Sinne Sorge getragen. Besonders reichlich und aufmerksam wurden die Jünglinge und Männer bedacht, die ihre ganze Zeit dem Studium der Lehre widmeten. Ein Talmudschüler war darum in keiner Gemeinde ein Fremdling. Wie ein Bruder wurde er empfangen, woher er auch kam und wohin er auch zog, und das Haus fühlte sich geehrt, das ihn an seinem Tische sättigen durfte. Einen Talmudkundigen in die Familie aufnehmen zu können, war das Streben jedes vermögenden Hausvaters, und Wissen der einzige Geleitbrief, den ein Jude jener Zeit nötig hatte.

Diese Übereinstimmung des Gemeindelebens hatte sich aus den allerwärts gleichartigen Verhältnissen naturgemäß entwickelt. Wenn die Juden des ganzen Landes an den Meßplätzen zusammen kamen, besprachen sie die ihnen naheliegenden gemeinsamen Angelegenheiten und lernten von einander Gemeinde-Einrichtungen kennen. Aus den Meßzusammenkünften und den anfangs nur gelegentlich abgehaltenen Beratungen entstand allmählich als bleibende Einrichtung die Vierländer-Synode[1]). Die Vertreter der polnischen Hauptlandschaften (Groß- und Klein-Polen, Litthauen und Reußen) traten alljährlich zu officiellen Besprechungen in Jaroslaw oder Lublin zusammen, regelten die Gemeinde-Verfassungen, ordneten die Art der Steuererhebung, schlichteten Streitigkeiten und entschieden Rechtsfragen. Denn die Synode war zugleich die oberste Instanz für alle Angelegenheiten der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit, in welchen man die Urteilsfällung dem einzelnen Rabbiner allein nicht überlassen mochte. Sie besaß in ihrer Blütezeit die höchste Autorität in allen jüdischen Angelegenheiten. Sie beherrschte die öffentliche Meinung und verlieh Namen und Ansehen. Durch ihre häufig von den Gemeinden erbetene Empfehlung konnten Gelehrte ein Rabbinat, den Vorsitz in einem Lehrhause oder gar die hohe Auszeichnung, ihre talmudischen „Neuigkeiten[2])“ gedruckt zu sehen, erlangen. Denn es gab in Polen frühzeitig hebräische Druckereien, welche zeitweise eine umfangreiche Thätigkeit ent-

---

[1]) וַעַד אַרְבַּע אַרְצוֹת [2]) חִדּוּשִׁים

falteten. Überhaupt ſtanden damals die polniſchen Juden keineswegs in der Cultur hinter ihren deutſchen Brüdern zurück. Nicht ſelten zogen, um die Arzneikunde gründlich zu erlernen, junge Leute aus Polen auf italieniſche Univerſitäten, ſo wie nicht minder häufig italieniſche Juden nach Polen wanderten, um ſich in der Talmudweisheit zu vervollkommnen.

In der That nahm das Talmudſtudium im ſechzehnten Jahrhundert hier einen Aufſchwung, der mit einem gewiſſen Rechte der ſchönſten Blütezeit der nordfranzöſiſchen Schulen an die Seite geſtellt werden kann. Die Geiſtesthätigkeit nahm damals eine ganz neue und eigenartige Richtung. Was in den früheren Jahrhunderten der eigentliche Inhalt der gelehrten Bildung geweſen war, wurde jetzt der Gegenſtand des elementaren Wiſſens. Hatten bisher die Gelehrten allen Eifer und Scharfſinn darauf verwendet, dem Gedankenflug des Talmuds zu folgen und in das Verſtändnis ſeiner Erklärer, beſonders Raſchis und der Toſſafiſten, vertiefend einzudringen, hatten ſie ſich bisher daran erfreut, mit Hülfe der gewonnenen Erkenntnis ihren Geiſt zu erleuchten und ihren Willen zu ſtärken, ſo war die Aneignung dieſes geſamten Wiſſensſtoffes jetzt nur noch eine unentbehrliche Vorarbeit für den Schüler, der einmal ein Meiſter werden wollte. Es wurde einfach vorausgeſetzt, daß der Fachmann dieſe Anfangsgründe längſt überwunden habe. Wer den Anſpruch erheben wollte, für einen Gelehrten zu gelten, mußte jetzt den geſamten Stoff, wie er im Talmud vorlag und in den Geſetzbüchern geordnet war, ſelbſtändig beherrſchen und frei wie ein König mit dieſen Geiſtesſchätzen ſchalten und walten können. Das ganze Gebiet der Halacha von den erſten Grundlagen bis zu den letzten Ergebniſſen wurde nunmehr ein unbeſchränkter Tummelplatz der Seelen- und Geiſteskräfte. Der „Pilpul[1])“, wie man dieſe Methode talmudiſcher Forſchung nannte, wurde das klaſſiſche Mittel, den Scharfſinn zu üben und dem Geiſte Spannung, Kraft und Gewandtheit zu verleihen und zu erhalten. Ob die anzu-

[1]) פלפול. S. Graetz IX, 64, 477. Zunz, G. V. 447. Zur Geſch. und Lit. 190 f. und Güdemann in Frankels Monatsſchrift XIII, 130 ff.

ſtellende Unterſuchung Frucht und Ertrag für das ſittliche Leben oder die rituelle Praxis in Ausſicht ſtellte, war bei dieſer emſig betriebenen und liebevoll gepflegten Thätigkeit eine gleichgültige Nebenſache. Die tiefſinnige Grübelei über lösbare und unlösbare, über wichtige und unwichtige halachiſche Fragen, die ſcharfſinnige Spaltung nahe verwandter und Vergleichung himmelweit verſchiedener Begriffe, die endloſe Fortſetzung weit ausgeſponnener Gedankenreihen bis zu allen möglichen und unmöglichen Conſequenzen, die Zurückführung weitſchichtiger Erörterungen auf knappe, einfache Formeln — alles das und ähnliches war Selbſtzweck dieſer grundgelehrten Discuſſionen. Der gänzliche Mangel an fremden Bildungselementen, welchen die wiſſensdurſtigen Geiſter ſich hätten zuwenden können, machte das eine Gebiet zum Schauplatz des Wetteifers für die begabteſten Köpfe und bewirkte, daß dieſe einſeitige Befähigung zu unglaublicher Vollendung und Meiſterſchaft entwickelt wurde. Das einfache, geſunde, nüchterne und verſtändige Denken verſchwamm immer mehr in nebelhafter Ferne. An ſeine Stelle trat der Geſchmack an unnatürlicher Künſtelei, die Freude an überraſchenden Geiſtesblitzen, das unendliche Ergötzen an der Fähigkeit, turmhohe Schwierigkeiten mit einem Rieſenſprunge zu überwinden. War dann der ruhmgekrönte Sieger in der Geiſtesſchlacht endlich zu einem Ergebnis gekommen, welches in keinem Verhältnis zu der angewandten Mühe ſtand, ſo waren die gelehrten Zeitgenoſſen nicht ſowohl von Beſchämung über den dürftigen Ertrag, als vielmehr von hoher Bewunderung über die Feinheit und Eleganz erfüllt, mit welcher der Gegner zurückgeſchlagen war. So ſehr dieſe dialektiſchen Übungen daher einerſeits den Geiſt anregten, die Urteilskraft ſchärften, den Witz und die Schlagfertigkeit ausbildeten, ſo verderblich wirkten ſie andererſeits im Laufe der Zeit auf den Geſchmack und ſelbſt auf den Charakter der polniſchen Juden. Die Luſt, im Wortgefechte Sieger zu bleiben, das Vergnügen, welches darin lag, die ſchwächere Meinung in die ſtärkere zu verwandeln, begünſtigte die Wortverdrehung und Spitzfindigkeit und raubte dem Wiſſen ſeine ſittigende Macht.

Wie auf dem Gebiete des mündlichen Geſetzes, ſo wurde auch im Bereiche der Forſchung in den heiligen Schriften

die geſunde Geiſteskraft, an dem verwöhnten Geſchlechte mißachtet. Einſeitig bevorzugt und emſig fortgebildet wurde vielmehr nur jene geheimnisvoll andeutende Erklärungsart, die in conſequenter Weiſe für die ganze Thora zuerſt von R. Jakob b. Aſcher (Vgl. S. 303) in Anwendung gebracht war. Sie nahm gleichſam die körperliche Beſchaffenheit der Textworte zum Ausgangspunkte und ſuchte bald in ihren einzelnen Conſonanten akroſtichiſch, bald in ihrem Zahlenwert arithmetiſch diejenigen religiöſen Wahrheiten und ſittlichen Belehrungen verhüllt und angedeutet nachzuweiſen, welche im Talmud und Midraſch aus dem Schriftworte abgeleitet waren. Erſt auf dieſem beſchwerlichen Umwege ward den erſchlafften Gemütern Anregung und Belehrung zu teil. Je trüber und einförmiger die Wirklichkeit war, je weniger ſie dem Sinne für Geſchmack und Schönheit darbot, deſto mehr ſehnte ſich die unbeſchäftigte Phantaſie nach dem Schauern geheimnisvoller Offenbarungen, und deſto gieriger berauſchte ſich die Vorſtellungskraft an dem ſüßen Gift, welches ſie aus der liebevoll gehegten Myſtik ſog.

2. Litterariſche Thätigkeit der Juden.

Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts reiften die erſten litterariſchen Früchte der neuen halachiſchen Bildung. Zahlreiche Schriftſteller legten in ihren „halachiſchen Neuigkeiten“ die Ergebniſſe ihres Scharfſinnes der Mitwelt vor. Sie hielten ſich in der überwiegenden Mehrheit ſtreng an die Schablone der modernen Schulweisheit und gewannen darum nur ſelten einen ihre Zeit überdauernden Einfluß. Um Haupteslänge überragte damals die Zeitgenoſſen Rabbi Salomon b. Jechiel Lurja (MhRSchL[1]), geboren um 1510, geſtorben 1573 in Lublin. Er zeichnete ſich in gleicher Weiſe durch Selbſtändigkeit, Klarheit und Schärfe des Denkens aus und beſaß ein tiefes und umfangreiches, unmittelbar aus den Quellen geſchöpftes halachiſches Wiſſen. Gewohnt, überall mit eigenen Augen zu ſehen, kannte er keine voreingenommene Ehrfurcht vor noch ſo hochſtehenden

---

[1]) מוֹרֵנוּ הָרַב רַבִּי שְׁלֹמֹה לוּרְיָא = מַהַרְשַׁ״ל.

Autoritäten. Ja es erſchien ihm nahezu als ein Verbrechen gegen die Majeſtät der freien Forſchung, wenn er ſah, wie die meiſten Gelehrten ſich willig und widerſpruchslos dem fremden Urteil unterwarfen. Der Verzicht auf die eigene unbefangene Prüfung der Quellen war nach ſeiner Überzeugung der erſte verhängnisvolle Schritt zum Verfall des religiöſen Lebens. Ein Buch wie Joſeph Karo's Schulchan Aruch betrachtete er daher geradezu als ein öffentliches Ärgernis und als einen Stein des Anſtoßes. Mit derſelben rückſichtsloſen Härte, mit welcher einſt der ihm geiſtesverwandte Rabbi Abraham ben David gegen Maimuni (vgl. oben S 175 f.) aufzutreten gewagt hatte, geißelte er in heftigen Worten die Zeitgenoſſen, welche das neue Geſetzbuch mit gebührender Anerkennung und Achtung benutzten, und wollte in arger Verblendung nicht einmal die wirklichen und unläugbaren Vorzüge des Sammelwerkes gelten laſſen. In demſelben herben Tone verurteilte er die pilpuliſtiſchen Tändeleien, welchen die Gelehrten jener Zeit in ihrer überwiegenden Mehrzahl zugethan waren, und bezeichnete ſie als eitle und nichtige Klopffechterei.

Nur das Streben nach Recht und Wahrheit ſchien ihm des Schweißes der Edlen wert. Für die untrüglichen Quellen dieſer höchſten idealen Güter wollte er allein den Talmud und höchſtens daneben noch die Kabbalah gehalten wiſſen. Die Beſchäftigung mit profanen Wiſſenſchaften verwarf er als eine Vergeudung der Zeit und Kraft und widmete ſeinen ganzen eiſernen Fleiß der gründlichen und allſeitigen Durchforſchung des ganzen Gebietes der Halacha. Seine in vielen Auflagen verbreiteten „Neuigkeiten" zeichnen ſich nicht nur durch Tiefe und Schärfe der Auffaſſung, ſondern auch durch das Beſtreben aus, einen von Fehlern und Verſehen geſäuberten, tadelloſen Talmudtext herzuſtellen.

Demſelben löblichen Unternehmen, den im Laufe der Jahrhunderte durch die Unachtſamkeit der Abſchreiber und Buchdrucker verderbten Wortlaut des Talmuds und ſeiner Erklärer in der urſprünglichen Faſſung wiederherzuſtellen, lag mit gleichem Eifer und Erfolge R. Samuel Elieſer b. Jehuda ha-Levi Edels (MHRSchA[1]) ob, der in Poſen und Lublin Rabbiner

[1]) מֹורֵנוּ הָרַב רַבִּי שְׁמוּאֵל אֱלִיעֶזֶר = מַהַרְשָׁ"א

war. Er besaß eine besondere Meisterschaft in der Kunst, durch kurze und haarscharfe Bemerkungen den Talmudjünger auf die eigentümlichen Feinheiten des Stiles und der Discussionsweise im Talmud hinzuweisen und ihn zu aufmerksamer Vertiefung in den Gegenstand anzuregen und anzuleiten. Es galt als Probierstein für den Grad der Achtsamkeit, mit welcher der Schüler sich seiner Aufgabe unterzog, wenn er durch eigenes Nachdenken die meist naheliegenden geistvollen Noten und Einwürfe des berühmten Gelehrten ausfindig machte. Seine halachischen Neuigkeiten wurden darum unter allen Erzeugnissen dieser Litteraturgattung schnell das beliebteste Handbuch beim Talmudunterricht und sind es bis auf die Gegenwart geblieben.

Ungleich vielseitiger und angesehener war einige Jahrzehnte früher R. Moses Isserles (RMO[1]) aus Krakau. Seine seltene Begabung und ausgebreitete Gelehrsamkeit verschaffte ihm die hohe Auszeichnung, daß er bereits als Dreißigjähriger (1552) zum Mitglied des Rabbinats in Krakau, einer der größten und einflußreichsten polnischen Gemeinden, berufen wurde. Sein liebstes Arbeitsfeld war die Durchforschung, Erläuterung und Ergänzung der halachischen Gesetzbücher. Er schrieb wie Joseph Karo einen ausführlichen Commentar zu den Turim, von dem nur Auszüge im Drucke erschienen sind, und entschloß sich, als der Schulchan Aruch erschienen war und wegen seiner Vorzüge schnell in den weitesten Kreisen Verbreitung fand, die Brauchbarkeit und Verwendbarkeit des Buches für die gesamte Judenheit dadurch zu erhöhen, daß er die von Joseph Karo nicht berücksichtigten abweichenden Gebräuche, die bei den deutschen und polnischen Juden heimisch waren, in knappen Noten zusammenfaßte und den einzelnen Paragraphen hinzufügte. Seine Anmerkungen heißen bescheiden, „Mappah[2])", d. h. „Tafeltuch" zu dem „gedeckten Tisch". Sie wurden allgemein als Richtschnur für die rituellen Entscheidungen bei den Juden des östlichen Europas anerkannt und sind als Einschiebungen in den Text des „Schulchan Aruch" voll-

---

[1]) רַבִּי מֹשֶׁה אִיסֶרְלֵס = רְמ"א.

[2]) מַפָּה.

ſtändig mit dem Hauptwerk zu einem einheitlichen Ganzen verſchmolzen. Nur durch die üblich gewordene Auswahl verſchiedener Lettern[1]) für jeden der beiden Beſtandteile wird das geiſtige Eigentum der Verfaſſer unterſchieden. Der raſtlos arbeitſame R. Moſes hatte übrigens auch einen regen Sinn für die nichttalmudiſchen Wiſſensfächer, inſoweit er ſie aus hebräiſchen Schriftſtellern kennen lernen konnte. Als eine zufällige Äußerung ſein lebhaftes Intereſſe für den „Führer" Maimuni's verriet, fühlte ſich ſein älterer Freund, R. Salomo Luria, dem jedes profane Wiſſen ein Gräuel war, berufen, ihm mit heftigen Vorwürfen entgegenzutreten. Aber R. Moſes verſtand es, ſeine Würde zu wahren und in aller Gelaſſenheit ſeine Liebe zum Wiſſen jeder Art zu rechtfertigen. Er legte bei ſeiner Verteidigung jene echte Demut und Beſcheidenheit an den Tag, welche uns einen wohlthuenden Beweis für die Thatſache liefert, daß echter Forſcherſinn und redliche Arbeitsluſt keineswegs mit eitler Rechthaberei und überſpanntem Selbſtgefühl verbunden ſein muß. Der anſpruchsloſe Meiſter, der ſchon 1572[2]) vom Tode ereilt wurde, erlebte übrigens nicht mehr die überraſchenden Erfolge, welche ſeine Zuſätze zum Buche Karo's erzielten. Der Schulchan Aruch gewann in der neuen Geſtalt ſo ſchnell Verbreitung, Einfluß und Anſehen, daß

---

[1]) Im Mittelalter wurde von den Abſchreibern zu bequemer Verwendung eine hebräiſche Minuskel- oder Curſivſchrift ausgebildet, die allmählich eine nach den verſchiedenen Ländern, in welchen die Juden wohnten, verſchiedene charakteriſtiſche Geſtalt annahm. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt wurde in hebräiſchen Druckwerken für den Text die übliche Quadratſchrift beibehalten. Für die Zuſätze und Commentare erfanden bereits die erſten Buchdrucker eine Druckſchrift, welche die charakteriſtiſchen Züge der in Mitteleuropa üblichen Curſivſchrift aufweiſt. Man nennt ſie gemeinhin „Raſchi-Schrift", weil Raſchi's Pentateuch-Commentar das bei weitem verbreitetſte mit dieſen Lettern gedruckte Buch iſt. Verſchieden von dieſer Schriftform und bedeutend jünger iſt diejenige hebräiſche Curſivſchrift, welche für die Wiedergabe deutſcher Texte mit hebräiſchen Buchſtaben üblich iſt.

[2]) Daß er 33 Werke geſchrieben habe und am 33. Omertage des Jahres 333 (genau: 5333) nach Erſchaffung der Welt im 33. Lebensjahre geſtorben ſei, iſt eine mehr oder minder geiſtreiche Erfindung. Richtig iſt daran die Angabe des Sterbetages, welcher der 33. Omertag (= 18. Jjar = 1. Mai) des Jahres 332 (1572) geweſen iſt.

er bald bei den Juden aller Länder für das schlechthin maßgebende Gesetzbuch in allen religiösen Fragen galt und in allen Lehrhäusern zum Gegenstand emsigen Studiums gemacht wurde. Je eingehender sich die Lehrer und Schüler mit ihm beschäftigten, desto reichlicher häuften sich Nachträge, Berichtigungen und Erklärungen um seinen Text. So ward er selbst schon in kurzer Frist zum Mittelpunkt eines neuen Litteraturkreises. Besonders anregend zu tiefen und scharfsinnigen Untersuchungen war von jeher für die besten Köpfe das Gebiet des bürgerlichen Rechtes, welches im vierten Teil des Gesetzbuches behandelt ist. In diesem grenzenlosen Bereich warf das wirkliche Leben mit all seinen unendlichen und unberechenbaren Verwickelungen täglich neue Fragen auf und regte unaufhörlich zu neuen Forschungen und Entscheidungen an. Es ist darum nicht auffallend, daß zuerst zum vierten Teil des Schulchan Aruch ein umfangreicher Commentar erschien. Sein Verfasser, R. Josua Falk b. Alexander ha-Cohen[1]), war ein unmittelbarer Schüler Rabbi Salomo Luria's und R. Moses Isserles'. Er bekleidete Jahre lang als Vorsitzender der Vierländersynode das höchste Ehrenamt, welches die polnische Judenheit zu vergeben hatte, und setzte in dieser Eigenschaft Beschlüsse durch, die sich als äußerst heilsam für den Geschäftsbetrieb und die Gemeindeverwaltung seiner Landsleute bewährt haben. Die praktische Thätigkeit als Rabbiner in Lublin gab er in späteren Jahren auf und widmete seine ganze Muße dem Lehramt in dem großen und geräumigen Hause, welches der reiche Vater seiner außergewöhnlich gelehrten Frau mit wahrhaft vornehmer Freigebigkeit ihm zu diesem Zwecke in Lemberg einrichtete und ausstattete. Er starb daselbst im Jahre 1614, wahrscheinlich kaum siebzig Jahre alt.

Nächst dem vierten Band wurde mit besonderem Fleiß der zweite Teil des Schulchan Aruch, der das Ritualgesetz behandelt, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Zwei gelehrte

---

[1]) Nach den Anfangs-Buchstaben des Titels seines Commentars סֵפֶר מְאִירַת עֵינַיִם „Das Buch, welches die Augen erleuchtet" (Ps. 19,9) heißt der Vf. auch סמ"ע und ist unter diesem Namen bekannter als unter seinem eigenen geworden. Vgl. die Bemerkung S. 297 im Text.

Forscher rangen gleichzeitig um den Ruhm, den Sinn der berühmten Autoren am tiefsten und schärfsten erfaßt und den Inhalt des Werkes am gediegensten erläutert und ergänzt zu haben. Der ältere von beiden, R. David b. Samuel ha-Levi (ca. 1600—1670) war Rabbiner in Ostrogh und Lublin. Er stand bei seinen Zeitgenossen wegen seiner großen Belesenheit und seines rühmlichen Fleißes in hohem Ansehen und hatte die Freude, aus den Reihen seiner Schüler Gelehrte hervorgehen zu sehen, die dem Geschlechte nach ihm zur Ehre gereichten. Seinen Commentar, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jeder abweichenden Meinung gerecht zu werden sucht und mit ängstlichem Eifer in zweifelhafteren Fällen lieber eine Erschwerung zur Pflicht macht, als einer Erleichterung das Wort redet, nannte er mit beziehungsweisen Anspielungen einen „goldenen Rahmen“ [1]) um den gedeckten Tisch.

An Scharfsinn und geistiger Selbständigkeit überragte ihn sein jüngerer Zeitgenosse R. Schabtai b. Meir ha-Cohen (ShACh[2]) der einer berühmten, ehemals in Deutschland ansässigen Gelehrtenfamilie entstammte. Ihn zeichneten seltene Geistesgaben aus, die ihn befähigt hätten, Unsterbliches zu leisten, wenn ihm seine armselige Zeit gediegenere und würdigere Aufgaben gestellt und ein ertragreicheres Arbeitsfeld als das engbegrenzte Gebiet der halachischen Praxis zum Anbau angewiesen hätte. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als seine Erläuterungen zum zweiten Teil (1646) die Presse verließen und den Ruf seiner Gelehrsamkeit in weite Kreise trugen. Größeren Ruhm aber verschaffte ihm sein Hauptwerk, der Commentar zum civilrechtlichen Teil des Karo'schen Gesetzbuches. Denn hier war ihm reichere Gelegenheit geboten, die Vielseitigkeit seines Wissens zu entfalten und die Schärfe seines Urteils zu bewähren. Beide

---

[1]) טוּרֵי זָהָב, wörtlich: „goldene Reihen, Einfassungen“. Vgl H. L. 2,11. Das Wort זָהָב (Gold) hat den gleichen Zahlenwert (14) mit dem Worte דָּוִד, dem Namen des Verfassers.

[2]) שַׁבְּתַי כֹּהֵן = ש"ך.

Commentare nannte er, auf den eigenen Namen und auf einen Ausspruch des Propheten Maleachi anspielend „die Lippen des Priesters[1])".

Den Frieden seiner stillen Klause in Wilna, woselbst er mit unermüdlichem Fleiß dem Studium oblag, störte und vernichtete das entsetzliche Unheil, welches um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts über die Juden des polnischen Reiches hereinbrach. Er gehörte zu den Wenigen, die dem Tode entrannen. In Mähren fand er eine neue Heimat und besang dort in ergreifenden Liedern und Bußgebeten das neue Elend seiner Glaubensbrüder.

3. Die Leiden der polnischen Juden während der Kosakenkriege.

Plötzlich und unerwartet schlug die Stunde der Rache, in welcher die wilden Kosaken ihren Peinigern, dem polnischen Adel und den von ihm abhängigen jüdischen Pächtern, den Lohn für die grausame und rücksichtslose Bedrückung und Ausbeutung heimzahlten. Die Machthaber wurden um so gewaltsamer von dem hereinbrechenden Verhängnis überrascht, je weniger sie von Seiten der knechtischen und ungesitteten Horden, denen jeder Gemeinsinn und jedes Staatsbewußtsein fehlte, jemals eine ernstliche Gefahr vermutet hätten. Stumpfen Sinnes und in träger Thatenlosigkeit hatten die Kosaken bisher das schwere Joch geduldet und nur vorübergehend einen härteren Widerstand geleistet, wenn die Jesuiten sie zwingen wollten, ihr griechisches Bekenntnis mit dem katholischen zu vertauschen. Da kam endlich der seit Jahrhunderten angesammelte Groll zu vernichtendem Ausbruch, als der polnische Reichstag (1647) beschlossen hatte, den letzten Rest der politischen Selbständigkeit jener Grenzbevölkerung, welche durch wirtschaftliches Elend und religiöse Unduldsamkeit der Verzweiflung nahe gebracht war, gänzlich zu vernichten, indem er das Wahlrecht ihrer Häuptlinge (Hetmans) für sich in Anspruch nahm. Ein kühner von persönlichem Rachedurst geleiteter Kriegsmann namens Bogdan Chmelnitzki trat an die Spitze der Bewegung

---

[1]) שִׂפְתֵי כֹהֵן. Vgl. Maleachi 2, 7.

und entflammte den stillen, ingrimmigen Haß der Bedrückten zu einem blutigen Religions- und Racenkrieg. Er entzündete in den verkümmerten Stammesgenossen die still glimmende Wildheit und führte sie gegen die polnischen Gewalthaber, die fremdländischen Bedrücker, die andersgläubigen Frohnherrn. Die ersten Opfer der Rache wurden die wehrlosen Werkzeuge der Polen; mit Feuer und Schwert wandten sich die wilden Scharen gegen die Juden. Die mit den Tartaren verbündeten Kosaken schlugen die geringen polnischen Heerhaufen, die sich ihnen entgegen stellten, leicht und schnell in die Flucht, unterwarfen das ganze weite Gebiet am unteren Dnjester und jagten die Juden überall, wo sie sie trafen, wie gehetztes Wild vor sich her. Viele der Unglücklichen suchten sich das Leben zu retten, indem sie zum Scheine das griechisch-katholische Bekenntnis annahmen. Andere priesen sich glücklich, wenigstens nur den Tartaren als Gefangene in die Hände gefallen zu sein, weil sie von diesen nicht getötet, sondern als Sklaven nach der Krim verkauft wurden und dort die Aussicht hatten, von Glaubensgenossen ausgelöst zu werden. Bald aber gewann Raub, Mord und Blutvergießen immer weiter an Ausdehnung, als König Wladislaw IV. 1648 starb, und sechs Monate hindurch die inneren Wirren während des Zwischenreichs die polnische Wehrkraft noch mehr zersplitterten und schwächten. Fanatisierte Horden sammelten sich bald hier, bald dort unter plötzlich auftauchenden Häuptlingen und überboten einander in Thaten unmenschlicher Grausamkeit. Sechstausend Juden wurden damals an einem Tage am 20. Siwan in der Stadt Nemirow erbarmungslos niedergemetzelt. Den Rabbiner und seine greise Mutter fand man nach dem Blutbade in der Stadt auf dem Begräbnisplatze versteckt und schlug die beiden nachträglich mit Keulen tot. Ein ähnliches grausiges Martyrium erlitten zur selben Zeit die Juden von Homel. Der Bandenführer ließ sie sämtlich vor der Stadt entkleiden und stellte ihnen die Wahl zwischen Taufe oder Tod. Sie zogen den Tod der Treulosigkeit vor und fielen mit Weib und Kind unter den Streichen der Tartaren. Der ganze weite Weg von der Ukraine über Podolien und Volhynien bis nach Lemberg war mit Tausenden von erschlagenen Menschen, Polen und Juden, bedeckt. Auch die Gemeinde

Lemberg wurde in jenen Tagen schwer heimgesucht. Entsetzlicher aber war das Blutbad, welches die Kosaken in Narol angerichtet haben. Von zwölftausend Juden blieben nur etliche Männer, Weiber und Kinder am Leben[1]), die unter den Leichen versteckt dem Mordstahl entronnen waren.

Selbst die endlich vollzogene Wahl des neuen Königs Johann Kasimir (1648—1668) brachte den Unglücklichen keineswegs das erhoffte Heil. Müßige Unterhandlungen unterbrachen nur zeitweise die blutigen Metzeleien. Als die Ausgleichsversuche immer wieder mißglückten, verbündeten die Kosaken sich mit den Reußen und drangen in den Jahren 1654 und 55 mordend und sengend bis tief in das Herz von Litthauen hinein. Die große Gemeinde in Wilna ging damals fast völlig zu Grunde, und dieses ganze Gebiet wurde von Juden nahezu entvölkert. Der gleichzeitige Krieg, den die Polen mit den Schweden führten, vermehrte für die Juden noch die Not und das Elend. Hunderttausende sollen nach glaubwürdigen Berichten in diesen wenigen Jahren umgekommen sein, und unzählige Flüchtlinge zogen, von Hab und Gut entblößt, über die Weichsel und Oder nach dem Westen, um neue Wohnsitze zu suchen oder die alten, welche einst die Ahnen aufgegeben hatten, wiederzugewinnen. Die Glaubens-Genossen in allen Ländern suchten das entsetzliche Elend zu mildern und den Heimatlosen eine Zufluchtsstätte zu verschaffen. In Polen blieb der Wohlstand vernichtet, das Leben gedrückt, und die neue Ruhelosigkeit, die damals den jüdischen Ansiedlern aufgezwungen wurde, hat auf lange Zeit hinaus immer wieder zahlreiche Auswanderer über die Grenze getrieben. Durch sie wurde die polnische Talmudweisheit und die jüdisch-deutsche Sprache und Litteratur über die ganze bewohnte Erde getragen.

Die Chmelnitzki'schen Verfolgungen schufen neue traurige Gedenktage, unter denen der 20. Sivan noch heute in vielen Gemeinden mit Fasten und Bußgebeten begangen wird. Sie erweckten zahlreiche Dichter, die Israels Leiden in Klageliedern

---

[1]) Zu den Geretteten gehört R. Mose ha Cohen, später R. in Metz, der Vater des Arztes Tobia ha-Cohen in Constantinopel. Vgl. S. 379.

und Bußgesängen verewigten. Sie erpreßten den zu Tode Geängstigten den Schmerzensruf nach Erlösung und ließen sie gläubig der Botschaft lauschen, die das Nahen des Gottesreiches verkündete. Der Messias im fernen Osten mußte auch ihnen kommen, und sie schickten, als sie vernahmen, daß er angeblich erschienen sei, eine Gesandtschaft an ihn, die von dem Sohne des R. David b. Samuel ha-Levi, angeführt wurde. Er brachte den Harrenden den Bescheid, daß Nehemia Cohen, welcher in Polen den Erlöser verheißen hatte, persönlich vor dem Antlitz des vermeintlichen Messias erscheinen solle.

Drittes Kapitel.

Die Juden in Italien.

1. Die Wiedergeburt des Altertums. Die jüdischen Sprachlehrer der Christen.

Der geistige Boden Italiens glich um diese Zeit dem von Frühlingsluft und Frühlingslicht gelockerten Erdreich, in welches der Mensch nur Samen zu streuen braucht, um köstliche Frucht hervorsprießen zu sehen. Es genügte daher, daß die aus Constantinopel flüchtenden Griechen die Erinnerung und die Denkmäler ihrer alten Cultur mit herüberbrachten, um in dem durch Sitte, Religion und Geschichte verwandten Volke ein Leben zu erwecken, vor dem die düsteren Phantome des Mittelalters allmählich spurlos verschwanden. Das trübselige Grau, welches die christliche Weltanschauung über den heiteren Himmel Italiens gebreitet hatte, zerteilte sich, und dem überraschten Geschlechte leuchtete die Sonne Homers.

In holder Verklärung erstand die Kunst und Wissenschaft des Altertums und offenbarte sich als eine lebendige Quelle der menschlichen Cultur. Hier war der Ursprung der ewigen Gedanken, welche wie eine goldene Kette den Erdball am Himmel festhalten. Diese Erkenntnis führte zurück zu den alten Lehrern der Menschheit, zu den großen Culturvölkern, welche einst berufen waren, die wichtigsten Seelenkräfte zu erwecken und zu erziehen.

Das nach Gleichmaß und Schönheit dürſtende Gemüt wandte ſich dem griechiſchen, und der nach Wahrheit ſtrebende Geiſt dem jüdiſchen Altertum zu. Die Begeiſterung aber für dieſe neue Art der Forſchung war ſo allgemein, daß ſich kein geiſtlicher und kein weltlicher Fürſt zu hoch dünkte, um Belehrung ſelbſt bei ſolchen Menſchen zu ſuchen, die geſellſchaftlich tief unter ihm ſtanden. Päpſte und Könige wurden die Schüler der Griechen und Juden, und an den Höfen der kleinen Staaten kannte man kein höheres Ideal, als die Männer der neuen humanen Wiſſenſchaft ohne Unterſchied der Herkunft und Religion um ſich zu verſammeln.

Mit beſonderem Wohlwollen empfing man die hochgebildeten Juden, welche ſeit 1492 aus Spanien herüber kamen. Unter den zahlreichen Flüchtlingen, welche damals in Neapel landeten und vom König Ferdinand I. (1458—1494) freundlich aufgenommen wurden, befand ſich auch der edle Don Iſaak Abarbanel mit ſeiner Familie. Bald zog ihn auch hier der Fürſt des Landes in ſeine Nähe und zeichnete ihn mit ſeinem Vertrauen aus. Als Ferdinand ſtarb, diente Iſaak ſeinem Sohne Alfons II. (1494—1495) in gleicher Weiſe und blieb ihm auch treu, als der franzöſiſche König Carl VIII. Neapel eroberte (1495).

Bei der Plünderung der Stadt büßte der Gelehrte ſeine ganze Habe ein und beklagte beſonders ſchmerzlich den Verluſt ſeiner Bücher und Handſchriften. Er lebte nun in Korfu und Monopoli in Apulien und widmete vier bis acht Jahre ausſchließlich der litterariſchen Thätigkeit. Abarbanel war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller. Sein Gedankenreichtun und ſeine Beleſenheit ſind um ſo bewundernswerter, als er erſt nach einem unruhigen, aufreibenden Leben zur Feder griff, und, ohne im Beſitz großer Bücherſchätze zu ſein, vielſeitig und anziehend zu ſchreiben verſtand. Er verfaßte damals eine treffliche und ſehr beliebte Schrift über die Peſſach-Haggada, ausführliche Erläuterungen zum Buche Daniel, zu den Sprüchen der Väter und zu den Reden des Propheten Jeſaias und vollendete die Erklärungen zum Pentateuch. Der Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken war die Hoffnung und der Glaube, daß ſeinem Volke bald ein Erlöſer kommen müſſe. Darum bekämpfte er mit lebhaftem Eifer die

Meinung Joſeph Albos, welcher den Glauben an die Ankunft des Meſſias für einen weſentlichen Glaubensſatz des Judentums nicht gelten laſſen wollte. Obgleich Don Iſaak ſelber ſeine vielſeitigen Kenntniſſe den verſchiedenſten jüdiſchen und nichtjüdiſchen Quellen verdankte, erfüllte ihn ſein jammervolles Geſchick dennoch mit bitterem und blindem Haß gegen Anſchauungen, die nicht von altersher im Judentum heimiſch waren. Eine epochemachende Wandlung in den Anſichten der Juden rief er nicht hervor. Er wurde aber ein lieber, vielgeleſener Freund und Tröſter ſeiner Brüder. Seine letzten Arbeiten vollendete er in Venedig, wo er mit ſeinem Sohne ehrenvoll aufgenommen und wiederholt zu diplomatiſchen Dienſtleiſtungen herangezogen wurde. Er ſtarb daſelbſt 1508 und wurde in Padua beſtattet.

Sein älteſter Sohn Juda, der den Vater auf allen ſeinen friedloſen Wegen von Liſſabon nach Spanien und von dort nach Italien begleitet hatte, lebte zuletzt in Genua als geſchätzter Arzt unter dem Namen Leo Hebreo oder Leon Medigo. Seine italieniſch geſchriebenen „Geſpräche über die Liebe", die häufig gedruckt und in viele Sprachen, auch in's Hebräiſche, überſetzt wurden, verſchafften ihm einen ſehr ehrenvollen Namen unter den Philoſophen ſeiner Zeit. Ein Kleinod der hebräiſchen Dichtkunſt aber wurden die ergreifenden und rührenden Verſe, in welchen er das Geſchick des ihm in zartem Alter entriſſenen Söhnleins beklagte, das der König von Portugal im Chriſtenglauben erziehen ließ. Manche Anzeichen ſprechen dafür, daß dieſem Sohne Judas ſpäter die Flucht nach der Türkei gelang. Er ſoll daſelbſt zum väterlichen Glauben zurückgekehrt und als treuer Jude geſtorben ſein.

Ein dem Lebensgang des Vaters ähnlicheres Geſchick hatte Samuel, Don Iſaaks jüngſter Sohn. Er lebte in Ferrara als Finanzrat des Vicekönigs von Neapel. Von ſeinem Reichtum, ſeiner Wohlthätigkeit und dem Adel ſeiner Geſinnug haben uns zeitgenöſſiſche Dichter begeiſterte Schilderungen hinterlaſſen. Neben ihm wurde ſeine Gattin Benvenida als ein Muſter weiblicher Anmut und Würde hochgeprieſen. Da ſie durch Herzensgüte, Bildung und edle Umgangsformen in gleicher Weiſe ausgezeichnet war, übertrug ihr der Vicekönig von Neapel die ehrenvolle Auf-

gabe, seine Tochter Leonora zu erziehen und auszubilden. Mit solcher Treue hing die Prinzessin, die nachmals, als die Gemahlin des berühmten Cosmo II. von Medici, Großherzogin von Toskana wurde, an ihrer edlen Freundin, daß sie dieselbe wie eine leibliche Mutter liebte und ehrte. Das Haus Samuel Abarbanels wurde ein Sammelplatz der jüdischen Weisen und der christlichen Forscher.

Ein lebhafter geistiger Wechselverkehr bildete sich damals zwischen den Gelehrten beider Glaubensbekenntnisse. Unterrichtete Juden wurden mit besonderem Eifer von denjenigen Christen aufgesucht, die nach einer gründlichen Kenntnis der hebräischen Sprache Verlangen trugen. Selbst berühmte deutsche Humanisten, die in Italien ihren Studien oblagen, ließen sich mit Vorliebe auf diesem Gebiete der Sprachkunde von jüdischen Gelehrten unterweisen. Allen voran ist hier Johann Reuchlin aus Pforzheim, der erste Christ, der eine hebräische Grammatik schrieb, zu nennen. Er war der Schüler des klassisch gebildeten jüdischen Arztes und Rabbiners R. Obadjah Sforno, welchem wir einen beliebten und häufig gedruckten Pentateuch-Commentar und Erläuterungen zu anderen biblischen Schriften verdanken. Er schrieb auch eine philosophische Abhandlung zur Verteidigung der jüdischen Religion, die er mit einem in zierlichem Latein abgefaßten Widmungsschreiben dem König Heinrich II. von Frankreich übersandte.

Von größerem Einfluß auf die Verbreitung der hebräischen Sprachkunde unter den Christen wurde sein Zeitgenosse Elia Levita[1]), welcher, um 1468 in Neustadt an der Aisch (bei Nürnberg) geboren, ein ruheloses Wanderleben führte, in Padua und Venedig Unterricht in hebräischer Grammatik erteilte und sich später längere Zeit in Rom aufhielt. Hier gewann er die Gunst und Gönnerschaft des Kardinals Egidio de Viterbo, der unter seiner Leitung dem Studium der heiligen Sprache und der Kabbalah oblag. Auf die Anregung des Kardinals schuf Levita zur Erleichterung des hebräischen Sprachunterrichts eine Reihe praktischer Handbücher, die von seinem unleugbaren Lehrgeschick

[1]) Sein vollständiger Name ist Elia b. Ascher ha-Levi. Er nannte sich auch Elia Bachur.

und seinem vielseitigen Wissen Zeugnis ablegen und dem Bedürfnis seiner Zeit trefflich entsprachen. Ein begabter Schüler Reuchlins, Sebastian Münster, übersetzte die meisten derselben in's Lateinische und machte sie dadurch für die christlichen Gelehrten nutzbar. Politische Unruhen zwangen den fleißigen Gelehrten, seinen Wohnsitz abermals nach Venedig zu verlegen. In den dortigen berühmten hebräischen Druckereien fand er Beschäftigung als Corrector. Seine sprachwissenschaftlichen Forschungen setzte er emsig fort und verfaßte in Venedig seine berühmte Abhandlung über die Massora, in welcher er den überzeugenden Nachweis führte, daß die Vokalzeichen nicht, wie man bisher angenommen hatte, aus der ältesten Zeit der hebräischen Sprache herstammten, sondern erst in der nachtalmudischen Zeit entstanden seien. Er erreichte ein Alter von mehr als achtzig Jahren und starb nach einem arbeitsreichen, mühevollen Leben 1549 in Venedig.

Dieser begeisterte Austausch der Kenntnisse im regen persönlichen Verkehr der Gelehrten bezeichnete bereits einen wichtigen Fortschritt auf der Bahn des Sieges, welchen der Gedanke des allgemeinen Menschentums allmählich davon tragen sollte. Die Wiedergeburt des klassischen Altertums sammelte die besten Geisteskräfte zu gemeinsamer Arbeit auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft und erzeugte eine bedenkliche Abnahme des christlich religiösen Sinnes. Der dem Italiener angeborene Hang zur Weltlust und zum heiteren Lebensgenuß feierte seine Auferstehung und erfüllte die Gemüter mit Gleichgültigkeit gegen die Formen und Satzungen der Kirche. Selbst die obersten Hirten der katholischen Christenheit bekümmerten sich nicht immer um die Vorschriften der kanonischen Gesetze.

Die Päpste Alexander VI. (1492—1503), Julius II. (1503—1513), Leo X. (1513—1521) und Clemens VII. (1523—1534) vertrauten ihr Leben und ihre Gesundheit jüdischen Leibärzten an und zeichneten nicht selten die gelehrten Juden, die in ihre Dienste traten, durch Beweise besonderer Gunst und Gnade aus. Ihrem Beispiel folgten die Machthaber in vielen norditalienischen Städten. Die Vorurteile gegen die Juden gerieten in Vergessenheit, und große jüdische Gemeinden erblühten im

römischen und venetianischen Gebiet. In Venedig freilich und in den Städten, die dieser Republik unterthänig waren, hielt dabei immer wieder der Krämergeist die fortschreitende religiöse Duldsamkeit in Schranken. Darum wurden hier die Juden bald zur Förderung des Handels herangezogen und mit Freiheiten bedacht, bald wieder aus Brodneid bei Seite gestoßen und gedrückt. So konnte es kommen, daß im Jahre 1516 in derselben Stadt das erste Judenviertel oder Ghetto[1]) entstand, in welcher bald darauf ein christlicher Buchdrucker Daniel Bomberg zur Förderung der jüdischen Wissenschaft eine prachtvolle Talmudausgabe[2]) veranstaltete.

Weniger harmlos als auf die höheren Stände wirkte die zunehmende religiöse Gleichgültigkeit auf die große Masse des christlichen Volkes. Die leichtfertige Lauheit in der Beobachtung der kirchlichen Satzungen, die sie an den hohen geistlichen und weltlichen Würdenträgern wahrnahm, erschütterte schnell die Grundlagen ihres religiösen Sinnes. Ohnehin geneigt, das Wesen und die Form der Religion mit einander zu vermengen und zu verwechseln, und unfähig, den religiösen Kern von seiner Schale zu sondern, ergab sie sich entweder unmittelbar übermütiger Sittenlosigkeit oder wandte sich wenigstens mit Verachtung von dem Theil der Geistlichkeit ab, dessen Lebenswandel seine Lehren Lügen strafte. Solche Zustände fand der deutsche Augustiner-Mönch Martin Luther in Italien vor, als er 1511 nach Rom kam. Nichts enttäuschte und erbitterte sein unbefangenes Gemüt mehr, als die Heuchelei der Priester und der Verfall der Kirche, die er hier wahrzunehmen meinte, und hier erhielt er den ersten Anstoß zu dem Entschluß, solche Mißstände kühnen Mutes vor der ganzen Welt zu entlarven. Der fein gebildete und kunstsinnige Papst Leo X. hielt noch fest an der Überzeugung, daß es möglich sein werde, die anschwellende reformatorische Bewegung durch Disputationen und Bannstrahlen zu hemmen. Aber alle seine Versuche scheiterten,

---

[1]) Dem ital. ghetto = französ. guet liegt der althochdeutsche Stamm gat oder git, der „Vereinigung" bedeutet, und von dem das Wort „Gitter" herkommt, zu Grunde. S. Raschi zu Neh. 7, 3. und Müller, mhd. WB. I, 487.

[2]) Unten S. 354.

und ſchon ſein Nachfolger Clemens VII. erkannte, daß mit ſolchen Mitteln die kirchliche Einheit nicht mehr aufrecht zu erhalten ſei. Sah er doch die Reformation bereits zu einem gewaltigen Strome angewachſen, welcher die Macht des Papſttums zu untergraben drohte. Gleichzeitig ſchien der in drei Erdteilen ausgebreitete ungeheure Länderbeſitz, welchen der Habsburger Karl V. vereinigte, geeignet, die Selbſtändigkeit der europäiſchen Staaten zu bedrohen und die Unabhängigkeit der Kirche und Italiens zu erdrücken. Zwiſchen dieſen gefährlichen Klippen der kaiſerlichen Übermacht einerſeits und des zunehmenden ketzeriſchen Abfalls andererſeits, das Schifflein der Kirche mit feſter Hand ſicher und erfolgreich hindurchzuführen, war die ſchwierige Aufgabe, welche der neue Papſt mit allen Mitteln diplomatiſcher Gewandtheit und weltlicher Klugheit zu löſen verſuchte. Stets eingedenk ſeines großen Zieles, wußte er auf den mannigfach verſchlungenen Wegen ſeiner Diplomatie die Menſchen und Dinge, die ihm nützlich ſchienen, klug und geſchickt ſeinen Unternehmungen dienſtbar zu machen und bedächtig nach allen Richtungen hin loſe Fäden anzuknüpfen, von denen er hoffen mochte, daß ſie ſich dereinſt zu einem zuſammenhängenden Gewebe würden vereinigen laſſen. Mit kühler Beſonnenheit folgte er den Zeitereigniſſen, von welchen ihm keines unwichtig genug erſchien, um es gänzlich zu überſehen. Bei dieſen eifrigen Bemühungen wandte er ſeine Aufmerkſamkeit für einen Augenblick ſogar zwei abenteuerlichen Männern jüdiſchen Glaubens zu, die er für geeignet und befähigt hielt, eine politiſche Rolle zu ſpielen. Das vorübergehende Intereſſe, das er für ſie an den Tag legte, erhöhte ungemein ihr Anſehen bei ihren italieniſchen Glaubensbrüdern und bei den portugieſiſchen Scheinchriſten, in deren Mitte ſie aufgetreten waren, und ließ in den Gemütern derſelben eine tief ſchmerzliche Enttäuſchung zurück, als die überſchwänglichen Erwartungen, die ſich an ihr Erſcheinen geknüpft hatten, unerfüllt blieben.

2. David Rubeni und Salomo Molcho.

Der ältere der beiden Männer nannte ſich David Rubeni; und es ſteht bis zum heutigen Tage noch nicht feſt, ob er ein überzeugter Schwärmer oder ein durchtriebener Betrüger geweſen iſt.

Im Jahre 1522 trat er plötzlich in Europa auf, verbreitete abenteuerliche Nachrichten über seine Herkunft und Vergangenheit und gab sich für den Bruder eines jüdischen Königs aus, der im fernen Arabien über die Nachkommen der drittehalb Stämme Ruben, Gad und Halb-Manasse unabhängig herrschte. Mit leichtgläubiger Bewunderung lauschten die Juden den wunderbaren Berichten, die mit unglaublicher Geschwindigkeit über Davids Abstammung und Reiseziel in Umlauf kamen. Es hieß, er sei an die europäischen Fürsten und namentlich an den Papst geschickt, um Waffen und Beistand für die großen Heere der jüdischen Stämme zu erbitten, welche im Begriff wären, die mohammedanischen Völker notgedrungen mit Krieg zu überziehen und die Türken aus Palästina zu vertreiben. Das geheimnisvolle Benehmen und das sonderbare Äußere des Fremden unterstützten den Eindruck, den er hervorrief, und trugen dazu bei, die Zahl seiner Anhänger täglich zu vermehren. Er war von zwerghafter Gestalt, von dunkler Hautfarbe und durch strenge Bußübungen und öfteres sechstägiges Fasten bis zum Skelett abgemagert. Er sprach nur hebräisch und deutete den Juden an, daß er Aufträge, die das Wohl der jüdischen Gesamtheit zum Zwecke hätten, unmittelbar an den Papst zu besorgen habe. Auf schneeweißem Rosse ritt er in Rom ein und begab sich ohne Zögern in die päpstliche Residenz. Als ihn kurz darauf Clemens VII. in besonderer Audienz empfing, wagten selbst die Besonnenen unter den italienischen Juden nicht mehr daran zu zweifeln, daß er zu großen Dingen berufen sei. Mit überspannten Hoffnungen folgten die spanischen und portugiesischen Marranen allen seinen Schritten. Es erschien ihnen wie ein göttliches Wunder, daß der portugiesische König Johann III. den fremden Juden, welcher ihm Empfehlungsschreiben von portugiesischen Kapitänen aus den fremdländischen Kolonien überbrachte, freundlich aufnahm und mit Auszeichnung behandelte. Gab es wirklich in fernem Lande einen mächtigen und bündnisfähigen Herrscher, mit welchem der König von Portugal sich zu Schutz und Trutz gegen die Heiden und Moslemen vereinigen wollte, so mußte für die Schwergeprüften die Stunde der Erlösung, die ihrem harten Druck ein Ende machte, nahe sein. Die Angst vor der Inquisition erblaßte.

Messianische Hoffnungen erfüllten die Herzen und hielten die Geister in Spannung. Überall erstanden begeisterte Schwärmer, welche sich für Propheten des nahenden Heils ausgaben.

Am bekanntesten von ihnen wurde ein schöner liebenswürdiger und hochbegabter Jüngling, der, als Marrane geboren und erzogen, von dem glühenden Wunsche beseelt wurde, seine gepeinigten Stammesbrüder zu befreien. Er wurde Jude und schloß sich unter dem Namen Salomo Molcho dem angeblichen Königssohne David Rubeni an. Er besaß neben einer nicht gewöhnlichen weltlichen Bildung und Gelehrsamkeit auch beachtenswerte Kenntnisse in der rabbinischen und kabbalistischen Litteratur, während Rubeni vorgab, von allen diesen Dingen nichts zu verstehen und nichts mehr als der Träger einer rein politischen Botschaft zu sein.

Seinen messianischen Träumen folgend, zog der junge Molcho nach der Türkei und dem heiligen Lande und entzückte die Kabbalisten von Zefat durch seine fromme Begeisterung, seine glühende Beredtsamkeit und seine tiefe Erfassung der kabbalistischen Geheimnisse. Alle Anzeichen, die nach der Versicherung des Sohar die Nähe des Erlösers ankündigten, schienen in jenen Tagen eingetroffen. Denn Rom, das sündige Babel, war am Feste der Gesetzgebung (6. Mai) 1527 von spanischen und deutschen Truppen erstürmt und geplündert worden. Alles das erschien dem verblendeten Schwärmer als ein klarer Fingerzeig der Vorsehung, und er eilte nach Italien, um in Rom an die Vorbereitungen für die nahe Ankunft des Messias die letzte Hand zu legen und damit die eigene Sendung zu vollenden. Er kasteite seinen Leib und empfing in seiner überreizten Verzückung Visionen, welche ihm, wie selbst glaubwürdige Zeugen berichten, die nächsten wichtigen Ereignisse und seinen eigenen Märtyrertod voraus verkündigten. Es glückte ihm trotz der Späher der Inquisition, die ihn als rückfälligen Neuchristen auf Schritt und Tritt verfolgten, 1530 unversehrt vor dem Antlitz des Papstes zu erscheinen. Ob er den damals tief gedemütigten Kirchenfürsten durch den Zauber seiner Persönlichkeit bestochen oder gar dem Glauben an seine Berufung geneigt gemacht — wir wissen es nicht. Jedenfalls erhielt er von Clemens einen Geleitbrief, welcher verbot, ihm ein Leid zuzufügen. Seitdem predigte Molcho öffentlich in Rom und verkündete den

nahen Eintritt einer großen Überſchwemmung in der Hauptſtadt der Chriſtenheit und das Hereinbrechen eines Erdbebens über Liſſabon.

Um dieſelbe Zeit traf er wieder mit ſeinem aus Portugal nach Italien zurückgekehrten ehemaligen Meiſter, David Rubeni, zuſammen, dem er ſich weiter unterordnete, obwohl er nicht mehr ganz an die Aufrichtigkeit ſeiner Sendung glaubte. Indeſſen trug ſich wirklich zu, was Molcho vorausgeſagt hatte. Rom wurde durch eine Waſſersnot und Liſſabon durch ein Erdbeben heimgeſucht, und der Prophet wurde gläubig angeſtaunt. Selbſt der Papſt zeichnete ihn aus und bezeigte ihm ſein Wohlwollen. Noch aber gab es zum Glück unter den Juden Italiens nüchterne und beſonnene Männer, welche an Molchos meſſianiſcher Sendung zweifelten und mit Recht von dem unausbleiblichen Mißerfolg ſeines Auftretens Unheil und Verderben für die geſamte Judenheit befürchteten. Sie ſetzten durch, daß ihn das Glaubensgericht vor ſeine Schranken zog und von ihm, als rückfälligem Sünder, der öffentlich das Chriſtentum geſchmäht, Rechenſchaft verlangte. Der Scheiterhaufen, der ſeinem Leben ein Ende machen ſollte, loderte vor aller Augen öffentlich. Aber das Unglaubliche war geſchehen. Molcho war damals keineswegs der Geopferte. Er ſelbſt berichtete unmittelbar nachher ſeinen Freunden im heiligen Lande, wie er durch die Vermittelung des Papſtes gerettet und heimlich aus Rom entfernt worden ſei. Nur ſoviel ſteht noch feſt, daß er im Jahre 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg gemeinſam mit David Rubeni vor Kaiſer Karl V. erſchien und mit ihm verhandelte. Über den Inhalt der Unterredung verlautete nichts in die Öffentlichkeit. Das Ende war, daß der Kaiſer beide Männer gefeſſelt mit nach Italien führte. Hier mußte Molcho, welcher erklärt hatte, lieber ſterben, als zum Chriſtentum zurückkehren zu wollen, in Mantua nunmehr wirklich den Holzſtoß beſteigen. David Rubeni aber, über welchen das Glaubensgericht, da er ein Jude war, keine Gewalt beſaß, wurde vom Kaiſer in einen ſpaniſchen Kerker geworfen, in welchem er drei Jahre ſpäter noch am Leben war. Auch der päpſtliche Beſchützer der beiden Unglücklichen ſank bald darauf in's Grab. Ihm folgte der kluge und thatkräftige Paul III.

3. Der Kampf gegen die Reformation. Die Verbrennung des Talmuds und ihre Folgen.

Der neue Papſt, welcher die humaniſtiſche Gelehrſamkeit ehrte und ſelbſt in ihr bewandert war, übernahm die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, von dem redlichen Streben beſeelt, durch kluge Nachgiebigkeit die Einheit des Glaubens wieder herzuſtellen. Er berief darum Männer von anerkannter Frömmigkeit zu Kardinälen und ließ von ihnen einen Entwurf ausarbeiten, welcher die von den Proteſtanten am ſchärfſten gerügten Mißbräuche beſeitigen wollte und geeignet war, einen für beide Teile ehrenvollen Frieden herbeizuführen. Aber durch den Hohn, welchen Luther über den vorzeitig verratenen Plan ergoß, wurde das löbliche Unternehmen vereitelt. Widerwillig mußte ſich nunmehr der Papſt dazu entſchließen, die Waffen für den unvermeidlich gewordenen Kampf gegen die Reformation vorzubereiten. Das Glaubensgericht und den Jeſuitenorden erkannte er richtig als die brauchbarſten Werkzeuge, um das erſchütterte Anſehen und die verlorene Gewalt des Papſttums wieder herzuſtellen, und unter ſeinem Schutze begannen beide Mächte ſofort, eifrig und rüſtig daran zu arbeiten, das ganze Denken und Empfinden der Chriſten von neuem dem Einfluß der Kirche zu unterwerfen.

Sie verſtanden es, ſelbſt das Gebiet der freien Forſchung an ſich zu reißen und für ihre Zwecke auszunützen. Mit bewundernswerter Geſchicklichkeit wendeten ſie gegen die Reformation deren eigene Waffen an und ſchmiedeten, indem ſie ſich gewandt den Anſchein des Kampfes für die Glaubens- und Gedankenfreiheit gaben, die ehernen Feſſeln, welche die Geiſter unwiderruflich in den Dienſt der Kirche zwingen ſollten. Die Arbeit auf den einzelnen Gebieten des kirchlichen und öffentlichen Lebens wurde planmäßig unter verſchiedene neu gegründete Ordensgeſellſchaften verteilt. Der eine Orden hatte für die ſittliche und wiſſenſchaftliche Hebung des Klerus, ein anderer für die Erziehung der Maſſen zum Gehorſam gegen die Kirche, ein dritter und vierter für die Ausübung werkthätiger Menſchenliebe an Armen und Kranken zu ſorgen. Alle aber dienten im Stillen zugleich dem einen weſentlichen Zweck, alle der Kirche widerſtrebenden Mächte rückſichtslos zu bekämpfen und zu vernichten und der Mit-

welt den Nachweis zu liefern, daß außerhalb der Kirche kein Heil zu erhoffen ſei.

Die chriſtlichen Ketzer ſollten übrigens ſofort Gelegenheit erhalten, aus den Leiden, welche die Jeſuiten über die Ungläubigen brachten, zu lernen, was ſie für ſich ſelbſt zu erwarten hatten. Wie immer und überall waren auch hier die Juden das wehrloſe Objekt, an welchen die neu geſchaffene Gewalt die Wirkung ſeiner Macht erprobte. Mit dem Scharfblick, der ſie auszeichnete, wußten ſie klar und ſicher die Stelle zu finden, an welcher das Judentum am ſchmerzlichſten verwundet werden konnte, und mit erbarmungsloſer Energie nahmen ſie den Kampf gegen das jüdiſche Schrifttum und beſonders gegen den Talmud auf, in welchem einige Jahrzehnte früher die Dominikaner in Deutſchland den Steitern für die Aufklärung unterlegen waren. Der Brotneid einiger chriſtlicher Buchdrucker in Venedig, welche einander den baaren Gewinn aus dem Verlage hebräiſcher Schriften mißgönnten, und die haßerfüllten Ausſagen einiger abtrünniger Juden boten den Jeſuiten eine bequeme Handhabe, um das vielgeſchmähte Schriftwerk vor den Richterſtuhl der Inquiſition zu bringen. Die unkundigen und befangenen Richter verdammten es wegen angeblicher Schmähungen des Chriſtentums, die ſie darin gefunden haben wollten, als ein Lügenbuch zum Feuertode und veranlaßten den perſönlich vorurteilsloſen Papſt Julius III., daß er am 12. Auguſt 1553 das Urteil beſtätigte. Bald darauf wurden die römiſchen Juden in ihren Häuſern überfallen und der Talmudexemplare, die ſie beſaßen, beraubt. Schon am Neujahrsfeſte (9. September) 1553 loderte in Rom der erſte Scheiterhaufen für den Talmud. Ähnliche Vorgänge wiederholten ſich zum unſäglichen Schmerz der Juden in allen Gemeinden des Kirchenſtaates und in zahlreichen Städten Italiens. Die Inquiſition verbrannte bald ohne Wahl alle talmudiſchen Schriften und hebräiſchen Bücher, die ſie in ihre Hand bekam. Mit Mühe und Not ſetzten die Juden endlich wenigſtens durch, daß ihnen die Schriften der ſpäteren Rabbinen und die Erklärungen zum ſchriftlichen Geſetze nicht genommen werden durften. Von Stunde an mußten aber alle bereits veröffentlichten hebräiſchen Schriften der Obrigkeit zur

Ausmerzung etwa anſtößiger Stellen ausgeliefert werden. Neue durften erſt nach ſcharfer Cenſur die Preſſe verlaſſen. Getaufte Juden dienten dabei den Behörden als Angeber und Cenſoren und erhielten die erwünſchte Gelegenheit, ihren Haß und Zorn an den früheren Glaubensgenoſſen auszulaſſen. Für den Talmud entwarf die allgemeine Kirchenverſammlung von Trient einen beſonderen Reinigungscanon, in welchem alle den Chriſten anſtößigen Stellen verzeichnet waren. Nur unter Weglaſſung dieſer Stellen durften neue Auflagen des Werkes veranſtaltet werden. Unter ſolchen Umſtänden gehören Talmud-Exemplare, welche von der Cenſur und vom Feuer unberührt geblieben ſind, heute zu den ſeltenſten Schätzen hebräiſcher Bücherſammlungen. Um den endloſen und unerträglichen Quälereien der Angeber und Cenſoren zu entgehen und den gehäſſigen Anſchuldigungen die Spitze abzubrechen, entſchloſſen ſich die Juden, mit eigener Hand in dem ihnen heiligen Schrifttum jede Spur eines Hinweiſes auf chriſtliche Verhältniſſe auszutilgen. Dadurch hofften ſie die alten längſt gedruckten Bücher wenigſtens vor gänzlicher Zerſtörung zu ſchützen. Für neue Schriften, welche die Preſſe verlaſſen ſollten, wurde allmählich eine gewiſſe Vorprüfung des Inhalts durch Sachverſtändige üblich. Meiſt machten die Rabbiner derjenigen Gemeinden, in welchen Druckereien thätig waren, auf das Recht Anſpruch, die Erlaubnis zum Drucke zu erteilen oder zu verſagen. Damals entſtand auch die bis an die Schwelle der Gegenwart erhaltene Sitte, daß die Verfaſſer neuer Bücher ſich zum Schutze ihres geiſtigen Eigentums von berühmten Zeitgenoſſen Empfehlungsſchreiben erbaten, welche den Inhalt des Werkes oder die Gelehrſamkeit und Zuverläſſigkeit ſeines Herausgebers lobend beſprachen und vor unbefugtem Nachdruck während einer beſtimmten Friſt warnten. Nur die gangbarſten Handbücher erſchienen ſeitdem ohne derartige Erklärungen an der Spitze. Mit dem Talmudbrande trat eine traurige Wendung im Geſchick der italieniſchen Juden ein. Die Päpſte, welche auf Julius III. folgten, ſtellten ihre ganze Thatkraft und ihren ganzen Eifer in den Dienſt der Aufgabe, das verlorene Gebiet mit allen Mitteln zurückzuerobern und die Verluſte wieder einzubringen, welche ihre humaniſtiſch gebildeten, menſchenfreundlichen Vorgänger verſchuldet hatten. Der leiden-

schaftlichste und rücksichtsloseste von ihnen war Paul IV. (1555—1559), der als achtzigjähriger Mönch den päpstlichen Stuhl bestieg. Sobald er die Regierung übernommen hatte, drang er auf die buchstäblichste Ausführung der kanonischen Gesetze gegen die Ungläubigen. Die gebildeten Juden Roms und des Kirchenstaates, die in friedlichem Verkehr von ihren christlichen Mitbürgern hochgeachtet und geehrt wurden, zwang er, sich in engen und dumpfen Ghettos anzusiedeln. Sie durften nirgends mehr als eine Synagoge behalten. Den Christen wurde verboten, ihre Heilkunst in Anspruch zu nehmen und freundschaftlich mit ihnen zu verkehren. Nicht einmal bezahlte Dienste sollten sie ihnen leisten dürfen. Alle ihre liegenden Güter mußten die Juden für ein geringes veräußern, nur der Handel mit alten Kleidern blieb ihnen erlaubt. Sie wurden bei strenger Strafe angehalten, farbige Abzeichen zu tragen, und wurden, obwohl ihnen alle Menschenrechte genommen waren, genötigt, harte Frohndienste zu leisten, um die Mauern Roms ausbessern zu helfen. Noch grausamer verfuhr der Papst gegen die Marannen, welche auf der Flucht aus Spanien und Portugal während der letzten Jahrzehnte in Italien ein Asyl gefunden hatten. In milder Nachsicht war die Rückkehr der zwangsweise Getauften zum väterlichen Glauben stillschweigend geduldet und nicht als todeswürdiges Verbrechen geahndet worden. Für eine so weitgehende liebreiche Gesinnung hatte Paul IV. kein Verständnis. Er erließ vielmehr den heimlichen Befehl, die zahlreichen Scheinchristen in Ancona einzukerkern und vor das Glaubensgericht zu stellen und alle ihre Güter einzuziehen. Einige der Unglücklichen entkamen, rechtzeitig gewarnt. Aber über hundert Menschen wurden der Freiheit beraubt und entweder zur Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses gezwungen oder zum Feuertode verdammt. Vierundzwanzig Marannen starben damals (1556) in Ancona freiwillig den Märtyrertod. Nur die türkischen Unterthanen, welche sich unter den Gefangenen befanden, wurden, wie wir wissen[1]), durch die erfolgreiche diplomatische Verwendung Donna Gracia Mendesias und Don Josef Nassi's vom sicheren Untergang ge-

[1]) Oben S. 293.

rettet. Der fanatiſche Glaubenseifer Pauls IV. blieb als Richtſchnur für die Behandlung der Andersgläubigen auch bei ſeinen Nachfolgern maßgebend. Die Drangſale der Juden ſteigerten ſich namentlich unter Pius V. (1566—72), der ſie aus allen Städten ſeines Gebietes vertrieb und nur den in Rom und Ancona anſäßigen Familien den weiteren Aufenthalt geſtattete. Ein Glück für die Heimatloſen war die damalige politiſche Zerriſſenheit Italiens. Die auf einander eiferſüchtigen Kleinſtaaten gewährten den anderswo vertriebenen Flüchtlingen, beſonders wenn ſie Geld und Gut in's Land brachten, gern und willig innerhalb ihrer Grenzen Schutz und Sicherheit. Viele der Ausgewieſenen verzichteten gänzlich auf die Segnungen des Lebens in denjenigen Staaten, in welchen Chriſten das Regiment führten, und fanden in der Türkei eine in religiöſen Angelegenheiten vorurteilsfreiere Heimat.

4. Die jüdiſchen Humaniſten. Aſarja de Roſſi.

Während ſo auf dem Marktplatze des öffentlichen Lebens aus der neuen Ausſaat des Unfriedens das Unkraut des Haſſes und des Fanatismus gegen die Juden üppig emporwucherte, erwuchs daneben in der Stille aus den Keimen des Humanismus auch in ihrer Mitte herrliche Blüte und Frucht. Es erſtand unter ihnen wie das leuchtende Tagesgeſtirn, welches die Finſternis verſcheucht, Aſarja de Roſſi, der Verfaſſer der „Augenleuchte", der erſte Überwinder des jüdiſchen Mittelalters, der Bahnbrecher vorurteilsloſer Forſchung, der Begründer der jüdiſchen Wiſſenſchaft. Er wurde um 1511 zu Mantua geboren und widmete ſich von Jugend auf mit ſo raſtloſem Eifer wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, daß die Flamme ſeines Geiſtes die gebrechliche Körperhülle zu verzehren drohte. Er lebte in verſchiedenen Städten Oberitaliens, zuletzt am längſten in Ferrara, woſelbſt er 1578 ſtarb. Sein Meiſterwerk, die „Augenleuchte[1])", erſchien in Mantua fünf Jahre vor ſeinem Tode und gab der Mit- und Nachwelt neue und un-

[1]) מאור עינים.

geahnte Aufschlüsse über wichtige Zeiträume des jüdischen Altertums und der jüdischen Geschichte. De Rossi zog zuerst die alten jüdischen Schriftsteller Josephus und Philo, von deren griechisch geschriebenen Werken seine Glaubensgenossen kaum mehr etwas wußten, in das Gebiet der nationalen Forschung und stellte sie neben den Talmud, um durch die unbefangene Prüfung der verschiedenartigen Zeugenaussagen die geschichtliche Wahrheit zu ermitteln. Er wies auf den untrennbaren Zusammenhang der jüdischen und der klassischen Litteratur hin und trennte im Talmud die beglaubigte Geschichte von der sagenhaften Überlieferung, das maßgebende Gesetz von der erbaulichen Auslegung. So wurde er der erste kritische Geschichtsforscher unter den Juden und stand in seinen Tagen einsam und verlassen auf einer wissenschaftlichen Höhe, welche nach ihm erst wieder von den besten Männern des neunzehnten Jahrhunderts erklommen worden ist. Als sein Buch erschien, waren die gläubigen Juden unter dem ersten Eindruck seiner überraschenden Ergebnisse vornehmlich von Schmerz und Betrübnis erfüllt, wegen des Verlustes an teueren Überlieferungen und geheiligten Anschauungen, der sie bedrohte, ohne daß sie im Stande gewesen wären, im Geiste das neue Heiligtum zu erblicken, welches sich auf der von Vorurteilen und Verkehrtheiten gereinigten Stätte erheben sollte. Mit besonderem Zorn wandten sich die Männer, welche einseitig dem Studium des Talmuds und der Kabbalah ergeben waren, gegen die „Augenleuchte", und Joseph Karo soll nur durch den Tod verhindert worden sein, den Verfasser in den Bann zu thun. Die Rabbiner zu Mantua, der Vaterstadt des Werkes, begnügten sich damit, allen Jünglingen bis zum Alter von fünfundzwanzig Jahren das Studium des Buches zu untersagen. Die späteren Geschlechter nannten darum nicht gern De Rossi's Namen, haben aber dennoch häufig genug aus seinen Schriften als aus einer Quelle reichsten Wissens Anregung und Belehrung geschöpft. Erst die aufgeklärten Zeitgenossen Mendelssohns haben dem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seit jenen Tagen hat sein klassisches Werk in etlichen neuen Auflagen weitere Verbreitung gefunden.

Stand De Rossi in seiner umfassenden Vielseitigkeit auch ver-

einsamt auf dem Höhepunkte wissenschaftlicher Thätigkeit, so gab es doch unter seinen Landsleuten auch in den nächsten Geschlechtern eine Anzahl von Gelehrten, welche immerhin beachtenswerte Leistungen auf den verschiedensten Gebieten des weltlichen und religiösen Wissens der Nachwelt hinterlassen haben. Schwer lastete die Verfolgungssucht und Unduldsamkeit der Kirche auf allen Äußerungen des Lebens und wirkte verderblich auf den heiteren, lebensfreudigen, geraden und offenen Sinn der Christen und Juden. Die Ehrfurcht gebietende Wahrheitsliebe, die echte Frömmigkeit und anmutende Bescheidenheit, welche neben einander Asarja auszeichneten, wurden bei den Späteren eine Seltenheit. Die täglichen Leiden gewöhnten sie an Heimlichkeit, Verstellung und Heuchelei und unterdrückten die Einfalt des Herzens und die anspruchslose Liebe zur Tugend und Gottesfurcht.

Das Kind einer solchen unglücklichen Zeit war R. Juda Arjeh (Leon) da Modena (1571—1648). Mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet, wurde er in seiner Jugend als Wunderkind angestaunt. Er fungierte als Rabbiner zu Venedig, führte aber eine so ungeordnete Lebensweise, daß er die sonderbarsten Erwerbszweige ergriff, um nur recht viel Geld verdienen und seiner unbesiegbaren Leidenschaft für das Glücksspiel fröhnen zu können. Er besaß eine ganz wunderbare Fähigkeit, seine reichen Kenntnisse gewandt und praktisch zu verwerten. Seine hebräischen, italienischen und lateinischen Sprachkenntnisse verwendete er mit großem Geschick zur Abfassung von Büchern des verschiedensten Inhalts, so daß wir von ihm talmudische Bearbeitungen, ein Buch gegen das Spiel, eine Sammlung alter Recepte und Anweisungen zur Anfertigung von Amuletten, ein italienisches Wörterbuch der hebräischen Sprache, Gelegenheitsgedichte und religiöse Poesien und eine ganze Anzahl anderer Schriften besitzen. Durch diese Vielwisserei und übereifrige Vielgeschäftigkeit konnte Leon da Modena auf keinem Gebiete etwas Bedeutendes leisten. Die verschiedenen Wissensstoffe lagen widerspruchsvoll und unvermittelt in seinem Kopfe und wurden in keiner Weise von einem wahrhaft idealen Streben und einem ernsten Willen zu einer höheren sittlichen Einheit erhoben. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust, so daß er in stetem Hin- und Herschwanken zwischen Aberglauben

und Unglauben bald die Kabbalah verhöhnte und nur der strengen Wissenschaft huldigte, bald sich der Mystik unterwarf und die wissenschaftliche Erkenntnis gering schätzte.

Die Fähigkeit und Gewandtheit, seine Empfindungen sowohl in hebräischen, als auch in italienischen Versen schwungvoll und treffend auszudrücken, teilte er mit zwei hochbegabten jüdischen Dichterinnen, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts blühten. Debora Ascarelli, die Gattin eines angesehenen Juden zu Rom, übertrug synagogale Dichtungen in trefflicher Formvollendung in's Italienische, und Sara Copia Sullam, die durch seltene Gaben des Geistes, durch feine Bildung des Herzens, durch körperliche Anmut und Schönheit hervorragende Tochter eines venetianischen Kaufmannes, kleidete religiöse Gedanken nach dem Vorbilde der Psalmen in klangvolle italienische Strophen. Die dichterischen Erzeugnisse der schönen Sara rissen in den Tagen Leon da Modena's Jung und Alt zu einstimmiger Begeisterung fort. Ein betagter italienischer Priester, den sie als Verfasser eines Heldengedichtes „Esther" schwärmerisch verehrte, hoffte, das junge Mädchen für das Christentum zu gewinnen. Als er sich in seinen Bemühungen getäuscht sah, bat er sie wenigstens für ihr christliches Seelenheil beten zu dürfen. Sara Copia gestattete es unter der Bedingung, daß er auch ihr erlaube, Gott um seine Bekehrung zum Judentum anzuflehen. Diese Geradheit des Sinnes hinderte böse Zungen nicht, ihre religiöse Gesinnung zu verleumden. Die unverdiente Kränkung und Verdächtigung schlug ihrem Gemüte tiefe Wunden und entlockte ihrer Leier die rührendsten und wehmütigsten Weisen, welche das schönste Denkmal ihrer großen Seele geblieben sind.

Verbreiteter und bekannter als der Ruhm dieser Dichterinnen wurde die Gelehrsamkeit eines anderen jüngeren Zeitgenossen Leon da Modenas, nämlich des Joseph Samuel del Medigo. Er entstammte derselben Gelehrtenfamilie, welcher der Philosoph Elia del Medigo aus Padua angehörte, und wurde 1591 in Candia geboren. Schon im Alter von fünfzehn Jahren bezog er, ausgerüstet mit der Kenntnis der hebräischen, lateinischen, griechischen, spanischen und italienischen Sprache, die Universität zu Padua und wurde ein Schüler des weltberühmten Galiläi. Mit

unersättlichem Wissensdurst verband er den unbezähmbaren Trieb, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, um dadurch den eigenen Gesichtskreis zu erweitern. Überall, wohin er kam, übte er zu seinem Lebensunterhalt die Heilkunde aus, in welcher er ein Meister war. Seine Studien aber galten ebensowohl dem Talmud und der Kabbalah, wie der Mathematik, Physik und Astronomie. Das unnennbare Behagen, welches er in der Versenkung in fremde Lebensanschauungen fand, veranlaßte ihn, in den verschiedenen Ländern, welche sein unstäter Fuß betrat, den näheren Umgang selbst von Karäern zu suchen und mit ihnen Gedanken und Erfahrungen auszutauschen. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre erregte er in Kairo durch seine mathematischen Kenntnisse das Staunen der muhammedanischen Gelehrten. Von dort zog er bald nach Constantinopel und wurde einige Jahre später der Leibarzt eines Fürsten Radziwill in Litthauen. Auch hier war seines Bleibens nicht lange. Er ging nach Deutschland, übte die Heilkunde aus, reiste von da nach Amsterdam, wurde als Vierzigjähriger in Frankfurt am Main Arzt der jüdischen Gemeinde und beendete 1655 in Prag sein an äußeren Erfolgen armes Leben. Die bekannteste Schrift, welche del Medigo hinterlassen, heißt „Elim[1])". Darin beantwortete er besonnen und gründlich die zahlreichen naturwissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Fragen und Probleme, die ihm ein karäischer Schüler und Freund zur Lösung vorgelegt hatte. Die bitterste Frucht seines ruhelosen Lebens war die stete Abhängigkeit, in der er sich befand, und die materielle Mittellosigkeit, die ihn täglich bedrohte. In der Furcht vor Menschen, an deren guter Meinung ihm gelegen war, entweihte er die reichen Wissensschätze, die er in seinem Innern aufgespeichert hatte, durch den Mangel an Wahrheitsliebe, mit welchem er sie verwertete. Obwohl er keineswegs ein Anhänger oder gar Verehrer der Mystik war, ließ er sich doch dazu herbei, mit einem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Kabbalah zu verteidigen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er seine Rechtgläubigkeit in das rechte Licht setzen und dem Mißtrauen seiner Gönner die Grundlage entziehen wollte. In seiner

[1]) אילם vgl. II. M. 15, 27.

Zeit stand nämlich die Kabbalah und der Sohar in den Augen vieler Juden dicht neben dem Talmud. Besonders in Italien wurde diese Anschauung durch die Inquisition unmittelbar genährt und gefördert. Sie verbreitete den Sohar, während sie den Talmud verbrennen ließ. Sie ließ kabbalistische Schriften drucken in der eitlen Hoffnung, daß es ihr mit Hilfe dieser den christlichen Glaubenslehren angeblich nahestehenden jüdischen Mystik gelingen werde, die Juden für das Christentum zu gewinnen. Eines gelang ihr dabei freilich: nämlich die gesunde Denkweise der Juden zu trüben, ihren graden Verstand zu krümmen und ihre Phantasie mit nichtigen Träumereien anzufüllen. So verengerte sich der geistige Horizont der italienischen Juden zugleich mit ihrer gesellschaftlichen Stellung und ließ die einst so glücklichen Bewohner des schönen und hochgebildeten Landes mit gläubigem Vertrauen aufhorchen, als zu ihnen die Nachricht drang, daß fern in der Türkei in der Person des Sabbathai Zewi der Messias erschienen sei.

Viertes Kapitel.

Die Juden in Holland.

1. Entstehung und Entwickelung der marranischen Gemeinden.

Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien verschob den Mittelpunkt des Welthandels vom mittelländischen Meere nach der Küste des atlantischen Oceans. Von hier aus wurden die neuen Fahrstraßen nach den fremden Erdteilen eröffnet, und England und Holland traten die reiche Erbschaft der Mittelmeerstaaten an. Mit der Ausdehnung der Tätigkeit erweiterte sich in diesen Ländern der menschliche Gesichtskreis, und aus ihren Bewohnern, welche bisher abseits vom Hauptschauplatze der Geschichte ein unbeachtetes Dasein geführt hatten, entwickelte sich ein kühnes, freies und selbständiges Geschlecht.

Schon frühzeitig richteten die in Spanien schwer bedrängten Marranen ihren Blick auf die mit dem Mutterlande in lebhafter Beziehung stehenden holländischen Staaten, und bereits in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte Donna Gracia Mendesia[1]) mit ihrer Familie den leisen Versuch gewagt, in

[1]) Oben S. 292.

Antwerpen für einen kleinen Kreis von Neuchriſten, welche heimlich dem Glauben der Vorfahren anhingen, einen neuen Sammelpunkt zu ſchaffen. Natürlich ward dieſe Zufluchtsſtätte den Marranen zeitweilig verſchloſſen, als die ſpaniſche Inquiſition ihren Fuß auf das freiheitsliebende Land ſetzte. Kaum aber war die Unabhängigkeit der Niederlande erkämpft und der vom Befreier desſelben, Wilhelm von Oranien, ausgeſprochene Gedanke der Abſtellung jedes Religionszwanges zur Wahrheit gemacht, als abermals eine mutige Neuchriſtin Mayora Rodriguez mit ihrer Familie das Recht des Aufenthaltes und der freien Religionsübung auf dem Boden der Republik zu gewinnen ſuchte. Ein Sohn und eine durch Schönheit ausgezeichnete Tochter ſegelten zuerſt mit ihrem Oheim nach Holland. Unterwegs fiel das Schiff, das ſie trug, in die Hände von Engländern, welche die Flüchtlinge nach London führten. Das ſchöne Mädchen fand daſelbſt vornehme Bewerber und ſelbſt die Gunſt der Königin Eliſabeth. Aber ſie widerſtand allen Verlockungen und erhielt endlich die erbetene Erlaubnis, mit ihren Angehörigen die Reiſe nach Holland fortſetzen zu dürfen. In Amſterdam traf ſie bald ihre Eltern und Verwandten. Andere Fahrzeuge mit jüdiſchen Auswanderern wurden um dieſelbe Zeit nach Emden verſchlagen. Eine hebräiſche Inſchrift an einem Hauſe verriet den Reiſenden die Anweſenheit von Juden in dieſer Stadt. Sie gaben ſich dem Beſitzer des Hauſes, Moſes Phöbus ha-Levi, zu erkennen und wünſchten von ihm, ins Judentum aufgenommen zu werden. R. Moſes wies das Anſinnen aus Furcht vor dem Zorn der Obrigkeit vorläufig zurück, riet aber den Marranen, ſich nach Amſterdam zu wenden, woſelbſt, wie er hoffte, der Übertritt mit geringerer Gefahr werde erfolgen können. Er ſelbſt verſprach ihnen zu folgen und die Gefahren des immerhin bedenklichen Wagniſſes mit ihnen zu teilen. Er hielt Wort und wurde der erſte Rabbiner der kleinen heimlichen Gemeinde, während ſein Sohn das Amt des Vorbeters bei derſelben übernahm. Die Vereinigung wuchs im Stillen und ſoll im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts bereits vierhundert Familien umfaßt haben. Ihre ſcheue Zurückhaltung und ihr verſchwiegenes Thun mußte bald die Aufmerkſamkeit des Magiſtrats von Amſterdam erregen. Schon ging er mit dem Plane um, ſie auszutreiben, weil er ſie

für heimliche Papisten hielt. Als man aber einst die während des Versöhnungstages Versammelten belauschte und bei ihnen statt der Kreuze Thorarollen und hebräische Gebetbücher fand, erkannte die Obrigkeit, daß sie Juden vor sich habe und nahm davon Abstand, die gebildeten und meist vermögenden Ansiedler zu ängstigen und zu bedrängen. Man sah, wie sehr die Betriebsamkeit und Gewandtheit der Fremden den allgemeinen Wohlstand hob und gestattete ihnen schließlich die öffentliche Ausübung ihres Glaubens. Da die meisten Mitglieder der Gemeinde die Nachkommen solcher Marranen waren, welche zuletzt in Portugal gelebt, nannten sie sich bald mit Stolz die portugiesische Gemeinde und blieben durch ihre gemeinsame Sprache, Bildung und Herkunft und durch den eigenen Ritus ihrer synagogalen Gebräuche bis auf die Gegenwart zu einem engeren Verbande vereinigt. Gesittung und Wohlstand schied sie von der jüngeren deutschen Gemeinde, welche sich inzwischen neben ihnen namentlich aus denjenigen Juden bildete, die vor Chmelnitzkis Horden aus Polen geflohen waren. Die würdevolle, edle Haltung der von Zwang und Knechtschaft befreiten Portugiesen nötigte auch den christlichen Bürgern der Niederlande Rücksicht und Hochachtung ab und schuf ein so friedliches Verhältnis zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, daß in den Marranen der pyrenäischen Halbinsel, selbst wenn sie die vornehmsten Stellungen im Staat und in der Kirche inne hatten, das lebhafte Verlangen erwachte, Amt und Würde im Stich zu lassen und in den freien Niederlanden mit Gleichgesinnten getreu den väterlichen Gesetzen zu leben. So trat 1643 der Beichtvater der Kaiserin Maria von Oesterreich, ein Dominikanermönch, welcher von jüdischen Eltern stammte, ins Judentum zurück und wurde Arzt in Amsterdam. Ebendorthin ging Alonso (später Abraham) de Herrera, welcher, wie man sagt, ein Nachkomme Gonsalvos de Cordova, des großen Feldherrn und Vicekönigs von Neapel, war. Er nahm die jüdische Religion an und hat vielgelesene kabbalistische Schriften verfaßt. Ein gleichzeitiger spanischer Dichter von neuchristlicher Abstammung war im Begriff, die Mönchsgelübde abzulegen. Da begeisterte sich sein Herz für den Glauben seiner Ahnen, als ein altchristlicher Franziskaner aus freier Überzeugung öffentlich das Judentum bekannte und zum

Lohn dafür in Lissabon den Märtyrertod erlitt. Ohne Zögern eilte er nach Amsterdam und wurde unter dem Namen Rëuël Jessurun eine kräftige Stütze der jungen Gemeinde. Wichtiger und einflußreicher aber als die Genannten, ja vielleicht der bedeutendste und würdigste Vertreter der holländischen Juden während des siebzehnten Jahrhunderts war der hochbegabte und gelehrte Manasse ben Israel. Er stammte aus Lissabon und verließ bereits in der Jugend mit seinem vom Glaubensgericht verfolgten Vater die Heimat, um in Amsterdam dem Judentum leben zu können. Hier lernte der junge Manasse die heilige Schrift und den Talmud kennen und eignete sich daneben eine umfangreiche weltliche Bildung, vor allem gediegene und ungewöhnliche Sprachkenntnisse an. Schon im Alter von 18 Jahren wurde er Prediger und verstand es, durch seine glühende Beredtsamkeit und elegante Vortragsweise Juden und Christen zu fesseln und hinzureißen. Viele christliche Sprachforscher und Theologen traten in freundschaftliche Beziehungen zu dem gelehrten Manne und regten ihn zu litterarischer Thätigkeit an. Seine zahlreichen Schriften sind teils in spanischer, teils in lateinischer oder hebräischer Sprache verfaßt und behandeln die verschiedensten Gebiete des Wissens. Sie beschäftigen sich mit dem Ausgleich scheinbarer Widersprüche in der heiligen Schrift, sie erörtern die „menschliche Hinfälligkeit", die Auferstehung der Toten, die 613 Gebote und „die Hoffnung Israels" auf eine dereinstige nationale Wiedergeburt. Der Verfasser erinnert durch sein vielseitiges Wissen, durch seine staunenswerte Belesenheit und seine Lust, sich andern mitzuteilen an den Ahnen seiner Gattin, an Don Isaak Abarbanel, auf den er mit Stolz und Verehrung blickte. Selbst in dem Punkte gleicht er jenem berühmten Schriftsteller, daß in seinen vielen Werken im Grunde nur wenige selbständige und eigene Gedanken gefunden werden. Nichts desto weniger fanden seine Bücher in den weitesten Kreisen Beifall und Anerkennung. Sie waren gefällig, ansprechend und liebenswürdig geschrieben und spiegelten ganz die Persönlichkeit des Verfassers wieder, der mit angenehmen Umgangsformen und weltgewandter Erfahrung einen graden Charakter und einen schwärmerischen Glauben an Israels unvergängliche Bestimmung verband. Er verstand es meisterhaft, in Bescheidenheit vor die Großen der

Erde zu treten und ihr Herz mit Teilnahme für das Geschick seines Volkes zu erfüllen. In solcher Weise gewann er die Gunst der gelehrten Königin Christine von Schweden, die nicht bloß schriftlich mit ihm verkehrte, sondern ihn auch persönlich kennen lernte und seine Bitte, die Juden in ihrem Lande wohnen zu lassen, sicherlich gewährt hätte, wenn sie länger auf dem Throne ihres Vaterlandes ausgeharrt hätte. Die verdienstlichste und folgenreichste That Manasse b. Israels war aber seine Bemühung um die Wiederaufnahme der Juden in England, um derentwillen er mit den bibelfesten Puritanern, die im Parlament den Ausschlag gaben, Unterhandlungen anknüpfte. Die vorurteilslosen und einflußreichen gelehrten Freunde, die er auf der Insel besaß, unterstützten lebhaft seine Anstrengungen. Damals war aus dem Blute der Erschlagenen, welches den Boden des von religiösen und politischen Zwistigkeiten zerrissenen Reiches in Strömen getränkt hatte, auch hier wie etwa gleichzeitig in Deutschland, die Blume der religiösen Duldsamkeit emporgewachsen. Der gewaltige Protektor Cromwell verschaffte den Independenten den Sieg, welche es als obersten Grundsatz verkündigten, daß niemand gezwungen werden dürfe, sein Gewissen einer allgemeinen Satzung zu beugen, daß vielmehr jedermann nach seinem Ermessen Gott dienen möge. Schon wurden in ihrer eigenen Mitte Stimmen laut, welche selbst für die Bekenner des jüdischen Glaubens das gleiche Recht der Duldung verlangten. Ein Engländer schrieb damals eine „Verteidigung für die edle Nation der Juden und für alle Söhne Israels", und der mutige Manasse in Amsterdam wagte kurz darauf seine Schrift „die Hoffnung Israels" dem sogenannten „langen Parlament" zu widmen und daran die Bitte zu knüpfen, daß ihm gestattet werde, nach England zu kommen und persönlich über die Zurückberufung seiner Brüder in das Inselreich zu verhandeln. Die Widmung wurde huldvoll angenommen und die Erlaubnis zur Reise bereitwillig erteilt. Aber wegen des Krieges, der um jene Zeit zwischen England und den Niederlanden ausbrach, verschob sich die Fahrt bis zum Jahre 1655.

Er wurde vom Protektor wohlwollend empfangen und fand für die beredte Auseinandersetzung, in welcher er die Vorurteile gegen die Juden glänzend widerlegte und geschickt die Vorteile,

die ihre Ansiedlung mit sich brachte, nachwies, geneigtes Gehör. Zwar gelang es wegen des kleinlichen Krämergeistes des Handelsstandes vorläufig nicht, die allgemeine öffentliche und gesetzliche Zulassung der Juden durchzusetzen. Immerhin gab der Protektor einzelnen Juden gern die Erlaubnis, sich anzusiedeln, und erteilte ihrem gewandten Fürsprecher einen besonderen Beweis seiner Gunst, indem er ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt von hundert Pfund Sterling aussetzte. In London vollendete Manasse seine letzte Schrift „die Rettung Israels", in welcher er den wesentlichen Inhalt seiner Vorstellungen an Cromwell und das Parlament zusammenfaßte. Auf der Rückreise von England ereilte ihn der Tod. Er starb 1657 im Alter von 53 Jahren in Middelburg. Thatsächlich ist er als der Begründer der kleinen Gemeinde, die sich noch in demselben Jahre unbemerkt in London bildete und schnell zu schöner Blüte gelangte, anzusehen.

2 Die marranischen Zweifler und Denker.

In scharfem Gegensatz zu der begeisterten Liebe und treuen Anhänglichkeit der erwähnten Marranen und besonders zu dem harmonisch abgerundeten Lebensgange und dem liebenswürdigen Charakter Manasse ben Israels standen die Anschauungen und Gesinnungen, welche manche andere Neuchristen innerhalb der wiedergewonnenen jüdischen Glaubensgemeinschaft zu entwickeln strebten. Auch sie hatten in der fernen Heimat, seit sie zum Selbstbewußtsein erwacht waren, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit die Kunde überliefert erhalten, daß sie Angehörige des uralten Bundes seien, der am Sinai mit Israel geschlossen worden. Wie ein der Erde entrücktes himmlisches Ideal schrankenloser Geistesfreiheit und handgreiflicher Glückseligkeit war ihnen der mit so kostbarem Märtyrerblut erkaufte Glaube der Ahnen erschienen. Nie hatte ihr leibliches Auge einen treuen Juden erschaut, der sein ganzes Leben dem Gesetze hatte unterordnen dürfen. Aus mündlichen Schilderungen, aus leicht mißverständlichen Erzählungen, aus häufig unzulänglichen wissenschaftlichen Untersuchungen hatten sie sich darum in stiller Beschaulichkeit das schattenhafte Traumbild eines Juden entworfen, wie er nach ihrer Vorstellung sein sollte und mußte. Waren sie dann nach über-

ſtandenen ſchweren Gefahren für Leib und Leben bei den Brüdern angekommen und hatten das Joch des Glaubenszwanges abgeworfen, ſo ſahen ſie ſich nicht ſelten bitter enttäuſcht und aus allen Himmeln geriſſen, wenn es für ſie galt, nunmehr das Joch des göttlichen Geſetzes, wie es nach dem Wortlaut der heiligen Schrift und der Auslegung des Talmuds gehandhabt wurde, auf ſich zu nehmen.

Ein ſolcher unglücklicher und zerfahrener Zweifler war Uriël Acoſta, der in Portugal bereits die Würde eines Doktors der Rechte erlangt hatte und bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen mit ſolcher Gewalt von der Wahrheit des Judentums ergriffen worden war, daß er mit den Seinigen nach Amſterdam entfloh und dort die Religion ſeiner Vorfahren bekannte. Aber bald glaubte er zu bemerken, daß die Satzungen in Wahrheit nicht ſo ausgeübt würden, wie er es erwartet hatte, und er erregte dadurch Ärgernis und Anſtoß, daß er öffentlich und unverhohlen ſein Mißvergnügen darüber ausſprach. Seine kühne Auflehnung gegen alles Herkommen mochte den Leitern der Amſterdamer Gemeinde als eine drohende Gefahr für den kaum befeſtigten Glauben erſcheinen. Dazu kam, daß das böſe Beiſpiel der Unduldſamkeit, welches damals die Anhänger der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe gaben durch die grauſame Behandlung, die ſie einander zu teil werden ließen, auch auf die Juden verderblich wirkte. In einer Zeit, in welcher die chriſtlichen Religionsparteien vor den Augen der Juden einander die Vorzüge ihres Bekenntniſſes mit Beil und Holzſtoß blutig erläuterten und bewieſen, waren die Juden, welche ſich mit dem Bannſtrahl gegen die Abtrünnigen in ihrer eigenen Mitte begnügten, entſchieden diejenigen, die eine wunderbare Mäßigung und Milde an den Tag legten. Daſſelbe Zuchtmittel wurde auch gegen den unberufenen Tadler angewendet. Man that ihn feierlich in den Bann, um ihn zu zwingen, Abbitte zu leiſten. Aber Acoſta war keineswegs geſonnen, ſich ohne weiteres völlig zu unterwerfen. Er beſchloß, ſeine Angelegenheit mit den Waffen der Wiſſenſchaft zu verfechten und begann ein Buch zu ſchreiben, in welchem er nachweiſen wollte, daß die moſaiſche Religion nicht die Unſterblichkeit der Seele lehre. Als das Vorhaben bekannt wurde, kam ihm ein jüdiſcher Arzt zuvor mit einer Schrift, welche

den Glauben an die Fortdauer der Seele als einen wesentlichen Glaubenssatz des Judentums hinstellte. Zugleich veranlaßten die Juden, nachdem sein Werk die Presse verlassen hatte, daß ihn die Obrigkeit gefänglich einzog und zu einer Geldstrafe verurteilte. Tief gebeugt nahm er später eine schimpfliche Kirchenbuße auf sich und widerrief demütig seine anstößigen Ansichten. Schließlich aber soll er aus Gram, Reue und Zorn wegen seines Widerrufs seinem Leben mit eigener Hand 1640 ein Ende gemacht haben. Die Haltlosigkeit und Zerfahrenheit seines Charakters, die ihn zum Selbstmord trieb, fordert höchstens das Mitleid des Menschenfreundes heraus. Die Märtyrerkrone des Helden, der gegen eine Welt von Feinden seine Überzeugung zu verteidigen wagt, hat er in keiner Weise verdient.

Unsterblichen Nachruhm aber gewann eben durch die felsenfeste Wahrhaftigkeit und durch die Reinheit seines Charakters in dem Geschlechte nach Acosta ein anderer Sprößling einer portugiesischen Marranenfamilie, der ebenfalls in Amsterdam seine Jugend verlebte und den Grund zu seiner Bildung legte. Es war Baruch Spinoza, der größte Denker, der aus dem Schoße des Judentums hervorgegangen ist. Er erwarb in seinem Geburtsort außer der Kenntnis der heiligen Schrift und des Talmuds die damals häufige Fertigkeit im Gebrauch fremder Sprachen und widmete eine besondere Vorliebe der Beschäftigung mit der Physik und Philosophie. Die Schriften des berühmten Carteſius (Descartes) übten den nachhaltigsten Einfluß auf seine geistige Entwicklung aus und führten ihn auf einen religiösen Standpunkt, der außerhalb jedes positiven Bekenntnisses lag. Als er in seiner stillen, nur auf sich selbst gerichteten Art das ihm nebensächlich erscheinende jüdische Gesetz nicht mehr beobachtete, traf auch ihn der Bann, ja sogar der Dolch eines Fanatikers soll ihn bedroht haben. Er verließ darum Amsterdam und lebte einfach und fast bedürfnislos im Haag von dem geringen Verdienst, den er sich durch das Schleifen optischer Gläser erwarb. Der Ausschluß aus der religiösen Gemeinschaft hat ihn kaum berührt, Entbehrung nie gequält; denn sein reiner Sinn kannte kein höheres Glück, als ungestört den Idealen zu leben, die er als wahr und gut erkannt hatte. Darum lockte ihn auch nicht der Ruf des Pfalzgrafen am

Rhein, der ihn einlud, eine Profeſſur in Heidelberg mit dem äußerlichen Bekenntnis des Chriſtentums zu erkaufen. Die Würdigung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Spinozas gehört nicht in den Rahmen der jüdiſchen Geſchichte. Ein Ruhm für das Judentum aber bleibt es, daß der Vater der modernen Philoſophie aus den Reihen ſeiner Gläubigen hervorgegangen iſt. Wie ein fern leuchtender Stern glänzte Spinoza über den Häuptern der Menge und zog nur wenige der Staubgeborenen zu ſeiner lichten Höhe empor. Es war darum eine überflüſſige und kurzſichtige Maßregel, daß ihn die Rabbiner von Amſterdam als Verführer aus der Glaubensgemeinſchaft ausſtießen. Die ihn bannten, folgten ſelber zumeiſt einem Irrlicht, das den Juden gefährlicher wurde, als die Gedankenblitze des nüchternen und beſonnenen Denkers. Die Erwartung des Meſſias, der zuverſichtliche Glaube an die nahe Ankunft des Erlöſers war in den Herzen der Marranen durch ihr grauſames Geſchick ganz beſonders vertieft und gefeſtigt worden. Mit ſchwärmeriſcher Inbrunſt hüteten und pflegten ſie ihn. Auf ihn ſtützten ſie ſich, durch ihn tröſteten ſie ſich, und mit lebhafter Begeiſterung teilten ſie die Erlöſungshoffnungen, welche ihre Brüder beſeelten. Die Phantaſterei der Myſtik und Kabbalah nahm ſelbſt die gebildetſten Leute in ihrer Mitte gefangen. Nicht blos die gedankenloſe, leichtgläubige Menge, ſondern die Rabbiner und Gelehrten unter den holländiſchen Juden lauſchten aufmerkſam hinaus auf die Berichte von dem Meſſias, welche aus Smyrna zu ihnen herüberdrangen. Abraham de Herrera's kabbaliſtiſche Werke wurden aus dem Spaniſchen ins Hebräiſche überſetzt und fanden zahlreiche Leſer, und die Gedanken, welche Manaſſe ben Iſrael in ſeiner Schrift „von der Hoffnung Iſraels" entwickelte, fanden eben darum in den weiteſten Kreiſen einen ſo allgemeinen Beifall, weil ſie am treffendſten der allgemeinen hoffnungsfreudigen Stimmung Ausdruck gaben.

Fünftes Kapitel.

Die Juden in Deutſchland. 1492—1650.

1. Äußere Geſchichte der Juden.

Trotz aller Bedrückungen und Verfolgungen des Mittelalters gab es am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland

noch immer eine Anzahl kleinerer und größerer Judengemeinden. Aber in ihre finstern Ghettos fiel nicht einmal ein schwacher Lichtstrahl des jungen Tages; sie lebten in ganz denselben rechtlosen bürgerlichen und gesellschaftlichen Zuständen wie ehedem und spürten nichts von dem gewaltigen Umschwung, den das Zeitalter der Erfindungen, Entdeckungen und religiösen Neugestaltungen unter den Christen herbeigeführt hatte. Die Vorurteile gegen das Judentum und seine Bekenner schwanden nicht dahin. Die Juden blieben vielmehr auch ferner das schuldlose Opfer, an welchem jeder Übermütige seinen Unmut kühlte, welches alle Welt als den Ursprung und die Wurzel alles Unheils und Übels bezeichnete. Als die neue humanistische Geistesrichtung auch in Deutschland treue Anhänger fand und deutsche Gelehrte aus Italien die Ehrfurcht vor dem wiedererstehenden Altertum herüberbrachten, ahnten die Dominikaner, denen damals besonders die Seelsorge der großen Masse oblag, sofort mit dem Scharfsinn des Fanatismus die Gefahren, welche von dorther dem Lehrgebäude der Kirche drohten. Mit scheelem Blick beobachteten sie die Entwicklung der Altertumswissenschaft und sahen mit Bangen, wie sie ein Gebiet eroberte, das bisher unbestritten in den Bereich der Religion gehört hatte. Die Ursprache der Schrift sollte nach ihrem Ideal das Gemeingut der Gebildeten werden und die Kenntnis der Lehre nicht mehr im ausschließlichen Besitz der Priester bleiben. Der Wohllaut und der harmonische Bau der heiligen Sprache begann bereits die Teilnahme für alles, was in ihr geschrieben war, zu erwecken, und stellte die jüdische Litteratur als ein ebenbürtiges Glied in die Reihe der Wissenschaften. Hier war den Dominikanern ein willkommener Anlaß zum Angriff auf die feindliche Stellung gegeben. Es galt, die Gemeinschädlichkeit und Gottlosigkeit des jüdischen Schrifttums über jeden Zweifel erhaben nachzuweisen und die Verteidiger desselben als Kämpfer für den Unglauben und die Unsittlichkeit in der öffentlichen Meinung zu brandmarken. Die verschlagenen Feinde des Lichtes wußten die zur Ausführung ihres Planes geschickten Werkzeuge aufzufinden. Denn an Leuten, die den Juden Böses gönnten, fehlte es damals nicht in Deuschland. Allen voran standen auch hier verworfene Überläufer, welche von Haß und Groll gegen ihre einstigen

Glaubensgenoſſen erfüllt waren. Ein Muſter ſolcher niedrigen Geſinnung war der argliſtige Pfefferkorn, ein ehemaliger Fleiſchhauer und beſtrafter Dieb. Er trat in die Dienſte der Dominikaner und gab ſich dazu her, den Talmud, den er kaum leſen, geſchweige denn verſtehen konnte, in Wort und Schrift als ein unſittliches und gotteslästerliches Buch zu verunglimpfen und beim Kaiſer Maximilian auf die Vernichtung deſſelben zu dringen. Schon hatte er einen kaiſerlichen Befehl ausgewirkt, daß alle Ortsbehörden diejenigen Schriften der Juden, welche Schmähungen gegen das Chriſtentum enthielten, verbrennen ſollten. Da erhob ſich für die jüdiſche Litteratur ein beredter Anwalt und warmer Verteidiger in dem Manne, welcher zuerſt in Deutſchland die heilige Sprache in den Kreis der Wiſſenſchaften gezogen hatte. Johann Reuchlin (geboren zu Pforzheim 1455, geſtorben in Stuttgart 1522) war im Hebräiſchen anfangs ein Schüler des Jakob Loans, des jüdiſchen Leibarztes Kaiſer Friedrichs III., und ſpäter in Italien des Obadja Sforno[1]) geweſen und hatte die erſte von einem Chriſten verfaßte hebräiſche Sprachlehre ausgearbeitet. In dem Gutachten über die Bücher der Juden, das von ihm gefordert wurde, erklärte er: Der Talmud iſt die Auslegung der 613 in den fünf Büchern Moſes enthaltenen Gebote und Verbote. Er iſt in den erſten nachchriſtlichen Jahrhunderten von den berühmteſten jüdiſchen Religionslehrern verfaßt und enthält ihre geſamte Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Reuchlin geſtand ehrlich, nichts von ſeinem Inhalt zu verſtehen und meinte, es ſei unſinnig, ſtatt die Angriffe der Juden auf das Chriſtentum zu widerlegen, einfach mit der Fauſt darein zu ſchlagen. Darum gebühre es ſich nicht, den Talmud zu verbrennen, zumal die Verbrennung der Bücher in Deutſchland durchaus ihres Zieles verfehlen würde, da den Juden bekanntlich in der Türkei und anderweitig Freiheit des Unterrichts in ihren Religionsquellen gewährleiſtet ſei. Noch weniger der Rechtfertigung als der Talmud bedürften die Bücher kabbaliſtiſchen Inhalts, da ſie die Päpſte als dem chriſtlichen Glauben förderlich erkannt und ihre Überſetzung ins Lateiniſche begünſtigt hätten. Ihnen ferner die Kommentare zu den Büchern

[1]) S. oben S. 322.

der heiligen Schrift zu nehmen, wäre überaus thöricht, da sie die besten Vorarbeiten für die christlichen Ausleger seien, die sie häufig vor Irrtümern bewahrt hätten, wenn sie tief genug in ihre Kenntnis eingedrungen wären. Was endlich ihre Gebet- und Predigtbücher angehe, so gebe es keinerlei Rechtsgrund, sie ihnen zu entreißen, weil ihnen von den Kaisern freie Religionsübung zugesichert sei. Das Gutachten rief eine ungeheure Erbitterung der Dominikaner und ihres Anhanges hervor, und Jahre lang erregte der Streit heftig die Gemüter der Bildungsfreunde und -feinde in Deutschland. Er endete schließlich mit dem Siege der Aufklärung, indem der bildungsfreundliche Papst Leo X. aus dem Hause der Mediceer den Talmud in Italien zu drucken erlaubte. Diese erfreuliche Thatsache war das einzige Ergebnis des Kampfes, welcher unmittelbar in das Leben der Juden eingriff. Sonst wurde der ganze Streit um ihre heiligen Bücher über ihre Köpfe hinweg geführt.

Die Liebe zu ihren Schriften hat übrigens die allgemeine Gesinnung gegen sie nicht im mindesten geändert. Ja, nicht einmal die Reformation hat eine günstige Wendung in ihrem traurigen Geschick herbeigeführt. Obwohl Luther die kanonischen Gesetze grundsätzlich verwarf und damit eigentlich auch die Quelle des Unrechts gegen die Juden verstopfte, unterließ er dennoch daraus die Nutzanwendung zu ziehen, die sich zu Gunsten der Juden aus seinem Vorgehen gegen die päpstliche Kirche ergeben mußte. Er erging sich vielmehr in seinem Alter selbst in heftigen Ausfällen gegen die angeblichen Laster des viel verleumdeten Volkes und hat dadurch nicht wenig dazu beigetragen, bei den Anhängern der neuen Glaubensform den alten Haß auf Jahrhunderte hinaus zu befestigen.

So finden wir die Juden während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts der überall sowohl in den katholischen als in den protestantischen Ländern hergebrachten Rechtlosigkeit und Willkür der Fürsten und Reichsstädte ausgesetzt. Der ritterliche Kaiser Maximilian war trotz seines geraden und gerechten Sinnes nicht imstande, die Bedrückten überall nach Gebühr zu schützen, und konnte es nicht hindern, daß sie immer wieder bald hier, bald dort den schrecklichen Anklagen des Christenmordes, der Gottes-

läſterung und Hoſtienſchändung zum Opfer fielen. Große Gemeinden, wie Nördlingen (1506), Ulm (1498), Magdeburg (1492) und Regensburg (1519), wurden damals wegen ſolcher gehäſſiger Beſchuldigungen ausgetrieben. Entſetzlicheres litten die Juden in der Mark Brandenburg, woſelbſt der fanatiſche Kurfürſt Joachim I. im Jahre 1510 achtunddreißig Unſchuldige foltern und verbrennen ließ, weil ſie bezichtigt waren, eine Hoſtie geſtohlen und geſchändet zu haben. Vergeblich trat bei dieſem traurigen Vorgang der einzige Mann für ſie ein, welcher ſich in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts durch treueſte Opferwilligkeit als der edelſinnigſte Beſchützer und Verteidiger ſeiner Brüder in Deutſchland ausgezeichnet hatte. Der gelehrte und bei Fürſten und Herrn hochangeſehene R. Joſef ben Gerſon Loans aus Rosheim im Elſaß, welchen die Juden unter der Bezeichnung R. Joſelmann von Rosheim als ihren „großen Fürſprecher" ſchlechthin rühmten, war durch kaiſerliche Ernennung wohl ein halbes Jahrhundert hindurch ihr Befehlshaber, Vogt und Anwalt, der ihre Steuern für die kaiſerliche Kammer einzog, der im kaiſerlichen Hoflager und auf dem Reichstage mit gewandter Beredtſamkeit, mit warmem Herzen und reichlich gefüllter Hand ihre Angelegenheiten vertrat, der helfend und rettend in allen Bedrängniſſen ihnen zur Seite ſtand, um friedenſtiftend überall die Ruhe und Ordnung in den Gemeinden aufrecht zu erhalten. Nach ſeinem in hohem Greiſenalter erfolgten Tode wird uns von keinem ſolchen Schützer oder Annehmer der Juden mehr erzählt. Die endloſen dogmatiſchen Streitigkeiten, welche Deutſchland zerriſſen und immer von neuem blutige Zuſammenſtöße hervorriefen, erhöhten womöglich noch die Unſicherheit ihrer Lage und Stellung. Sie zu plündern und auszuſaugen, verurſachte keiner der hadernden Parteien auch nur die mindeſte Gewiſſenspein. Kaiſer Ferdinand I. (1556—1564) verjagte die Juden aus Niederöſterreich und Görz (1556) und würde ſein Gelübde, ſie auch aus Böhmen auszutreiben, gewiß zur Wahrheit gemacht haben, wenn nicht der edle Mordechai Zemach Cohen aus Prag, ein Sprößling der berühmten Buchdruckerfamilie von Soncino, durch eine Reiſe nach Rom unmittelbar vom Papſt die Löſung des kaiſerlichen Gelübdes erfleht und erhalten hätte. Während

es hier noch rechtzeitig gelang, die Gefahr, die von Seiten eines katholischen Fürsten die Juden einer ganzen Landschaft bedrohte, zu beseitigen, brach in der Mark Brandenburg, deren Herrschergeschlecht inzwischen das lutherische Glaubensbekenntnis angenommen hatte, ein zweites vernichtendes Unwetter über die neuen jüdischen Ansiedler herein. Schon Joachims I. gleichnamiger Sohn und Nachfolger hatte sie herbeigerufen und mit starker Hand geschützt. Seines besonderen Vertrauens erfreute sich der Jude Lippold von Prag, der ihm als Leibarzt, Münz- und Schatzmeister wertvolle Dienste leistete. Um die Kosten der prächtigen Hofhaltung zu decken, mußte er mit Vorwissen seines Herrn immer neue Steuern ersinnen und mit Härte von Christen und Juden eintreiben lassen. Der Zorn über die Bedrückung entlud sich über seinem unschuldigen Haupte bald nach dem Tode seines Gönners. Der strenge und sparsame Kurfürst Johann Georg ließ ihn in den Kerker werfen und seine Geschäftsführung einer strengen Prüfung unterwerfen. Als ihm nach dieser Richtung hin eine Unredlichkeit nicht nachgewiesen werden konnte, wurde er im Gefängnis trunken gemacht und gestand auf der Folter, daß er ein Zauberer sei und den verstorbenen Kurfürsten vergiftet habe. Zwar widerrief er, nüchtern geworden, die Aussage, aber sie genügte, um ihn mit unerhörter Grausamkeit hinrichten zu lassen und die gesamte Judenschaft der Mark des Landes zu verweisen. Als nach seinem Ende eine Maus über den Richtplatz lief, erkannten die frommen Henker in ihr den Teufel, der dem jüdischen Zauberer ausgefahren war. Ein ganzes Jahrhundert aber mußte noch ins Land gehen, bis die Gräuel des dreißigjährigen Krieges und die staatsmännische Einsicht des großen Kurfürsten den Teufel der Unduldsamkeit auch auf diesen Grund und Boden endlich besiegten.

2. Geistiges Leben der Juden.

Der allgemeine Druck und Spott machte die Geknechteten scheu und furchtsam. Zitternd zogen sie sich in ihre Judengassen zurück und ernährten sich kümmerlich meist als Trödler und Hausierer. Mit dem Mut und dem Selbstbewußtsein schwand die Würde der Haltung und die Sorgfalt für die äußere Er-

scheinung. Durch die völlige Abschließung von den christlichen Bürgern wurde zur Ergänzung des fehlenden Sprachgutes die deutsche Redeweise immer mehr mit hebräischen Ausdrücken und hin und wieder selbst mit solchen slavischen Bestandteilen untermischt, welche die zuwandernden polnischen Juden aus ihrer Heimat mit nach Deutschland brachten. Diese fremdländischen Glaubensgenossen wurden wegen ihres überlegenen talmudischen Wissens sehr häufig als Prediger und Rabbiner angestellt und erteilten als beliebte Schulmeister für kärglichen Lohn den geringen Unterricht, welchen man damals für nötig hielt. Umschloß derselbe auch keineswegs irgend welche profane Kenntnisse, so befähigte er doch selbst in dieser Zeit des Niederganges auch die gewöhnlichen Juden des niederen Standes zum Lesen und Schreiben des Hebräischen. Natürlich verstanden die gemeinen Leute auf Grund desselben außer den Gebetformeln und den Stücken, welche aus der Bibel beim Gottesdienst verlesen wurden, nur diejenigen Bücher, welche in ihrer eigentümlichen Mundart verfaßt und mit hebräischen Buchstaben gedruckt waren. Es entwickelte sich aber für das Bedürfnis dieser Masse von Lesern eine ungeahnt reiche Litteratur von Erbauungs-, Unterhaltungs- und Gebetbüchern in jüdisch-deutscher Sprache, und die Rabbiner und Prediger bedienten sich desselben Idioms, wenn sie bei feierlichen Anlässen zum Volke redeten oder die üblichen Vorträge für die gelehrteren Mitglieder der Gemeinde an einigen Sabbaten und Festen des Jahres hielten.

Nur in wenigen größeren Gemeinden gab es Talmudschulen und Anstalten, in denen der Zögling ein vielseitigeres Wissen gewinnen konnte. Unter ihnen waren Frankfurt am Main und Prag am bedeutendsten. Die tüchtigsten Gelehrten, welche damals in Deutschland lebten, waren meist die Zierden der Rabbinate dieser Gemeinden. Prag besaß schon um 1513 die erste hebräische Druckerei in Deutschland, welche von einem Nachkommen der durch Betriebsamkeit und vererbte Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Buchdrucker von Soncino[1]) ins Leben gerufen war. Welches Verdienst sich der treffliche Mordechai Zemach[2]),

[1]) S. oben S. 266
[2]) S. oben S. 350.

ein aus der Mitte dieser Familie hervorgegangener Vorsteher der Judengemeinde, um die Rettung seiner bedrängten Glaubensbrüder erworben, wissen wir bereits. Es war das erfreuliche Ergebnis seiner aufopfernden Bemühungen, daß die Gemeinde am Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. trotz der mannigfachen Beschränkungen, unter denen sie zu leiden hatte, vor allzu harten Schicksalsschlägen bewahrt blieb und einen gewissen Aufschwung nehmen konnte. Das Aufblühen und Gedeihen aller Gemeindeeinrichtungen wurde wesentlich gefördert durch die wahrhaft vornehme Freigebigkeit des reichen Mordechai Meisel (1528—1601), der damals eine Zierde der Gemeinde und ein Wohlthäter aller seiner Glaubensgenossen im edelsten Sinne war. Er verwendete die Glücksgüter, mit denen er gesegnet war, um unermüdlich jedes religiöse Bedürfnis zu befriedigen und jegliche Not der bedrängten Brüder in der Nähe und in der Ferne zu beseitigen. Er erbaute eine große und prächtige Synagoge, die heute noch den Ruhm seines Namens verewigt, ließ für die Gemeinde ein Quellbad und ein Badehaus herstellen und errichtete eine Versorgungsanstalt für die Armen. Er ließ zahlreiche Thorarollen schreiben und mit kostbaren Zieraten ausstatten und verschenkte sie an die Gotteshäuser seiner Vaterstadt und fremder Gemeinden bis nach Polen und dem heiligen Lande. Um der Verarmung vorzubeugen, gab er den Notleidenden zinslose Darlehen und setzte sie in den Stand, sich ehrenhaft zu ernähren. Alljährlich verheiratete er zwei Waisenmädchen, und jedesmal vor dem Eintritt eines Feiertages verteilte er mit offenen Händen Spenden an die Armen, damit sie mit Ruhe und Behagen die Feste des Herrn feiern könnten. Das schmutzige und ungesunde Judenviertel Prags ließ er auf seine Kosten pflastern und keine Summe war ihm zu groß, wenn es galt, jüdische Gelehrte zu unterstützen oder gar jüdische Gefangene loszukaufen. Als einst die Posener Gemeinde durch eine verheerende Feuersbrunst heimgesucht worden war, schenkte er ihr zehntausend Thaler, und eben so viel schickte er einmal nach Krakau, um den dortigen Armen aufzuhelfen. Da ihm Kindersegen versagt war, bestimmte er seinen Neffen zum Erben seiner Hinterlassenschaft. Aber Kaiser Rudolf II. erklärte nach dem Beispiel seiner Vor-

gänger, die ſich das freie Verfügungsrecht über das geſamte Vermögen ihrer Juden zugeſprochen hatten[1]), ſich ſelbſt für den einzigen Erben ſeines kinderloſen Kammerknechts und zwang ſogar die Rabbinen, den Bann über diejenigen Schuldner Meiſels zu verhängen, die ſich weigern würden, die ihnen geliehenen Summen an die kaiſerliche Kammer abzuführen.

Der Nachruhm des edlen Menſchenfreundes konnte durch dieſe Gewaltthat nicht geſchmälert werden. Ein ſchönes Ehrendenkmal ſetzte ihm ſchon bei ſeinen Lebzeiten ein gelehrter Zeitgenoſſe, der in beſcheidenen Worten ſeine guten Werke pries. Als Augenzeuge ſeines frommen Waltens lebte damals in Prag der berühmte David Gans, vielleicht der einzige deutſche Jude jener Zeit, welcher ſeinen Fleiß auch anderen, als ſtreng halachiſchen Studien zuwandte. Zu Lippſtadt in Weſtphalen 1541 geboren, kam er ſchon jung nach Frankfurt a. M. und Krakau und beſuchte die berühmten Talmudſchulen, die in dieſen Gemeinden blühten. Daneben beſaß er einen regen Sinn für Aſtronomie, Geographie und Geſchichte, und das Studium derſelben wurde bald ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Im Alter von etwa 23 Jahren ſiedelte er nach Prag über und wohnte daſelbſt bis zu ſeinem Tode (1613). Hier trat er in Verkehr mit dem berühmten Kepler und erfreute ſich des Umganges mit Tycho de Brahe, dem Hofaſtronomen des Kaiſers, für welchen er einiges Aſtronomiſche aus dem Hebräiſchen ins Deutſche übertrug. Von ſeinen zahlreichen Schriften aus dieſen Gebieten der Wiſſenſchaft iſt ſeine Chronik, die er den „Sprößling Davids[2])“ nannte, am berühmteſten geworden. In Form von Annalen gab er im erſten Teile ſeinen Glaubensgenoſſen die Geſchichte ihrer Ahnen und führte ihnen im zweiten Teile meiſt aus profanen Quellen die wichtigſten Thatſachen der allgemeinen Weltgeſchichte vor. Freilich hielt die überwiegende Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen nicht nur die Vertiefung in das abſeits von der Halacha gelegene Gebiet, ſondern ſogar ſchon die oberflächliche Beſchäftigung mit demſelben für eine erhebliche Verletzung der religiöſen Pflichten, und es iſt charakteriſtiſch für ihre Anſchauung,

[1]) oben S. 247.
[2]) צֶמַח דָּוִד

daß David Gans in der Vorrede zu ſeiner Chronik ſich verpflichtet fühlte, gründlich nachzuweiſen, daß ein Halachiſt vom Rufe ſeines Lehrers, des R. Moſes Iſſerles, ausdrücklich geſtattet habe, am Sabbath ſich über Krieg und Kriegsgeſchrei zu unterhalten und hebräiſch geſchriebene Bücher ſolches Inhalts zum Zeitvertreib zu leſen. Denn die ohne Ausnahme peinlich frommen Bewohner der deutſchen Judenſtraßen waren damals auf Schritt und Tritt darauf bedacht, jeden unheiligen Gedanken ſorgſam von ſich fern zu halten und ſelbſt die gleichgültigſten Verrichtungen des täglichen Lebens mit religiöſer Weihe zu durchdringen.

Ihr Wegweiſer zu einem ſolchen muſterhaften und weihevollen Lebenswandel wurde R. Jeſaia b. Abraham Horwitz, der Sprößling einer berühmten Prager Gelehrtenfamilie, welcher in den größten Gemeinden Polens und Deutſchlands, in Poſen, Krakau, Frankfurt a. M. und Prag als Rabbiner fungirte und vor den Gräueln des dreißigjährigen Krieges ſich nach dem heiligen Lande rettete, ohne freilich auch dort die erſehnte Ruhe zu finden. Wenige Jahre nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem wurde er vom türkiſchen Befehlshaber mit anderen Gefährten in den Kerker geworfen und übel behandelt. Den Reſt ſeines Lebens verbrachte er unter ſtrengen Bußübungen in Zefat und Jeruſalem. Auf dem Boden des heiligen Landes vollendete er ſein vielgeleſenes Buch, welches er die „beiden Bundestafeln“[1]) nannte. Er ſchloß es ab unter dem Einfluß der lurjaniſchen Myſtik, welche damals die Geiſter der paläſtinenſiſchen Juden unumſchränkt beherrſchte, und erzeugte aus der Vermählung dieſer myſtiſchen Weltanſchauung mit den ſtrengen Anforderungen der Halacha eine ganz neue Geſtaltung des jüdiſchen Lebens. Als weſentlicher Lebenszweck galt danach einerſeits Emporſtreben der Seele zu ihrem Urquell und andererſeits die Bemühung, das irdiſche Daſein mit göttlichem Geiſte zu durchtränken. Jede wichtige und jede geringfügige Handlung, jeder ernſte und jeder gleichgültige Gedanke, jede tiefe und jede oberflächliche Empfindung ſuchte er dieſem Hauptzweck dienſtbar zu machen. Eine ununterbrochene Reihe gottgefälliger

[1]) שְׁנֵי לוּחוֹת הַבְּרִית, bekannt unter der akroſtichiſchen Bezeichnung שֵׁל״ה.

Gesinnungen, weihevoller Gedanken und beziehungsreicher Handlungen sollte den Sterblichen über den Kreis der Alltäglichkeit hinausheben und ihn zu einem würdigen Mitglied des Gottesreiches erziehen. Jede Äußerung seines Lebens sollte ihn an seine religiösen Pflichten mahnen und zu tiefsinnigen und geheimnisvollen Betrachtungen anregen.

So war das Buch der Ausdruck jener unendlich peinlichen Gewissenhaftigkeit, welche in der steten Abwechslung überstrenger religiöser Übungen einen Ersatz suchte für das einförmige Einerlei des irdischen Daseins und in der Sehnsucht nach übermenschlicher Vervollkommnung das tägliche Elend zu vergessen wünschte. Und der allgemeine Beifall, den es besonders in Polen und Deutschland fand, bewirkte, daß die düstere asketische Weltanschauung, welche es predigte, den kommenden Geschlechtern als der vollendete Inbegriff eines gottgefälligen Wandels galt und sie im Zauberbanne dieses reizvoll schauerlichen Traumlebens festhielt.

Nur wenige besonders begabte Männer besaßen in diesem Jahrhundert die Geisteskraft, den Denknebel, welcher die Masse umfangen hielt, von sich fern zu halten und sowohl talmudische als auch weltliche Kenntnisse in ihrem Geiste zu vereinigen. Eine solche hochragende Palme in der trostlosen Geisteswüste jener Zeit war R. Jomtob Lipmann Heller ha-Levi, geboren 1579 zu Wallerstein. Er verband einen klaren und scharfen Verstand, ein gründliches, tiefes und umfangreiches Wissen mit einem einnehmenden, liebenswürdigen und edlen Charakter. In Prag vollendete er seine halachischen Studien und legte daselbst, nachdem er bereits 1597 Mitglied des Rabbinats geworden war, die erste Hand an sein viel bewundertes Hauptwerk, einen ausführlichen Kommentar zur Mischnah, welchen er „Tassafot Jomtob[1]) (Zusätze Jomtobs)" nannte. Hier verließ es auch, als das unvergängliche Denkmal seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit nach etwa zwanzig Jahren zum ersten Mal die Presse. Er zeigte darin, wie er mit überlegener Sicherheit den gesamten seit den Tagen Maimunis ungemein angewachsenen Wissensstoff beherrschte, und bewährte sich als ein geschickter Lehrmeister, der mit gleicher Gründlichkeit sachliche und

[1]) תוספות יום טוב

ſprachliche Dinge behandelte, der mit ſcharfem kritiſchem Blick den Text unterſuchte und berichtigte und überall durch ſelbſtändige Bemerkungen und geiſtvolle Andeutungen zu neuen Forſchungen anzuregen wußte. Dieſe treffliche Leiſtung und die zahlreichen Schüler, die zu ſeinen Füßen ſaßen, trugen ſchnell den Ruf ſeiner Tüchtigkeit in weite Kreiſe, und die aufblühende Wiener Gemeinde rechnete es ſich zur Ehre an, ihn zu ihrem erſten Rabbiner zu berufen (1624). Trotz der ſchwierigen Verhältniſſe, unter denen er ins Amt trat, gelang es ihm, eine muſterhafte Ordnung in allen Gemeindeangelegenheiten herbeizuführen, ſegensreich wirkende Vereine zu ſchaffen und alle Herzen durch Milde und Sanftmut an ſich zu feſſeln. Schon nach drei Jahren baten ihn die Prager, zu ihnen zurückzukehren und den inzwiſchen erledigten Vorſitz in ihrem Rabbinat zu übernehmen. Die Ausſicht auf den größeren Wirkungskreis veranlaßte ihn, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Dieſer Entſchluß wurde für ihn verhängnisvoll. Die ernſten Zeitläufte während des dreißigjährigen Krieges brachten es mit ſich, daß er den Vorſitz in einer Kommiſſion übernehmen mußte, welche eine äußerſt drückende jährliche Kriegsſteuer umzulegen hatte. Mit unbeſtechlicher Gerechtigkeit und unbeugſamer Strenge ſorgte er für eine gleichmäßige Verteilung der allerdings nahezu unerſchwinglichen Laſten. Nichtsdeſtoweniger unterſtanden ſich einige Übelthäter, ihn bei der Hofkammer anzuſchwärzen, daß er die Reichen verſchont und die Armen ungebührlich belaſtet habe. In verblendetem Haß gaben ſie ſogar wider beſſeres Wiſſen an, der Rabbiner habe in ſeinen Schriften das Chriſtentum geſchmäht. Sie wußten wohl, daß der bloße Verdacht eines ſolchen Verbrechens genügte, um der ferneren Amtsthätigkeit des Rabbiners ein jähes Ende zu bereiten. In der That triumphirte vorläufig die Lüge und Ränkeſucht über die ſchlichte Geradheit des edlen Mannes. Unter der Anſchuldigung, den Glauben der Chriſten geläſtert zu haben, wurde er bald darauf verhaftet und nach Wien ins Gefängnis geſchleppt. Zwar gelang es ihm, die Nichtigkeit des Verdachtes ſiegreich nachzuweiſen. Er wurde aber trotzdem vor Gericht geſtellt und zu peinlicher Rechenſchaft gezogen wegen der Miſſethat, den vom Papſte zur Vernichtung beſtimmten Talmud über die Maßen verherrlicht zu haben. Mit ſo würdevoller Ruhe

und bescheidener Zurückhaltung führte er dabei seine Verteidigung gegen dieses allerdings entsetzliche Verbrechen, daß ihm der Kaiser die ihm zugedachte Todesstrafe erließ und ihn zum Verlust seines Amtes und seines Vermögens begnadigte. Von allen Hülfsmitteln entblößt, aber mit ungebrochenem Lebensmut verließ der unschuldig Gestrafte sein Heimatsland und wanderte nach Polen aus. Zwar erweckte ihm auch hier die Unerschrockenheit, mit welcher er den Mißbräuchen des Ämterkaufs und der pilpulistischen Lehrmethode entgegentrat, zahlreiche Gegner und Widersacher. Allein er erlebte doch die Genugthuung, daß endlich sein Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit Anerkennung fand und die größte Gemeinde Polens, Krakau, ihn zu ihrem Rabbinatssitz berief. Die letzten Jahre seines an Kämpfen und Enttäuschungen reichen Lebens verdüsterten die blutigen Verfolgungen, welche durch Chmelnicki über die Glaubensbrüder in der Ukraine hereinbrachen. Die ergreifenden Klagelieder, die er über den Untergang der Gemeinden anstimmte, sind in die Liturgie für den Fasttag des 20. Siwan aufgenommen, der die Erinnerung an jene schmerzlichen Ereignisse fortpflanzt.

Als die schweren Heimsuchungen über die Gemeinden des östlichen Europa gekommen waren, gab es Deutschland reichlich an Juden zurück, was es in den letzten Jahrhunderten von ihm empfangen hatte. Für das dürftige Obdach und das kärgliche Brod, das ihnen die deutschen Brüder reichten, brachten ihnen die polnischen Flüchtlinge ihr reiches talmudisches Wissen und ihren scharfsinnigen, beweglichen Geist. Aber auch ihre eigenartigen Lebensgewohnheiten, ihre kabbalistischen Träumereien und ihre geheimnisvollen Hoffnungen auf das baldige Eintreffen des Erlösers zogen mit ihnen in die neue Heimat.

Zweiter Abſchnitt.

Von den meſſianiſchen Verirrungen der Kabbaliſten bis zur Wiedergeburt des jüdiſchen Geiſteslebens durch Moſes Mendelsſohn (1648—1750).

Erſtes Kapitel.

Kabbaliſtiſche Irrwege.

1. Der falſche Meſſias Sabbatai Zwi.

Während über die deutſchen Juden der dreißigjährige Krieg ſeine blutige Geißel ſchwang und ihre Brüder in Polen vor Chmelnickis Horden in wilder Flucht ruhelos auseinanderſtoben, während die holländiſchen Marranen das Elend ihrer Väter und Brüder auf der pyrenäiſchen Halbinſel noch friſch im Gedächtnis hatten und von Italien und der Türkei aus kabbaliſtiſche Träume immer von neuem die Hoffnung der Elenden auf eine baldige Erlöſung wach und lebendig erhielten, war im fernen Kleinaſien bereits der Mann geboren, welcher ſich berufen glaubte, die Unglücklichen aus Nacht zum Licht, aus Knechtſchaft zu ewiger Freiheit zu führen. Er erblickte in Smyrna am 9. Ab 1626 als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns das Licht der Welt und erhielt den Namen Sabbatai Zwi. Körperliche Schönheit, Wohlklang der Rede und nicht gewöhnliche Geiſtesgaben zeichneten ihn aus. Schnell und leicht gewann er die nach den Anſchauungen ſeiner Zeit und ſeiner Heimat zur allgemeinen Bildung unentbehrlichen talmudiſchen und kabbaliſtiſchen Kenntniſſe. Der früh entwickelte Hang zur Schwärmerei trieb ihn an, ſich von den Geſpielen abzuſondern und die wiederholte Erfahrung, daß ſeine gewinnende und liebenswürdige Art, mit Menſchen zu verkehren, ihm im Fluge alle Herzen zuwandte, verleitete ihn zu dem Wahn, daß er zu großen Dingen auserſehen ſei. Nach der Sitte der

Zeit mußte er sich jung verheiraten, aber er zeigte eine so entschiedene Abneigung gegen die Ehe, daß er zwei Mal in die Scheidung von den ihm angetrauten Frauen willigen mußte. Er suchte die Einsamkeit und umgab sich, kaum zwanzig Jahre alt, mit einem Kreise von kabbalistischen Jüngern und Freunden, welche mit ihm glaubten und verkündeten, daß im Jahre 1648 gewiß und wahrhaftig der Messias erscheinen werde. In diesem vom Buche Sohar angedeuteten Jahre gab er sich für den so lange vergeblich erwarteten Erlöser aus. Die Rabbiner von Smyrna, darunter sein eigener Lehrer im Talmud, thaten, nichts Gutes ahnend, den Jüngling und seinen Anhang in den Bann. Er mußte die Heimat verlassen und suchte lange vergeblich in verschiedenen Städten der Türkei festen Fuß zu fassen. Endlich kam er nach Jerusalem und gab sich nach der Anleitung der lurjanischen Mystik strengen Kasteiungen und Bußeübungen hin. Diese außerordentliche Frömmigkeit sammelte bald wieder eine kleine Anzahl auserlesener und treu ergebener Anhänger um ihn, und ein unerwarteter Zwischenfall erwarb ihm plötzlich das Ansehen und Vertrauen der Glaubensbrüder in der heiligen Stadt. Die arme Gemeinde lebte schon damals meistens von den Spenden, die ihr aus dem Abendlande zuflossen. Die reichen Gaben, die sonst aus Polen und Deutschland eintrafen, waren wegen des Krieges in Deutschland und der Verfolgungen in Polen seit längerer Zeit ausgeblieben. Nichts destoweniger beanspruchte der türkische Pascha eine außerordentliche schwere Steuer, und die Armen waren außer Stande, sie aufzutreiben. Da reiste Sabbatai Zwi zu einem ihm bekannten steinreichen Steuerpächter in Aegypten und bewog ihn, die ganze große Summe herzugeben. Die Einwohner von Jerusalem staunten den Helfer in der Not wie einen Wundermann an. Ein anderes Abenteuer, das sich bei dieser Reise nach Aegypten ereignete, wurde von seinen Gläubigen als ein neuer klarer Beweis seiner göttlichen Sendung angesehen und verbreitet. Er erfuhr in Kairo die seltsame Lebensgeschichte eines schönen jüdischen Mädchens, welches im Alter von sechs Jahren von den Kosaken in Polen der Eltern beraubt und darauf in einem Kloster im christlichen Glauben erzogen worden war. Nach mancherlei Fährlichkeiten war die schöne Sarah dem Kloster entflohen, in Amsterdam zum Juden-

tum zurückgekehrt und über Deutſchland nach Livorno gekommen. Überall hatte ſie das Gerücht verbreitet, daß ſie das für den Meſſias beſtimmte Weib ſei. Sabbatai Zwi griff die romanhafte Geſchichte auf und verkündigte, daß ihm in göttlicher Viſion ſchon längſt die Jungfrau erſchienen und die Wahrheit ihrer Sendung beſtätigt ſei. Er ließ ſie durch einen vertrauten Boten aus Livorno holen und traute ſie ſich als Lebensgefährtin an. Alle dieſe erſtaunlichen Vorgänge und Fügungen riſſen die Juden Aegyptens und des heiligen Landes in einen Taumel überſchwänglicher Hoffnungen und Erwartungen. Der über ihn verhängte Bann geriet in Vergeſſenheit, und ſelbſt ſeine Vaterſtadt empfing ihn mit lautem Jubel als den Meſſias und erwartete nach ſeiner Weisſagung für das Jahr 1666 mit Beſtimmtheit das neue Heil, das für Israel und die Welt anbrechen ſollte. Die Gelehrten, welche die betrogenen Thoren zu warnen wagten, wurden aus der Stadt gejagt, und täglich wuchs ſein Anhang und der Glaube an ſeine Wunderkraft. Er fand Jünger, welche als Propheten ſeines Ruhms auftraten und das Vertrauen auf ſeine Verheißungen überall hin verbreiteten. Mit Begeiſterung nahmen die großen Gemeinden des europäiſchen Abendlandes, beſonders die von Amſterdam und Hamburg, die mannigfach ausgeſchmückten Berichte auf, die aus der Türkei zu ihnen hinüber drangen. Portugieſiſche und deutſche Juden hofften, durch Sabbatai Zwi in naher Zukunft eine außerordentliche Umgeſtaltung aller Dinge zu erleben. Die einen bereiteten ſich freudig erregt mit Geſang und Tanz, die anderen in demütiger Zerknirſchung durch Kaſteiungen und Bußübungen, alle aber in fieberhaft überſpannter Aufregung auf das neue meſſianiſche Reich vor. Eigens verfaßte Gebete für den Erlöſer Sabbatai Zwi wurden in den Synagogen verrichtet und ſabbatianiſche Gebetbücher in hebräiſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Sprache unter die zahlloſen Gläubigen verbreitet.

Alle Stände, Geſchlechter und Alter erfaßte der meſſianiſche Taumel wie eine anſteckende Krankheit. Nur wenige kühle und einſichtige Gelehrte bewahrten ſich die Nüchternheit und Beſonnenheit. Ihr mutiger und unverzagter Vorkämpfer war R. Jakob Sasportas. Er war im elften Geſchlecht ein Nachkomme Nachmanis, ſtammte aus Nordafrika und beſaß eine ausgebreitete halachiſche

Gelehrſamkeit. In Amſterdam, Livorno, Hamburg und London war er lange Jahre als Rabbiner thätig. Auf Grund der glaubwürdigen Berichte, welche ihm aus Smyrna zukamen, erkannte er das ganze Treiben des falſchen Erlöſers als ein freches Gaukelſpiel, und er hielt es für ſeine Pflicht, die Glaubensgenoſſen über die Gefahren, welche ihnen drohten, aufzuklären. Mit beſonderem Schmerz erfüllten ihn die Thorheiten, die er in Amſterdam ſelbſt von gebildeten und urteilsfähigen Männern begehen ſah. Bei einem Aufenthalt in Hamburg bemerkte er die gleichen Ausſchreitungen und wagte es, in einer Predigt den Irrglauben heftig anzugreifen. Aber ſeine Worte riefen unter den verblendeten Anhängern des Meſſias eine ſolche Erbitterung hervor, daß Sasportas beinahe für ſein Leben fürchten mußte. Dieſe Mißerfolge brachen keineswegs ſeine kühne Entſchloſſenheit. Mutig und unverdroſſen wandte er ſich immer wieder an die angeſehenſten Zeitgenoſſen in den verſchiedenen Ländern und ſuchte ſie von dem Wege abzulenken, der ins Verderben führen mußte. Aber alle ſeine Anſtrengungen blieben vorläufig vergeblich.

In Smyrna wurde der Faſttag des 17. Tammus aufgehoben, weil Sabbatai Zwi verbreitete, daß ihm an dieſem Tage die göttliche Berufung zu Teil geworden ſei. Auch der Tag der Zerſtörung des Tempels ſollte als ſein Geburtstag in Zukunft nicht mehr mit düſtern Trauergebräuchen, ſondern mit lauten Feſtlichkeiten gefeiert werden. Ja, man trug ſich angeblich mit dem Plane, ſämtliche Feiertage abzuſchaffen und neue heilige Zeiten dafür einzuführen.

Endlich, nachdem die Ausſchreitungen der Sabbatianer längſt den Spott und das Gelächter der Andersgläubigen erregt hatten, fühlte die türkiſche Regierung, um öffentlichen Unruhen vorzubeugen, ſich veranlaßt, gegen das Unweſen einzuſchreiten. Sie ließ darum den Meſſias, als er nach Konſtantinopel kam, feſtnehmen und gefangen halten. Aber da die Prüfungen, die über ihn kamen, nach der allgemeinen Annahme ein notwendiges Glied in der Kette der Erlebniſſe des Erlöſers waren, ſo vermehrten die Leiden nur die Anzahl ſeiner Bewunderer, und von nah und fern ſtrömten entzückte Schwärmer herbei, welche ihn ſehen und ſprechen wollten und ihn mit Gold und Schätzen überſchütteten. Im Dardanellen-

schlosse zu Abydos führte der Gefangene ein Leben, wie ein Fürst. Der Hüter, der ihn beobachten sollte, ließ gegen hohen Sold die zahlreichen Besucher ein, und die Fremden wurden von dem Glanze geblendet, in dem sie den Erlöser erblickten. Durch die Gesandtschaft, die aus Polen zu ihm kam und von Jesaja b. David ha-Levi[1]) geführt wurde, erfuhr Zwi von dem Propheten Nehemia ha-Cohen, welcher in Polen selbständig das nahe Gottesreich und die Ankunft eines Messias verkündigte. Auf seinen Wunsch erschien der polnische Heilsbote in Abydos, aber die Unterredung der Männer führte zu keiner Einigung. Nehemia ha-Cohen ward nicht davon überzeugt, daß Sabbatai der wahre Erlöser sei. Darum meldete er dem Sultan, daß sich der angebliche Messias mit hochverräterischen Plänen trage und bald in Jerusalem als König der Juden einzuziehen hoffe. Auf diese Anzeige hin ließ der Großherr den Gefangenen vor sich kommen und bedrohte ihn mit schwerer Strafe an Leib und Leben. Ein Vertrauter des Sultans, selbst ein abtrünniger Jude, riet ihm, den Zorn des Gebieters durch den Übertritt zum Islam zu besänftigen, und ohne langes Zögern erklärte der furchtsame Betrüger sich bereit, Muhammed als den größten aller Propheten anzuerkennen. Seinem Beispiel folgte das messianische Weib und viele seiner Jünger. Sie suchten die Meinung zu verbreiten, daß nur ein Trugbild des Messias zum Islam übergetreten, er selbst aber in wunderbarer Weise der Erde entrückt sei und einst zu gelegenerer Zeit wiederkehren werde, um seine Sendung zu vollenden. In Wahrheit war er von nun ab Thürhüter des Sultans, bezog ein nicht unbeträchtliches Jahresgehalt von der hohen Pforte und führte den türkischen Namen Mehemed Effendi. Auch als Muhammedaner suchte er sich den Juden zu nähern, indem er die Türken glauben machen wollte, daß er seine früheren Glaubensbrüder für den Islam gewinnen wolle. Die Juden aber hätte er am liebsten überredet, daß seine einzige und wahre Absicht darauf hinauslaufe, das Judentum weiter zu entwickeln und seine Anhänger eben dadurch dauernd zu erlösen, daß er scheinbar ein anderes Bekenntnis angenommen habe. Gerade durch dieses Opfer

[1]) S. oben S. 319.

werde er am leichteſten die Moslemen zum neuen Glauben bekehren können. Wunderbarer Weiſe fanden bei ſeinen verblendeten Freunden ſelbſt derartige unſinnige Ausſtreuungen eine günſtige Aufnahme. Viele wurden gleich ihm Moslemen, und es bildete ſich in ihrer Mitte eine Sekte, die teilweiſe den Lehren des Islam folgte, teilweiſe aber an den Geſetzen des Judentums feſthielt.

Einzelne beſonders wahnbethörte Anhänger verſuchten ſogar noch für den abtrünnig gewordenen Meſſias womöglich die große Maſſe zu begeiſtern. Ein ſolcher fanatiſcher Verbreiter der ſabbatianiſchen Ketzereien war Abraham Michael Cardoſo, ein gebildeter portugieſiſcher Marrane, der mit ſeinen Anhängern nach der Türkei gekommen und in Smyrna zum Judentum zurückgekehrt war. Er wurde ſpäter der Leibarzt eines Beys von Tripolis. Seit er zum Glauben der Väter übergetreten war, gab er ſich ausſchließlich kabbaliſtiſchen Träumereien hin und ſchwärmte mit ſeinen Angehörigen für Sabbatai Zwi und ſeine Sendung. Den Abfall des Meſſias erklärte er ausdrücklich als eine von Gott gewollte Verſuchung des Erlöſers, um derentwillen niemand wanken dürfe im Glauben an ihn. In ſeinen zahlreichen Schriften verkündete er mit großer Beredtſamkeit unerhörte Irrtümer über das Weſen Gottes und das Reich des Meſſias und geberdete ſich als ein Prophet, der berufen ſei, den neuen Wahrheiten zum Siege zu verhelfen. Der Fanatismus, mit dem er auftrat, erweckte Widerſpruch gegen ſeine Lehren. Schließlich zwangen ſie den Gegner, von dem Hauptſchauplatz ſeiner Wirkſamkeit abzutreten und Tripolis zu verlaſſen. Ruhelos wanderte er ſeit jener Zeit in der Türkei umher und erſchien bald in Konſtantinopel, bald in Kairo die ſabbatianiſche Weisheit predigend und den Glauben an Sabbatai mit Begeiſterung lehrend. Im öſtlichen Nordafrika erhielt ſich auch nach ſeiner Flucht die Partei, die er gegründet hatte, und blieb noch lange ſeinen Irrlehren treu. Sabbatai Zwi verlor indeſſen durch ſeine zweideutige Haltung immer mehr die Gunſt ſeines Gebieters. Er wurde nach dem Städtchen Dulcigno in Albanien verbannt und ſtarb daſelbſt im Jahre 1676 einſam und verlaſſen.

Aber weit über ſein Grab hinaus wirkte die von ihm hervorgerufene Bewegung fort. Die Saat des Wahnglaubens wucherte im Stillen weiter und wurde von rührigen Sendboten

genährt, welche die halbe Welt durchreiſten mit der Botſchaft, Sabbatai ſei dennoch der wahre Meſſias geweſen, und er werde ſicherlich wiederkommen, um Israel endlich zu erlöſen.

2. Die Nachwehen der ſabbatianiſchen Schwärmerei Nehemia Chajon und Moſe Chajjim Luzzatto.

Verleitet von dem Irrwahn, daß das Himmelreich vor der Thür ſei, ſammelte ſich in Polen eine Schar frommer Bettler, welche unter der Führung eines falſchen Propheten Deutſchland und Holland durchſtreifte, um Geld für eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu ſammeln und daſelbſt die bevorſtehende Ankunft des Meſſias zu erwarten. Ihnen ſchloſſen ſich Rabbiner, Gelehrte und wohlhabende Männer an, ſo daß der Zug an der türkiſchen Grenze etwa fünfzehnhundert Perſonen ſtark war. Die arme Gemeinde von Jeruſalem freute ſich nicht der Ankömmlinge, mit denen ſie ihr tägliches Brot teilen ſollte. Ein Teil der Wallfahrer mußte, von Not und Elend gezwungen, den Fuß nach Europa zurücklenken. Andere gingen nach dem Vorbild ihres Irrlehrers im Islam unter.

Weit gefährlicher und verderblicher waren die Umtriebe des gelehrten und verſchlagenen Abenteurers Nehemia Chajon aus Bosna Serai (geboren 1650), der in Hebron ſich talmudiſche und kabbaliſtiſche Kenntniſſe angeeignet hatte und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Vorwande, Spenden für das heilige Land zu ſammeln, in Europa erſchien. Während er im Geheimen die Satzungen der Religion und Sittlichkeit frech verhöhnte und verletzte, blendete er die Zeitgenoſſen durch die kabbaliſtiſchen Kenntniſſe und die tiefſinnigen Geheimniſſe, die er in gefälliger und beredter Form in Wort und Schrift vortrug. Cardoſo's Irrlehren brachte er in neuem Gewande in Umlauf und wollte durch ſophiſtiſche Deutung mißverſtandener Soharſtellen glauben machen, daß das Judentum einen dreieinigen Gott und einen Fleiſch gewordenen Meſſias lehre. Lange ließen ſich ſelbſt gelehrte und wahrhaft gottesfürchtige Männer durch den erheuchelten Schein ſeiner Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit täuſchen. Trotzdem er in Jeruſalem, Smyrna und Konſtantinopel wegen ſeines anſtößigen Lebenswandels und ſeiner unverſchämten Fälſchung

klarer Glaubenswahrheiten in den Bann gethan war, nahmen ihn in Deutschland und Holland immer noch verblendete und hochangesehene Parteigänger in Schutz.

Am meisten Unheil und Verwirrung richtete er in Amsterdam an. Hier war durch Sasportas unermüdliche Wirksamkeit in der großen Masse der jüdischen Bevölkerung der Hang zu überschwänglichen messianischen Erwartungen fast ganz erstickt und unterdrückt. Allein zum Unglück für den Frieden der Gemeinde fungirte daselbst zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bei den Portugiesen ein Rabbiner, welcher in seiner Jugend ein Anhänger der sabbatianischen Schwärmereien gewesen war und nunmehr Chajon, an dessen Beruf zur Verbreitung der neuen Messiaslehre er zu glauben schien, eifrig unterstützte und begünstigte. Ihm trat mit übergroßer Heftigkeit der Rabbiner der dortigen Gemeinde Zwi Aschkenasi, der sich am liebsten Chacham Zwi nennen ließ, entgegen. Er stammte von polnischen Eltern, die in Wilna auf der Flucht vor Chmelnicki einander aus den Augen verloren und in Mähren sich in wunderbarer Weise wiedergefunden hatten. Er war ein glücklich begabter und schon frühzeitig wegen seiner überraschenden Gelehrsamkeit vielbewunderter Mann. In Amsterdam gewann er durch sein glänzendes Wissen und seinen edlen Charakter eine so ungeteilte Hochachtung, daß selbst die portugiesische Gemeinde sich in vielen Dingen willig seinem sachverständigen Urteile und seiner überlegenen Einsicht unterwarf. Solche Vorgänge erhöhten das Selbstbewußtsein des Gelehrten ungemein und bewirkten, daß er mit einem gewissen Hochmut auf den sabbatianisch angehauchten portugiesischen Rabbiner hinabsah und ihn als einen ebenbürtigen Fachgenossen kaum gelten lassen wollte. Die empfindliche Kränkung, die er durch sein Verfahren hervorrief, wurde für ihn selbst verhängnisvoll. Die wachsende persönliche Verbitterung erschwerte immer mehr die Verständigung der Gegner und vergiftete schließlich den Kampf um die edelsten Güter der Religion, welcher durch Chajons frevelhafte Schriften und Thaten heraufbeschworen war. Es half nun nichts mehr, daß Chacham Zwi klar und bündig nachwies, daß Chajon ein Heuchler und Betrüger sei. Der Rabbiner der portugiesischen Gemeinde nahm die Miene eines Verteidigers der gekränkten Unschuld seines schwer ver-

leumdeten Freundes an und wußte in trotziger Verblendung die Meinung zu erwecken, als ob ſein Widerſacher nicht ſowohl für das Recht und die Wahrheit, als vielmehr für die Macht und den Vorrang ſeiner Gemeinde kämpfend, zu Felde gezogen ſei. Die Leidenſchaft riß beide Parteien zu widerwärtigen Auftritten fort. Die Deutſchen thaten Chajon und ſeine Freunde in den Bann. Die Portugieſen jubelten dem Lügenpropheten zu und feierten ihn und ſeine Irrlehren beim öffentlichen Gottesdienſt an heiliger Stätte. Die ſelbſtloſen Beweggründe ihres Gegners verleumdeten ſie in niedriger Weiſe und entfachten Haß, Verdacht und Zwietracht in der eigenen Gemeinde des Chacham. Zwar widerfuhr ihm die Genugthuung, daß die angeſehenſten auswärtigen Gelehrten ſeinem Urteil beipflichteten und die Niedertracht Chajons ſchonungslos enthüllten. Aber der Gram über die Verkennung im eigenen Lager fraß an ſeinem Herzen. Er verließ 1714 die Stadt und wanderte durch Deutſchland nach Polen, bis er in Lemberg eine neue Stellung fand. Schon nach wenigen Jahren ereilte ihn hier der Tod 1718. Für die übertriebene Heftigkeit, mit welcher er in den Kampf eintrat, hat er ſchon bei Lebzeiten ſchwer gebüßt. Dank und Anerkennung aber fand bei der Mit- und Nachwelt der Mut und Eifer, mit welchem er den Frevelmut des Irrlehrers gezüchtigt hat. Überall gebannt und von den Juden gemieden, fand Chajon nirgends mehr Ruhe und Raſt. Bis ins hohe Alter wanderte er heimatslos umher und ſtarb als Greis von mehr als 80 Jahren in Nordafrika (vor 1733). Sein Sohn wurde Chriſt und verfaßte eine Schmähſchrift gegen den Glauben ſeiner Väter.

Allein die fieberhaft bewegte Zeit mit ihren überſpannten Meſſiashoffnungen führte nicht nur verſchlagene Abenteurer, ſondern auch edle und ſelbſtloſe Männer auf religiöſe Abwege. Verdiente die Verwegenheit des Betrügers Chajon den Zorn und die Entrüſtung aller Redlichen, ſo forderte dagegen die traurige Verirrung ſeines jüngeren Parteigängers Moſe Chajjim Luzzatto, der einige Jahrzehnte ſpäter in den Untiefen der ſabbatianiſchen Myſtik ſeinen Untergang fand, das allgemeine Mitleid und Bedauern über den verderblichen Mißbrauch der ausgezeichneten Fähigkeiten dieſes äußerſt talentvollen Mannes heraus.

Luzzatto wurde 1707 zu Padua geboren und erhielt eine vortreffliche Erziehung und einen gediegenen Unterricht nicht nur in den jüdischen Wissenschaften, sondern auch in den noch immer in Italien eifrig gepflegten klassischen Sprachen. Schon als Jüngling zeichnete er sich durch dichterische Erzeugnisse in hebräischer Sprache aus, die an wunderbarer Schönheit und Anmut mit denen des Dichterkönigs Jehuda ha-Levi verglichen werden können. Jede Empfindung, jeder Eindruck gestaltete sich von selbst in seiner Seele zu einem Gedichte, das in vollendeter Weise den leisesten Hauch seiner Gemütsbewegungen wiederspiegelte. Der natürliche Schönheitssinn und die Harmonie, welche er mit der Lebensluft seines glücklichen Heimatslandes einatmete, schienen in dem Dichter verkörpert zu sein, und schon mit siebzehn Jahren verfaßte er eine Schrift, in welcher er die geheimen Gesetze seiner Kunst mit meisterhafter Anschaulichkeit entwickelte. Drei Jahre später veröffentlichte er hundertfünfzig Psalmen, durchaus parallel den biblischen, „in denen er den biblischen Styl mit solcher Treue nachbildete, daß sie nur eine Wiederausströmung biblischer Worte und Gedanken zu sein scheinen. Im Gegensatz zu dieser selbstgewählten Anlehnung und Unterwerfung unter die uralten heiligen Weisen bewegt er sich in völlig unabhängiger Redeform in seinem musterhaften Drama, welches er den „Ruhm der Tugendhaften[1])“ nannte. „Alle Würzblumen der hebräischen Poesie stehen hier wie auf ein Beet zusammengedrängt. Die Sprache ist nicht ein Mosaik aus biblischen Wendungen, sondern ein Email aus den feinsten und zugleich seltensten biblischen Eleganzen“. Ebenso vollkommen wie den biblischen und klassischen hebräischen Ausdruck beherrschte Luzzatto die rabbinisch-philosophische und die kabbalistische Redeweise. Seine philosophische Sprache, in welcher er ein System der Sittenlehre und eine Einleitung in das Studium der Wissenschaften schrieb, ist scharf und doch verständlich, klassisch einfach und doch äußerst zierlich, gleich einem Meere, so klar, daß man in seine Tiefe hinabschaut. Der für philosophische Gegenstände üblich gewordene rabbinische Styl erscheint bei ihm in künstlerisch

---

[1]) לְיֹשָׁרִים תְּהִלָּה

schöner Gestaltung, in der vollendetsten Ausbildung zu einer Sprache der Wissenschaft.

Auch mit dem Studium des Sohar mußte sich der Jüngling nach dem modernen Bildungsgang seiner Zeit schon früh beschäftigen, und bald entdeckte er in sich die überraschende Fähigkeit, fremde Gedanken in jenem eigentümlichen, schauerlich-mystischen aramäischen Idiom auszusprechen, welches angeblich R. Simon b. Jochai zur Enthüllung der tiefsten Geheimnisse für einzig und allein geeignet erklärt hatte. Seine schwärmerische Frömmigkeit ließ ihn glauben, daß derselbe heilige Geist, der den Verkünder des Sohar beseelt, auch ihn erfülle und aus ihm rede, und führte ihn auf die traurigsten Abwege. Er rühmte sich einer übernatürlichen Gnadenleitung, er war überzeugt, daß auch um ihn Patriarchen, Heilige und Engel sich scharten, um seinen Worten zu lauschen, und schrieb einen zweiten Sohar, in welchem er seine kabbalistischen Geheimnisse und Träume systematisch entwickelte. Vom Verkehr mit Menschen, selbst vom Umgang mit seinem Weibe, hielt er sich fern, und in seiner Vereinsamung beschlich ihn allmählich der Gedanke, daß er als der verheißene Messias berufen sei, mit Hülfe seines zweiten Sohar Israel, die Seelen und die ganze Welt zu erlösen. Seine kabbalistischen Abhandlungen erregten die Bestürzung der venetianischen und vieler deutscher Rabbinen. In ihrer Seelenangst vor neuen Spaltungen und Wirren drangen sie in Luzzatto, diese gefährlichen Studien aufzugeben. Er versprach es, erlag aber immer wieder dem unwiderstehlichen Reiz, welchen die Kabbala auf sein Gemüt ausübte. Öffentlich in den Bann gethan, verließ der Dichter mit seiner Familie die Heimat und ging über Frankfurt, „wo er sich, wie einst Spinoza, mit Juwelenschleifen ernährte und seine kostbaren diamantenen Werke abfaßte, die noch kostbarer sind als Juwelen", nach Amsterdam. Obgleich man ihn dort friedlich wohnen ließ, fühlte er sich doch nicht dauernd heimisch. Messianische Träume ließen ihm keine Ruhe und zogen ihn nach dem heiligen Lande. Dort wurde er im Alter von vierzig Jahren von der Pest dahingerafft und in Tiberias beigesetzt.

Der Glaube an seine messianische Sendung sank mit ihm nicht ins Grab. Einige seiner Anhänger suchten ihn noch längere

Zeit in Polen und Litthauen lebendig zu erhalten. Langlebiger war die sabbatianische Ketzerei. Kurze Zeit nach Luzzatto's Tode (1755) trat ein Schelm und Betrüger in Galizien auf, der sich für den wiedergeborenen Messias Schabtai Zwi ausgab. Seine Anhänger nannten sich nach seinem Namen Frankisten. Sie bekannten sich äußerlich zum Katholicismus, verhöhnten aber in Wahrheit die heiligsten Sitten und Religionsgesetze, indem sie auf Grund aberwitziger kabbalistischer Deutungen Tugend in Laster und Laster in Tugend verwandelten. Ihr Oberhaupt verehrten sie als den „heiligen Herrn" und führten mit ihm ein abenteuerliches Leben in Wien, Brünn und Offenbach, wo er 1791 starb. Nach seinem Tode zerstreuten sich seine Gläubigen in alle Winde. Andere Sabbatianer leben noch gegenwärtig in Salonichi in der Türkei. Sie sind etwa viertausend Seelen stark, zerfallen in verschiedene Sekten, heucheln allesammt den Islam und werden von den Türken als Dönmäh (d. h. Ungläubige) bezeichnet.

Zweites Kapitel.

Der Weg zum Licht.

1. Äußere Geschichte der Juden.

Hohe und niedere Geister hatten sich vergeblich daran abgemüht, das geknechtete Israel durch Wunder zu erlösen. Die nach Freiheit schmachtende Seele des Volkes war ihrer Lockung gefolgt, bis sie erkannt hatte, welche Irrwege sie geführt worden war. Da bemächtigte sich der gequälten und immer wieder enttäuschten Gemüter eine ängstliche Scheu vor allen Illusionen, eine nüchterne und peinliche Vorsicht, des rechten Weges nicht mehr zu verfehlen, und das übereifrige Streben, der Erlösung auf die einzige Weise würdig zu werden, welche Gott ihnen als untrügliches Mittel an die Hand gegeben hatte. Die gründliche Kenntnis und die treue Erfüllung des göttlichen Gesetzes galt darum hinfort wie ehemals als die einzige Aufgabe jedes Juden, und er hielt jede Stunde, welche er — den nötigsten Broterwerb ausgenommen — auf etwas anderes verwendete, für vergeudet und verloren. Keine Handlung hatte für ihn einen Selbstzweck. Sie war nur in sofern wertvoll, als sie gleichzeitig zur Erfüllung einer religiösen Vorschrift diente. Das profane Wissen wurde vernachlässigt, und

die beſonders ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts infolge der Koſakenkriege überall zahlreich zuwandernden polniſchen Jugend- und Talmudlehrer herrſchten unumſchränkt über die Geiſter und Gemüter. Befähigte Köpfe wendeten ihren ganzen, oft erſtaunlichen Scharfſinn auf die Halacha und erläuterten mit bewundernswerter Ausdauer immer wieder den Schulchan Aruch. „Schild Abrahams[1])“ nennt ſich der um dieſe Zeit entſtandene allbekannte Kommentar zum erſten Teil des Religionsgeſetzbuches. Sein Verfaſſer, R. Abraham Abbele ha-Levi Gombiner[2]), deſſen Eltern 1655 die Koſaken erſchlagen haben, ſtarb vor 1692 in Kaliſch. Die lapidariſche Kürze und geiſtvolle Schärfe, mit welcher er ſeine gelehrten Noten zu Karo's Anweiſung, wie ſich der Jude von früh bis abends, an Wochentagen, Sabbaten und Feſten und in allen Lebenslagen nach dem heiligen Geſetz zu verhalten habe, niederſchrieb, machten ſeinen Kommentar ſchnell zu einem beliebten Gegenſtand des Studiums und erhielten ihm dieſe Beliebtheit bis zur Ggenwart. Etwa gleichzeitig mit dem „Schilde Abrahams“ erſchienen auch Kommentare zum dritten Teil des Schulchan Aruch[3]) von R. Moſe b. Jehuda Lima, der zu Wilna, und von R. Phöbus b. Samuel aus Woydislaw, der in Fürth Rabbiner war.

So einſeitig auch dieſe litterariſche Thätigkeit war, ſo wenig darf ihre Bedeutung für die Kulturgeſchichte der Juden unterſchätzt werden. Die Beſchäftigung mit dieſen Kommentaren, mit den talmudiſchen Neuigkeiten (Chidduſchim) und den unzähligen im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert veröffentlichten Rechtsbeſcheiden hat in dieſer Zeit des Niederganges den jüdiſchen Geiſt geſund und lebendig erhalten und ihm ſeine Bildungsfähigkeit für die Zukunft

---

[1]) מָגֵן אַבְרָהָם.

[2]) Die Stadt גומבין, in welcher ſeine Eltern ums Leben kamen, war, wie mich dünkt, nicht ſowohl Gumbinnen in Oſtpreußen, in welcher Landſchaft damals jüdiſche Gemeinden nicht beſtanden haben, als vielmehr Gombin (Gouv. Warſchau), welches im Bezirk der damaligen Judenverfolgungen liegt.

[3]) Der erſtere hat den Titel חֶלְקַת מְחוֹקֵק (Anteil des Geſetzgebers, vergl. V. M. 33, 21), der letztere בֵּית שְׁמוּאֵל (Haus Samuels).

bewahrt. Er lag eingesponnen in dieser eigentümlichen, künstlich gemachten Weltanschauung, wie die winterliche Flur in der Hut des schützenden Schnees. Regte sich auch einmal in der Tiefe der Trieb zum Licht, so hatte er doch noch nicht die Kraft, siegreich durchzudringen. Denn es fehlte ihm die Sonne der Liebe und Gerechtigkeit, welche allein die harte Eiskruste der geistigen Enge und Beschränktheit hätte zum Schmelzen bringen können. Die Nacht mittelalterlicher Unduldsamkeit war von Israel noch nicht genommen, und der Gedanke menschlicher Gleichheit hatte auf das Geschick der Juden bisher keine Anwendung gefunden.

Besaßen auch Holland und England durch ihren freieren Ausblick auf die offene Welt den Mut, ihr Staatswesen auf die gleichmäßige Verwertung und den regen Wetteifer aller tüchtigen Kräfte zu begründen, so ist dabei doch zu bedenken, daß einerseits nur ein geringer Bruchteil der Judenschaft in diesen Ländern ansäßig war, und daß andererseits ihr Beispiel bisher nirgends von den Binnenstaaten nachgeahmt wurde. In den katholischen Ländern sorgten die Jesuiten hinlänglich dafür, daß die Lenker der Staaten die bürgerliche Gleichberechtigung nach wie vor einzig und allein den Gläubigen zuerkannten. Soweit ihr Einfluß reichte, galten die Juden als Auswürflinge der Menschheit. In derselben Zeit, in welcher sie in Frankreich die Hugenottenverfolgung hervorriefen, setzten sie in Deutschland mit Hülfe der Kaiserin durch, daß Leopold I. die Juden trotz ihrer verbrieften Rechte, trotz der angebotenen großen Geldopfer und trotz aller Fürsprache weltlicher und geistlicher Fürsten 1670 aus Wien und dem Erzherzogtum Österreich verbannte. Der Wiener Magistrat kaufte dem Kaiser für hunderttausend Gulden das Judenviertel ab und nannte es Leopoldstadt.

Daß aber die Zersplitterung und Schwächung der Kräfte des Staates durch den Ausschluß nützlicher und steuerzahlender Bürger nicht nur eine grausame Gewaltthat, sondern auch eine kurzsichtige Thorheit sei, erkannte von allen deutschen Fürsten jener Zeit nur Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, welcher in den Niederlanden unter Heinrich von Oranien seine Lehrjahre durchgemacht hatte. In ihm lebte der feste und klare Wille, nach dem Muster des kleinen, aber durch

Fleiß und Betriebsamkeit starken holländischen Staatswesens seine geringen Kräfte zu sammeln und seine Unterthanen unter dem Schutze strenger Gerechtigkeit zu treuer gemeinsamer Arbeit und opferfreudiger Vaterlandsliebe zu erziehen. Er war der erste deutsche Fürst, welcher den neuen Staatsgedanken, daß Bürger verschiedenen Glaubens sehr wohl zum Heile des Gemeinwesens zusammenwirken können, für sein beschränktes Gebiet zur Anwendung brachte. Friedrich Wilhelm ließ durch seinen Residenten in Wien mit vierzig bis fünfzig wohlhabenden jüdischen Familien unterhandeln und entschloß sich, ihnen unter gewissen Bedingungen die Ansiedlung in der Mark zu erlauben. Freilich war es auch dieses Mal in erster Linie der eigene Vorteil, der den großen Kurfürsten veranlaßte, die Juden aufzunehmen und zu dulden, freilich waren sie auch hier durch beschränkende Judenordnungen in ihrem bürgerlichen und religiösen Leben und in ihrer Erwerbsthätigkeit aufs äußerste eingeengt; aber die eiserne Strenge, mit welcher das edle Herrschergeschlecht seit den Tagen des großen Kurfürsten das Wort des weisesten der Könige, daß Gerechtigkeit allein eine Nation erhöht, zur Wahrheit machte, kam unparteiisch auch zu Gunsten der Gedrückten und Verachteten in Anwendung und sicherte ihnen die geringen, einmal erworbenen Rechte und gewährte ihnen thatkräftigen Schutz gegen Neid und Krämergeist, gegen falsche Anschuldigungen und böswillige Verdächtigungen.

Diese an sich geringfügigen, aber um des Prinzipes willen unschätzbaren Zugeständnisse an die Wiener Ansiedler waren die ersten Lichtstrahlen eines neuen Zeitalters für die deutsche Judenheit. Sie waren ungleich wertvoller, als die Ausnahmestellungen, welche hin und wieder einzelne durch Geld und Klugheit ausgezeichnete Personen in verschiedenen Ländern und Städten besaßen oder gelegentlich erwerben konnten. Waren infolge der kriegerischen Zeitläufte die Juden im allgemeinen auch gerade so verarmt, wie die Christen, so gab es dennoch hin und wieder auch in dieser Zeit einige besonders reiche Kapitalisten unter ihnen. In Amsterdam hinterließ ein Pinto mehrere Millionen zu wohlthätigen Zwecken und bedachte mit seinen Spenden nicht nur jüdische Lehr- und Bethäuser, sondern auch christliche Kirchen und Waisenanstalten. In Hamburg lebte Daniel Abensur, welcher die polnische

Krone mit großen Vorschüssen unterstützte. Selbst der von den Jesuiten beherrschte Kaiser Leopold mußte in seiner Geldnot schon wenige Jahre, nachdem er die Juden allesamt aus Wien vertrieben hatte, sich dazu bequemen, einigen reichen Männern die Rückkehr in seine Hauptstadt zu gestatten. Unter den neuen Ansiedlern zeichneten sich namentlich Samuel Oppenheimer aus Heidelberg und Samson Wertheimer aus Worms durch edlen Gemeinsinn aus. Sie scheuten keine Opfer, um die Veröffentlichung eines Buches zu hintertreiben, welches in böswilliger Weise darauf ausging, unter dem Scheine gründlicher Gelehrsamkeit die öffentliche Meinung gegen die Juden aufzuregen. Ein gewisser Eisenmenger, der an der Heidelberger Universität Vorlesungen über orientalische Sprachen hielt, hatte mit einem wahren Bienenfleiße aus den entlegensten Ecken und Winkeln der jüdischen Litteratur allen Staub und Unrat zusammengefegt und diesen Kehricht auf den Büchermarkt geschleppt und für den Kern und das Mark der jüdischen Wissenschaft ausgegeben. Dummheit, Roheit und Tölpelhaftigkeit sind Gebrechen, die an jedem Menschen, welcher Religion und welcher Abstammung er auch sei, bedauerlich sind. Es wäre ein Beweis der eigenen sittlichen Verworfenheit, wenn ein Gelehrter es wagen wollte, alle unsinnigen, gehässigen und unsittlichen Äußerungen von Deutschen aus den letzten fünfzehn Jahrhunderten zusammenzutragen und den Zeitgenossen als ein wahres Bild des deutschen Nationalcharakters vorzuführen. Eines solchen Wagnisses hat sich der protestantische Gottesgelehrte Eisenmenger gegen das Judentum schuldig gemacht, indem er sich des unsittlichen Kunstgriffes bediente, jede abfällige und lieblose Bemerkung eines Juden aus irgend einem Jahrhundert als eine von allen Juden anerkannte Wahrheit oder als einen maßgebenden und allgemein verbindlichen Glaubenssatz des Judentums hinzustellen. Sein Wagnis wurde zum ehrlosen Verbrechen, weil sein Unternehmen gegen Wehrlose gerichtet war, die nicht einmal ihres elenden Lebens sicher waren, nicht bei Tage und nicht bei Nacht. Den rastlosen Bemühungen der beiden reichen Hofjuden gelang es, den Frevel vorläufig unschädlich zu machen. Der Kaiser verbot den Verkauf des bereits gedruckten Buches, und vierzig Jahre lang blieb es mit Beschlag belegt. Seitdem es frei gegeben ist, wird

es mit Behagen bis auf die Gegenwart von all den Übelthätern benutzt, die Haß und Verachtung auf die Juden zu häufen befliſſen ſind. Ob es nötig war, ob es chriſtlich und liebreich war, ein ſolches Buch zu ſchreiben, bleibe dahingeſtellt; dem vielgeſchmähten Glauben unſerer Väter aber gereicht es zum Stolz und zum Ruhme, daß ſelbſt in den Zeiten zügelloſeſter Preßfreiheit keiner von dieſen als der Auswurf der europäiſchen Menſchheit verläſterten Juden ſittlich verworfen genug geweſen iſt, um dem wüſten Angreifer mit gleicher Münze heimzuzahlen. Und thäte es ein Jude und litte dafür, ſo würde er wahrlich alles eher als ein jüdiſcher Glaubensheld ſein.

Daß der Kaiſer den Juden in der Eiſenmengerſchen Angelegenheit ſo ſehr zu Willen war, hatte ſeinen weſentlichen Grund darin, daß Oppenheimer und Wertheimer dem Staate in Stunden der Gefahr während der Türkenkriege und des ſpaniſchen Erbfolgeſtreites außerordentliche Dienſte leiſteten durch vorſchußweiſe Lieferung von Waffen, Munition und Proviant und durch die wiederholt erprobte Bereitwilligkeit, mit ihrem ganzen Vermögen für den Kredit des Staates einzuſtehen. Wie dieſe Männer in guten und böſen Tagen mit Gut und Blut für den Kaiſer, ihren Herrn, eintraten, ſo war etliche Jahre früher ihr älterer Zeitgenoſſe, der reiche und kluge Elia Gompertz von Emmerich, ſeinem Landesherrn, dem großen Kurfürſten, treu und anhänglich ergeben. Er ſtellte dem Herrn in Kriegsnöten ſein Vermögen und ſeinen Kredit zur Verfügung und erwies ſich geſchickt, diplomatiſche Verhandlungen, die ihm übertragen waren, als Agent des Kurfürſten zu einem glücklichen Ende zu führen. Der weiſe Gebieter vergalt ihm durch Verleihung ausgedehnter Privilegien reichlich die großen Opfer, die er brachte, wie er denn überhaupt gewohnt war, jede redliche Leiſtung zu ſchätzen und jedes ernſte Streben anzuerkennen. Vorurteilslos wandte er ſein Wohlwollen auch den Juden zu und unterſtützte gelegentlich gern eine tüchtige Kraft, die ſich in ihrer Mitte regte. Anlaß dazu bot ihm die Zeit des Überganges von Nacht zum Licht, die damals auch auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens für die Juden anbrach.

2. Geistiges Leben der Juden.

Trotz der Ungunst der Zeiten tauchten in dem Jahrhundert, von welchem wir handeln, bald hier, bald dort einzelne erleuchtete Männer auf, welche „Ernten sammelten für zukünftige Geschlechter". Um das Jahr 1670 kamen zwei wißbegierige Jünglinge, die sich der Heilkunde widmen wollten nach Frankfurt a. O. Die medicinische Fakultät verweigerte ihnen die Erlaubnis, Vorlesungen zu hören. Allein der ausdrückliche Befehl des großen Kurfürsten, dessen Vermittlung sie anflehten, öffnete ihnen die Lehrsäle, und die Gnade des hochgesinnten Fürsten gewährte ihnen sogar für die ganze Zeit ihres Studiums ein jährliches Stipendium. Später zogen sie nach Padua und vollendeten daselbst ihre Ausbildung. Der eine dieser talentvollen jungen Leute, Tobia ha-Cohen, 1653 in Metz als der Sohn des dortigen Rabbiners geboren, hat uns ein interessantes litterarisches Denkmal seines Fleißes hinterlassen. Er verfaßte eine vortreffliche Übersicht über die Kenntnisse und Wissenschaften seiner Zeit und gab darin seinen Glaubensgenossen nützliche und gründliche Belehrungen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen auf den Gebieten der Geographie, Astronomie, der Naturwissenschaften und besonders der Heilkunde. Er trug ihnen in gemeinverständlicher Form das Wichtigste über die damals neu endeckten Gesetze des Blutumlaufs und über die Anatomie des menschlichen Körpers vor und erläuterte seine Darstellung durch zahlreiche Illustrationen. Er belehrte sie über die Erfindung der Luftpumpe, der Fernröhre und Mikroskope, gab ihnen Aufschluß über die Eigenschaften einiger damals noch wenig bekannter Nutzpflanzen, des Tabaks, des Thees, des Kaffees, und stellte für sie ein dreisprachiges alphabetisches Verzeichnis der heilkräftigen Kräuter und Pflanzen auf. Er lebte als vielbeschäftigter und von hochgestellten Türken gern zu Rate gezogener Arzt in Konstantinopel und starb 1729 in Jerusalem.

Die Vorliebe für reale Kenntnisse teilte mit ihm sein Stiefbruder[1]) R. Chajjim Jair Bacharach, der sich daneben durch

[1]) Seine verwitwete Mutter heiratete nämlich 1662 den Wormser Rabbiner R. Mose Simson Bacharach (st. 1670), den verwitweten Vater des R. Chajjim Jair B. (geb. 1628 in Worms, gest. daselbst 1701).

ein tiefes und umfangreiches Wissen auf dem Gebiete der Halacha auszeichnete. Wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit, die er mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Friedfertigkeit zur Geltung zu bringen wußte, genoß er die ungeteilte Achtung seiner Zeitgenossen. Von seinen zahlreichen Schriften ist nur eine kleine Sammlung von Rechtsgutachten im Drucke erschienen. Aber schon diese Probe enthält lehrreiche Abhandlungen über den Begriff des mündlichen Gesetzes, über altjüdische Münzen, Maße und Gewichte und ähnliche Gegenstände.

Einen andern selbständigen Versuch, aus den herkömmlichen Geistesschranken herauszutreten, machte der Buchdruckereibesitzer Schabtai Baß zu Dyhernfurt in Schlesien. Er schrieb ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis von etwa drittehalbtausend hebräischen Büchertiteln und schuf dadurch die unentbehrliche Grundlage für die übersichtliche Kenntnis der jüdischen Litteratur. Mit seiner unscheinbaren und dennoch höchst wertvollen Leistung gab der bescheidene Mann dem fleißigen und redlichen Fortentwickler der hebräischen Bibliographie, dem Pastor Johann Christoph Wolf zu Hamburg, das Hülfsmittel zu seinem heute noch trefflichen Handbuch gleichen Inhalts. Seine gediegene Bücherkenntnis eignete sich Schabtai Baß während seiner Lehrjahre als wandernder Synagogensänger (Bassist) und Korrektor an. Überall, wohin er kam, durchmusterte er fleißig und aufmerksam die nicht unbeträchtlichen Bücherschätze, welche seine Glaubensbrüder trotz der vorherrschenden Verarmung und der drückenden Steuerlast, unter welcher sie seufzten und litten, angehäuft hatten. Jedem einigermaßen bemittelten Juden galt es damals als eine wichtige religiöse Pflicht, Schriften in heiliger Sprache wenigstens zu besitzen, selbst wenn es ihm an Zeit oder Fähigkeit gebrach, sie gründlich zu durchforschen. Der starken Nachfrage nach hebräischen Büchern halfen die zahlreichen emsig thätigen jüdischen Buchdruckereien ab. Es gab deren in Deutschland allein während des Zeitraums von 1500—1800 etwa sechzig, und es ist geradezu erstaunlich, daß von den drei bis vier Millionen Bekennern des jüdischen Glaubens, die es damals etwa gab, in dem genannten Zeitraum unter den denkbar schwierigsten äußeren Verhältnissen vielleicht neuntausend verschiedene Druckwerke hergestellt und verbreitet worden sind.

Große Bibliotheken im Privatbesitz waren freilich eine Seltenheit. Die umfangreichste Büchersammlung, von welcher wir Kenntnis haben, war diejenige, welche R. David Oppenheimer[1]) aus Worms, bis 1736 Rabbiner in Nikolsburg und Prag, anlegte. Er trug gegen siebentausend Druckwerke und tausend Handschriften zusammen und bewahrte sie wegen der fortwährenden Quälereien, mit denen ihn die Zensurbehörden in Prag bedrängten, bei seinem Schwiegervater in Hannover auf. An diesem Orte wurden sie besonders fleißig von dem soeben erwähnten Pastor Wolf bei der Abfassung seines berühmten bibliographischen Werkes benutzt. Nach dem Tode des Besitzers und seines Sohnes wurde die kostbare Sammlung verpfändet und blieb über fünfzig Jahre in Kisten verpackt, bis sie im Jahre 1826 von der Oxforder Bibliothek für den Spottpreis von neuntausend Thalern erworben wurde. Heute bildet sie eine Zierde dieser weltberühmten Bibliothek.

Neben dem Vergnügen, die Erscheinungen des Wissens äußerlich zusammenzustellen, erwachte bereits der Gedanke, den überlieferten Stoff, wenigstens auf halachischem Gebiete, inhaltlich zu ordnen. Isaak Lampronti, Arzt und Rabbiner in Ferrara (1679—1756), schuf ein Realwörterbuch zum Talmud, in welchem er die Begriffe nach alphabetischer Ordnung mit bewundernswerter Sorgfalt und Gelehrsamkeit ausführlich erläuterte[2]). Zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung ihrer Geistesschätze fehlte den Juden freilich damals noch jegliche Vertrautheit mit der Art und Weise, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, und selbst den Begabtesten unter ihnen war der Weg verschlossen, auf welchem sie zu einer solchen Übung hätten gelangen können. Die durch den harten äußeren Druck verschuldete Vernachlässigung ihrer Sprache und ihrer Erziehung und die Systemlosigkeit ihres niederen Unterrichts und ihres Talmudstudiums schloß sie vor-

[1]) Er war der Neffe des oben erwähnten Samuel Oppenheimer aus Wien.

[2]) Das Buch hat den Titel פַּחַד יִצְחָק „Ehrfurcht Isaaks" (I. M. 31, 42, 53). Der erste Band des äußerst umfangreichen Werkes erschien 1750 in Venedig, der letzte erst 1888 in Berlin.

läufig gänzlich von dem europäiſchen Kulturleben ab und legte ſie in ſchmachvolle geiſtige Feſſeln.

Vergeblich ſuchte ihr müder Blick den Erlöſer hinter dem myſtiſchen Schleier der Kabbala oder beſchwor ihn das niedergedrückte Gemüt durch unermüdliche Ausübung heiliger Vorſchriften; kein Meſſias erſtand aus den Hirngeſpinſten der Phantaſie oder aus dem knechtiſchen Dienſt des menſchlichen Willens. Israel blieb ein Knecht der Völker, bis abermals ein Moſe kam und es hinausführte in das Land der Freiheit, in das Reich der Bildung und Aufklärung.

Zweite Abteilung.

Von der Wiedergeburt des jüdischen Geisteslebens durch Moses Mendelssohn bis zur Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Juden in allen Culturstaaten der Erde.

(1750 bis zur Gegenwart).

Erster Abschnitt.

Die Zeit der Aufklärung und Bildung.

(1750—1815).

Erstes Kapitel.

Moses Mendelssohn.

1. Moses Mendelssohns Jugend.

Der dritte Mose, mit welchem ein neues Licht über Israel aufging, erblickte als der Sohn eines armen Thorarollenschreibers, Namens R. Menachem Mendel, zu Dessau 1729 das Licht der Welt und verlebte seine Kindheit in dem engen Kreise der herkömmlichen jüdischen Anschauungen. Durch den Beruf seines Vaters ward er schon im zartesten Alter mit der Sprache und dem Inhalt der heiligen Schrift vertraut, so daß gleichsam die ersten Begriffe seines Verstandes und die ersten Regungen seines Herzens von ihrem reinen, göttlichen Odem belebt und durchgeistigt wurden.

Wenn sich der Knabe dann auch frühzeitig nach der hergebrachten Weise in talmudisch-halachischen Übungen tummeln mußte, so vermochte diese nüchterne und einseitige Thätigkeit dann doch nicht mehr seinen offenen, für alles Große und Schöne erwärmten Sinn zu beeinträchtigen. Besaß er doch in der eignen Brust bereits eine Macht, die ihn harmonisch ergänzte, was dem

damaligen Jugendunterricht abging. Vor geistiger Verknöcherung und Verkümmerung bewahrte ihn zudem auch der wohlthätige Einfluß seines trefflichen Lehrers R. David Fränkel, der den Wissensdurst des empfänglichen Knaben in geeigneter Weise zu stillen verstand. Diesem würdigen Manne folgte der vierzehnjährige schwächliche Moses 1743 nach Berlin, ohne einen anderen Wunsch oder Lebensplan zu besitzen, als eben den, „lernen" zu wollen. Mit dieser Sehnsucht im Herzen und mit dieser bescheidenen Bitte auf den Lippen verschaffte sich der ärmliche, noch dazu verwachsene Knabe Einlaß in diejenige Stadt, in welcher er für Israel ein neues Heiligtum errichten sollte. Denn abermals erwuchs hier, wie einst in Jabne durch Rabbi Jochanan ben Sakkai aus dem harmlosen Begehren, „lernen" zu wollen, eine neue frohe Hoffnung für den Glauben Israels.

Moses lernte mit um so größerem Eifer, je schwerer die Opfer und Entbehrungen waren, die er sich um seiner Studien willen auferlegen mußte. R. David Fränkel verschaffte seinem treuen Schüler ein Plätzchen in einer Dachkammer, welches ein wohlhabender Glaubensgenosse dem Talmudjünger unentgeltlich überließ, einige Freitische und die Gelegenheit, durch die Abschrift seines Commentars zum jerusalemischen Talmud wöchentlich einige Groschen zu verdienen. Diese kümmerliche Versorgung genügte dem gebrechlichen Knaben für seine leiblichen Bedürfnisse. Nur sein Wissensdurst fühlte sich durch die nationalen Studien nicht befriedigt, und schon nach kurzer Zeit wagte Moses im Geheimen die strengverpönte hochdeutsche Schriftsprache zu erlernen. Bald eröffneten sich in der großen Stadt dem Wißbegierigen noch andere Gebiete des geistigen Lebens. Israel Samoscz, ein scharfsinniger Talmudist, der wegen seiner Neigung für wissenschaftliche Studien, die abseits vom Felde der Halacha lagen, in seiner polnischen Heimat verlästert und verfolgt worden war, unterwies ihn in der Mathematik, und ein befähigter junger Arzt lehrte ihn die Elemente des Lateinischen. Durch den Lehrer, dem er die Einführung in die klassischen Sprachen verdankte, machte Moses zu seinem Glücke die Bekanntschaft eines andern jungen Arztes, des edlen Dr. Aharon Gompertz, eines Sprößlings der angesehenen Familie jenes Elia Gompertz aus Emmerich, den der große Kur-

fürst seines besonderen Vertrauens gewürdigt hatte. Sein neuer Gönner unterrichtete ihn nicht nur in den neuen Sprachen und der modernen Litteratur, sondern verschaffte ihm auch die Gelegenheit, sich im Kreise gebildeter Menschen bewegen zu lernen. Auf Grund seiner warmen Fürsprache erhielt sein Schützling einige Jahre später, 1750, die Stelle eines Erziehers bei dem reichen Seidenwaarenfabrikanten Bernhard und befand sich nun in einer gesicherten Lebenslage. Mit musterhaftem Eifer und liebevoller Hingebung widmete er sich dem neuen Berufe der Unterweisung und Erziehung seiner Zöglinge. Daneben wußte er in den knappen Mußestunden genügende Zeit zu gewinnen, um das Griechische zu erlernen und sich in die Philosophie zu versenken. Er zwang sich dazu, alle seine Gedanken streng logisch zu ordnen und in möglichst künstlerisch vollendeter Form zum Ausdruck zu bringen. Als die Erziehung der Bernhard'schen Kinder beendet war, mochte sein Brodherr den liebenswürdigen Hausgenossen, den er hochschätzte und verehrte, nicht mehr missen, und Mendelssohn wurde Buchhalter und später sogar Teilnehmer an dem blühenden Geschäft seines Beschützers und Freundes.

2. Mendelssohns erste Erfolge.

In demselben Jahre, in welchem der junge Mendelssohn seine Stellung als Buchhalter antrat, machte er durch die Vermittlung des Dr. Gompertz die Bekanntschaft Lessings, und es knüpfte sich jener edle Seelenbund, welcher zwei einander vollkommen ergänzende Menschen zu wahrhafter Harmonie dauernd vereinigte. Lessings erleuchteter, jegliche Unklarheit hassender Geist half das Wissen und Denken Mendelssohns ordnen, während Moses zartfühlendes und mildes Herz die kritische Schärfe des Urteils und die Unstetigkeit im Gemüte des Freundes ausglich und sänftigte. Beide gemeinsam aber beselte der gleiche heiße Drang nach Wahrheit und Aufklärung, nach Duldung und Gewissensfreiheit. Die gemeinschaftlichen Ideale ihres Herzens hat Lessing dem deutschen Volke offenbart, indem er dem Freunde in seinem „Nathan" ein poetisches Denkmal setzte, welches seine Züge für alle Zeiten verewigt.

Der deutſche Dichter führte auch unmittelbar den jüdiſchen Denker in die Öffentlichkeit ein; denn er ließ ohne Vorwiſſen des Verfaſſers einige philoſophiſche Aufſätze drucken, die ihm Moſes zur Beurteilung vorgelegt hatte. Sie wurden wegen der vollendeten Schönheit und Anſchaulichkeit der Darſtellung ſehr beifällig aufgenommen, und der ſchüchterne und zurückhaltende Mendelsſohn ließ ſich dadurch ermutigen, ähnliche Gegenſtände zu bearbeiten. Alle ſeine Schöpfungen und beſonders der vertraute Briefwechſel mit Leſſing, der damals Berlin verlaſſen mußte, gewähren uns einen lohnenden Blick in ſein edles Streben, die Tugend und Wahrheit zum Gemeingut aller Menſchen zu machen.

Im Jahre 1762 erwählte Moſes die Hamburgerin Fromet Gugenheim zu ſeiner Gattin. In ihr gewann er eine würdige Gefährtin, welche ſein Haus zu einer Stätte ächten Familienglückes und edler Geſelligkeit machte. Nicht lange darauf ward ihm eine Auszeichnung zu teil, die ihn den erſten Geiſtern der deutſchen Nation an die Seite ſtellte. Von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin wurde ſeiner Schrift: „Über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften“ der erſte Preis zuerkannt Dieſer überraſchende Erfolg erhöhte ſein Selbſtbewußtſein. Jetzt wagte er die letzte Hand an eine Arbeit zu legen, welcher er ſeit vielen Jahren ſeinen ganzen Gedankenreichtum gewidmet hatte. Er vollendete ſeine Unterredungen über die Unſterblichkeit der Seele und kleidete die Ergebniſſe ſeiner philoſophiſchen Studien in das Gewand jener berühmten Platoniſchen Schrift, in welcher der griechiſche Philoſoph ſeinen unſterblichen Meiſter Sokrates im Zwiegeſpräch mit ſeinem Jünger Phädon ſeine Gedanken über denſelben Gegenſtand entwickeln läßt. Da es Mendelsſohn gegeben war, die ſchwierigſten philoſophiſchen Fragen und die tiefſten menſchlichen Gedanken in anmutiger Form dem Verſtändnis der Gebildeten näher zu bringen, ſo gewann ihm die geſchmackvolle Weiſe ſeiner Darſtellung alle Herzen und machte ihn, den beſcheidenen, niemals nach äußerer Anerkennung haſchenden Mann zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit und Verehrung. Die angeſehenſten Gelehrten ſuchten ſeinen Umgang, und vornehme Männer empfanden den Wunſch, ihm perſönlich näher zu treten.

Welche Umwälzung in den Anſchauungen der Zeitgenoſſen

riefen schon diese einfachen Thatsachen hervor! War man bisher allgemein gewöhnt gewesen, die Juden als fremde, der europäischen Cultur widerstrebende, nur dem eignen Vorteil dienende Ansiedler zu betrachten und sie höchstens notgedrungen zu dulden, so sah man nun plötzlich einen Mann aus ihrer Mitte einen unbestrittenen Ehrenplatz neben den Weisesten der deutschen Nation einnehmen und durch sein Wort das deutsche Sprachgut zu edelster Vollendung führen. Mußte eine solche Erscheinung nicht die alten Vorurteile gegen die Juden erschüttern und beredter als alle Worte vor aller Welt die Grundlosigkeit ihrer verächtlichen Behandlung aufdecken?

3. Mendelssohns Verdienste um die Juden.

Mendelssohns Glaubensbrüder aber standen wie geblendet vor dem Licht, das so unerwartet in die Nacht ihres Daseins fiel. Sie sahen plötzlich die Ketten der Knechtschaft von sich genommen und die Pforten zum Heiligtum menschlicher Achtung und Freiheit weit vor sich aufgethan. War dieser Mann Moses nicht einer ihrer Brüder, der mit ihnen in Treue denselben väterlichen Gesetzen nachwandelte, der seinen Glauben frei bekannte und dennoch durch seine Bildung sich einen Ehrenplatz in der menschlichen Gesellschaft zu erringen verstanden hatte?

Diese Erkenntnis erweckte ein ganz neues Streben in den Gemütern der Juden und rief einen ungeahnten Umschwung in ihren gesamten Anschauungen hervor. Ein Kreis edler, gleichgesinnter jüdischer Freunde sammelte sich um Mendelssohn, und er stempelte sie durch den Zauber seiner Persönlichkeit zu Jüngern seines Geistes. Im patriarchalischen Frieden seines Hauses fanden sie sich mit den trefflichsten christlichen Denkern und Gelehrten, welche das damalige Berlin beherbergte, zu anmutigem Verkehr zusammen, und unmerklich schwanden allmählich die schroffen Gegensätze, welche sonst diese Männer von einander trennten. Nur einmal störte ein schriller Mißton diese edle Harmonie der Seelen. Lavater, ein junger reformierter Geistlicher aus Zürich, welcher Mendelssohn von ganzem Herzen liebte und verehrte, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der

von ganz Deutschland bewunderte Mann angeblich aus voller Überzeugung im jüdischen Aberglauben verharren sollte. Er forderte darum in der Einleitung zu einer Schrift über den Werth des Christenthums, die er neu herausgab, den Philosophen öffentlich auf, entweder die Beweise für die Wahrheit des Christentums zu widerlegen oder der Wahrheit die Ehre zu geben und nach Pflicht und Gewissen sich dem Christentum anzuschließen.

Moses verstand es, mit Ernst und Würde die ungebührliche Zumutung zurückzuweisen. Die milde und versöhnliche Haltung, die er dabei bewahrte, entwaffnete seinen Gegner, und die überlegene Ruhe und Besonnenheit, mit welcher er seine Sache führte, flößte den gebildeten Zeitgenossen Achtung und Ehrerbietung ein. Selbst Lavater bereute seine Übereilung und bat den Weisen demütig um Verzeihung. Aber die Aufregung, die der Streit mit sich brachte, und das tiefe Herzeleid, welches der plumpe Bekehrungsversuch hervorrief, warf den schwächlichen Mann auf das Krankenlager und zwang ihn, Jahre lang der öffentlichen Wirksamkeit zu entsagen.

In dieser Zeit schwerer Heimsuchung tröstete und erquickte den gottergebenen Dulder eine neue unerhörte Auszeichnung, die ihm zu teil wurde. Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wählte ihn zu ihrem Mitgliede. Zwar hat der große König, der damals auf dem Throne Preußens saß, obwohl er an Geistesfreiheit hoch über seinem Zeitalter stand, in seiner berechtigten Abneigung gegen sprunghafte und grundstürzende Reformen, und in seinem unberechtigten Vorurteil gegen die Juden, es für gut befunden, der Wahl Mendelssohns seine Bestätigung zu versagen. Aber seine Weigerung war für Mendelssohn in keiner Weise beschämend und vermochte nicht im Mindesten die dem Juden von den gelehrtesten Männern seiner Zeit angethanene Ehre zu verringern. Der Weise ertrug die Zurücksetzung mit dem Gleichmut des Philosophen und mit dem stolzen, ächt jüdischen Bewußtsein, daß es edler sei, zu den Gekränkten und Verspotteten als zu den Spöttern und Verfolgern zu gehören. Dem Fingerzeige aber, den die Ereignisse ihm gaben, wußte er sofort zu folgen.

„Als Mose groß geworden war, ging er hinaus zu seinen

Brüdern". In der Liebe und Treue zu ihnen hatte das erste Mal die unbedachte Aufforderung zum Glaubenswechsel ihn irre und wankend machen wollen. Das bald darauf vom Könige beliebte Verfahren gegen ihn, wies ihm die neue Lebensbahn, die er von Stunde an einzuschlagen hatte. Sie erneuerte das Bewußtsein in ihm, daß er untrennbar von seinen Glaubensbrüdern sei, und daß es für ihn gelte, sie alle zu sich emporzuziehen, wenn anders er die Vorurteile gegen sie gänzlich vertilgen wollte.

Mit genialem Griff wußte Mendelssohn den Punkt zu finden, von welchem die Wiedergeburt des jüdischen Lebens ausgehen mußte. Das Eine Kleinod, welches der Druck und das Elend der vergangenen Jahrhunderte den Juden genommen hatte, mußte er seinen Brüdern wiedergewinnen helfen. Nicht ihre Religion, nicht ihre sittliche Kraft, nicht ihre mannigfachen Geistesgaben hatten die Verfolgungen ihnen rauben können. Aber das wesentlichste Mittel des Verständnisses für fremde Geistesarbeit, die Sprache, hatten sie ihnen entrissen. Es ist begreiflich und verzeihlich, wenn den von jedem Gassenbuben straflos verhöhnten Söhnen Israels schließlich „der deutsche Buchstabe ein Schrecken und die Gelehrsamkeit der Christen mitsamt ihrer Frömmigkeit ein Gräuel" geworden war. Dadurch aber hatte sich auch die Kluft, welche sie von der gebildeten Welt trennte, zusehends verbreitert. Moses hatte seinen Brüdern durch sein bisheriges Leben den klaren Beweis gebracht, daß es sehr wohl möglich sei, zu wandeln zugleich im Lichte der Religion und im Lichte der Zeitbildung. Er hatte ihnen deutlich gezeigt, daß Judentum und Bildung keineswegs Gegensätze oder gar Widersprüche seien. Jetzt entschloß er sich, ihnen die Brücke zu bauen, die ihnen die Rückkehr auf den lichten Weg eines menschenwürdigen Daseins möglich machen sollte. Er begann im Jahre 1778 für sie die Thora ins Deutsche zu übersetzen und vollendete in fünf Jahren das große Werk. Zum ersten Male vereinigten sich hier wieder die unverfälschten Laute der deutschen Schriftsprache mit den ewig teuren Klängen der heiligen Sprache, in welcher Gottes Mund zu Israel geredet hatte. Den späten Enkeln derer, die am Sinai gestanden, ward der erste und schwerste Schritt zur Rückkehr aus ihrem stillen und abgelegenen Winkel

hinaus in die fremde, gefürchtete und liebloſe Welt erleichtert dadurch, daß er an der trauten Hand der Religion und der heiligen Schrift geſchah.

In ihrer Wirkung war Mendelsſohns Überſetzung ſeit Jahrhunderten die größte That eines jüdiſchen Gelehrten. Sie wurde die Lehrerin und Erzieherin der deutſchen Judenheit. Sie unterwies ſie im Verſtändnis und im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauch der deutſchen Sprache, und ſie erzog ſie zur Teilnahme an deutſcher Bildung und humaner Wiſſenſchaft. Dabei verſtand der Meiſter, dem ſie zu verdanken iſt, die Treue und Sprachrichtigkeit der Übertragung mit ſtrenger Rückſicht auf die überlieferten, religiöſen Anſchauungen und Auslegungen zu verbinden. Er begleitete den Text mit einer Erläuterung, die in reinem und anmutigem Hebräiſch geſchrieben und mit fleißiger Benutzung der hebräiſchen Vorarbeiten aus der franzöſiſchen[1]) und ſpaniſchen[2]) Blütezeit überall den einfachen und natürlichen Schriftſinn zur Anerkennung zu bringen beſtrebt iſt.

Nichts deſto weniger blickten gelehrte Zeitgenoſſen, und an ihrer Spitze die wegen ihres ausgebreiteten halachiſchen Wiſſens in weiten Kreiſen angeſehenen Rabbiner von Altona, Fürth und Frankfurt mit Furcht und Mißtrauen auf das Gelingen des ſchönen Werkes. Sie waren der Überzeugung, daß es zur Erhaltung des Judentums durchaus notwendig ſei, daß ſeine Bekenner alle ihre Gedanken und Empfindungen ungeteilt auf das religiöſe Leben gerichtet hielten. Jede Zerſplitterung der geiſtigen und geſellſchaftlichen Intereſſen erſchien ihnen als eine ſchwere Bedrohung der religiöſen Innigkeit. In der ihnen aufgezwungenen, unnatürlichen Abkehr von der Außenwelt fühlten ſie ſich behaglich und zufrieden. Schon der bloße Verſuch der Vermittlung zwiſchen den angeblich vorhandenen Gegenſätzen kam ihnen als der Anfang des Abfalls vom rechten Glauben vor, und das neue hochdeutſche Gewand der heiligen Schrift war ihnen gleichbedeutend mit einer öffentlichen Entweihung des göttlichen Wortes. Darum glaubten ſie vor der Mendelsſohn'ſchen Bibel warnen zu

[1]) Raſchi und Raſchbam

[2]) Ibn Eſra und Nachmanides.

müssen, ja sie gingen so weit, jeden, der sich mit ihr beschäftigen würde, mit dem Banne zu bedrohen. Aber die vereinzelten Anfeindungen blieben ungehört und unbeachtet angesichts der wachsenden Bewunderung vor der musterhaften Leistung. Es vergingen wenige Jahre, und kein verständiger Hausvater mochte seine Kinder mehr mit Benützung der in verdorbenem Kauderwälsch abgefaßten, alten Übersetzungen in das Studium der heiligen Schrift einführen lassen. Die rohen und unwissenden, meist aus dem fernen Osten zugewanderten Jugendlehrer verloren mehr und mehr ihren verderblichen Einfluß auf den Unterricht und die Erziehung des aufblühenden Geschlechts. Die Fertigkeit in „Mose Dessaus Deutsch", welches jedem zugänglich war, weil es mit hebräischen Buchstaben gedruckt war, wollte jeder erwerben und besitzen. Hatte dann die Jugend auf diesem Wege durch die vermittelnde Kraft der bekanntesten Gedanken die neue, schöne Ausdrucksweise erst einmal kennen und lieben gelernt, so wurde sie von umso lebhafterem Verlangen nach anderen deutschen Schriften erfüllt. Bald verschafften sich die Jünglinge die übrigen Werke Mendelssohns und wurden durch ihre Vermittlung mit dem Besten bekannt, was ihre Zeit ihnen bieten konnte. Besonders bildend und belehrend wirkten neben der Pentateuch-Ausgabe seine Übertragungen anderer biblischer Schriften, unter welchen diejenige der Psalmen die wertvollste geblieben ist. Jeder Jude, der sich einmal an seinen Werken erbaut und erhoben hatte, trat, hingerissen von dem eigenartigen Zauber seines Stiles, in ein persönliches Freundschaftsverhältnis zu dem edlen und liebenswürdigen Meister, und bald gewöhnten sich seine Glaubensgenossen daran, ihn in ihren gemeinsamen Angelegenheiten als ihren öffentlichen Vertreter und Sachwalter anzusehen.

So kam es, daß schon 1780 die Elsässischen Juden sich mit der Bitte an ihn wandten, eine Schrift für sie aufzusetzen, durch welche sie versuchen wollten, vom französischen Staatsrat eine Erleichterung ihrer über alle Maßen drückenden Lage zu gewinnen. Allein Moses war nicht ganz mit Unrecht der Meinung, daß ein christlicher Schriftsteller mit ungleich größerem Eindruck und Erfolg im Stande sein werde, christliche Vorurteile siegreich zu widerlegen. Er ersuchte darum seinen jugendlichen Freund und Bewunderer, den Königlich Preußischen Kriegsrat Christian Wilhelm

Dohm, einen trefflich begabten Staatsmann aus der Schule Friedrichs des Großen, die erbetene Denkschrift abzufassen. Willig und freudig stellte sich der junge Dohm (geb. 1751, gest. 1820) in den Dienst der guten Sache. Wie die besten und gebildetsten seiner Zeitgenossen in allen Ländern Europas stand er bereits unter dem überwältigenden Einfluß jener geistigen Bewegung, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich ausging und eine radikale Umwälzung der bisherigen religiösen, gesellschaftlichen und politischen Anschauungen hervorrief. Herrscher und Beherrschte lasen damals die Schriften der französischen Geisteshelden Voltaire, Montesquieu und Rousseau, und entschlossen sich zur rüstigen Mitarbeit an dem Ausgleich verjährten Unrechts und an der Ausrottung eingewurzelter Vorurteile. Die also vorbereitete öffentliche Meinung suchte Dohm mit edlem Freimut und glühender Beredtsamkeit von der Notwendigkeit der „bürgerlichen Verbesserung der Juden" zu überzeugen. Der Rest Israels wird es ihm nimmermehr vergessen, daß er der Erste gewesen ist, der es seinen Glaubensbrüdern ins Gedächtnis zurückgerufen hat, der Jude sei auch ein Mensch und habe ein Anrecht auf eine menschenwürdige Behandlung. Nicht den einseitig religiösen, sondern den sittlichen und volkswirtschaftlichen Standpunkt stellte er in den Vordergrund seiner Schutzschrift für die Juden. Er wies geschickt und erschöpfend die Hinfälligkeit der Gründe nach, um derentwillen sie bisher ihrer Rechte beraubt worden seien, und schlug den Regierungen eine Reihe von Maßregeln vor, von deren Wirkungen er die Wiedergeburt der Juden für den modernen Staat erwartete. Im einzelnen verlangte er, daß sie mit den übrigen Unterthanen gleichgestellt, daß sie zum Ackerbau, zu Handwerken und Gewerben zugelassen, zur Teilnahme an Kunst und Wissenschaft angeregt, zur Verbesserung ihres Unterrichts- und Erziehungs-Wesens angehalten und zu Ämtern im Dienste des Staates und der Gemeinde verwandt würden.

Seine Vorschläge wurden, wie nicht anders zu erwarten war, mit geteiltem Beifall aufgenommen. Es erschienen zahlreiche, bald günstige, bald gehässige Entgegnungen, und Mendelssohn entschloß sich endlich selbst, in der Oeffentlichkeit für sich und seinen Glauben das Wort zu nehmen. Er ließ zuvörderst die Denkschrift, welche

Manasse ben Israel „zur Rettung der Juden dem englischen Parlament überreicht hatte[1]), und auf Grund deren die Wiederaufnahme der Juden in England erfolgt war, von einem Freunde ins Deutsche übersetzen und versah sie mit einer längeren Einleitung. Mit der ihm eignen Klarheit und Wärme bekämpfte er hier die gegen seine Brüder herrschenden Vorurteile. Er wies nach, daß Gewissensfreiheit den Kern und das Wesen des Judentums ausmache, und daß das Zugeständnis vollkommner Gewissensfreiheit an die Unterthanen der modernen Staaten mit Notwendigkeit die vollkommne Gleichstellung der Juden im Gefolge haben müsse. Seine Glaubensgenossen forderte er schließlich auf, im eignen Kreise die Duldsamkeit zu pflegen und wie in den besten Zeiten ihrer Geschichte keinerlei Gewissenszwang aufkommen zu lassen.

Zahlreiche Gelehrte, und darunter angesehene christliche Geistliche, billigten seine Darlegungen und stimmten ihm rückhaltslos bei. Aber auch entgegengesetzte Ansichten ließen sich vernehmen, und selbst an böswilligen Entstellungen fehlte es nicht. Darum sah sich Mendelssohn gezwungen, seine knappen Ausführungen tiefer zu begründen und seine Lehren vom Verhältnis des Staates zu den Religionsgesellschaften im Zusammenhange zu entwickeln. Dies that er in seiner 1783 erschienenen Schrift: „Jerusalem" oder „Über religiöse Macht und Judentum".

Im ersten Abschnitt des umfangreichen Werkes handelt er vom Wesen des Staates und der Religion und von ihrer Stellung zu einander. Er weist nach, daß sowohl der Staat als auch die Religion darauf ausgehen, die menschliche Glückseligkeit zu befördern. Sie unterscheiden sich nur darin, daß der Staat namentlich die Verhältnisse der Menschen zu einander ordnen wolle, während die Religion vornehmlich das Verhältnis der Menschen zu Gott zum Gegenstand ihrer Fürsorge habe. Zur Erreichung seiner Zwecke sei dem Staat die Macht verliehen zu bestrafen und zu belohnen. Es liege außerhalb seines Berufes, ein Gleichmäßigkeit der Ueberzeugungen und Gesinnungen der Staatsangehörigen herbeizuführen. Wohl aber habe er die Aufgabe, eine Gleichmäßigkeit ihrer Handlungen durchzusetzen. Wenn er die innere Glückseligkeit nicht herzustellen im Stande sei, so dürfe er doch wenigstens die äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwingen, selbst mit Anwendung seiner Machtmittel. Während also der Staat sich mit einer Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung im Denken begnügen müsse, kenne die Religion keine Handlung ohne Gesinnung,

[1]) Vgl. S. 342.

keine Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung im Sinne. „Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet, der Staat erteilt Gesetze, die Religion Gebote. Die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht „und kann durch alle Verträge der Welt keine Zwangsrechte erhalten". Auf diesen Grundsätzen baut der Weise seine Lehre vom Verhältnis beider Gewalten zu einander auf. Nur insofern stehe dem Staate ein Zwangsrecht gegen die in seinem Gebiet vorhandenen religiösen Gemeinschaften zu, als sie etwa in ihren Lehren und Cultusformen solche Grundsätze zum Ausdruck bringen, welche geeignet sind, die sittlichen und gesellschaftlichen Grundlagen, auf denen der Staat selbst beruht, wankend zu machen. Im übrigen dürfe er weder sich in ihre religiösen Streitigkeiten mischen, noch irgend eine der vorhandenen Lehrmeinungen irgendwie begünstigen.

Nach alledem beschäftigt sich der zweite Abschnitt des „Jerusalem" mit der Aufgabe, die gewonnenen Ergebnisse auf die bürgerliche und staatsbürgerliche Stellung der Juden anzuwenden. Zu diesem Zwecke beleuchtet Mendelssohn eingehend das Wesen der jüdischen Religion und findet, daß sie „erstens in ewigen Wahrheiten von Gott und seiner Regierung und Vorsehung bestehe, ohne welche der Mensch nicht aufgeklärt und glücklich sein könne. Diese Wahrheiten seien nicht dem Glauben der Nation, unter Androhung ewiger oder zeitlicher Strafen, aufgedrungen, sondern zur vernünftigen Erkenntnis empfohlen worden. Zweitens bestehe das Judentum in Geschichtswahrheiten oder Nachrichten von dem Schicksal der Vorwelt, hauptsächlich von den Lebensumständen der Stammväter der Nation."

„Der Gesetzgeber des Volkes war Gott, und zwar Gott, nicht in dem Verhältnis als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, sondern Gott, als Schöpfer und Bundesfreund ihrer Vorfahren". Die Gesetze, welche er offenbarte, bildeten den Inbegriff der theokratischen Verfassung der Juden. Das Judentum sei demnach keine geoffenbarte Religion, sondern vielmehr ein geoffenbartes Gesetz. „Es bestehe einzig und allein in geoffenbarten Gesetzen des Gottesdienstes und setze natürliche und vernunftgemäße Ueberzeugung von Religionswahrheiten voraus, ohne welche keine göttliche Gesetzgebung stattfinden könne". Das jetzige Judentum habe ebenso wenig wie das vormalige, eigentliche Symbole des Glaubens. Nur sehr wenige Grundsätze und Lehrmeinungen sei der Jude anzuerkennen verpflichtet, dagegen sei ihm die Beobachtung und Ausführung zahlreicher Gebote, Gebräuche und Lebensregeln zur Pflicht gemacht. Das Judentum stelle sich somit als eine Religion dar, welche durch ihre Lehren alle diejenigen Grundlagen des Staates stütze, deren Anerkennung und Aufrechterhaltung er von jeder Religionsgemeinschaft verlangen könne und dürfe. Der jüdische Glauben enthalte nichts, dem Staate irgendwie gefährlich werden könne, und habe daher

gerechten Anspruch auf die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichstellung aller seiner Bekenner.

Mit begeisterten Worten ruft er am Ende seines Buches den Fürsten Europas zu: „Laßt niemanden in euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, niemanden sich ein Recht anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!"

Die Schlußworte dieser Ansprache umspannen den gesammten Inhalt des Lebens und Strebens des Weisen. Wahrheit und Frieden, Aufklärung und Humanität für alle Menschen und besonders für seine Glaubensgenossen zu erringen, war die einzige Aufgabe, welcher er diente. Und er war ein glücklicher Mann, geboren für seine Zeit, „eine Persönlichkeit, welche die schönsten und besten Züge der Zeitbildung an sich trug". So sah sich Mendelssohn verstanden von den Zeitgenossen, und hatte die Freude, die Saaten, welche er ausgestreut, noch bei seinen Lebzeiten aufsprießen zu sehen.

Als seine reine Seele den gebrechlichen Körper am 4. Januar 1786 verließ, versöhnte der Schmerz um den Hingeschiedenen die stärksten Gegensätze des damaligen Lebens. Friedlich fanden sich an seiner Bahre Juden und Christen zusammen.

Zweites Kapitel.

Beginn der inneren und äußeren Wandlungen.

1. Mendelssohns Freunde und Jünger. Das Toleranz-Edikt Josefs II.

Mendelssohn fand, wie wir bereits wissen, für sein eifriges Bestreben, die Juden seines Heimatlandes aufzuklären, und den Sinn für deutsche Bildung und geordneten Unterricht bei ihnen zu erwecken und zu pflegen, bei vielen und einflußreichen Glaubensgenossen eine erfreuliche Theilnahme und ein reges Verständnis. Zahlreiche Freunde und Jünger schaarten sich um ihn, lauschten aufmerksam seinen Lehren und wirkten emsig in seinem Geiste. Schon während seines Lebens wurden auf verschiedenen Gebieten

erfolgreiche Versuche gemacht, die alten Schäden zu heilen. Bereits im Jahre 1778 sah er in Berlin selbst einen seiner Lieblingswünsche in Erfüllung gehen, als sein Freund David Friedländer, ein durch edle Gesinnung und bevorzugte gesellschaftliche Stellung in gleicher Weise hervorragender Mann, die dortige jüdische Freischule ins Leben rief. Sie war die erste jüdische Lehranstalt in Deutschland, in welcher der gesamte Unterricht grundsätzlich in hochdeutscher Sprache erteilt wurde. Die ersten Schuljahre des Kindes sollten nur den Elementen des allgemeinen Wissens und der Einführung in die heilige Schrift gewidmet sein. Auf der höheren Stufe wurde der Unterrichtsstoff erweitert und auch das Französische, als die Umgangssprache der Gebildeten, in mehreren Stunden wöchentlich gelehrt.

Hand in Hand mit diesen Leistungen für den Jugendunterricht ging ein anderes Unternehmen, an dessen Spitze ebenfalls Friedländer sich stellte. Um nämlich Verständnis für den Lehrplan und Vertrauen zu den Zielen und Leistungen der Anstalt zu erwecken, galt es gleichzeitig, die Erwachsenen zu gewinnen und ihnen Teilnahme für gemeinnützige Kenntnisse und den Wohllaut der Muttersprache einzuflößen. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1783 eine Zeitschrift, der „Sammler", gegründet, in welcher regelmäßig über wichtige jüdische Zeitereignisse und über wissenswerte Dinge jeglicher Art, und zwar zuerst in hebräischer Sprache, Bericht erstattet wurde. Jedem Hefte wurde außerdem ein deutscher Anhang beigegeben, der die hebräischen Mittellungen in hochdeutschem Auszuge wiedergab und auf diese Weise den Leser anleitete, die ihm in hebräischem Ausdruck übergebenen Gedanken in deutschem Gewande kennen zu lernen.

Daneben hatte der „Sammler" auch einen bleibenden litterarhistorischen Wert. Er gewährt den interessanten Anblick einer kleinen Gelehrtenrepublik mit dem regsten, wetteifernden Leben für Kunst und Wissenschaft. Die begabtesten Juden jener Zeit, die in der Folge die glänzendsten Talente entfalteten, verbanden hier die ersten jugendlich lebensfrischen, enthusiastischen Arbeiten zu einem

[1]) המאסף.

Ganzen mit Einheit des Zweckes und stellten der deutschen Litteratur in allen Fächern des Wissens Leistungen an die Seite, durch welche die jüdische Nation mit dem deutschen Volke mindestens eine gleiche Staffel behauptet.

Denn ein Zug jugendfrischer Begeisterung für neue Ideale ging damals durch die gesamte civilisierte Menschheit. Er rief nicht nur in Deutschland, sondern überall in den Culturstaaten Europas und Amerikas einen ungeahnten geistigen Aufschwung hervor und lockte die Juden aus den Schranken heraus, durch die sie seit Jahrhunderten von ihren andersgläubigen Landsleuten getrennt und geschieden waren. Er erweckte unter den Sprößlingen dieses Stammes, der umgeben von kanaanitischen Götzendienern seine erste, der mitten unter hellenistisch gebildeten Alexandrinern seine zweite, der inmitten der spanisch-arabischen Moslemen seine dritte Geistesblüte erlebt hatte, einen neuen wunderprächtigen Geistesfrühling und zeitigte in dem darauffolgenden Jahrhundert abermals herrliche Blüten und Früchte. Diese in der Geschichte der Menschheit beispiellose vierte Auferstehungsfeier des jüdischen Geistes ist in Wahrheit ein Wunderwerk des lebendigen Gottes, welchen wir in unsern täglichen Gebeten mehrfach preisen als den „unvergleichlichen Herrn der Stärke, der in seiner großen Barmherzigkeit die Toten auferstehen läßt". So stellt sich das Geschick der Juden immer wieder als ein Faden im Gewebe der Zeit, als eine Welle im Strome der Geschichte dar. Mit der ihm innewohnenden Naturgewalt hatte dieser Strom damals bereits die Schöpfungen des mittelalterlichen Lebens unterwühlt und erschüttert. Als Humanismus hatte er zwei Jahrhunderte gegen die Knechtschaft der Gemüter gekämpft und schließlich dem Gedanken von der Gleichwertigkeit aller religiösen Bekenntnisse zum Siege verholfen. Nach dem dreißigjährigen Kriege begann er an den politischen Fesseln der Menschheit zu rütteln und ging darauf aus, der Ohnmacht der Einzelwesen ein Ende zu machen, und ihnen gegenüber der Allmacht des Staates zu ihrem Rechte zu verhelfen. Und wie einst die Humanisten als Vorkämpfer der Reformation um ihrer selbst willen auch den Kampf für den Talmud auf ihre Fahne geschrieben hatten, so mußten jetzt die französischen Encyclopädisten als Verkünder der politischen Freiheit auch die Zurück-

eroberung der Menschenrechte für die Juden zu einem ihrer Losungsworte machen. Ihr Kampf für alle Bedrückten schloß ganz von selbst den Kampf für die Juden ein, und der Samen, welchen sie in alle Winde ausgestreut, ließ gleichzeitig bald hier bald dort herrliche Blüten hervorsprießen.

Auch im Herzen des menschenfreundlichen deutschen Kaisers Josephs II. fanden diese neuen Culturtriebe einen günstigen Boden. Hoch und herrlich und von reinem Edelmut eingegeben waren seine Pläne. Aber seine besten Entwürfe scheiterten an der übergroßen Hast und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er verfuhr, und an dem Mangel an Verständnis und Achtung, welche er den gegebenen geschichtlichen Erscheinungen gegenüber an den Tag legte. Im Jahre 1782 gab er das berühmte Toleranz-Edikt und wollte dadurch mit einem Schlage die bürgerliche Freiheit, auch die der Juden, begründen. Allein seine hochherzige Gabe fand nicht sowohl bei der unvorbereiteten Masse der also Beschenkten, als vielmehr bei den erlesenen Jüngern Mendelssohns, die fast alle dem Verbande seiner Unterthanen nicht angehörten, die rechte Schätzung und Würdigung. Aus dem Freundeskreise des Denkers trat besonders Hartwig Wessely (geb. 1725 in Hamburg) als begeisterter Vorkämpfer für die Verwirklichung der Kaiserlichen Vorschläge hervor.

Vor den Kosaken waren einst seine Ahnen (1668) von Bar in Polen nach Wesel und Amsterdam geflohen. Seine Eltern lebten bereits in ererbtem Wohlstande und ließen ihm eine für jene Zeit vortreffliche Erziehung und Ausbildung angedeihen. Im Vordergrund seiner vielseitigen geistigen Interessen stand dabei sein angeborener Hang zu hebräischen Studien und Sprachübungen. Er beherrschte und handhabte die Sprache der Bibel so vollkommen, daß seine hebräischen Schriften den Zeitgenossen als mustergültige Vorbilder erschienen, und daß seine einfache, reine und edle Schreibweise auf den verwahrlosten Styl und Geschmack der hebräischen Schriftsteller denselben läuternden Einfluß gewannen, den Mendelssohns anmutige und lichtvolle Art der Darstellung auf die deutsche Stilistik ausübte. Als er 1774 seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte und daselbst als Geschäftsführer eines reichen Glaubensgenossen lebte, schloß er mit Mendelssohn eine innige Freundschaft

und nahm bald unter den Führern der neuen Richtung durch sein gründliches Wissen, seine glühende Liebe zum Judentum und seine zündende Beredsamkeit einen hervorragenden Platz ein.

Damals besaß er bereits einen ausgebreiteten litterarischen Ruf. Seine 1766 erschienene hebräische Synonymik hatte selbst in Italien und Polen zahlreiche Leser und Bewunderer gefunden. Neue Freunde und Verehrer erwarben ihm seine Erläuterungen zu den Sprüchen der Väter und zum apokryphischen Buch der „Weisheit Salomos", die in den ersten Jahren seines Berliner Aufenthaltes die Presse verließen, und besonders seine Erklärung zum dritten Buch Moses, die er für Mendelssohns Pentateuch-Ausgabe arbeitete.

Weniger glücklich als seine litterarischen waren seine geschäftlichen Erfolge. Das Handelshaus, dessen Angestellter er war, wurde aufgelöst, und der mehr als fünfzigjährige Mann, der inzwischen seines eigenen Vermögens verlustig gegangen war, sah sich vergebens nach einem neuen Amte um. Er geriet dadurch in Not und Elend und litt mit seiner Familie häufig an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen Mangel. In felsenfestem Gottvertrauen und in edlem Stolze ertrug er sein hartes Los, ohne zu murren und zu klagen und ohne irgend jemandem einen Einblick in seine Verhältnisse zu gestatten. Nur zufällig erhielt Mendelssohn von seiner bedrängten Lage Kunde und rief einen Verein zu religiöser Belehrung ins Leben, der sich von Wessely regelmäßige Vorträge erbat und ihm dafür ein sorgenfreies Dasein schaffen durfte.

Von dieser Zeit an widmete der Gelehrte seine ganze Zeit wissenschaftlichen Arbeiten und seine ganze Aufmerksamkeit und Thatkraft den Bestrebungen, die darauf ausgingen, unter seinen Glaubensgenossen Aufklärung und Bildung zu verbreiten. Mit Begeisterung erfüllte ihn die Nachricht von dem Erscheinen des Toleranz-Edikts, in welchem der edle Kaiser den Juden das Recht einräumte, die entehrenden Abzeichen an den Kleidern abzulegen, überall in den Städten zu wohnen, Handwerke zu erlernen, Fabriken zu errichten, Großhandel zu treiben, und die öffentlichen Schulen zu besuchen, und ihnen zugleich zu ihrem Besten die Pflicht auferlegte, in Zukunft Kriegsdienste zu leisten, feste Familiennamen

zu führen und sich in Handel und Wandel der hochdeutschen Sprache zu bedienen. Wessely erkannte klar die Tragweite der seinen Brüdern zugedachten Wohlthaten und ergriff ungesäumt das Wort, um sie über die Wichtigkeit und Bedeutung der neuen Maßregeln aufzuklären und zu belehren. Aber seine wohlgemeinten Ratschläge fanden nur bei den Gemeinden der italienischen Kronländer Oesterreichs ein offenes Ohr. Von vielen anderen Seiten zogen sie ihm heftige Angriffe und arge Verdächtigungen zu. Gegen die erhobenen Vorwürfe verteidigte er sich mutig und mannhaft, ohne in den gehässigen Ton seiner Gegner zu verfallen. In seinem Leben blieb er ein Muster tadelloser Frömmigkeit. Mit Ruhe und Ergebung ertrug er die Schmerzen, die ihm der vorzeitige Tod seiner Gattin (1785) und der Heimgang Mendelssohns (1786), seines liebsten und vertrautesten Freundes, brachte. Seinen Trost suchte und fand er in der rastlosen Fortsetzung seiner litterarischen Thätigkeit. Dieser Muße verdanken wir sein treffliches Sittenbüchlein und seine „Prachtgesänge[1])", in welchen er das Leben Moses' dichterisch verherrlichte. Seine Moseïde ist durch die Großartigkeit des Entwurfes und die Gediegenheit der Ausführung in gleicher Weise ausgezeichnet. Die reine und klare, fließende und leicht verständliche, in Form und Ausdruck lebhaft an den prophetischen Schwung der biblischen Poesie erinnernde Sprache des Dichters entzückte und begeisterte seine Zeitgenossen und hat bis nach Polen und Italien hin einen mächtigen Einfluß auf die Rückkehr der Schriftsteller zu dem klassischen Sprachgut der Bibel ausgeübt. Diese Epos war das Schwanenlied des greisen Sängers, dem das jugendliche Feuer dichterischer Begeisterung bis in sein hohes Alter erhalten blieb. Er starb als Achtzigjähriger im Jahre 1805 in Hamburg im Hause seiner Tochter.

2. Die Gegner Wesselys.

Wesselys thatkräftiges Eintreten für die Umgestaltung des Jugendunterrichtes bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der jüdischen Aufklärung. Sein gerades und offenes Wort zwang die Juden, zu den Plänen, die für ihre Zukunft geschmiedet wurden, Stellung zu nehmen. Während Mendelssohn

[1]) שִׁירֵי תִּפְאֶרֶת

bei der Wiederbelebung des reinen deutschen Ausdrucks im Munde seiner Glaubensgenossen sich in der günstigen Lage befand, selbst auf unwesentliche jüdische Anschauungen, die nur durch das Herkommen der Masse lieb und wert geworden waren, die zarteste Rücksicht zu nehmen, war Wessely schon durch die Natur seines Unternehmens gradezu genötigt, die Mängel im eigenen Lager nachzuweisen und die Schäden der bisherigen Lehrweise aufzudecken. Mendelssohn konnte harmlos und unbefangen seine scheinbar anspruchslose Leistung neben die alten Thora-Übersetzungen stellen und durfte jedem verständigen Leser ruhig das Urteil über den Wert seiner Arbeit überlassen. Wessely dagegen mußte eben darum, weil er das bisherige Verfahren beseitigen und für gründliche Verbesserungen Raum schaffen wollte, sein Werk eben damit beginnen, daß er die herkömmliche Verwahrlosung bekämpfte und die unumgängliche Notwendigkeit umfassender Neuerungen so deutlich wie möglich zum Bewußtsein brachte. Mendelssohn legte den Lesern eine fertige, schriftstellerische Leistung vor, an welcher sie sich unmittelbar belehren und fortbilden konnten. Wessely dagegen konnte höchstens Pläne und Entwürfe vorführen, deren Brauchbarkeit erst die Zukunft lehren sollte, und mußte noch dazu darauf bedacht sein, unter der im besten Falle gleichgültigen Masse seiner Glaubensbrüder Freunde und Anhänger für diese Pläne zu werben und zu begeistern.

Nichts lag seinem kindlich frommen Gemüte ferner, als die Absicht, dem Geringsten in Israel einen Anstoß zu geben oder gar wehe zu thun. Aber seine Eigenart, mehr der Herzensglut als der kühlen, klügelnden Verständigkeit zu folgen, riß ihn hin und wieder zu unbedachten Worten fort, welche die andersgesinnten ungebildeten Glaubensgenossen tief kränkten und verletzten. Am schmerzlichsten verwundete die Männer der alten Schule die Äußerung, die ihm im Eifer entfuhr, daß ein ungebildeter Talmudist noch viel unnützer und wertloser für die Mitwelt sei als selbst der Leichnam eines gefallenen Tieres. War das Wort auch nur die Umdeutung eines haggadischen Ausspruchs im Talmud, so empfand doch jeder einzelne jener einseitig gebildeten Talmudgelehrten die Anwendung der Bemerkung auf eine ganze Klasse sittlich makelloser und wahrhaft gottesfürchtiger Zeitgenossen wie eine persönliche Beleidigung. Es ist darum nicht zu verwundern, daß

Wessely von den Freunden des Herkommens weit heftiger als Mendelssohn angegriffen wurde.

An der Spitze seiner Gegner stand R. Jecheskel Landau, der Rabbiner von Prag. Als das Oberhaupt der ältesten und größten Gemeinde der österreichischen Kronländer, an deren jüdische Unterthanen Wessely zuvörderst sein Sonderschreiben gerichtet hatte, fühlte er sich in erster Linie verpflichtet, Rede zu stehen und die Zumutungen der Aufgeklärten zurückzuweisen. Dazu kam, daß er hoffen durfte, seine Äußerung über religiöse Dinge werde bei der überwiegenden Mehrzahl der Glaubensgenossen schwer ins Gewicht fallen. Besaß er doch damals bereits einen in weiten Kreisen gefeierten Namen. Seine durch glänzenden Scharfsinn und umfangreiche Belesenheit ausgezeichneten halachischen Neuigkeiten wurden von den Talmudgelehrten als ein Meisterwerk angestaunt, und nicht wenige Ergebnisse seiner Untersuchungen sind bis auf den heutigen Tag von maßgebender Bedeutung für die halachische Praxis geblieben. Nur mangelte es ihm, bei all seiner gerühmten Menschenkenntnis und bei all seiner anerkannten Gewandtheit im Umgang und in der Führung seiner Rabbinatsgeschäfte, an jeglichem Verständnis für die Weltbegebenheiten und für die Kulturaufgaben, an deren Lösung das achtzehnte Jahrhundert eifrig arbeitete. So kam es, daß ihn die plötzliche Gunst und Gnade des Wiener Hofes und die unerbetenen Ratschläge der Berliner Bildungsfreunde in gleicher Weise mit argem Mißtrauen erfüllten.

Das grelle Licht, welches unvermutet in das mittelalterliche Dunkel des Judenviertels fiel, mußte auf seine Bewohner wenigstens im ersten Augenblicke nicht sowohl erleuchtend als vielmehr blendend und verwirrend wirken. Die der Liebe und des Erbarmens Entwöhnten, die vielmehr daran gewöhnt waren, fußfällig dafür zu danken, daß man sie nicht totschlug, und daß man ihnen gestattete, wenigstens im Geheimen den Gott der Väter zu verehren, konnten es nicht fassen und begreifen, daß der Kaiser wirklich aus reiner Menschenliebe sich entschlossen haben sollte, sie aus ihrem tiefen Elend zu den lichten Höhen menschenwürdigen Daseins emporzuheben. Und da das nächstliegende ihnen schier unglaublich schien, so grübelten sie immer weiter darüber nach, was wohl die Obrigkeit in Wahrheit gegen sie im Schilde führen mochte. Bald hielten sie sich davon überzeugt, die Regierung gehe nur darauf aus, nach-

dem die Mittel der Strenge, die sie zum Abfall von der Gotteslehre zwingen wollten, vergeblich angewendet seien, sie auf dem Wege der Liebe und Milde zum Treubruch gegen die ererbte Wahrheit zu bewegen. Und war diese Vermutung richtig, so begriffen sie nicht, wie die verblendeten Brüder in Berlin den gefährlichen Fallstrick übersehen und sich unterfangen konnten, dem heuchlerischen Unternehmen Vorschub zu leisten. Und selbst wenn die eigene Auffassung falsch und die der Gegner zutreffend war, wie durften die Aufgeklärten sie mit solcher Ungebühr und Überhebung anzureden wagen? Wie durften sie mit so rücksichtsloser Heftigkeit die hergebrachte Unterrichts- und Erziehungsweise angreifen, welche nachweislich in den letzten Jahrhunderten so herrliche Früchte gezeitigt hatte? Wandelte nicht die große Masse in Tugend und Gottesfurcht? War das jüdische Haus nicht eine Stätte des Friedens und des Glückes, gewann die jüdische Jugend in den vorhandenen Lehranstalten nicht eine mehr als ausreichende Vorbildung für das religiöse Leben? War nicht mit Recht zu befürchten, daß das weltliche Wissen den Sinn verweltlichen und das religiöse Leben verflachen würde?

Diese ernsten Bedenken und Befürchtungen setzte R. Jecheskel Landau von der Kanzel herab seiner Gemeinde auseinander. Er warnte eindringlich vor den Verlockungen der Aufgeklärten und bedrohte jeden, der nichtsdestoweniger von den Gegnern sich verleiten ließe, mit dem Banne. Zugleich erbat er sich brieflich den Beistand der angesehensten Rabbiner Deutschlands und Polens und beschwor die Amtsgenossen, seinem Banne beizutreten. In der That flammte hie und da der Fanatismus heftig auf. In Lissa, das damals noch zu Großpolen gehörte, wurde Wesselys Sendschreiben nebst seinen anderen Büchern öffentlich verbrannt. Selbst in Berlin machte der Rabbiner Miene, sich dem Banne anzuschließen. Aber die Freunde Mendelssohns, besonders Friedländer und seine Verwandten, die den aufgeklärten Staatsmännern der Residenz nahe standen, überredeten ihn schließlich, die friedliche Erklärung abzugeben, daß die preußische Regierung jedem gestatte, öffentlich seine Meinung frei zu äußern, und daß es unbillig sein würde, den Gegner mit anderen als mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Diese Antwort war für den Verlauf des Streites

von Ausschlag gebender Wichtigkeit. Die übrigen deutschen Rabbiner enthielten sich nunmehr jeder öffentlichen Meinungsäußerung, nachdem am Sitze der angeblichen Ketzerei kein Anlaß zum Einschreiten gegen die Widersacher genommen war.

Wessely selber beeilte sich in drei weiteren Sendschreiben, die erbitterten Angriffe seiner Feinde ruhig und milde zu widerlegen und die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen nachzuweisen. Er teilte die zustimmenden Erklärungen mit, die er von Triest, Venedig und aus anderen Gemeinden erhalten hatte, und gab sich redlich Mühe, jeden Anlaß, seinem Freimut zu grollen, aus dem Wege zu räumen. Bald konnten sich die Juden auch bei der Ausführung und Handhabung des Toleranz-Ediktes von den wahrhaft wohlwollenden Absichten der Regierung überzeugen. Allmählich entstanden teils durch die Opferfreudigkeit reicher Glaubensgenossen, teils durch die thatkräftige Unterstützung der Obrigkeit, einzelne Lehranstalten, die die neuen Erziehungsgrundsätze zur Anwendung brachten und junge Leute heranbildeten, die sich im Leben als nützliche Menschen und fromme Juden bewährten. Dadurch schwanden die Mißverständnisse mehr und mehr, und die Abneigung der Gemüter gegen die neuen Anschauungen wurde zusehends schwächer. Freilich gingen immer noch etliche Jahrzehnte ins Land, bis die träge Masse in die neue geistige Bewegung hineingerissen wurde. Erst nachdem durch den überraschenden Gang der Weltereignisse die freisinnigen Staatsmänner auf den genialen Gedanken gekommen waren, die unteren Schichten der Bevölkerung durch die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht körperlich, geistig und sittlich zu heben, führte der wohlthätige Zwang, welchen die Regierungen auch auf die jüdischen Unterthanen auszuüben für nötig fanden, den endgültigen und entscheidenden Sieg der Bildung und Aufklärung bei den Juden herbei. Seit jenen Tagen des politischen Aufschwunges folgten sie mit wachsender Begeisterung überall im europäischen Westen der Fahne des geistigen Fortschrittes, und der frisch aufblühende preußische Staat sah bald innerhalb seines Gebietes die ersten Ernten der jüdischen Wissenschaft reifen. Jenseits seiner Grenzen aber, in den weiten Ebenen des slavischen Ostens, woselbst eben damals das mächtige polnische Reich nach langem Siechthum langsam dahinstarb, ging kaum ein einziges Samenkorn

des neuen Geiſtes zu geſundem und fröhlichem Wachstum auf. Dumpfe Teilnahmloſigkeit und ſchlaffe Verzagtheit hielten mit beängſtigendem Druck die Geiſter und Gemüter der Nation umfangen und übten ihre lähmende Wirkung auch auf die Juden aus.

3. Die grundſätzlichen Feinde der Aufklärung. Die Chaſſidim.

Dieſelben grundlegenden Geſetze, welche der Geiſt des Sterblichen im Leben der Natur wahrnimmt, offenbaren ſich auch im geſchichtlichen Leben der Menſchheit. Wie das mächtige Himmelsgeſtirn ſtets nur einen Teil des Erdballes erleuchtet und erwärmt, ſo erweckt die Sonne des Geiſtes immer nur einen erleſenen Bruchteil der Menſchheit zu ſchaffensfreudiger Arbeit am Fortſchritt der Erkenntnis und Geſittung. So geſchah es auch, daß, während im achtzehnten Jahrhundert die Morgenröte eines neuen Tages über dem Weſten Europas aufging, ſich gleichzeitig die Finſternis verdichtete, die über dem Oſten des Erdteils lag.

Dem regen geiſtigen Leben, welches die europäiſchen Kulturvölker durchſtrömte, ſtand die polniſche Nation völlig fern. Die ſtaatsbürgerlichen Rechte und alle Staats- und Kriegsämter waren im Alleinbeſitz des durch Genußſucht entarteten Adels. Neun Zehntel der Einwohner waren hörige Bauern, die rechtlos der Willkür ihrer Machthaber preisgegeben waren. Die zahlreiche Judenſchaft mußte, ſo weit ſie nicht dem Handwerke und Gewerbebetrieb oblag, dazu herhalten, im Intereſſe der adligen Herren den gemeinen Mann durch Wucher und Branntwein zu verderben. Die Macht des Wahlkönigtums ſchrumpfte mehr und mehr zu einem Schattenbild zuſammen. Jede Erledigung des Thrones gab neuen Anlaß zur Erweiterung der Adelsrechte und zur Minderung der Königsgewalt. Das unbeſchränkte Einſpruchsrecht gegen die Verhandlungen, das jedem einzelnen Reichsboten zuſtand, machte den polniſchen Reichstag zum Schauplatz erbitterter Parteikämpfe und zügelloſer Unordnung und zum Geſpött und Gelächter der ganzen Welt.

Der zunehmende Verfall der Staatseinrichtungen wirkte zerſetzend auch auf die anderen Gebiete des öffentlichen Lebens. Dieſelbe Unbotmäßigkeit und Zuchtloſigkeit, die den Reichstag zu Grunde

richtete, vernichtete auch die treffliche Gemeindeverfassung, die bei den polnischen Juden zu herrlicher Blüte gelangt war. Die Vierländer-Synode, deren Beschlüsse noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als maßgebend und verbindlich für alle Gemeinden des Reichs galten, verlor zusehends an Macht und Einfluß. Die Vertreter der einzelnen Landschaften wurden durch die örtlichen Versammlungen, die allmählich üblich geworden waren, verpflichtet, die Sonderinteressen ihrer Bezirke, selbst auf Kosten des Gesammtwohls, zur Geltung zu bringen. Derartige Vorgänge gaben zu Zwist und Hader Anlaß und brachten es endlich so weit, daß der König Stanislaus August im Jahre 1764 den Gemeindeverband aufhob und den ferneren Zusammentritt der Synoden endgültig untersagte.

Wie die inneren Wirren die Einheit und den Gemeinsinn in allen Schichten der Bevölkerung untergruben, so vernichteten die fortwährenden Kriege mit den Kosaken, Schweden, Russen und Türken, die seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das unglückliche Land heimsuchten, den Wohlstand der Unterthanen und zerstörten den Sinn für jedes höhere, geistige Streben. Selbst die Großen des Reiches erwarben bei den damals modernen Reisen ins Ausland, besonders nach Frankreich, höchstens eine oberflächliche Kenntnis des bewegten Geisteslebens ihrer Zeit. Die große Masse der Nation schmachtete unter dem harten Druck der Leibeigenschaft in einer Unwissenheit, welche nahezu jegliche Spur der Denkkraft auslöschte und vertilgte. Die einzigen, die bei allem Elend mit Fleiß und Eifer ununterbrochen ernsten Studien oblagen, waren die Juden. Niemals und nirgends besaß die große Masse der jüdischen Bevölkerung ein höheres Durchschnittsmaß von Kenntnissen auf dem Gebiete des schriftlichen und mündlichen Gesetzes, als gerade damals in Polen. Es gab keinen Familienvater, der seine Söhne nicht wenigstens in den Elementen des religiösen Wissens unterweisen ließ, und die Elemente umfaßten nicht nur das Verständnis der Gebete und der Thora im hebräischen Urtext, sondern auch die Kenntnis von Raschis Erläuterung zum Pentateuch, und die Fähigkeit, leichte Stellen des Talmuds und der halachischen Gesetzbücher im Zusammenhange aufzufassen. Freilich hörte dieser Unterricht mit dem Beginn des vierzehnten Lebens-

jahres auf. Aber jede irgend ansehnliche Gemeinde hielt es für ihre Ehrenpflicht, zur religiösen Fortbildung ihrer Mitglieder ein Lehrhaus zu unterhalten[1]).

Hier trafen sich allabendlich die Branntweinbrenner, Geldwechsler, Handwerker und Gewerbetreibenden und hörten den Vorträgen aus den Schriften mittelalterlicher Moralisten und Bibelerklärer zu, oder disputirten mit Gewandtheit, Witz und Schlagfertigkeit bald über schwierige Stellen in Maimunis Gesetzbuch, bald über den räthselhaften Sinn der wortkargen Bemerkungen, mit welchen R. Abbele Gombiner den Schulchan Aruch geziert hatte.

Allein dem hellen Lichte gebrach es nicht an tiefem Schatten. Denn die also gezeitigte Geistesblüte war keineswegs eine gesunde und lebenskräftige Frucht menschlichen Strebens und Ringens. Eng und beschränkt wie der Wirkungskreis, der dem polnischen Juden vergönnt war, mußte auch sein Bildungsziel werden. Was frommte ihm, der an die Scholle gefesselt war, das Wissen von den Ländern der Erde und ihrer Einteilung? Wozu sollte er, dem schon im Heimatslande die Ansiedlung in gewissen Gegenden verboten war, dem ganze Königreiche den Aufenthalt versagten, in seinem Herzen die unstillbare Sehnsucht nach der Schönheit und Anmut von Berg und Thal, von Feld und Wald in fernen Ländern erwecken und lebendig erhalten? Wozu sollte er, der wie ein rechtloser Knecht behandelt wurde in dem Lande, das ihm heilig war, weil daselbst seine Wiege gestanden, weil in seinem Staube seit Jahrhunderten seine frommen Ahnen die letzte Ruhe gefunden, wozu sollte er, der nirgends auf Erden die Rechte eines Bürgers gewinnen konnte, sich bemühen, Kenntnisse zu erwerben von den Thaten der Menschen, von der Verfassung ihrer Staaten, von ihrer Theilnahme an der Culturarbeit der Menschheit? Nirgends in seiner Umgebung entdeckte der Jude, der in Polen daheim war, Sinn für schöne Form und wohlgefällige Ordnung. Was Wunder, wenn auch er seine äußere Erscheinung, seine gesellschaftliche Haltung, seine Sprechweise und seinen sprachlichen Ausdruck verwahrlosen und verwildern ließ? Grammatik und Stilistik wurden als Gegenstände des Unterrichts von ihm nicht blos vernachlässigt, sondern sogar gradezu ver-

[1]) Vergl. S. 306 f.

achtet. So lagen alle Zweige des Wissens, die sich auf das Leben im Staate erstreckten, außerhalb des Kreises seiner geistigen Interessen.

Nur auf einem einzigen Gebiete, nur innerhalb des Gottesreiches auf Erden, welches für ihn mit dem Glaubensverband des Judentums zusammenfiel, fühlte er sich als ein freier Mensch und als ein gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft. Das Wissen von Gott und seinem Gesetze war darum das einzige Ziel seines geistigen Strebens; der Wunsch und die Geschicklichkeit, die Gebote Gottes richtig und pünktlich auszuführen, die einzige Aufgabe seines sittlichen Eifers. Was darf man thun, was muß man unterlassen, um zur Gottseligkeit zu gelangen? — das war die große Frage, die den Mittelpunkt alles Denkens und Wollens bildete. Alle Vorgänge in der Natur und alle Ereignisse in Stadt und Land waren für den Juden nur der gleichgültige äußere Rahmen dieses gottgefälligen Lebens. Die ganze Welt der Erscheinungen unterwarf er nur zu dem Zweck einer Prüfung und Untersuchung, um zu erfahren, inwiefern sie erlaubte und unerlaubte Genüsse darbieten[1]). Dadurch verknöcherte sich schließlich das ganze Leben zu einer Summe von klar, nüchtern und verständig geordneten, vorschriftsmäßigen Thaten und Gefühlen, welche die Zeit ausfüllten und den Verstand beschäftigten, ohne das Herz zu erheben und das Gemüt zu befriedigen. Eine unklare Sehnsucht nach Vertiefung des ganzen religiösen Lebens beherrschte weite Kreise der jüdischen Bevölkerung und rang nach lebendigem Ausdruck. Übersättigt von der kalten Klügelei des Verstandes und erschreckt durch die dürre und öde Vernünftigkeit ihres Daseins lechzten sie nach einem Leben, erfüllt von religiöser Inbrunst und ächter Herzensglut. Ungleich wichtiger und wertvoller als eine mühsam ergrübelte halachische Neuigkeit erschien ihnen eine kurze Andachtsstunde, die mit dem wonnevollen Schauer der Begeisterung das Gemüt erschütterte und läuterte, und ein in gläubiger Herzenseinfalt geübtes Werk flößte ihnen bei weitem größere Ehrfurcht ein, als ein mit Fleiß und Scharfsinn zusammengeschriebenes halachisches Werk.

Die also vorbereitete Masse fand ihren Führer und Fahnenträger um dieselbe Zeit, in welcher Mendelssohn in Deutschland

[1]) Vergl. S. 309.

die erſten Triumphe feierte. Damals lebte in Polen R. Israel Baal-Schem oder BeSchT[1]) aus Miedzyboß (in Podolien, geb. etwa 1698, geſt. 1759), ein einfacher und wenig kenntnißreicher Mann, deſſen Thaten, Sitten und Anſchauungen muſterhaft und maßgebend wurden für die überraſchend große Zahl von Anhängern, die ihm faſt mühelos und ohne ſein Zuthun zufielen. Über ſeinen Lebensgang iſt wenig bekannt. Nur ſoviel wiſſen wir, daß die verzückte Andacht ſeines Gebetes Aufſehen erregte, und ihm allmählich den Ruf eines Heiligen erwarb. Die im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens täglich wachſende Schar ſeiner Bewunderer traute ihm die Fähigkeit zu, mit Hülfe der Kabbala Kranke zu heilen, böſe Geiſter zu bannen, und lebendig in den Himmel zu ſteigen, um geheimnisvolle Offenbarungen in Empfang zu nehmen.

Es lag keineswegs in ſeiner Abſicht, eine Spaltung des rabbiniſchen Judentums hervorzurufen. Er lebte vielmehr in allen weſentlichen Stücken ſtreng nach den Vorſchriften und Grundſätzen, welche Geſetz und Herkommen den frommen Juden vorſchrieben, und war auch inſofern ein Kind ſeiner Zeit, als er, wie die Tüchtigſten ſeiner Zeitgenoſſen in den Ländern des europäiſchen Oſtens den Sohar und die kabbaliſtiſchen Schriften Iſaak Lurja's mit ihren tiefſinnigen Geheimniſſen und ihren eitlen Träumereien nahezu ebenſo hoch und heilig hielt, wie die Bibel und die halachiſchen Geſetzbücher. Um ſo verhängnisvoller und verderblicher wirkte er dagegen unwillkürlich mittelbar durch den Zauber, den ſeine Perſönlichkeit auf ſeine verblendeten Anhänger ausübte. Jede ſeiner Mienen, jedes ſeiner Worte bewunderten ſie als einen Ausfluß göttlicher Weisheit. Sein Rat in weltlichen Dingen galt ihnen wie ein göttliches Gebot als Richtſchnur für ihr Leben, ſein Segen und ſeine fromme Fürbitte als eine unverbrüchliche Gewähr zeitiger und ewiger Glückſeligkeit. Sie nannten ihn den Zaddik[2]), „den Tugendhaften" und betrachteten ihn, in kraſſem Widerſpruch

---

[1]) בַּעַל שֵׁם oder בַּעַל שֵׁם טוֹב (= בעש״ט), wörtlich: der Meiſter des Namens oder der Meiſter des Namens des Allgütigen, d. h. der Meiſter, der den heiligen Gottesnamen zu Wunderwerken zu gebrauchen verſteht.

[2]) צַדִּיק

zu den Grundlehren unserer heiligen Religion, etwa nach dem Vorbild der Verehrung, welche ihre nichtjüdische Umgebung vorschriftsmäßig dem höheren und niederen Klerus zu zollen verpflichtet war, als eine Art Mittelsperson zwischen Gott und dem Menschen. Diese unerhörte Stellung, welche der gedankenlose Troß ihm freiwillig zuwies, wußten seine verschlagenen Jünger und Nachfolger zu ihrem persönlichen Vorteil zu befestigen und auszubeuten.

Sie forderten von ihren Gläubigen, die sich bald Chassidim[1]) d. h. die Frommen, die Gottesfürchtigen nannten, angeblich im Sinne des Meisters unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Oberhauptes und lehrten, daß allein durch blinden Gehorsam gegen den Zaddik, der „das Fundament der Weltordnung[2])" sei, die Vollkommenheit der Seele errungen werden könne. Schon durch das bloße Gespräch mit ihm werde der gemeine Mensch zu Gott emporgehoben. Es sei darum eine heilige Pflicht ihn aufzusuchen, ihn zu ehren und reich zu beschenken, besonders aber die Festtage in seiner beglückenden Nähe zu verleben. Im Übrigen müsse jeder Gesinnungsgenosse sich auszeichnen durch felsenfestes Gottvertrauen, durch fromme Ergebung in den Willen der Vorsehung, durch eine unerschütterliche Heiterkeit des Gemütes und durch rücksichtslose Bekämpfung aller Hindernisse, die geeignet sind, das Gleichmaß der Seele zu stören Nicht Scharfsinn, nicht Gelehrsamkeit, nicht Wissenschaft führen zur wahren Weisheit und zur Erkenntnis Gottes. Nur einen Weg gebe es zu diesem Ziele: die Andacht und die Inbrunst des Gebetes. Jede quälende Sorge, jeder störende Gedanke, jeder Anlaß zur Unruhe müsse überwunden werden, wenn die Seele auf den Fittichen des Gebetes sich frei emporschwingen solle zu ihrem Schöpfer. Wolle dann trotz ernster Bemühung die Richtung der Gedanken und Gefühle auf den Inhalt des Gebetes nicht gelingen, so empfehle es sich, die Aufmerksamkeit durch lautes Sprechen und Singen, durch starke Gebärden und heftige Bewegungen des Körpers zu erzwingen, ja selbst mit Hilfe berauschender Getränke die Sorgen zu verscheuchen.

Dieses sonderbare Gemisch von erhabenen Gedanken und verwerflichen Grundsätzen brachten die Jünger Besch't's in Umlauf und

[1]) חֲסִידִים

[2]) Spr. Sal. 10, 25.

sahen die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen täglich wachsen. Mit der Zunahme der Anhänger teilte sich der Gesammtverband in einzelne Bezirke, von denen jeglicher bald seinen besonderen Wundermann als Oberhaupt anerkannte und abgöttisch verehrte. Die meisten Würdenträger gelangten schnell zu fürstlichem Reichtum, und einzelne verstanden es sogar, die einträgliche Stellung in ihrem Hause erblich zu machen. Sie erhielten das verblendete Volk in sklavischer Abhängigkeit und gewöhnten es an thörichten Aberglauben und tiefe Unwissenheit. Durchaus fruchtlos und unwirksam blieben alle Anstrengungen und Bemühungen, welche die polnischen Rabbiner, und allen voran der wegen des Umfangs und der Tiefe seiner Gelehrsamkeit und wegen seines erstaunlichen kritischen Scharfblickes viel bewunderte und mit dem Ehrennamen „Gaon" ausgezeichnete R. Elia Wilna (1720—1797), machten, um dem Unwesen der Wundermänner zu steuern. Vergeblich belegten sie die Anhänger der neuen Richtung mit dem Banne. Da es ihnen an der Kraft und Klarheit gebrach, das Übel an der Wurzel anzugreifen und der Kabbala grundsätzlich jeden Einfluß auf die religiöse Praxis zu versagen, mußten sie ihre halben und unentschlossenen Maßregeln an der trefflichen Organisation und dem erstaunlichen Opfermut ihrer Gegner kläglich scheitern sehen. Dazu kam, daß eben um jene Zeit das polnische Reich gänzlich in Trümmer ging und die Sorge wegen der Umgestaltung des äußeren Lebens unter dem neuen Landesherrn für längere Frist die Aufmerksamkeit von den inneren Wirren ablenkte. In diesen Tagen des Verfalles erstarkte der Chassidismus in denjenigen polnischen Landstrichen, die unter russische und habsburgische Herrschaft gelangten. Nur in den polnischen Provinzen Preußens schlug er niemals feste Wurzel, weil daselbst die Regierung für die Bildung und Aufklärung der höheren und niederen Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise eifrig und unabläßig Sorge trug. Auch in den Nachbarländern wird seine Stunde schlagen, wenn in ihnen der Volksunterricht zur Blüte gelangt sein wird. Die ersten Früchte einer solchen durch die Obrigkeit gepflegten Entwicklung sehen wir in der Gegenwart in Galizien reifen.

4. Die ersten Schulen. Beginn der Emancipation.

In denselben Jahrzehnten, während welcher das polnische Reich seinem Untergang entgegenging, erlebte Deutschland die glänzende Blütezeit seiner klassischen Litteratur. Durch unvergleichliche Großthaten des Geistes erweckten die Dichter und Denker im Herzen der deutschen Nation die Begeisterung für die höchsten Ideale der Bildung und Freiheit. Dem segensreichen Wirken Moses Mendelssohns hatten es die deutschen Juden zu verdanken, daß sie Verständnis für diesen geistigen Aufschwung und zugleich die Fähigkeit erhielten, an dieser ernsten Culturarbeit teilzunehmen.

Seine Freunde und Jünger ließen sich, wie wir bereits wissen, von der richtigen Erkenntnis leiten, daß die Wiedergeburt des jüdischen Geistes mit der Umgestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens beginnen müsse. Nach dem Muster der von David Friedländer in Berlin begründeten Freischule entstanden allmählich ähnliche Lehranstalten in anderen Städten Deutschlands[1]). Zur besonderen Genugthuung gereichte es den preußischen Juden, daß der aufgeklärte und menschenfreundliche Graf Hoym, der Mendelssohn sehr verehrte und mit ihm in brieflichem Verkehr stand, im Jahre 1792 in Breslau die Königliche Wilhelmsschule ins Leben rief und sie dauernd unter staatliche Oberaufsicht stellte. Aber das Beispiel des hochverdienten Staatsmannes, welcher nach der damaligen preußischen Verfassung die Provinz Schlesien als ein selbstständiges Verwaltungsgebiet regierte, fand in den übrigen Gebieten des preußischen Staates keinerlei Nachahmung. Mit bewährter Bedächtigkeit und Umsicht sorgten vielmehr in den anderen Landesteilen die Behörden dafür, daß die Bevölkerung in langsamer und stetiger Entwicklung den neuen Zuständen entgegenreife. Besonders warnte vor jeglicher Überstürzung der augenscheinliche Mißerfolg, den die hochherzigen Reformen des edlen Kaisers Joseph II. in den österreichischen Landen erfuhren. Sie scheiterten an der unvermittelten Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie vorgeschlagen wurden

[1]) Es entstanden 1799 die Freischule (später Franzschule) in Dessau, 1801 die Jacobson-Schule in Seesen, 1804 des Philanthropie in Frankfurt a. M., 1807 die Samson-Schule in Wolfenbüttel.

und an der Unfähigkeit der überraschten Judenschaft, den Wert des wohlwollenden Geschenkes richtig zu schätzen und zu würdigen.

Um so leuchtender ging jenseits des Oceans die Sonne der Freiheit für die moderne Menschheit auf. In Nordamerika wurde in jenen Tagen zum ersten Male die völlige Gleichberechtigung aller Bürger des Staates ohne Unterschied des Glaubens und der Herkunft als ein Grundsatz der Staatsverfassung verkündet und zu allererst die frohe Aussicht, welche von den Wortführern der französischen Aufklärung allen bedrückten Gemütern eröffnet worden war, zur Wahrheit gemacht. Mit freudiger Genugthuung lauschten, namentlich die Juden der fröhlichen Botschaft, welche grade in der Morgenstunde ihres neuen Daseins aus Frankreich herübertönte. Die französischen Helden des Wortes und der Feder und deren zahlreiche Anhänger in den Culturstaaten der alten und neuen Welt erschienen ihnen als natürliche Bundesgenossen in dem nunmehr beginnenden Kampf gegen mittelalterliche Vorurteile und verjährte Mißbräuche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Allein so begründet und berechtigt das Ziel der allgemeinen Geistesrichtung war, so betrübend waren einzelne Erscheinungen, die sie begleiteten. Die Natur des Kampfes gegen das eingewurzelte Unrecht brachte es mit sich, daß in den Gemütern die Ehrfurcht vor den geschichtlich gewordenen Mächten aufs tiefste erschüttert wurde. Die kalte und nüchterne Vernünftelei des gesunden Menschenverstandes, welcher jetzt alle Erscheinungen des Lebens ohne Unterschied beherrschen und durchdringen sollte, wirkte lähmend und zersetzend auf die naive Herzensinnigkeit, mit welcher Christen und Juden an tausenderlei durch Alter und Herkommen liebgewordenen Sitten und Anschauungen hingen Es fehlte jenem Geschlecht die rechte Würdigung der unüberwindlichen Macht, welche geschichtlich gewordene Verhältnisse auf den Menschen ausüben. Unter den Juden verstanden es höchstens Mendelssohn und sein Freund Wessely, die rückhaltlose Hingabe an die geistigen Bestrebungen der Gegenwart mit der unwandelbaren Treue gegen die religiösen Anschauungen der Väter innig zu vermählen. Die Übrigen verschmähten nicht nur die bisherige verwilderte Weise des Unterrichts und der Erziehung, die kauderwelsche Mischsprache, den geschmacklosen Sprachton und die verwahrloste äußere Haltung,

sondern sie erlaubten sich auch, bald öffentlich, bald im Stillen selbst berechtigte und im Gesetz und Herkommen begründete jüdische Eigenheiten zu verachten und zu verspotten, wofern sie dem modernen ästhetischen Sinn ihrer Meinung nach widerstritten oder der gesellschaftlichen Verschmelzung mit den Andersgläubigen hindernd im Wege standen. Schon gab es eine stattliche Anzahl jüdischer Familien in Berlin und Königsberg, deren Mitglieder sich durch eine vorzügliche schöngeistige Bildung auszeichneten, in deren Kreisen aber auch überängstlich jedes Wort und jede Miene vermieden wurde, die an den jüdischen Ursprung erinnern konnte. Ja in Berlin wurden sogar die Salons geistvoller Jüdinnen gradezu die Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft, und die bedeutendsten Männer jener Tage, wie die Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Schleiermacher und andere bewegten sich mit Vorliebe in denselben, zu ernstem und heiterem Schaffen Anregung gebend und empfangend.

Diese ungewohnten Vorgänge in den Häusern gebildeter Glaubensgenossen wirkten berauschend und entzückend auf die Berliner Juden, die dergleichen sahen, und auf die Bewohner der Provinz, die davon hörten, und es erwachte in ihnen der Drang, gleicher Ehren teilhaftig zu werden. Die Sehnsucht, in die Gesellschaft einzutreten, wurde dadurch für eine große Anzahl blinder Nachahmer der einzige Zweck, um dessentwillen sie sich beeiferten, ein gewisses Maß von Bildung im Fluge zu erhaschen. Die vernünftige Reihenfolge der Thatsachen umkehrend, begannen sie im Gegensatz zu Mendelssohn, der aus reinem Wissenstrieb sich zuerst gebildet und dann auf Grund seines Wissens Ansehen, Achtung und Einfluß gewonnen hätte, damit, daß sie, um den Schein der Aufklärung und Vorurteilslosigkeit sich zu erwerben, mit dem Gewande und der Sprache der Väter achtlos auch viele Grundsätze von sich warfen, welche das Wesen und den Kern des Judentums ausmachen. Haltlos drängten und hasteten diese Halbgebildeten vorwärts, ermuntert durch das allgemeine Streben jener Zeit, die Autorität der Überlieferung, wo immer sie sich geltend machte, zu vernichten. Der große Meister aber hatte klar und sicher die gegebenen Unterschiede der Religionen und Nationen als von der Vorsehung mit weiser Absicht eingesetzte Ordnungen auf-

gefaßt, und die Unmöglichkeit, sie in absehbarer Zeit zu verschmelzen, deutlich erkannt. Einzelne seiner Jünger aber waren, vom Zeitgeiste verblendet, bereit und erbötig, die Vergangenheit zu opfern, um die Zukunft zu gewinnen. Nahm doch sogar einer der verdientesten von ihnen, der nüchterne und besonnene David Friedländer, in jenen Tagen keinen Anstand, ein „Sendschreiben einiger Hausväter jüdischer Religion" an den allgemein hochverehrten Probst Teller zu richten und darin dem christlichen Gottesgelehrten einen Vorschlag zu machen, welcher einen verblüffenden Mangel von Einsicht und Urteilsfähigkeit auf religiösem Gebiet verrät. Er glaubte in seiner unendlichen Naivetät, daß das Judentum und das Christentum sich leicht und bequem mit einander versöhnen ließen, wenn nur das Eine etliche Ceremonien, das Andere etliche Dogmen, besonders dasjenige von der Dreieinigkeit, aufzuheben sich entschließen könnte. Für die Wegräumung der störenden Ceremonien erklärte er sich bereit zu wirken, wenn der Andere geneigt wäre, auf die Lehre von der Dreieinigkeit zu verzichten, und dadurch auch an seinem Teile zur Vereinigung der Glaubensbekenntnisse beizutragen. Bei allem Freisinn sah der gelehrte Theologe klar die Thorheit des wunderlichen Ansinnens ein und beeilte sich, dem verblendeten Gegner die Augen zu öffnen. Er wies ihn darauf hin, daß die Religionen organisch entwickelte geschichtliche Gewalten seien, an deren geheiligten Einrichtungen der Einzelne keineswegs nach seinem Gelüst bessern und ändern dürfe, und daß derjenige einen Verrat an seinem Glauben begehe, der sich für befugt halte, Vorschriften und Glaubenssätze bloß darum, weil er sie nicht verstehe, für aufgehoben und unverbindlich zu erklären.

Leider reichte diese ernste und wohl begründete Zurückweisung nicht mehr aus, um die Mehrzahl der gebildeten und halbgebildeten Gesinnungsgenossen Friedländers auf den Weg zurückzuführen. Das Ritual-Gesetz hatten sie schon längst bei Seite geworfen. Der Gottesdienst bot ihnen seiner unsympathischen äußeren Formen wegen täglich weniger Erhebung und Erbauung. Dazu kam die Erkenntnis, daß sie die jüdische Sittenlehre beibehalten durften, selbst wenn sie die letzte Scheidewand niederrissen, die sie von der Gesellschaft trennte. Sie wurden darum in großer Anzahl der

alten Fahne treulos und traten, ohne Überzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre, aus rein weltlichen Gründen in Scharen zum Christentum über.

Inzwischen waren die Schreckniſſe der französischen Revolution über Europa hereingebrochen und hatten abkühlend und ernüchternd auf die überschwengliche Schwärmerei vieler unbewachter Gemüter und zahlreicher unklärer und verworrener Köpfe eingewirkt. Alle Welt atmete erst wieder erleichtert auf, als es Napoleon Bonaparte gelungen war, die entfesselten Leidenschaften zu besiegen. Wie ein glänzendes Meteor stieg sein Ruhm als unbesiegter Krieger und unübertrefflicher Staatsmann am europäischen Himmel auf, und alle Völker der Erde lagen im Staube vor seinen beispiellosen Erfolgen. Der allgemeine Taumel ergriff auch die Juden. Ihnen erschien er geradezu wie ein von Gott gesandter Erlöser.

Als er im Jahre 1806, veranlaßt durch vielfache Beschwerden über sie, ein Dekret erließ, in welchem er 110 jüdische Deputirte aus seinem Reiche, welches sich damals vom Tiber bis an den atlantischen Ocean und von den Pyrenäen bis an den Rhein ausdehnte, nach Paris berief, um ihnen darzulegen, daß er die Juden zu nützlichen Bürgern machen, ihre religiösen Anschauungen mit den Pflichten der Franzosen in Übereinstimmung bringen, die Vorwürfe, die man ihnen machte, abwenden, und den Übeln, die sie verursacht, abhelfen wolle, folgten die Gerufenen über alle Maßen beglückt seiner Aufforderung. Die einfachen, dem öffentlichen Leben bisher ganz fernstehenden, zum Teil an kleinliche Verhältnisse gewöhnten Abgeordneten waren verwirrt und betäubt von den glänzenden und feierlichen Formen, mit denen ihr Zusammentritt und ihre Beratungen auf Befehl des Kaisers umgeben wurden. Die Überzeugung, daß der allmächtige Kaiser ihren Beschlüssen die Anerkennung der ganzen Welt erzwingen werde, und die lockende Aussicht, ihren bisher rechtlosen Glaubensgenossen eine gesetzlich geschützte Stellung zu verschaffen, machte sie derartig befangen, daß sie kaum die Würde des Judentums zu wahren vermochten. Indessen ermannten sie sich bald und einigten sich zu der Erklärung, daß „die Franzosen, welche sich zur Lehre Moses bekennen, gesonnen seien, das Gesetz des Landesherrn in bürgerlichen und politischen Angelegenheiten als höchstes Gesetz zu betrachten, so daß,

wenn selbst ihr religiöses Gesetzbuch oder die Auslegung desselben bürgerliche oder politische Andeutungen enthielte, die mit dem französischen Gesetzbuch nicht in Übereinstimmung wären, diese Anordnungen von diesem Augenblick an aufhören würden, ihnen zur Richtschnur zu dienen, weil sie vor allen Anderen das Gesetz des Landes anerkennen und ihm gehorchen müßten". Napoleon wünschte, daß die Juden vom Hausier- und Geldhandel abgelenkt, für den Ackerbau, das Handwerk und den Heeresdienst gewonnen und zu einer zeitgemäßen Erziehung der Jugend angehalten würden. Alle diese Vorschläge erklärten auch die Abgeordneten für empfehlenswert, und ihre Beschlüsse wurden gesetzlich befestigt durch ein sogenanntes Sanhedrin, welches vom Kaiser berufen wurde und aus 46 Rabbinern und 25 Laien bestand. Das bleibende thatsächliche Ergebnis der Verhandlungen war die Consistorialverfassung, die noch heute für die jüdischen Angelegenheiten in Frankreich besteht. Auf Grund derselben ist die jüdische Bevölkerung nach den Departements zu religiösen Gemeinschaften zusammengefaßt, an deren Spitze Consistorien stehen. Diesen Behörden, deren Vorsitzender ein Rabbiner ist, liegt die ganze Leitung und Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten ob. Paris ist der Sitz des Central-Consistoriums, an dessen Spitze ein Oberrabbiner steht.

Diese Vorgänge in Frankreich gewannen zwar in keiner Weise einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der jüdischen Gesammtheit. Immerhin aber erweckten sie in ihrer Zeit in den Juden des Auslandes, besonders bei denen des deutschen Reiches, die kühnsten Hoffnungen auf die baldige Wiederherstellung ihrer bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Deutsche und holländische Gemeinden schickten Adressen und Abgesandte an den Kaiser Napoleon, um ihn anzuflehen, nunmehr auch für ihre ganze Glaubensgemeinschaft heilvolle Einrichtungen anzubahnen. Namentlich that sich unter den Verehrern des Kaisers der braunschweigische Kammeragent Israel Jakobson hervor, ein gebildeter Mann, der über reiche Mittel verfügte, und es als seine Lebensaufgabe betrachtete, die Lage seiner Glaubensbrüder zu verbessern. All sein Dichten und Trachten war auf die Förderung ihres Wohls gerichtet, und kein Opfer an Geld und Mühe war ihm zu groß, wenn sich ihm die Aussicht bot, ihre Bildung und ihren Charakter

veredeln und ihre gesellschaftliche Stellung heben zu können. Für die Juden seines engeren Heimatlandes errichtete er bereits 1801 in Seesen eine noch jetzt blühende Lehranstalt, die den neuen Anforderungen entsprach. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach Kassel, der Residenz des von Napoleon errichteten kurzlebigen Königreiches Westphalen, und wurde daselbst der Vorsitzende des Consistoriums, das nach französischem Muster errichtet worden war. In dieser neuen und einflußreichen Stellung verband er seinen Eifer für die Verbesserung des Unterrichts mit der Sorge für die Wiederherstellung eines wahrhaft erbaulichen Gottesdienstes. Er wohnte gern den allsabbathlichen Andachtsstunden bei, die er für die Jugend in den Räumen der Kasseler Schule abhalten ließ, und benutzte häufig die Gelegenheit, die Zöglinge in feierlichen Anreden zu belehren und zu erbauen. Für die Pflichtgebete blieb bei diesen Gottesdiensten die hebräische Sprache beibehalten, während daneben auch Gebete und Gesänge in der Landessprache eingeführt wurden. So trat hier zum ersten Male eine Einrichtung ins Leben, welche in den späteren Jahrzehnten heftige Kämpfe zwischen den Freunden des Fortschrittes und den Anhängern des Herkommens hervorgerufen hat. Ein Jahr später erlaubte sich Jakobson noch einen weiteren Schritt, indem er in Seesen einen Tempel erbauen ließ und in demselben als dauernde Einrichtung einen geordneten Gottesdienst mit Orgelklang, deutscher Rede und deutschen Gesängen einführte.

Durch alle diese gewaltigen Umgestaltungen paßte sich das Leben der deutschen Juden mehr und mehr der Bildung und den Sitten des Vaterlandes an. Die Kluft, welche sie bisher durch ihre Erziehung und ihre Lebensanschauungen von ihren Mitbürgern getrennt hatte, war glücklich überbrückt und das nächste Ziel ihres Strebens richtete sich nunmehr vornehmlich darauf, daß ihnen erlaubt werde, als vollberechtigte Söhne des Vaterlandes an der Arbeit für das Gesammtwohl Teil zu nehmen.

Freilich waren hier noch schwere Hindernisse zu besiegen. Es war die Engherzigkeit und der Brotneid der Gilden und Zünfte, die den Juden den Eintritt in ihren Verband versagten, zu überwinden. Es mußte gegenüber der ihnen seit Jahrhunderten aufgezwungenen einseitigen Gewöhnung an die Handelsthätigkeit, in

ihrer Mitte die Abneigung gegen die übrigen Erwerbszweige bekämpft und beseitigt und der Sinn für Ackerbau und Handwerk neu geweckt und belebt werden. Vor allem aber galt es, den Gesetzgeber zu bewegen, daß die kanonischen Unrechtsgesetze gegen die Nichtchristen, die in den meisten deutschen Gebieten noch immer von Staatswegen in vollem Umfange gegen sie zur Anwendung gebracht wurden, endlich außer Kraft gesetzt wurden.

Da ward nach göttlicher Fügung die entsetzliche Not, die durch den Übermut der Franzosen über ganz Deutschland hereinbrach, für die Juden mittelbar der Anlaß zu ihrer Erlösung aus dem tausendjährigen Elend. Als in jenen Jahren des Trübsals das Vaterland die opferfreudigste Hingebung und die schwersten Dienstleistungen von seinen Unterthanen verlangen mußte, wetteiferten die Juden mit den besten Christen um die Palme des Heldenmutes und setzten willig Gut und Blut für das Gesammtwohl ein. Diese in tausend Gefahren geübte Liebe und Treue verscheuchte endlich die verjährten Vorurteile und versöhnte die Herzen mit einander. Als mühsam erkämpfter Preis für die Schmerzen und Leiden, die sie redlich mit den christlichen Landsleuten geteilt, ward ihnen wenigstens in Preußen das Bürgerrecht zu teil. Die weisen Staatsmänner, welche in jener eisernen Zeit Preußens Geschicke lenkten und an seiner Wiedergeburt arbeiteten, sahen ein, daß es zuvörderst ein Gebot der Staatsklugheit und nicht minder eine Forderung der Gerechtigkeit sei, die Kraft und Einsicht von 200,000 fleißigen und betriebsamen Einwohnern zur Mitarbeit an der Förderung des Gemeinwohls zu gewinnen. Indem sie durch das Gesetz vom 11. März 1812 das tausendjährige Unrecht sühnten, leisteten sie einen gleich großen Dienst dem Vaterlande und den Juden. Das Blut jüdischer Väter und Söhne, welches darauf in den Freiheitskriegen auf dem Schlachtfelde vergossen wurde, besiegelte den Bund zwischen den Juden und dem Vaterlande. Als dann nach dem Ende des Krieges die Bevollmächtigten der europäischen Staaten zum Wiener Congreß zusammentraten und die Vertreter Preußens und Oesterreichs beantragten, daß die Juden durch einen Beschluß der Versammlung der Fortbesitz der erworbenen Rechte dauernd gesichert und verbürgt werde, scheiterte ihre wohlwollende Absicht, deren

Verwirklichung sie öffentlich als eine unabweisbare Pflicht der Staaten anerkannten, an dem kleinlichen und engherzigen Widerstand der übrigen Mächte. Die deutsche Bundesakte, die damals zu Stande kam, eröffnete den Juden nicht mehr als die Aussicht auf den vollen Genuß der bürgerlichen Freiheit und sicherte ihnen nur die Erhaltung der ihnen in den einzelnen Bundesstaaten eingeräumten Rechte zu.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit äußerer und innerer Wandlungen.

(1815 bis zur Gegenwart).

Erstes Kapitel.

Der Kampf um die Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte.

Die Emancipation in Deutschland. Gabriel Rießer.

Die Hoffnungen, welche der Bundestag den Juden eröffnet hatte, erfüllten sich für's Erste nicht. Es wurden vielmehr zunächst selbst die als endgültig gegebenen Zusagen nachträglich verkümmert und verkürzt. Das Schlußprotokoll der Wiener Verhandlungen stellte den Juden statt des sicheren Besitzes der in den einzelnen Bundesstaaten erworbenen Rechte nur die Bürgschaft für die ihnen von den einzelnen Staaten verliehenen Gerechtsame in Aussicht. Die scheinbar harmlose Änderung der Präpositionen erwies sich als höchst verhängnisvoll. Mit Hilfe derselben wurde die Rechtsgrundlage der jüdischen Gleichberechtigung in denjenigen Staaten erschüttert und untergraben, welche unter der Fremdherrschaft den französischen Verwaltungsgrundsatz von der unbedingten Rechtsgleichheit aller Bürger ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung zu dem ihrigen gemacht hatten. Die wieder zur Selbstständigkeit gelangten freien Städte Lübeck und Bremen gingen sogar soweit, die Juden, die sich inzwischen nach Recht und Gesetz in ihrem Weichbild angesiedelt hatten, mit rücksichtsloser Gewalt auszutreiben. Andere Staaten, wie Sachsen, Hannover und Mecklenburg gönnten ihnen zwar Luft und Licht, hielten aber mit Strenge die meisten mittelalterlichen Beschränkungen aufrecht. Selbst in Preußen zog die Regierung

einen wesentlichen Teil der in den bösen Jahren gemachten Versprechungen wieder zurück. Die Aussicht auf akademische Lehrämter, die ihnen im Gesetz von 1812 eröffnet war, wurde ihnen geraubt. Sogar der durch persönliche Tapferkeit im Kriege erworbenen Ehrenstellungen und der Ansprüche, die sie auf dieselben nach den gemachten Verheißungen begründen durften, wurden sie wegen ihres Glaubens für verlustig erklärt.

Alle diese Vorgänge waren geeignet, eine den Juden feindliche Gesinnung bei ihren christlichen Mitbürgern hervorzurufen und lebendig zu erhalten. Dazu kam, daß ohnehin damals die Nation in dem stolzen Bewußtsein der soeben glänzend bewährten strotzenden Kraftfülle von einer grenzenlosen Schwärmerei für reines und unverfälschtes Deutschthum erfaßt war, deren Aeußerungen sich feindselig und ausschließend gegen die Mitbürger anderer Abstammung richtete. So sah der deutsche Jude, welcher bereits geglaubt hatte, durch Aufklärung und Bildung ganz und gar in seiner Zeit und in seinem Vaterlande heimatsberechtigt geworden zu sein, sich von Neuem ausgestoßen aus der Gemeinschaft derjenigen Menschen, mit denen er sich auf den wichtigsten Lebensgebieten eins fühlte, und sich auf ein Gebiet zurückgedrängt, dem er sich schon längst entfremdet hatte, und dem er völlig entwachsen war. Das Geschlecht, welches in dem Morgenlichte der jüdischen Aufklärung und Bildung gereift und einzig für die Teilnahme an der vaterländischen Arbeit erzogen war, fühlte sich durch diesen Umschwung plötzlich geistig und sittlich entwurzelt und erblickte in seiner Herzensangst keinen anderen Weg vor sich als den, ohne religiöse Nötigung und mit dem schmerzlichen Bewußtsein der Untreue im Herzen und der Lüge auf den Lippen, den väterlichen Glauben zu verlassen. Um den ihnen durch die Ereignisse angewiesenen und ehrenhaft von ihnen ausgefüllten Platz unter den Mitmenschen ferner zu behaupten, sprachen damals viele begabte Männer öffentlich ein Bekenntnis aus, das sie in ihren eigenen Augen entwürdigte. In ihrem neuen Glauben wurden sie dann tapfere Streiter des „jungen Deutschlands", das gegen diesen schmachvollen Rückschritt der Nation mit allen Mitteln satyrischer und zorniger Beredsamkeit zu Felde zog.

Als darauf das Jahr 1830 von neuem die Fürstenthrone

erschütterte, als die Völker dringender ihr Recht verlangten, und als diese Bewegung auch die Deutschen aus ihrem Schlummer aufrüttelte und sie zu einem neuen Kampfe um die thätige Teilnahme an ihrem Geschick ermutigte, da erstanden auch unter den Juden Männer, welche in dem allgemeinen Rechtskampfe offen für ihre Brüder eintraten.

Der trefflichste von ihnen war Gabriel Rießer, ein jüdischer Rechtsgelehrter aus Hamburg, welcher das Bewußtsein von dem Anrecht an die Emancipation, das seine Glaubensgenossen durch eigene Kraft gewonnen hatten, mit der siegreichsten Beredsamkeit und der unerschütterlichsten, echt deutschen Geradsinnigkeit zum Ausdruck brachte. Wohl war er als der Sohn eines frommen und gebildeten Vaters und als der Enkel des Oberrabbiners seiner Vaterstadt, von glühender Begeisterung für den Lehrinhalt der jüdischen Religion erfüllt. Zu öffentlichem Auftreten aber trieb ihn in erster Linie sein gekränktes Rechtsgefühl. Um den gedrückten Glaubensbrüdern die verkümmerten Menschenrechte zurückerobern zu helfen, erhob er seine Stimme. Gleichheit vor dem Gesetze ohne jeden Vorbehalt und Hintergedanken forderte er für sie von den deutschen Fürsten und Völkern. „Nichts von Rechtfertigungen und Zugeständnissen!“ rief er den Zeitgenossen in seiner Schrift „über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland“ zu. „Man hat nicht das Recht, uns der Unfähigkeit oder Unwürdigkeit zu beschuldigen, während man selbst uns widerrechtlich verhindert, unsere Befähigung und Würdigkeit zu bethätigen. Nichts von Concessionen und Einzelrechten! Sie würden die alte Schmach nur durch neue Demütigung erneuern und verlängern. Das ist eben die Bedeutung, das die Aufgabe unseres heutigen Kampfes, daß wir ohne eine andere Waffe als die der Humanität, ohne einen anderen Stolz, als den der Menschenwürde, allem verjährten Vorurteil, allem Uebelwollen zu begegnen haben. Diese Waffe, dieser Stolz allein müssen unser Gemüt frei und rein erhalten, sowohl von Haß und dauernder Bitterkeit, als von Gedrücktheit und steter Empfindlichkeit . . . .“

„Das Menschenrecht kann uns die Niedrigkeit nicht gönnen, kann die Gewalt uns vorenthalten; aber an Menschenwürde,

an männlichem Bewußtsein, an reiner, ungetrübter, menschlicher Bildung sollen sie uns kein Haar breit rauben . . ."

„Es handelt sich dabei nicht um zu vermehrende Rechte, um zu verringernde Lasten. Wir wollen keine Abgabe erlassen haben, als die der religiösen Lüge. Wir wollen nichts, als daß man uns so behandle, wie wenn wir einen Schritt gethan hätten, gegen den sich unser Gewissen sträubt".

Mit edler Entrüstung eiferte er besonders gegen den Mißbrauch, daß damals die Machthaber die religiöse Ehrlichkeit und Treue der Juden mit Rechtsverweigerung bestraften, während sie den nicht selten aus gemeiner Selbstsucht geschehenen Übertritt zum Christentum mit den höchsten Ehren und Rechten belohnten. „Das ist nicht mehr ein Kampf zwischen Glauben und Glauben", setzte er mit der ihm eigenen Schärfe auseinander, „sondern zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Redlichkeit und Trug, um den es sich handelt. Es ist die Frage, ob der Staat länger auf die Lüge einen Preis setzen soll, die entweder mit der Maske der Heuchelei erscheinen, oder sich nicht die Mühe des Heuchelns geben, und ihre Häßlichkeit offen zur Schau tragen könnte".

Dabei vergaß er im heißesten Kampfe für die Rechte seiner Glaubensbrüder niemals die Liebe zum deutschen Vaterlande und erklärte ausdrücklich: „Bietet mir mit der einen Hand die Emancipation, auf die alle meine innigsten Wünsche gerichtet sind, in der andern die Verwirklichung des schönen Traumes von der politischen Einheit Deutschlands mit seiner politischen Freiheit verknüpft, ich werde ohne Bedenken das letztere wählen".

Wie ein Prophet wandte sich Rießer mahnend, warnend und tröstend an seine Glaubensgenossen, um sie bei der Fahne des Rechts und der Wahrheit festzuhalten. Er ermutigte sie, nichts von ihrem Judentum zu opfern, um nicht die Grundsätze des Rechts für einen augenblicklichen Gewinn aufzugeben. Er bewirkte, daß die deutsche Judenheit mit Würde und Selbstbewußtsein ihre Sache vertrat und jegliche Zumutung, die Emancipation durch religiöse Zugeständnisse zu erkaufen, mit Ernst und Entschiedenheit zurückwies.

Eine seiner vielen Streitschriften, die der Ausführung dieses Grundgedankens, auf den er immer wieder zurückkam, gewidmet

ist, schloß er mit den herrlichen und ewig denkwürdigen Worten: „Die kräftigen Klänge deutscher Sprache, die Gesänge deutscher Dichter haben in unserer Brust das heilige Feuer deutscher Freiheit entzündet und genährt. Wir wollen dem deutschen Vaterlande angehören, wir werden ihm aller Orten angehören. **Es kann und darf und mag von uns fordern, was es von seinen Bürgern zu fordern berechtigt ist; willig werden wir ihm Alles opfern, nur Glauben und Treue, Wahrheit und Ehre nicht. Denn Deutschlands Helden und Deutschlands Weise haben uns nicht gelehrt, daß man durch solche Opfer ein Deutscher wird**[1])".

Und er war ein guter und wahrer Prophet. Die öffentliche Meinung trat auf seine Seite, und als die Stürme von 1848 ausbrachen, war die Gleichstellung der Juden eine der Forderungen, deren Bewilligung die Fürsten der europäischen Culturstaaten sich nicht länger widersetzen konnten.

In Preußen hatte bereits das Jahr 1847 mit den achtzehn verschiedenen Gesetzgebungen, nach welchen bisher die Juden in den einzelnen Landesteilen beurteilt worden waren, gründlich aufgeräumt. Das Gesetz, welches die Regierung am 23. Juli des genannten Jahres mit dem vereinigten Landtage vereinbarte, gab sämmtlichen jüdischen Unterthanen des preußischen Staates die volle bürgerliche Gleichberechtigung und ist noch heute in denjenigen Bestimmungen, die sich auf die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten beziehen, geltendes Recht.

Die gleichen staatsbürgerlichen Rechte erhielten die Juden kaum ein Jahr später, am 6. April 1848, und die dauernde Geltung des entscheidenden Satzes, daß „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte unabhängig von dem religiösen Bekenntnis sein" solle, wurde durch die Aufnahme in die Verfassungs-Urkunde für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 verbürgt.

Bald folgten die übrigen deutschen Staaten mit ähnlichen Verordnungen nach. Nur das Königreich Sachsen und die beiden

[1]) An diesem Grundsatz werden wir und die kommenden Geschlechter getreulich festhalten und uns nicht beirren lassen von der neuen Abart des Judenhasses, der als „Antisemitismus" die rohen Leidenschaften des Neides und der Habgier von neuem gegen uns zu entfesseln sucht.

mecklenburgischen Großherzogthümer hielten noch zwei Jahrzehnte lang einen Teil der beschränkenden Bestimmungen aufrecht. Aber auch dort trat nach der Aufrichtung des norddeutschen Bundes eine grundsätzliche Wandlung ein, als durch das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 für das ganze Bundesgebiet „alle noch bestehenden aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aufgehoben" wurden, und insbesondere festgesetzt wurde, daß die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein solle. In Folge der glorreichen Ereignisse des Jahres 1870, die das neue Reich zu neuer Blüte erstehen ließen, erhielt das Gesetz bleibende Gültigkeit für den ganzen Umfang des Deutschen Reiches.

2. Die Emancipation in den übrigen Culturstaaten.

Ebenso siegreich wie in Deutschland endigten die Kämpfe um die Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Juden in den übrigen Culturstaaten der Welt.

In den weiten Ländergebieten, die dem habsburgischen Kaiserhause unterthänig sind, machte die bürgerliche Freiheit nach dem Tode des edlen Kaisers Josef II. nur sehr langsame Fortschritte. Das Toleranz-Edikt brachte den Juden keinen nachhaltigen Segen. Denn es vermochte nicht zu verhindern, daß noch bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts zahlreiche Gesetze in Kraft blieben, welche die jüdischen Unterthanen bedrückten und im Handel und Wandel beschränkten. Manche Kronländer, wie Steiermark und Oberösterreich, versagten ihnen grundsätzlich die Ansiedlung. In Böhmen, Mähren und Schlesien waren ihnen viele Städte verschlossen. Nicht einmal die Freiheit, die Jahrmärkte mit ihren Waaren zu besuchen, wurde ihnen überall gewährt. In Olmütz durften diejenigen von ihnen, die zum Markte kamen, nur so viel Waaren in die Stadt bringen, als sie auf der Schulter tragen konnten. Nirgends besaßen sie das städtische Bürgerrecht. Grund-Eigenthum durften selbst die wenigen reichen Geldmänner, die durch Erhebung in den Adelsstand ausgezeichnet waren, nur

ausnahmsweise erwerben. In Niederösterreich, und besonders in Wien, mußte sogar der zeitweise Aufenthalt eines inländischen Juden, welcher in einem andern Kronlande ortsangehörig war, durch einen Leibzoll erkauft werden. In Mähren, Schlesien und Galizien war es verboten, christliches Gesinde in Kost und Lohn zu nehmen. Dabei seufzten die Unglücklichen unter der erdrückenden Last schwerer Steuern und Auflagen. Die Fleischtaxe verteuerte ihnen dieses Nahrungsmittel bis auf das doppelte des Marktpreises. Jedes Sabbath- und Festlicht, jedes Jahrzeitslicht am Sterbetage eines teuern Verwandten, jedes Chacknualicht mußte nach bestimmten Tarifen versteuert werden. Besonders hohe Summen waren für die Heirats-Erlaubnis zu erlegen. All dieses vielgestaltige Ungemach wehten die Stürme von 1848 hinweg. Die Verfassung vom 4. März 1849 brachte ihnen die volle Gleichberechtigung mit den Bekennern der christlichen Religion. Zwar trat noch einmal vorübergehend ein Rückschritt ein. Aber die Ereignisse von 1866, welche das Ausscheiden des österreichischen Kaiserstaates aus dem deutschen Reichsverbande zur Folge hatten, bewirkten, daß die Monarchie endgiltig in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat. Das Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 stellte die volle bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung der jüdischen Unterthanen her. Seitdem nehmen die Juden lebhaft und erfolgreich am öffentlichen Leben teil. Sie bewähren sich als tüchtige Beamte im höheren und niederen Dienst des Staates und Heeres und haben auf den Gebieten der Gewerbe, Künste und Wissenschaften manches hervorragende Werk geschaffen.

In Ungarn trat mit dem Jahre 1790 eine geringe Wendung zum Bessern ein. Einige Handwerke wurden den Juden freigegeben, und die Erlaubnis zum Handelsbetrieb wurde in etlichen Stücken erweitert. Im übrigen blieben die mittelalterlichen Zustände unverändert bestehen. In den ungarischen Bergstädten, in Kroatien, Slavonien, Dalmatien und der Militärgrenze war ihnen die Niederlassung gänzlich verboten. Von allen Ämtern und Ehrenstellen im öffentlichen Leben wurden sie ängstlich fern gehalten und mußten allein für das Recht des Aufenthaltes eine unerschwingliche Toleranzsteuer zahlen. Der unglückliche Ausgang

der magyarischen Erhebung in den Jahren 1848 und 1849, an welcher sie mit patriotischer Begeisterung teil nahmen, brachte ihnen neues Leid. Der siegreiche Feldherr Haynau legte ihnen eine schwere Kriegscontribution auf, deren Ertrag beiläufig später als „jüdischer Schulfonds" gesammelt und durch die Gnade des Kaisers zur Begründung und Erhaltung jüdischer Lehranstalten bestimmt wurde. Erst im Staatsgrundgesetz vom Jahre 1867 wurde die volle bürgerliche und politische Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse anerkannt. Auf Grund der neuen Verfassung entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten unter den ungarischen Juden ein reges geistiges Leben. Um die Hebung und Pflege der Bildung und Aufklärung in ihrer Mitte hat sich besonders der edle Baron Eötvös, der bis an sein Lebensende (2. Februar 1870) als Minister des Unterrichts thätig war, unsterbliche Verdienste erworben.

Denselben Weg von Druck und Knechtschaft zu menschenwürdiger Freiheit legten die Juden bald schneller, bald langsamer in den übrigen Gebieten zurück, welche bis zum Beginn der Neuzeit, und teilweise bis an die Schwelle der Gegenwart, in den allernächsten politischen Beziehungen zum deutschen Reich gestanden hatten. In den Niederlanden und Belgien zogen mit dem siegreichen französischen Heere, welches im Jahre 1795 das Land besetzte, auch die Grundsätze des neuen französischen Staatsrechts ein. Von Stunde an traten die Juden in den nicht mehr geschmälerten Besitz der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Die angestammten Herrscher aus dem Hause Oranien, welche nach den Freiheitskriegen die Regierung von neuem übernahmen, hielten die neue Ordnung der Dinge in allen Stücken aufrecht. Den Juden gaben sie eine treffliche Gemeinde- und Schulordnung und gewährten ihnen Raum zur Entfaltung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte. Schon nach wenigen Jahrzehnten standen die Niederländer jüdischen Glaubens ebenbürtig an der Seite der besten Söhne des Vaterlandes, und die höchsten Staatsbehörden bezeugten ihnen bereits im Jahre 1842 ausdrücklich, daß „ihre Zulassung zu denselben politischen Rechten wie die übrigen Staatsbürger die glücklichsten Ergebnisse hervorgebracht habe, und daß

sie sich als treue und loyale Unterthanen selbst in den schwierigsten Lagen ausgezeichnet hätten[1])".

Die völlige Gleichberechtigung der Juden blieb auch in den südlichen Provinzen der Niederlande, die seit 1830 das selbstständige Königreich Belgien bilden, unangetastet. Etwas anders gestaltete sich hier nur die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten. Wie für viele andere Gebiete des belgischen Staatslebens ist auch für die Verhältnisse der Juden hier mehr das französische Vorbild maßgebend geworden. Die Leitung der religiösen Angelegenheiten wurde einem Consistorium übertragen, an dessen Spitze der Ober-Rabbiner steht, der in Brüssel seinen Wohnsitz hat. Dagegen ist die äußere Stellung und die innere Organisation der jüdischen Einwohner des Großherzogthums Luxemburg, welches unter der Herrschaft des oranischen Königshauses bis 1867 einen Bestandteil des deutschen Reiches bildete und seit 1890 unter dem Hause Nassau zu politischer Selbständigkeit gelangt ist, durchaus gleichartig derjenigen ihrer Glaubensbrüder im niederländischen Königreich. Erst seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts haben sich Juden in einzelnen Städten des Ländchens und besonders in der Hauptstadt, angesiedelt. Die ersten Einwanderer stammten aus dem Elsaß und den benachbarten preußischen Gebieten. Mit dem Jahre 1843 sind die jüdischen Bürger zu einem besonderen Rabbinatsbezirk unter der Aufsicht des Landesrabbiners vereinigt, der von Luxemburg aus die religiösen Angelegenheiten leitet.

In Dänemark, dessen Königshaus bis 1864 zugleich die zum deutschen Reiche gehörigen Herzogthümer Holstein und Lauenburg beherrschte, wurden von Alters her die Juden nur ausnahmsweise auf Grund sogenannter Geleitsbriefe zugelassen, in welchen der dauernde Aufenthaltsort, den sie zu nehmen hatten, genau bestimmt war. Für jede Ortsveränderung mußte ein neuer Schutzbrief unter großen Unkosten gelöst werden. In Kopenhagen war nur vermögenden Ansiedlern, die den Besitz von tausend Thalern nachweisen konnten, der Zuzug gestattet, und die

[1]) Jost, neuere Geschichte der Israeliten, 2 Abteilung, S. 122, woselbst die Zeugnisse der Minister des Innern, der Finanzen, der Justiz und des Krieges abgedruckt sind.

Erlaubniß außerdem davon abhängig gemacht, daß der Ankömmling sich verpflichtete „zur Zierde der Stadt" ein Haus zu bauen oder eine Fabrik anzulegen. Geld- und Kleinhandel waren die einzigen erlaubten Handelszweige, denen sie sich widmen durften, bis ihnen vor nunmehr hundert Jahren (1788), früher als irgend wo anders in Europa, die Ausübung aller bürgerlichen Erwerbe freigegeben wurde. Mit weiser Fürsorge nahm sich seit dieser Zeit die Regierung der jüdischen Verhältnisse an. Sie rief Schulen ins Leben, in welcher die jüdische Jugend für das religiöse und bürgerliche Leben tüchtig vorbereitet wurde, und gab den Gemeinden eine Verfassung, durch welche die Aufklärung und Bildung in ihrer Mitte geweckt und befestigt wurde. Endlich gewährte sie ihnen im Jahre 1837 die bürgerliche und 1855 auch die staatsbürgerliche Gleichberechtigung.

Länger als in den dänischen Landesteilen lastete die Engherzigkeit des Mittelalters auf den Juden der deutschen Elbherzogtümer. Trotz des schweren Druckes entwickelte sich hier namentlich in Altona, woselbst seit 1611 die Juden wohnen durften, ein reges, geistiges Leben. Die erleichternden dänischen Verordnungen hatten für die deutschen Provinzen keine Gesetzeskraft. Eine dauernde Besserung trat erst ein, als diese Landschaften 1866 unter preußische Herrschaft kamen.

Ebenso wie in Dänemark wurden im vorigen Jahrhundert die wenigen Juden behandelt, die in Schweden ein Unterkommen suchten. Die dortigen Unrechtsgesetze galten im vollen Umfange auch für das Gebiet von Neuvorpommern und Rügen, welches erst nach den Freiheitskriegen an Preußen abgetreten wurde. Grundsätzlich konnten bis vor fünfzig Jahren nur Lutheraner das volle schwedische Bürgerrecht besitzen und erwerben. Erst seit 1838 haben sich im schwedischen Hauptlande die Zustände zu Gunsten der Andersgläubigen allmählich geändert und auch die Juden befinden sich gegenwärtig im Vollbesitz der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Ihre Anzahl ist seitdem in langsamer Zunahme begriffen. Um so geringer ist der Zuzug nach Norwegen, obwohl der Jahrhunderte lang streng verpönten Ansiedlung nichts mehr im Wege steht.

In der freien Schweiz blieben nach den Freiheitskriegen

die Juden die einzigen unfreien Bürger. Nur in den Judengassen zweier Dörfer des Kantons Aargau durften sie damals ein kümmerliches Dasein fristen. Alle anderen Orte verweigerten ihnen das Recht der Niederlassung. In einigen Kantonen wurden sie nicht einmal zeitweise als Handlungsdiener oder zum Besuch der Märkte zugelassen, in anderen erhielten höchstens französische Juden die Erlaubnis sich anzusiedeln. Erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen gelang es, die tief eingewurzelten Vorurteile zu besiegen. Im Jahre 1863 war endlich die Emancipation eine vollendete Thatsache.

Einen erfreulichen Gegensatz zu der kleinlichen und engherzigen Politik der schweizerischen Kantonalregierungen bildet die besonnene Unbefangenheit und erleuchtete Staatsweisheit, mit welcher die Ratgeber der englischen Krone und die Vertreter des englischen Volkes für die stetige organische Entwicklung der Staatseinrichtungen ihres Vaterlandes Sorge trugen. Jeder gewaltsamen Ueberstürzung abhold, ließen sie langsam und allmählich die neuen Anschauungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Wurzel schlagen. Von einem eigentlichen Druck verspürten die englischen Juden seit ihrer Aufnahme durch Cromwell im Grunde nie etwas. Sie fühlten sich bürgerlich frei und strebten um so weniger nach politischen Rechten, als nach der Verfassung des Landes die politische Macht einzig und allein der Hochkirche vorbehalten war und ungemein zahlreiche Christen das Schicksal, von der Teilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossen zu sein, mit ihnen teilten. Erst als am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts die Emancipation der protestantischen Dissenters und der Katholiken zur Wahrheit geworden war, erwachte auch in den Juden der lebhafte Wunsch nach voller Gleichberechtigung. Im Jahre 1830 wurde zum ersten Mal im Unterhause der Antrag gestellt, den in England geborenen Juden das volle Bürgerrecht, mit alleiniger Ausnahme der auch den Katholiken vorenthaltenen Berechtigungen, zu gewähren Zwar hatte die Beratung nicht unmittelbar einen günstigen Erfolg. Aber in dem Streit der Meinungen wurden nur streng sachliche Gründe für und wider die Vorlage geltend gemacht, und selbst die Gegner derselben enthielten sich jeder Schmähung und Verdächtigung und

stellten den Juden das beste Leumundszeugnis aus. Schon fünf Jahre später ließ man es geschehen, daß Juden städtische Ämter bekleideten, und nach einem weiteren Jahrzehnt wurde ihnen der Zutritt zu allen Ämtern und Ehrenstellen gestattet. Endlich fiel auch die letzte Schranke, indem ihnen der Eintritt in die gesetzgebenden Versammlungen ermöglicht wurde. Seitdem sind Juden nicht nur Mitglieder des Parlaments gewesen, sondern haben auch hohe Staatsämter mit Auszeichnung bekleidet.

Anders in Frankreich. Das Ziel, welchem die englischen Juden langsam und bedächtig zustrebten, war, wie wir wissen, von ihren französischen Glaubensgenossen ohne Kampf und Anstrengung im ersten Sturm und Wogendrang der großen Staatsumwälzung mit einem Schlage erreicht worden. Die einmal zugestandene Gleichberechtigung wurde auch nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft von keiner der nachfolgenden Regierungen mehr angetastet. Das hatte seinen Grund in der Begeisterung, mit welcher die Juden sich dem Wohle des neu gewonnenen Vaterlandes widmeten und in der hervorragenden Begabung, die sie bei ihren Leistungen an den Tag legten. Es machte in ganz Europa einen gewaltigen Eindruck, als im Jahre 1830 der französische Kultusminister in der gesetzgebenden Versammlung zu Gunsten seiner jüdischen Landsleute die wörtliche Erklärung abgab: „In den öffentlichen Ämtern, zu denen sie berufen wurden, unter den Fahnen unserer unsterblichen Heere, in den Wissenschaften und Künsten, in dem Gewerbfleiß haben sie seit einem Vierteljahrhundert unter uns die Verläumdungen ihrer Unterdrücker auf die edelste Weise Lügen gestraft". Eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange, in welchem die Juden zu Ämtern und Dienstleistungen herangezogen wurden, erhalten wir, wenn wir erfahren, daß es um jene Zeit, 1 General-Lieutenant, 37 Offiziere verschiedener Grade, 2 Consulen, 1 Abgeordneten, 1 Mitglied des Instituts, 18 Rechtsanwälte, 1 Staatsanwalt, 5 Avoués, 2 Militär-Intendanten, 37 Ärzte, 3 Notare, 11 Gerichtsdiener, 8 Professoren, 51 Offiziere der Nationalgarde und 84 Ritter der Ehrenlegion in ihrer Mitte gab. An diesen Zuständen hat sich bis auf die Gegenwart nichts geändert.

Unverändert ist allerdings bis zur Gegenwart auch die Un-

duldsamkeit geblieben, die sich jenseits der Pyrenäen seit dem fünfzehnten Jahrhundert eingebürgert hat. Als die Franzosen das Land 1808 besetzten, hoben sie zwar sofort die Inquisition auf. Aber die nach sechs Jahren zurückkehrenden Bourbonen richteten das Glaubensgericht in Spanien von neuem auf. Noch heute besitzt daselbst das Edikt Ferdinands, des Katholischen, welches den Juden jeglichen Aufenthalt verbietet, gesetzliche Gültigkeit. Nichts desto weniger sollen sich, wie man sagt, einzelne Juden im Lande befinden und stillschweigend geduldet werden.

Ähnlich sind die Verhältnisse in Portugal. Hier wurde zwar das Gesetz, welches die Bekenner des jüdischen Glaubens verjagte und fernhielt, im Jahre 1821 ausdrücklich zurückgenommen. Der jüdische Zuzug blieb aber auch seit jener Zeit gering.

Das Gleiche gilt von dem ehemaligen Königreich beider Sicilien, welches Jahrhunderte lang einen Bestandteil der spanischen Monarchie gebildet hat. Seit den Tagen Isaak Abarbanels, der nach der Austreibung aus Spanien hier für kurze Zeit eine Zufluchtsstätte fand, geriet das schöne Land in spanische Abhängigkeit und zwang seitdem (1503) die Juden, seine ungastlichen Gefilde zu meiden. Die wenigen Jahre, innerhalb welcher das Land von den Franzosen besetzt war, reichten nicht aus, um eine gründliche Änderung der Regierungsgrundsätze herbeizuführen. Als 1814 die umgestürzten Throne wieder aufgerichtet wurden, und das Unglück der Kleinstaaterei für etliche Jahrzehnte von neuem über Italien hereinbrach, knüpften die neu eingesetzten Herrscher überall an die alten Überlieferungen ihrer Vorfahren an. In Neapel und Sicilien blieb den Juden die Ansiedelung gesetzlich untersagt. In allen übrigen Staaten wurden sie in besondere Judenviertel (Ghettos) eingesperrt. Von allen Ämtern und Ehrenstellen und vom Besuch aller öffentlichen Lehranstalten, von der höchsten bis zur niedrigsten, waren sie ausgeschlossen. Fast überall waren sie nur auf Trödel- oder Hausirhandel angewiesen. Im Kirchenstaat war der Druck am härtesten. Um die Juden zu demütigen, ließ man die schmachvolle Sitte bestehen, daß sie alljährlich die Bitte um fernere Duldung wiederholen mußten. Am Carnevalsfeste mußten jedes Mal die Vorsteher den fälligen jährlichen Tribut auf das Capitol bringen und dem vorsitzenden

Senator übergeben, der sie darauf mit einem Fußtritt entließ. Die weltgeschichtlichen Ereignisse, welche seit dem Frieden von Villa Franca (1860) allmählich die Einigung Italiens unter dem Scepter der Könige aus dem Hause Savoyen bewirkten, führten endlich auch für die Juden eine neue Zeit menschenwürdigen Daseins herbei. In dem mächtig aufblühenden jungen Staatswesen blieb für die überlebten Vorurteile des Mittelalters kein Raum mehr. Das Staatsgrundgesetz des Königreichs Italien verbürgt allen Staatsangehörigen ohne Unterschied des Glaubens den Besitz der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Am längsten behielt der Kirchenstaat seine politische Selbständigkeit. Erst in demselben Jahre (1870), in welchem die päpstliche Unfehlbarkeit feierlich als ein Glaubensgrundsatz für die katholische Christenheit verkündigt wurde, machten die siegreichen Italiener der weltlichen Herrschaft des Papstes für immer ein Ende. Seitdem ist Rom die Residenz des Königs von Italien, und von der dort bestehenden ältesten Judengemeinde Europas, die schon zu Ciceros Zeit nicht unbeträchlich war, ist endlich seit jenen Tagen die ganze Schmach tausendjähriger Knechtschaft abgethan worden.

Dem gleichen Kulturfortschritt huldigen die neuen christlichen Staaten, welche sich im Laufe der letzten sechs Jahrzehnte nach und nach aus Bestandteilen des türkischen Reiches gebildet haben. Überall ist wenigstens gesetzlich, wenn auch an allen Orten, namentlich in Rumänien, noch nicht thatsächlich, das alte Unrecht gesühnt. Es gereicht dem neunzehnten Jahrhundert zum Ruhm, daß die versammelten Vertreter der europäischen Staaten einmütig den Anspruch aller Bürger auf ein gleiches Maß von Rechten und Pflichten als einen unantastbaren Grundsatz der Staatsweisheit anerkannt haben. Auf dem Berliner Congreß (1878) wurde für die erweiterten und neu entstandenen Donaustaaten unter der Garantie der Großmächte folgende Bestimmung getroffen: „Die Verschiedenheit der Religionen und Bekenntnisse darf nirgends und Niemandem gegenüber als ein Grund der Ausschließung und Unfähigkeit geltend gemacht werden in allen denjenigen Fällen, in welchen es sich um den Genuß von bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten, um die Zulassung zu öffentlichen Ämtern und Ehrenstellen und

um die Ausübung der verschiedenen Handwerke und Gewerbe handelt".

In edlem Wetteifer mit den europäischen Mutterländern schützen die meisten außereuropäischen Colonialstaaten die Rechte der stetig anwachsenden Zahl ihrer jüdischen Bürger. Allen voran leuchtet das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die vor mehr als einem Jahrhundert die Unabhängigkeit von England erkämpft und zu allererst die Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse verbürgt haben. Zahlreiche blühende Gemeinden sind seitdem in allen Teilen der Union entstanden, und jüdische Bürger haben wiederholt mit rühmlichem Erfolge hervorragende und verantwortliche Ämter bekleidet. Jünger als die Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten sind die Gemeinden in Canada, Capland und Australien, die noch heute unter englischer Herrschaft stehen und sich überall des ungeschmälerten Besitzes aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte erfreuen. Dasselbe erfreuliche Verhältnis herrscht in den ausgedehnten überseeischen Besitzungen der Niederländer. Durch Thatkraft und Tapferkeit gegen die wilden Eingeborenen zeichneten sich besonders die von der pyrenäischen Halbinsel herstammenden jüdischen Ansiedler aus, die seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Südamerika und Westindien eine neue Heimath fanden. Freilich ist der Umfang der Gemeinden in der Gegenwart verhältnismäßig wenig bedeutend.

Um so zahlreicher sind die Juden Algeriens, deren Heimathsland 1830 dem französischen Colonialbesitz einverleibt wurde. Sie sind seit 1871 naturalisierte Franzosen und genießen alle Rechte und erfüllen alle Pflichten derselben. In den überseeischen Besitzungen der Spanier und Portugiesen giebt es keine Juden. Denn religiöse Duldsamkeit kennen die Spanier noch gar nicht und die Portugiesen erst seit Kurzem. Die Folgen dieses eingewurzelten Vorurteils sind noch heute wirksam in den Staaten Mittel- und Südamerikas, die Jahrhunderte hindurch unter spanischer und portugiesischer Herrschaft gestanden haben. Selbst in denjenigen Ländern, in welchen gegenwärtig die Freiheit des religiösen Bekenntnisses gesetzlich anerkannt ist, haben sich nur selten jüdische Ansiedler eingefunden.

Denn die Wunden, welche verblendeter Glaubenshaß geschlagen hat, heilen in allen Zonen am schwersten.

3. Die Juden in den übrigen Staaten.

Während so die eine Hälfte der Judenheit im Lichte der Freiheit, Aufklärung und Bildung wandelte, lagerte über der anderen Hälfte noch immer die Finsternis mittelalterlicher Knechtschaft. Unter solchem Ungemach seufzen bis zur Gegenwart die russischen und türkischen Juden, deren Anzahl wohl drei Millionen übersteigen mag. Ueber ihr wechselvolles Geschick verfügt nicht das Gesetz, sondern die Willkür des jeweiligen Herrschers, der auf dem Throne sitzt. Hin und wieder werden einzelne Bestimmungen, die von ächtem Wohlwollen zeugen, zu ihren Gunsten geplant und entworfen. Aber es waltet über ihnen das Mißgeschick, daß sie nur selten zur Durchführung gelangen. Bald scheitern sie an dem Ungehorsam und der Unfähigkeit der untergeordneten Behörden, bald am Widerstreit mit den anderweitigen Zielen der inneren und äußeren Politik, bald am Mißtrauen der Juden selber. Um so häufiger finden Maßregeln von rücksichtsloser Gewalt die allgemeine Billigung. Die rohe Masse jubelt ihnen zu, und dem bestechlichen Beamtentum geben die Verlegenheiten der Juden den erwünschten Anlaß, sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern.

Die für die russischen Juden seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geltende Gesetzgebung bildete ein buntes Gemisch von Billigkeit und Härte, von Freisinnigkeit und Engherzigkeit, von Aufmunterung und Absonderung, von Vertrauen und Vorsicht. Beschränkt waren sie namentlich in der Auswahl ihrer Wohnorte. Nur in einer Anzahl von Gouvernements war ihnen der Aufenthalt und die Ansiedlung gestattet. Die meisten wohnten immer noch in den westlichen Provinzen, besonders in den ehemals polnischen Landesteilen. Innerhalb der Gebiete, in denen sie sich niederlassen durften, besaßen sie in der Regel das Recht der Freizügigkeit. Sie durften fast alle erlaubten Handwerke und Gewerbe betreiben und konnten in die Zünfte eintreten. Selbst Grundbesitz zu erwerben, war ihnen hie und da gestattet. Dem Dienst im stehenden Heere, der viel von seinem ehemaligen

Schrecken verloren hat, waren und sind sie noch heute unterworfen, und diejenigen Juden, welche der Militärpflicht genügt haben, genoßen mancherlei Vorrechte. Besonderer Begünstigung erfreuten sich lange Zeit auch Diejenigem, die sich dem Landbau widmeten.

So schien namentlich seit dem Regierungsantritt des weisen und menschenfreundlichen Kaisers Alexander II. (1855), des Befreiers der Leibeigenen, eine Zeit langsamen Fortschritts für sie anzuheben. Aber der bejammernswerthe gewaltsame Tod des edlen Herrschers (13. März 1881) bereitete dem kaum begonnenen Werke ein jähes Ende. Schon einige Wochen nachher brachen im Süden des Reiches heftige Unruhen aus, die über die Juden schwere Leiden brachten. Nach zuverlässigen Berichten sind damals durch die Zerstörung und Plünderung der von Juden bewohnten Häuser nahezu hunderttausend jüdische Familien, die meist vom Handwerk und Ackerbau lebten, der Armuth und dem Elend preisgegeben worden. Ein Jahr später, im Mai 1882, erschien ein Gesetz, das den Juden das Wohnen in den Dörfern und die Beschäftigung mit dem Ackerbau gänzlich verbot und ihnen auch die Ansiedelung in Städten nur noch in denjenigen Gouvernements, die ehemals zu Polen und Litthauen gehört hatten, gestattete. Die Ausführung des neuen Gesetzes wurde mit unerbittlicher Strenge betrieben. Die zwangsweise und plötzliche Entfernung aus den Wohnsitzen, die sie teilweise seit Jahrzehnten inne gehabt hatten, verursachte in den meisten Fällen die gänzliche Verarmung ihrer Familien, während in den Städten mit jedem neuen Zuzug aus den Dörfern sich die Möglichkeit, Beschäftigung zu finden, verringerte. In manchen Städten stieg die jüdische Bevölkerung im Laufe weniger Monate auf die vierfache Seelenzahl, so daß jetzt vier Personen ihren Lebensunterhalt an einem Orte finden mußten, wo bisher einem einzigen das Durchkommen schwer genug geworden war. Nicht selten mußten bis fünfzehn Personen, die verschiedene Familien bilden, in einem einzigen Zimmer wohnen, schlafen und arbeiten. Ueberhaupt blieb bei diesen Ausweisungen das gesetzlich gewährleistete Recht der Freizügigkeit, das zahlreiche Juden durch tadellosen Dienst im stehenden Heere, durch die erworbene akademische Bildung

oder durch die langjährige Ausübung eines Handwerks gewonnen hatten, gänzlich unbeachtet. Selbst ihr Bildungsdrang wurde gewaltsam unterdrückt. Zum Besuch von Gymnasien, technischen Hochschulen und Universitäten sollten sie nur nach dem Verhältnis, in welchem ihre Kopfzahl zu derjenigen der andersgläubigen Bevölkerung stand, zugelassen werden. So hatten die Ausnahmegesetze die Wirkung, wo nicht gar den Zweck, die Juden körperlich und geistig, sittlich, gesellschaftlich und wirtschaftlich zu Grunde zu richten.

Als diese Thatsachen im westlichen Europa bekannt wurden, erregten sie den lauten Unwillen der gesamten civilisierten Welt und führten den Sturz des Urhebers der Mai-Gesetze herbei. Nach seinem Fall schien es, als ob seine Gesetze allmählich in Vergessenheit gerathen würden. Aber es schien nur so. In Wahrheit wird vielmehr nach wie vor an dem mittelalterlichen Grundsatz festgehalten, daß die Zugehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche die Vorbedingung für den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte sei. Christliche Sectierer, Lutheraner und römische Katholiken haben Druck und Vergewaltigung zu erdulden. Am schwersten haben die Juden zu leiden. Zu Beginn des Jahres 1890 ging die beglaubigte Nachricht durch die Welt, daß die Absicht bestehe, die Mai-Gesetze, obwohl ihre unglückselige Wirkung offen zu Tage lag, zu Ungunsten der Juden noch auszudehnen und zu verschärfen. Seitdem hat sich der jüdischen Bevölkerung Rußlands eine unbesiegbare Unruhe bemächtigt. Tausende und Abertausende haben die letzten Trümmer ihrer Habe zusammengerafft und die Westgrenzen des russischen Reiches überschritten, um in fernen Ländern, meist jenseits des Meeres, eine neue Heimath zu suchen. Ueberall finden die Mittel- und Heimatlosen bei ihren Glaubensbrüdern offene Hände und Herzen. Allen voran leuchtet Baron Hirsch in Paris mit dem Beispiel fürstlichen Edelmuths. Ob das von ihm in großartigen Zügen entworfene Rettungswerk, den Unglücklichen in Argentinien neue Wohnsitze zu gründen, gelingen wird, steht in Gottes Hand.

Nicht viel erfreulicher ist die Lage der Juden in der Türkei. Seit dem Beginn der Kriege mit den Russen (1768) geht das ehemals großmächtige Reich, vor dem Jahrhunderte lang das

christliche Abendland gezittert hat, unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Weite Länderstrecken sind seitdem in den mittelbaren und unmittelbaren Besitz der Russen, Engländer, Franzosen, Italiener und Oesterreicher übergegangen. Ausgedehnte Provinzen sind als mehr oder minder selbstständige Staaten (Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien) von den europäischen Mächten anerkannt. Überall in diesen Landstrichen, sowie in denjenigen, die noch jetzt sich im Besitz der hohen Pforte befinden, giebt es zahlreiche jüdische Gemeinden. Vom Wechsel der Machthaber unberührt, leben sie überall als treue Unterthanen ihrer Obrigkeit. Da alle bisherigen Versuche der türkischen Regierung, das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben zu reformieren und die Volksbildung zu heben, gescheitert sind, so sind sie nach wie vor von der politischen Gleichberechtigung und von den Grundlagen der allgemeinen Bildung ausgeschlossen. Ihre Studien bewegen sich noch ganz und gar im mittelalterlichen Gleise. Der niedere Unterricht beschränkt sich auf das Verständnis der Bibel und des Gebetbuches, der höhere einzig und allein auf die Kenntnis der Halacha und Haggada nach der hergebrachten Methode. Sie müssen eine hohe Kopfsteuer zahlen und haben mancherlei Unbill von der Rücksichtslosigkeit der Beamten und dem Fanatismus der andersgläubigen Bevölkerung zu ertragen. Zum Glück sind blutige Verfolgungen selten und bleiben bei der Zerrüttung der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt des Reiches meist auf die Orte beschränkt, in denen sie ausgebrochen sind.

Am meisten Aufsehen im Auslande machten die an den Juden im Jahre 1840 in Damaskus verübten Gräuel. Als damals der Kapuziner Thomas vermißt wurde, fand das von den Griechen erfundene und verbreitete lügenhafte Gerücht, daß ihn die Juden zu rituellen Zwecken ermordet hätten, zahlreiche Gläubige. Die entsetzlichen Folterqualen, denen die Rabbiner und Vorsteher der Gemeinde in Damaskus unterworfen wurden, und die Gräuelthaten, die an den unschuldigen Juden Syriens verübt wurden, erweckten endlich das Mitleid und die Entrüstung des christlichen Abendlandes. In opferfreudiger Begeisterung zog damals der fromme und mit Glücksgütern reich gesegnete Sir Moses Monte-

fiore aus England (geb. 1785, gest. 1885) in Begleitung des französischen Advocaten Adolf Crémieux (1796—1880) und des aus Deutschland stammenden gelehrten Orientalisten Salomon Munk (1803—1867) zur Vertheidigung der Unglücklichen nach dem Orient und ruhte nicht eher, als bis der Vicekönig von Aegypten den unschuldig Gekränkten die Ehre und die Freiheit wiedergegeben und der Sultan in einem besonderen Regierungs-Erlaß alle Behörden des Reiches angewiesen hatte, die Juden gegen die verleumderische Beschuldigung des Blutgebrauches in Schutz zu nehmen.

Freilich vermochte auch dieses Mal der Ferman des Sultans so wenig wie früher die Briefe und Bullen von Päpsten und Kaisern der fanatischen Beschränktheit des Pöbels ein Ende zu machen. Immer wieder taucht bald hier bald dort die Blutlüge auf und bringt Tod und Verderben über friedliche Menschen. Erst im Jahre 1891 rief die Ermordung eines Mädchens auf der jetzt unter griechischer Herrschaft stehenden Insel Corfu ernste Unruhen gegen die Juden hervor. Bei dieser Gelegenheit ist es übrigens den Verfolgten gelungen, sonnenklar nachzuweisen, daß die Ermordung des bedauernswerthen Opfers mit Vorbedacht von Nichtjuden ausgeführt worden ist, einzig und allein zu dem Zweck, um die Bevölkerung gegen die Juden aufzuhetzen. Allein so betrübend diese schmachvollen Vorgänge sind, so wurden sie dennoch zugleich der Ausgangspunkt einer Bewegung, die in ihren Folgen von segensreichem Einfluß auf die Entwickelung der jüdischen Zustände im Orient werden kann. Durch die Ereignisse des Jahres 1840 erhielten die Juden des westlichen Europas beglaubigte Nachrichten von dem niedrigen Culturzustand ihrer Glaubensbrüder in der Türkei. Seit jener Zeit wurden sie nicht müde, an der Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten. Besonders Adolf Crémieux verlor seit seiner Anwesenheit im Orient dieses Ziel nicht mehr aus den Augen. Der „Allgemeine Israeliten-Verband", zu dessen Begründern er gehörte, hat bis zur Gegenwart mehr als hundert Elementar-, Handwerker- und Ackerbauschulen im türkischen Reiche in's Leben gerufen, in welchen die männliche und weibliche Jugend mit tüchtigen allgemeinen Kenntnissen versehen und zu nützlichen Bürgern erzogen wird, und die

türkische Regierung läßt diesen Unternehmungen, die reiche Ernten für die Zukunft versprechen, überall eine wohlwollende Unterstützung zu Theil werden.

Zweites Kapitel.

Die inneren Wandlungen.

1. Die jüdische Wissenschaft.

In untrennbarer Wechselbeziehung zu den Siegen und Niederlagen während des Kampfes um die Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichberechtigung des Judentums und seiner Bekenner stehen die wichtigen und eingreifenden inneren Wandlungen und Umwälzungen, die während des gleichen Zeitraumes im Schooße des Judentums vor sich gegangen sind. Nach den Freiheitskriegen trat in der Gesinnung der deutschen Fürsten und Volksstämme ein grundsätzlicher Umschwung zu Ungunsten der Juden ein. Die Führer des Rückschritts, die alle Errungenschaften der französischen Staatsumwälzung zu nichte machen wollten, erblickten auch in der Emancipation der Juden einen Mißbrauch der Freiheit, der nicht länger geduldet werden dürfe. Ihnen stimmten in diesem einen Punkte die Vertreter einer überspannten Deutschtümelei zu, indem sie den Juden wegen ihrer nichtdeutschen Abstammung die staatsbürgerliche Gleichberechtigung nicht zuerkennen oder gar aberkennen wollten. Der dadurch von neuem entflammte Judenhaß, der hier und da sogar Aufläufe des Pöbels hervorrief, öffnete den einsichtigen Juden endlich die Augen. Sie erkannten, daß der bloße Anschluß an die Bildung und Aufklärung allein ihnen die Theilnahme an den bürgerlichen Rechten nicht ohne weiteres sichern werde. Die Söhne der Zeitgenossen Mendelssohns, so weit sie den großen Troß der Gebildeten ausmachten und in Unkenntnis des Judentums aufgewachsen waren, verzweifelten an der Zukunft ihres Glaubens, an den ein Band der Liebe sie nicht fesselte, und traten in Schaaren zum Christenthum, um sich und ihren Nachkommen die Vortheile ihrer bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung zu erhalten. Aber eine kleine Schaar unverzagter Jünglinge und Männer, die in ihrem Geiste

eine umfassende und gediegene Kenntnis der überkommenen Schätze des jüdischen Wissens mit den neuen Bildungselementen vereinigte, blieb in dieser schweren Krisis in begeisterter Hingebung der alten Fahne treu. Es erfüllte sie das Bewußtsein, daß die Belebung des jüdischen Altertums und die Anwendung der neuen Forschungsmethoden auf die Quellen des jüdischen Wissens zuvörderst im eigenen Lager das gesunkene Selbstbewußtsein wiederherstellen und dem heranwachsenden Geschlecht durch die lebendige Erinnerung an die mehrtausendjährige unverdrossene Culturarbeit der Vorfahren Würde und Haltung verleihen, zugleich aber auch nach außen hin die noch bestehenden Vorurteile vernichten und der Gesammtheit des Judentums ungeteilte Achtung und unwiderrufliche Anerkennung verschaffen werde. In den Dienst dieser guten Sache stellten sie hoffnungsfreudig ihre Fähigkeiten und riefen im Jahre 1821 in Berlin einen „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden" in's Leben, der sich die Aufgabe stellte, das jüdische Wissen zu pflegen, höhere und niedere Schulen zu errichten und Vereine zur Verbreitung von Kenntnissen über die jüdische Vergangenheit zu begründen. Zwar erlebten die Mitglieder des Vereins schon nach kurzer Zeit die schmerzliche Enttäuschung, daß sie tauben Ohren predigten, und daß für ihre Ideale bei der großen Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen weder Verständnis zu finden noch Entgegenkommen oder Unterstützung zu erhoffen war. Aber die wenigen Hefte einer „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums", die das kurze Dasein des Vereins überdauerten, legen noch heute Zeugnis ab von der Thatsache, daß die Stifter des Vereins sehr wohl wußten, was sie wollten, wenn sie sich auch darüber täuschten, was sie vermochten. Sie waren zugleich ein beredter Beweis für den gewaltigen Umschwung des jüdischen Geisteslebens, der in Aussicht stand. Eine Reihe darin erschienener gelehrter Abhandlungen verrieth eine Tiefe und einen Umfang des Wissens, eine Schärfe des Geistes und Klarheit des Urtheils und dabei eine formvollendete Gewandtheit der Darstellung, die ihren Verfasser, Leopold Zunz, mit einem Schlage zum Führer der neuen geistigen Bewegung und zum Begründer der modernen jüdischen Wissenschaft stempelten.

Leopold Zunz wurde am 10. August 1794 zu Detmold geboren und kam als früh verwaistes, schwächliches Kind in die von Isaak Herz Samson begründete Erziehungsanstalt zu Wolfenbüttel. Hier nahm sich S. M. Ehrenberg, der durch ein seltenes Lehrgeschick ausgezeichnete Leiter der Schule, mit väterlicher Liebe des Knaben an, widmete seinem Unterricht und seiner Erziehung eine ganz besondere Sorgfalt und brachte ihn, da er bald die außerordentliche Begabung des Knaben erkannt hatte, auf das Gymnasium zu Wolfenbüttel. Hier wurde Leopold Zunz 1809 der erste jüdische Gymnasiast. Sechs Jahre später bezog er die Universität zu Berlin und blieb nach Beendigung seiner Studien mit geringer Unterbrechung[1]) in dieser Stadt, in welcher er nach einander als Prediger (1820—1822), als Leiter der jüdischen Gemeinde- (früher Frei-)Schule (1825—1829) und von 1839 an als Director eines Lehrerseminars amtlich wirkte. Schon 1818 entwarf der junge Gelehrte in dem Schriftchen: „Etwas über die rabbinische Litteratur" mit kühner Hand einen trefflichen Grundriß für die wissenschaftliche Sonderung und Einteilung des weitläufigen Gebiets der jüdischen Wissenschaft, und in der von ihm geleiteten Zeitschrift des „Cultur-Vereins" gab er mustergültige Beispiele, wie geschichtliche Personen (Raschi) im Rahmen ihrer Zeit darzustellen und wissenschaftliche Einzeluntersuchungen in Zusammenhang mit dem Gesammtgebiet zu bringen seien. Als dann in derselben Zeit, in der er sich veranlaßt sah, sein Amt als Prediger aufzugeben, seine Hoffnungen auf die Wirksamkeit des Vereins scheiterten, schrieb er ungebeugt von solchem doppeltem Mißgeschick: „Was allein aus dieser Sündfluth unvergänglich auftaucht, das ist die Wissenschaft des Judentums, denn sie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang sich kein Finger für sie regt. Weil ich gesehen, daß ich in der Wüste predigte, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden". Und er ist ihm im edelsten Sinne treu geblieben. Durfte er nicht mehr der Lehrer und Führer einer einzelnen Gemeinde sein, so wollte er nunmehr ganz Israel belehren.

[1]) 1835–36 bekleidete er in Prag die Stelle eines Predigers bei dem Verein zur Errichtung eines geordneten Gottesdienstes.

Es reifte allmählich sein klassisches Werk: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt", welches 1832 die Presse verließ. Er führt darin den glänzenden Nachweis, daß zu allen Zeiten das lebendige Wort religiöser Belehrung ein wesentlicher Bestandtheil des jüdischen Gottesdienstes gewesen sei. Er zeigt, wie auf den Propheten, der mahnend und warnend, tröstend und verheißend die Gemeinde Gottes anredete, der Schriftgelehrte folgte, der dem lauschenden Volke das Wort Gottes übersetzte und erklärte, wie den Schriftgelehrten der Haggadist ablöste, dessen Predigten im Talmud und Midrasch aufbewahrt sind, und wie an dessen Stelle im späteren Mittelalter der Prediger (Darschan) trat, der aus den in Bibel, Talmud und Midrasch niedergelegten reichen Schätzen das Material zur Erbauung seiner andächtigen Zuhörer hernahm.

Eine zweite Reihe gediegener Untersuchungen[1]) widmete er der wissenschaftlichen Durchforschung der Geschichte des anderen Theiles des Gottesdienstes, der Geschichte des Gebetes bei den Juden. Dabei kam er zu folgendem Ergebnis: Wie im grauen Altertum neben dem Propheten der Psalmist wirkte, dessen dichterische Ergüsse der Gemeinde zum Ausdruck ihrer Empfindungen dienten, so trat im folgenden Jahrtausend neben den Weisen, den Leiter der religiösen Belehrung, der Vorbeter als Leiter der Andacht der Gemeinde, dessen Erbschaft dann, etwa mit dem achten nachchristlichen Jahrhundert der Dichter des Pijjut und der Selicha antrat. Diesem gelang es allmählich, die Herrschaft über das ganze Gebiet des Cultus zu gewinnen, bis die neue Bewegung der Geister, die am Ausgang des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nahm, auf dem seit Jahrhunderten nach Form und Inhalt scheinbar erstarrten Gebiete ein neues reiches Leben hervorrief.

Aus den zahlreichen einzelnen Abhandlungen, die Zunz zu verdanken sind, heben wir nur die Sammlung hervor, die er

---

[1]) Sie sind niedergelegt in den Büchern: „Die synagogale Poesie der Juden" (Berlin 1855), „Der Ritus des synagogalen Gottesdienstes" (Berlin 1859), „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie" (Berlin 1865) und „Nachtrag" zu dem letzteren Werke (Berlin 1867).

unter dem Titel: „Zur Geschichte und Litteratur" 1845 erscheinen ließ[1]). Hier steckte er mit meisterhafter Hand die Ziele für die einzelnen Sondergebiete der jüdischen Wissenschaft und lehrte an klassischen Beispielen, wie jedes einzelne derselben, wie Gelehrtengeschichte, wie Cultur- und Specialgeschichte, wie Chronologie, Bücher-, Inschriften- und Münz-Kunde zu behandeln und für die wissenschaftliche Erkenntnis des Judentums nutzbar zu machen sei.

Alle diese von Zunz in's Dasein gerufenen unvergänglichen Denkmäler der Wissenschaft, die selbst ein lebendiges Zeugnis sind von der unverwüstlichen Lebenskraft und Lebensfähigkeit des Judentums, haben der Erkenntnis zum Siege verholfen, daß ein ununterbrochener Strom geistigen Lebens, der in den verschiedenen Entwickelungsperioden in einem ungeahnten Reichtum bedeutsamer litterarischer Werke zur Erscheinung kommt, das Judentum von seinem Ursprung bis zur Gegenwart durchzieht. Bis in sein hohes Greisenalter war Zunz litterarisch thätig. An den Erzeugnissen seines Geistes bewundern wir ebenso sehr den fast unglaublichen Umfang seiner Gelehrsamkeit, wie die nahezu unfehlbare Sicherheit seines kritischen Urtheils, ebenso sehr die gewaltige Geisteskraft, mit der er die Unmassen des von ihm beherrschten Materials zu sichten und zu ordnen, wie die unvergleichliche Anmuth und Gewandtheit, mit der er sie klar und übersichtlich darzustellen verstanden hat. Erst als dem kinderlosen Mann die treue Lebensgefährtin in die Ewigkeit vorausgegangen war, legte er als Achtzigjähriger, obwohl er an geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit nichts eingebüßt hatte, die Feder aus der Hand. In stiller Zurückgezogenheit lebte er seitdem, ein Gegenstand der Ehrfurcht für alle, die am Ausbau der jüdischen Wissenschaft in seinem Geiste mitarbeiteten, bis er am 18. März 1886 den ewigen Frieden fand.

Zunz hatte die Freude, schon in seiner Jugend treffliche Mitarbeiter, die unabhängig von ihm gleichzeitig denselben Idealen

---

[1]) Eine weitere Sammlung seiner zerstreuten kürzeren Abhandlungen ließ das Curatorium der Zunz-Stiftung in den Jahren 1874 und 1875 unter dem Titel: „Gesammelte Schriften" in drei Bänden erscheinen.

zustrebten, neben sich wirken zu sehen. Der Berliner Kultur-Verein hatte auch im fernen Osten bei einigen erlesenen Geistern lebhaften Anklang und thatkräftige Unterstützung gefunden. Ihm trat bald der um die Aufklärung seiner Landsleute hochverdiente Joseph Perl in Tarnopol, der Stifter und Leiter der ersten modernen Volksschule in Galizien, als Mitglied bei. In dem kleinen Kreise von Gebildeten, der sich um ihn schaarte, nahm bald Salomo Jehuda Löb Rapoport aus Lemberg (geb. 8. Mai 1790), der Sprößling einer durch Edelsinn und Gelehrsamkeit seit Jahrhunderten ausgezeichneten Familie, unbestritten den ersten Platz ein. Aufgewachsen in einer allem weltlichen Wissen feindlichen Umgebung, und von Jugend auf ganz in der herkömmlichen einseitigen Weise unterrichtet und erzogen, gelang es dem mit seltenen Geistesgaben ausgerüsteten jungen Manne, sich ohne fremde Hülfe eine gründliche und gediegene Kenntnis alter und neuer Sprachen und ausgebreitete Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten zu erringen. Die ganze Fülle des Wissens aber, die er sich zu eigen gemacht hatte, stellte er einzig und allein in den Dienst des jüdischen Schrifttums und vollzog damit die glücklichste Verschmelzung des biblischen und des mittelalterlich-jüdischen mit dem griechischen Element zu einem harmonischen nationalen Ganzen. Das ungeheure Gebiet der jüdischen Litteratur mit ihren geheimen Schachten, mit ihren chaotischen Massen, mit ihren glanzvollen Dämmerungen war seine geistige Heimath, in der er wie kein Zweiter sich zurecht zu finden und anderen den Weg zu weisen wußte. Am meisten reizte seinen Forschertrieb die Aufhellung der dunkeln Jahrhunderte, die vom Abschluß des Talmuds bis zur Blütezeit der jüdischen Litteratur in den Ländern des Islam vergangen sind. Seinen Entdeckungsreisen in dieses unbekannte Gebiet verdanken wir die berühmten sechs Lebensbilder des Gaon R. Saadja[1]), des R. Nathan b. Jechiel aus Rom[2]), des Gaon R. Hai[3]), des R. Eleasar

---

[1]) Oben S. 52ff.
[2]) S. 141.
[3]) S. 55f.

Kalir[1]), des R. Chananel ben Chuschiel[2]) und des Landsmannes des Letzteren, des R. Nissim ben Jacob[3]), Abhandlungen, die ein nichtjüdischer Gelehrter „wahre Diamantgruben für den Geschichtsschreiber der jüdischen Litteratur" genannt hat, und von denen Zunz geurteilt hat, daß sie ebenso sehr durch kritische Tiefe, Scharfsinn und glänzende Gelehrsamkeit wie durch den frommen, edlen Sinn, der sich in ihnen ausspreche, ausgezeichnet seien. Auf derselben Höhe wissenschaftlicher Bedeutung steht sein talmudisches Realwörterbuch (betitelt: Erech Millin), dessen erster und einziger Band 1852 erschienen ist. Leider vergönnte ihm sein Amt — er war Rabbiner in Tarnopol und seit 1840 Oberrabbiner in Prag — nicht die nötige Muße, um das Realwörterbuch und ein groß angelegtes biographisches Sammelwerk zur Vollendung zu bringen. Aber die glänzenden Proben, die er davon in den veröffentlichten Lebensbildern gegeben hat, genügten, um ihn Zunz würdig an die Seite zu stellen.

Die von Zunz und Rapoport ausgehende Anregung und Belehrung erweckte die Bewunderung und den rührenden Wetteifer der Zeitgenossen, und bald entfaltete sich eine erstaunliche Arbeitslust auf den verschiedensten Gebieten des weitverzweigten jüdischen Schriftthums. Es erschienen wissenschaftliche Lehrbücher der hebräischen Sprache[4]), gediegene Abhandlungen über die Geschichte der Sprachforschung bei den Juden[5]), hebräische Wörterbücher[6]) und eine Concordanz des ganzen in der heiligen Schrift

[1]) S. 47 ff. — [2]) S. 59.

[3]) Das. Die sechs Biographien erschienen in den von Schalom ha-Kohen aus Wollstein (st. 1845) herausgegebenen hebräischen Jahrbüchern Bikkure ha-Ittim (1820—1832). Rapoport hat alle seine wissenschaftlichen Abhandlungen hebräisch geschrieben, weil er die heilige Sprache für das beste Verständigungsmittel über Gegenstände des jüdischen Wissens gehalten hat.

[4]) In italienischer Sprache von Samuel David Luzzatto (geb. 1800, starb 1865 als Prof. am Collegio rabbinico in Padua) und in deutscher Sprache von H. Arnheim (st. 1869 als Rabbiner in Groß-Glogau.)

[5]) Von Sal. Munk (st. 1867 in Paris), Rapoport, Leopold Dukes (st. 1891 in Wien), Jos. Derenbourg (in Paris), Wilh. Bacher (in Budapest) u. A.

[6]) Von Julius Fürst (geb. 1805 in Zerkow, st. 1873 in Leipzig) und David Cassel (geb. 1818 in Groß-Glogau, st. 1893 in Berlin).

enthaltenen Sprachgutes.[1]) Es wurden erfolgreiche Bemühungen zur Herstellung tadelloser massoretischer Texte gemacht[2]), und die Geschichte der Massorah erfuhr eine eingehende wissenschaftliche Behandlung[3]). Man erläuterte die ganze heilige Schrift[4]) und einzelne Bücher derselben[5]) und stellte kritische Untersuchungen über die alten aramäischen[6]) und griechischen[7]) Bibelübersetzungen an, deren Ergebnisse einen bleibenden wissenschaftlichen Werth besitzen.

Der gleiche Fleiß und Eifer wurde der wissenschaftlichen Erforschung des mündlichen Gesetzes gewidmet. Es erschienen grammatische Untersuchungen über das Idiom des Talmuds[8]) und philologische Abhandlungen über die fremdsprachlichen Elemente des talmudischen Sprachgutes[9]). Der gesammte Wortschatz des Talmuds und der Midraschim wurde lexicographisch bearbeitet[10]). Zahlreiche zum Theil vortreffliche Ausgaben halachischer[11]) und

---

[1]) Von dem soeben erwähnten Jul. Fürst.

[2]) Von Wolf Heidenheim (st. 1832 in Rödelheim) und S. Bär (in Bieberich).

[3]) Durch Frensdorf (st. 1880 in Hannover), S. Pinsker (st. 1864 in Odessa), Jos. Derenbourg, H. Graetz (st. 1891 in Breslau) u. A.

[4]) Ludwig Philippson (st. 1889 in Bonn), Sal. Herzheimer (starb 1884 in Bernburg) und Jul. Fürst.

[5]) z. B. S. D. Luzzatto, H. Graetz u. A.

[6]) S. D. Luzzatto, Abr. Berliner (in Berlin) und Nathan Adler (st. 1890 in London) über Targum Onkelos, S. Gronemann (in Hannover) über Targum Jonathan und Jeruschalmi, Jos. Perles über die syrische und Samuel Kohn (in Budapest) über die samaritanische Bibelübersetzung.

[7]) Zach. Frankel (vgl. S. 452) und Abr. Geiger (vgl. S. 451).

[8]) von S. D. Luzzatto u. A.

[9]) von Michael Sachs (geb. 1808 in Groß-Glogau, st. 1864 in Berlin), Jos. Perles (geb. 1839 in Papa, st. 1894 in München) u. A. Ein Wörterbuch der latein. Fremdwörter im Talmud schrieb S. Bondi (st. 1816 in Dresden), und Alex, Kohut (st. 1894 in New-York) besorgte eine neue höchst brauchbare Ausgabe des Aruch.

[10]) Von Jacob Levy (st. 1892 in Breslau).

[11]) Es gaben heraus M. Friedmann und J. H. Weiß (beide in Wien) Mechilta, Sifra und Sifre, Zuckermandel (in Pleschen) die Tosseftа, Josel Müller (in Berlin) den Tractat Sopherim und S. Schechter (in Cambridge) den Tractat Aboth di R Nathan.

haggadischer Midraschim[1]) verließen die Presse, und das Riesenwerk der Herstellung eines kritischen Textes für den babylonischen Talmud[2]) wurde nahezu zur Vollendung gebracht. Mit besonderer Vorliebe wandten sich zahlreiche Forscher den Studien über die Entstehung und Entwickelung der Halacha und Haggada[3]) zu, und ihrem Fleiße verdanken wir eine stattliche Reihe meisterhafter kritischer Untersuchungen.

Auch die nachtalmudische Litteratur erfuhr reichliche und sorgsame Pflege. Neue Sammlungen und Übersichten geonäischer Schriften[4]) wurden herausgegeben. Es erschienen kritische Ausgaben der Bibelerklärungen mittelalterlicher Exegeten[5]), und selbst die Mystik und Kabbala[6]) ging nicht leer aus. Ungleich reicheren Anbau fand das Gebiet der religions-philosophischen Lehrsysteme des jüdischen Mittelalters. Wir besitzen jetzt die arabischen Urschriften der Werke Saadja's[7]), Jehuda ha-Lewi's[8]) und Mai-

---

[1]) Sal. Buber (in Lemberg) edierte die Pesikta, Midr. Tanchuma, Tehillim, Mischle und Samuel, Adolph Jellinek (st. 1893 in Wien) in sechs Bänden eine größere Sammlung kleiner Midraschim.

[2]) Vorarbeiten dazu von S. Lebrecht (st. 1876 in Berlin). Die Arbeit selber leistete Raph. N. Rabbinowicz (aus Rußland, lebte in München, st. 1888).

[3]) Nachman Krochmal (geb. 1780 in Brody, st. 1840 in Zolkiew), Hirsch Chajes (st. 1855 in Kalisch), J. H. Schorr (in Brody), Zach. Frankel (vgl. S 452), der 1859 seine „Hodegetik zur Mischna" und 1872 seine „Einleitung in den jeruf. Talmud" erscheinen ließ, David Hoffmann (in Berlin), Isr. Lewy (in Breslau) u A. — Eine Geschichte der Halacha von den ersten Anfängen bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal in fünf Bänden schrieb J. H. Weiß.

[4]) Von David Cassel, Abr. Harkavy (in St. Petersburg), Isr. Hildesheimer (in Berlin) und Joël Müller (in Berlin).

[5]) z. B. eine Raschi-Ausgabe von Abr. Berliner (in Berlin), eine Raschbam-Ausgabe von David Rosin (in Breslau).

[6]) Auf diesem Felde arbeiteten Adolf Franck (st. 1893 in Paris), Adolf Jellinek (st. 1893 in Wien) und D. H. Joël (st. 1882 in Breslau).

[7]) Herausgeg. von S. Landauer (in Straßburg). Eine deutsche Übersetzung hat Jul. Fürst angefertigt.

[8]) Herausgeg von H. Hirschfeld (in Ramsgate). Deutsche Übersetzung von David Cassel.

muni's[1]) mit vortrefflichen Übersetzungen[2]) in moderne Sprachen und höchst wertvolle Untersuchungen über die Leistungen der jüdischen Philosophen im Vergleich zu ihren Zeitgenossen[3]) und über den Einfluß der jüdischen Denker auf die allgemeine Entwickelung der Philosophie[4]). Es wurde auch wiederholt der Versuch gemacht, das Lehrsystem des Judentums auf neuer Grundlage philosophisch zu entwickeln[5]).

Emsiger und liebevoller aber als alle bisher genannten wissenschaftlichen Gebiete ward das ausgedehnte Feld der Geschichtsforschung nach allen Seiten hin gepflegt und angebaut. Wir verdanken diesem Fleiße manche gediegene Darstellung der Geschichte einzelner Zeiträume[6]), Länder[7]) und Städte[8]) und eine Anzahl guter Ausgaben jüdischer Geschichtsquellen[9]), sowie teilweise vortrefflicher Bearbeitungen einzelner Teile der jüdischen Litte-

[1]) Herausgeg. von Sal. Munk nebst französischer Übers. Eine deutsche Übers. ersch. von Fürstenthal, Stern und Scheyer, eine engl. Übersetzung von M. Friedländer.

[2]) Vergl. die vorhergehenden drei Anm.

[3]) Von Sal. Munk, M. Joël (geb. 1826 zu Birnbaum, st. 1890 als Rabbiner in Breslau) und Jacob Guttmann (des letzteren Nachfolger in Breslau).

[4]) Von M. Steinschneider, M. Joël, J. Guttmann und David Kaufmann (in Budapest).

[5]) Von Sam. Hirsch (R. in Luxemburg, st. in Amerika) und S. Steinheim (aus Hamburg, st. 1866 in Zürich).

[6]) z. B. L. Herzfeld (geb. 1810, st. als Landesrabb. in Braunschweig 884) über die Zeit von der Zerstörung des ersten Tempels bis zu den Makkabäern, Jos. Derenburg über die Zeit von Esra bis zum Abschluß der Mischnah.

[7]) z. B. M. Kayserling (in Budapest) über die Gesch. der Juden in Portugal, Leopold Löw (st. 1875 als Rabb. in Szegedin) und Sam. Kohn (in Budapest) über die Geschichte der Juden in Ungarn u. s. w.

[8]) z. B. über die Geschichte der Juden in Wilna schrieb S. J. Fünn (st. 1890), in Lemberg Ch. N. Dembitzer (st. 1898), in Posen Jos. Perles, in Magdeburg Mor. Güdemann (in Wien), in Berlin L. Landshuth (st. 1885), in Rom A. Berliner (in Berlin) in Wien G. Wolf (st. 1892 in Wien) und D. Kaufmann, in Königsberg H. Jolowicz, in Erfurt A. Jaraczewski (in Mühringen) und Th. Kroner (in Stuttgart), in Halberstadt B. Auerbach, in Köln M. Brisch (in 2 Bänden) u. s. w.

[9]) z. B. von M. Wiener (st. 1880 in Hannover), Adolph Neubauer (in Oxford) u. A.

ratur-[1]) und Kulturgeschichte[2]). Besonders hervorzuheben sind hier die unvergänglichen Verdienste, die sich M. Steinschneider[3]) um Gelehrtengeschichte, Bücher- und Handschriftenurkunde und J. M. Jost[4]) und H. Graetz[5]) um die Darstellung des ganzen Gebietes der jüdischen Geschichte erworben haben.

Alle bisher erwähnten Forschungen liegen in mehr oder minder umfangreichen Büchern vor. Daneben bestanden[6]) und bestehen teilweise auch heute noch zur Pflege der Wissenschaft zahlreiche Zeitschriften, die sich die Sammlung und Veröffentlichung kürzerer Einzeluntersuchungen zur Aufgabe gemacht haben. Obenan steht wiederum Leopold Zunz als Herausgeber der 1823 erscheinenden „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums". Es erscheinen noch heute die (1851) von Zach. Frankel in's Leben gerufene „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums" (im 38. Jahrgang) in Breslau, die Revue des études juives (im 15. Jahrgang) in Paris der „Magyar Zsidó Szemle" (im 11. Jahrgang) in Budapest und die Hebrew quarterley review (im 6. Jahrgang) in London.

---

[1]) z. B. über die Litteraturgeschichte des biblischen Zeitalters ersch. 2 Bände von David Cassel. Zur Litteraturgeschichte der synagog. Poesie lieferten werthvolle Beiträge S. D. Luzzatto und Landshuth. Das ganze Gebiet behandelten M. Steinschneider und G. Karpeles (beide in Berlin).

[2]) z. B. M. Güdemann schrieb eine Geschichte d. Erziehungswesens bei den Juden (3 Bde.), J. H. Weiß eine Geschichte der Halacha (5 Bde.)

[3]) Geb. 1816 in Proßnitz, jetzt in Berlin. Er beschrieb die hebr. Handschriften in Leyden, München, Hamburg und Berlin und die der Bodleiana in Oxford gehörigen hebr. Bücher und gab 20 Jahrgänge der Zeitschrift „Hamaskir, hebr. Bibliographie" heraus. Auf demselben Gebiete arbeiteten mit anerkanntem Erfolge Ad. Neubauer (in Oxford) und J. Benjacob (st. 1865 in Wilna).

[4]) Geb. 1793 in Bernburg, st. 1860 in Frankfurt a. M.

[5]) Geb. 1817 in Xions (Prov. Posen), st. 1891 als Lehrer am jüd.-theol. Seminar und Prof. an der Universität in Breslau

[6]) Es gaben heraus J. M. Jost „Isr. Annalen" 1839—1841 und die hebr. Zeitschrift „Zion" 1840 und 1841, Abr. Geiger, 6 Jahrg. der „Wissenschaftl. Zeitschrift für jüd. Theol." und 11 Jahrg der „Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben", J. Fürst, 12 Jahrgänge des „Orient" u. s. w.

Es bliebe noch übrig, ein Wort zu sagen über die litterarische Thätigkeit, welche Juden seit dem Beginn des laufenden Jahrhunderts auf den mannigfachsten Gebieten der Kunst und Wissenschaft und des öffentlichen Lebens entfaltet haben. Allein diese Thätigkeit gehört nicht mehr in den Bereich der jüdischen Litteraturgeschichte. Seit der Wiederherstellung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Juden in den Kulturstaaten der Welt hat sich die jüdische Litteraturgeschichte nur noch mit denjenigen von Juden ausgegangenen litterarischen Erzeugnissen zu befassen, die mit dem jüdischen Glauben und der jüdischen Abstammung in Zusammenhang stehen. Was dagegen Juden als Gelehrte auf dem Felde ihrer Facultätswissenschaft[1]), als Künstler auf dem Gebiete künstlerischer Bestrebungen[2]) oder als Staatsmänner[3]) für das öffentliche Leben in ihrem Vaterlande geleistet haben, gehört ganz und gar der Geschichte der Wissenschaften oder der Geschichte der Länder an, denen jene Männer ihre Geisteskräfte gewidmet haben. Die jüdische Litteraturgeschichte interessiren sie nur insofern, als sie Zeugnis ablegen von der unverwüstlichen Widerstandsfähigkeit der Geistesanlagen des eigenartigen Volkes, dem sie entsprossen sind.

---

[1]) z. B. Jacob Bernays (st. in Bonn 1881) und Wilh. Freund (st. in Breslau 1894) auf dem Gebiete der klass. Philologie, Lazar Geiger (in Frankfurt a. M.) und H. Steinthal (in Berlin) auf dem der Sprachwissenschaft, Daniel Sanders (in Berlin) auf dem der deutschen Sprachforschung, Maier Hirsch (in Berlin) und M. Stern (in Göttingen) auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie, M. E. Bloch (st. 1799), Rieß und Pringsheim (in Berlin) auf dem der Naturwissenschaften, G. Valentin (st. 1883) und L. Traube (st. 1876) auf dem der Medicin, L. Goldschmidt auf dem der Rechtswissenschaft, Berthold Auerbach (st. 1882 in Berlin) und L. A. Frankl (st. 1894 in Wien) auf dem der Belletristik u. s. w.

[2]) z. B. G. Meyerbeer (in Berlin, st. 1864) und Halevy (aus Paris, st. 1862) auf dem Gebiete der Musik, Sonnenthal (in Wien) auf dem Gebiete der Schauspielkunst u. s. w.

[3]) Adolf Crémieux, der 1848 und 1871 in Frankreich Minister war, Ign. Kuranda (st. 1884), der Mitglied des österreichischen, und Ed. Lasker (st. 1884), der Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages und Mitbegründer der nationalliberalen Partei gewesen ist.

2. Die religiöse Reform.

Sollten die wieder errungene bürgerliche Freiheit und die neue Blüthezeit der jüdischen Wissenschaft in Wahrheit eine Quelle der Sittlichkeit für die späteren Geschlechter werden, so mußten sie öffentliche Einrichtungen hervorrufen und zur Reife bringen, die geeignet waren, Glauben und Wissenschaft zu schützen und das Erbe der Väter unverderbt den Söhnen zu überliefern. Als die Juden in den Bereich der deutschen Bildung eintraten, stand bei ihrer nichtjüdischen Umgebung das religiöse Interesse längst nicht mehr im Mittelpunkt des geistigen Lebens. Die jüdische Jugend, bis zu den Tagen Mendelssohns in einem Bannkreis herangewachsen, in welchem alle Gedanken, Empfindungen und Handlungen grundsätzlich nur auf die Religion bezogen wurden, trat jetzt in täglich wachsender Zahl in die höheren und niederen Schulen ein und sammelte in denselben Kenntnisse und Anschauungen, durch die das einseitig jüdische Wesen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Und welches Übergewicht gewannen erst die Eindrücke des modernen Lebens, als die Juden auf Grund der neuen Gesetze in die großen Städte ziehen und sich an den Mittelpunkten der Cultur nach ihrer Wahl niederlassen durften! Mit begreiflichem Ungestüm gaben sich die der bisherigen unnatürlichen Enge entronnenen Menschen den neuen unbekannten Genüssen hin. Die ergrauten Hüter der ererbten Heiligtümer sahen mit Bestürzung, wie die Gotteshäuser verödeten, wie der religiöse Unterricht vernachlässigt wurde, wie ihr eigener Einfluß auf die Lebensführung ihrer Gemeinde immer mehr im Schwinden begriffen war, wie sich allmählich eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Lehre der Väter und dem Leben der Gegenwart erweiterte. Diesen grellen Widerspruch galt es auszugleichen. Es galt, dem religiösen Leben einen Inhalt und dem Gottesdienste eine Form zu geben, wodurch die Ansprüche der gebildeten Gemeindemitglieder Befriedigung fanden, ohne daß die Überzeugungen derjenigen, die treu am Hergebrachten festhielten, gekränkt wurden.

Über die Art und Weise, wie das Ziel zu verwirklichen sei, gingen die Meinungen der Zeitgenossen himmelweit auseinander. Die Einen, an deren Spitze Abraham Geiger[1]) stand, nahmen zum Ausgangspunkt die wissenschaftliche geschichtliche Kritik. Ihre Aufgabe sei es, das Judentum als etwas geschichtlich Gewordenes in seiner Entstehung und allmählichen Entwickelung zu erkennen und auf Grund dieser Erkenntnis den Kern von der Schaale, das Wesen von den entstellenden Zuthaten zu trennen. Die Trennung mit Entschiedenheit vorzunehmen, sei einzig und allein der wissenschaftlich gebildete Rabbiner berufen, und er dürfe sich daran weder durch schonende Rücksichtnahme gegen die Überzeugung Vieler, noch durch Pietät gegen das Herkommen oder durch Liebe zu den gewohnten Formen der eigenen Jugend hindern lassen[2]).

Von einem geradezu entgegengesetzten Standpunkt gingen die Anderen aus, deren Wortführer Samson Raphael Hirsch[3]) war. Es sei in keiner Weise nötig, meinten sie, einen neuen Maßstab für die Reform zu suchen. Dieser Maßstab sei für alle Zeit gegeben in der göttlichen Offenbarung, die wir im schriftlichen und mündlichen Gesetz besitzen. Nicht sowohl nach den wechselnden Zeitmeinungen als vielmehr nach den richtig verstandenen unwandelbaren göttlichen Gesetzen sei das religiöse Leben der Gegenwart und aller Zeiten einzurichten. Nicht sowohl die Religion, als vielmehr uns müßten wir reformieren und unsere Zeit in der Weise zum Verständnis der Thora erziehen, daß die altertümlichen Gebräuche dem Verständnis näher gebracht und wieder mit Begeisterung ausgeübt würden.

Allein keine der beiden Anschauungen vermochte einen entscheidenden Einfluß auf die Masse der Gläubigen auszuüben.

---

[1]) Geb. 1810 in Frankfurt a. Main, von 1834 an Rabbiner in Wiesbaden, Breslau, Frankfurt a. Main und Berlin. St. 1874 in Berlin. Vgl. oben S. 445. 448.

[2]) Eine streng auf diesen Grundsätzen beruhende Gemeinde, deren Einrichtungen bisher nirgends in Europa Nachahmung gefunden haben, trat 1846 in Berlin zusammen und stand zuerst unter der Leitung Samuel Holdheim's (geb. in Kempen (Prov. Posen) 1806, st. in Berlin 1860).

[3]) Geb. 1808 in Hamburg, seit 1830 Rabbiner in Oldenburg, Emden, Nicolsburg und Frankfurt a. M. St. 1888 in Frankfurt a. M.

Religiöse Wandlungen der Gesamtheit vollziehen sich eben nicht nach den strengen Grundsätzen noch so wohl begründeter Schulmeinungen. Den Anhängern des rücksichtslosen Fortschritts standen die Freunde des Herkommens mit unbesiegbarem Mißtrauen gegenüber, und die durch die Zeitrichtung dem religiösen Leben Entfremdeten mochten sich nicht willig von neuem unter das einmal abgeworfene Joch des Gesetzes beugen. Es versuchte darum eine dritte Richtung, sich Gehör zu verschaffen, die besonders von Zacharias Frankel[1]) vertreten wurde. Die Umgestaltung des religiösen Lebens dürfe nach dieser Meinung nur das eine Ziel im Auge haben, die Gegensätze zu versöhnen. Da es sich keineswegs darum handle, den Gegner von vornherein durch einen Handstreich zu bezwingen oder zu entwaffnen, sondern vielmehr nur darum, einen für beide Teile ehrenvollen Frieden herbeizuführen, so könne nicht in der Entschiedenheit nach der Seite des Fortschrittes oder nach der des Rückschrittes hin, sondern nur in einer gemäßigten Reform das Ziel der Bestrebungen gefunden werden. Es müßten darum diejenigen Einrichtungen, die dem Volksbewußtsein als Ausdruck religiöser Gedanken und Gefühle heilig seien, unangetastet bleiben. Nur solche Einrichtungen, die nach dem allgemeinen Urtheil der Zeitgenossen geeignet seien, das religiöse Leben zu stärken und zu vertiefen, dürften neu eingeführt, nur solche, die im Bewußtsein des Volkes abgestorben, oder die nur durch zufällige, vergängliche Einflüsse eingeführt worden seien, dürfen beseitigt werden. Zur Einführung und Beseitigung seien alle Sachverständigen befugt, die durch ihren Lebenswandel und durch ihre Gelehrsamkeit auf religiösem und auf profanem Gebiete das allgemeine Vertrauen der Glaubensgenossen besäßen.

Die mehrfachen Versuche, durch Rabbiner-Versammlungen[2]) und Synoden[3]) eine Einigung der Gesamtheit der Gläubigen über die leitenden Grundsätze der Reform herbeizuführen, sind

[1]) Geb. in Prag 1801 seit 1835 Rabbiner in Teplitz und Dresden, seit 1854 Director des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau. St. 1875. Vgl. Bd. I., S. 215. 217. 233 und oben S. 445. 446. 448.

[2]) Solche fanden 1844 in Braunschweig, 1845 in Frankfurt a. M. und 1846 in Breslau statt.

[3]) Sie traten 1868 in Cassel, 1869 in Leipzig und 1871 in Augsburg zusammen.

als gescheitert anzusehen. Allein der Umschwung trat wenigstens für denjenigen Teil des religiösen Lebens, der im öffentlichen Gottesdienst zur Erscheinung kommt, allmählich von selbst im Sinne einer gemäßigten Reform ein. Es giebt heute im Westen Europas kaum eine größere Gemeinde, in der nicht die regelmäßige Predigt in der Landessprache, der geordnete Gottesdienst mit geschultem Gemeindegesang und mit Verminderung der aus dem Mittelalter stammenden poetischen Zuthaten zu den Gebeten und die Anstellung wissenschaftlich gebildeter Rabbiner als unabweisbare Forderungen der Gegenwart anerkannt wären[1]).

Leichter und einmütiger war die Einigung über die Mittel, die anzuwenden waren, um für den verbesserten Gottesdienst die Jugend zu erziehen und die Erwachsenen zu erwärmen, und um das Interesse für allgemeine jüdische Angelegenheiten zu erwecken und lebendig zu erhalten. Hier mußten zuvörderst für den Jugendunterricht die neuen Einrichtungen genau dem Gange der Entwickelung folgen, den das Bildungswesen bei den Juden in den letzten Jahrzehnten genommen hatte. Es mußte in erster Linie mit der Thatsache gerechnet werden, daß etwa die Hälfte der jüdischen Jugend, und oft sogar mehr als die Hälfte, Lehranstalten besuchte, in welcher für ihre religiöse Unterweisung nicht gesorgt wurde. Aus dem dringenden Bedürfnis der Zeit, der weltlichen Ausbildung eine ausreichende religiöse Durchbildung hinzuzufügen, erwuchsen die sogenannten Religionsschulen. So weit immer diese Lehranstalten in den Einzelheiten ihrer Leitung, Verwaltung und inneren Ordnung sich von einander unterscheiden, so sehr stimmen sie doch in ihrem Hauptzweck überein. Sie arbeiten allesamt an dem Ziele, der jüdischen Jugend eine gründliche Kenntnis der biblischen uud jüdischen Geschichte und des Lehrinhalts der jüdischen Religion und diejenige Kenntnis der hebräischen Sprache beizubringen, die sie befähigt, den Urtext der heiligen Schrift zu verstehen und sich mit Ver-

[1]) Als dauernde Einrichtung trat ein solcher Gottesdienst, freilich mit einigen Zuthaten, die eine allgemeine Anerkennung bisher nicht gefunden haben, zuerst 1818 in Hamburg in einer von dem dortigen Tempel-Verein begründeten Gotteshause ins Leben.

ständnis und Frucht am öffentlichen und häuslichen Gottesdienst zu beteiligen. Das gleiche, mitunter sogar ein höheres Maß von Kenntnissen erwerben die Zöglinge innerhalb des Lehrplanes ihrer Schule in denjenigen Lehranstalten, die nur für die jüdische Jugend bestimmt sind. Die Lehrkräfte für diese Schulen erhalten ihre Ausbildung in den Lehrer-Seminarien, die durch die Opferfreudigkeit und den Gemeinsinn einzelner Wohlthäter oder größerer Gemeinden[1]) in's Leben getreten sind.

Auf die Möglichkeit, innerhalb dieser niederen Schulgattung die begabte und lernbegierige Jugend, wie es noch im Anfang dieses Jahrhunderts allgemein üblich war, auch unmittelbar zu den Quellen des mündlichen Gesetzes hinzuführen, hat fast allgemein endgiltig verzichtet werden müssen[2]). Ungleich verhängnisvoller war die Thatsache, daß die im ersten Drittel des Jahrhunderts noch blühenden Talmudschulen mehr und mehr verödeten und aus Mangel an Schülern bald ganz geschlossen wurden.[3]) Dazu kam, daß die hinter der Zeit zurückgebliebenen Rabbiner allmählich allen Einfluß auf den gebildeten Theil ihrer Gemeinden verloren. Zwar gab es zum Glück eine Anzahl tüch-

---

[1]) Die älteste noch heute blühende jüdische Lehrer-Bildungs-Anstalt im deutschen Reich ist diejenige zu Münster, die 1827 den Bemühungen des praktischen Arztes Dr. Haindorf ihre Entstehung verdankte. Außerdem bestehen in Preußen derartige Anstalten in Berlin (zuerst seit 1839 unter Zunz), Kassel (hier vorübergehend schon 1809), Hannover und Köln.

[2]) Nur unter besonders günstigen örtlichen Verhältnissen ist hier und da (z. B. in Hamburg, Frankfurt a. M. und Würzburg) eine glückliche Ausnahme gelungen.

[3]) Die letzten hervorragenden Gelehrten, die an der Spitze solcher Schulen gestanden und auch litterarische Leistungen hinterlassen haben, sind R. Mordechai Benet (Benedict) in Nicolsburg (st. 1829), R. Jacob in Lissa (st. 1832) und R. Akiba Eger in Posen (st. 1837). Auch die folgende Generation zeitigte in Deutschland noch einige litterarische Früchte dieses einseitigen Halacha-Studiums in den Werken des R. Jacob Ettlinger in Altona (st. 1879) und R. Dob. B. Bamberger in Würzburg (st. 1878). Weiter im Osten, in Galizien (wir nennen hier nur R. Salomon Kluger in Brody (st. 1868) und R. Joseph Saul Nathansohn in Lemberg, der 1874 gestorben ist) und besonders im russischen Polen und Litthauen blühen diese Studien noch heute.

tiger und gebildeter Männer, die, aus der alten Schule hervorgegangen, in höherem Lebensalter sich Bildung und allgemeines Wissen angeeignet hatten und hin und wieder mit gutem Erfolge bemüht waren, den Anforderungen der neuen Zeit zu genügen. Aber nirgends that sich eine Stätte auf, in welcher der angehende Seelsorger Gelegenheit gehabt hätte, nicht nur eine gründliche Kenntnis der Thora und des Talmuds zu gewinnen, sondern auch mit der Wissenschaft des Judentums sich systematisch vertraut zu machen und die Fähigkeit zu erlangen, die Jugend zu belehren und Gottes Wort der versammelten Gemeinde in ansprechender Form zu verkünden. Der von allen Seiten schmerzlich beklagte Mangel solcher Anstalten war eine drohende Gefahr für die weitere Entwickelung des Judentums während der schweren Krisis, die es durch den Eintritt in die deutsche Bildung zu bestehen hatte. Da wurde durch die hochherzige That eines edlen Mannes[1]), der seine ganze reiche Habe zu wohlthätigen Stiftungen bestimmt hatte, mit einem Schlage Abhilfe geschaffen. Im Jahre 1854 wurde das jüdisch-theologische Seminar in Breslau eröffnet. Zur Leitung desselben wurde Zach. Frankel berufen, der wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen die allgemeine Achtung und wegen seiner maßvollen Stellung zur Reform das allgemeine Vertrauen der Gemeinden besaß. Das Wirken der Anstalt war ein friedliches. Schon nach wenigen Jahren wurde selbst von einem Gegner der Frankel'schen Richtung, der die Zeitereignisse mit dem Blick des wissenschaftlich geschulten Geschichtsforschers anzusehen gewöhnt war[2]), hervorgehoben, daß die neue Anstalt „mit anerkennenswerther Umsicht, sowohl in Betreff des inneren Zieles, wie der Beachtung der Zeiterfordernisse höchst zweckmäßig eingerichtet sei, daß sie täglich mehr das Zutrauen naher und entfernter Rabbinen, welche bis dahin der Zeitbewegung Rechnung zu tragen Anstand genommen hätten, gewinne und eine Thätigkeit entfalte, welcher selbst größere und der Re-

[1]) Er war der Enkel des Berliner Rabbiners R. David Fränkel, (Vgl. oben S. 381 und Bd. I., S. 233) des Lehrers Moses Mendelssohn's, und starb in Breslau 1846.

[2]) Jost, Geschichte des Judentums und seiner Secten, Bd. III, S. 389.

form zugethane Gemeinden Gerechtigkeit widerfahren lassen". Ihr Lehrplan und ihre innere Einrichtung wurde maßgebend und mustergültig für alle späteren im In-[1]) und Auslande[2]) entstandenen ähnlichen Anstalten. Die Rabbiner und Prediger, die aus diesen Anstalten hervorgehen, wirken segensreich in ihren Gemeinden, indem sie den religiösen Unterricht der Jugend leiten und überwachen und die religiöse Unterweisung der Erwachsenen durch regelmäßige Predigt in der Synagoge fortsetzen, und indem sie durch ihren Lebenswandel den Mitgliedern ihrer Gemeinden ein Vorbild dafür geben, wie sich die Treue gegen das Erbe der Väter mit den modernen Errungenschaften der Wissenschaft und Bildung vereinigen läßt.

Ihrer eifrigen Pflege und Fürsorge verdankt derjenige Teil der jüdischen Litteratur, welcher der religiösen Praxis Dienste leisten will, manche wesentliche mittelbare und unmittelbare Bereicherung. Es wurden für die Zwecke des Unterrichts Lehrbücher der Religion, und der biblischen und jüdischen Geschichte und Hilfsbücher zur Übersetzung und Erläuterung der heiligen Schrift und der Gebete ausgearbeitet, die immer mehr den Anforderungen der modernen Pädagogik entsprechen. Durch die allgemeine Widerherstellung der religiösen Belehrung in der Landessprache beim öffentlichen Gottesdienste erlebte die Kanzelberedtsamkeit eine in den früheren Perioden nicht gekannte Blüte. Auf der Höhe künstlerischer Vollendung stehen hier namentlich die homiletischen Leistungen Isaak Noah Mannheimer's[3]), Michael

[1]) Es entstanden 1872 die „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums", zu deren ersten Lehrern Abr. Geiger gehört hat, 1874 das von Dr. Israel Hildesheimer geleitete „Rabbinerseminar für das orthodoxe Judentum".

[2]) Im Jahre 1877 wurde die „Ungarische Landesrabbiner-Schule" in Budapest und 1893 die israelitisch-theologische Lehranstalt in Wien eröffnet. Außerdem bestehen Anstalten zur Ausbildung von Rabbinern in Paris, Rom, Ramsgate (England), Cincinnati und New-York. Den ersten Anstoß zur Gründung eines Rabbiner-Seminars in Preußen gab der Berliner Vice-Oberrabbiner M. S. Weyl im Jahre 1825 (vgl. Zunz, Gottesdienstl. Vorträge, 2. Aufl., S. 471.) Das „Collegio rabbinico", das von 1829 bis 1865 in Padua bestand, hat nur für die Geschichte der Juden Italiens einige Bedeutung.

[3]) Geb. 1793 in Kopenhagen, st. 1865 als Prediger in Wien.

Sachs'[1]), Manuel Joël's[2]) und Adolf Jellinek's.[3]) In unmittelbarem Zusammenhang mit der Entwickelung des öffentlichen Gottesdienstes stehen auch die erfolgreichen Bemühungen hervorragender Künstler, wie Sulzer[4]) und Lewandowsky[5]), um einen geordneten Gemeinde-Gesang durch künstlerische Ausgestaltung der synagogalen Musik und die wiederholten anerkennenswerthen Versuche, die Schätze der liturgischen Poesie durch ansprechende metrische Übersetzungen auch dem nicht gelehrten Publikum lieb und angenehm zu machen. Manche wohlgelungene Übertragung verdanken wir besonders Mich. Sachs, der mit hoher dichterischer Begabung die Festgebete des ganzen Jahres in neun Bänden metrisch bearbeitet hat.

Zur Unterstützung und Ergänzung der Wirksamkeit, welche die Lehrer und Leiter der Gemeinden für das öffentliche Leben entfalten, dienen endlich die öffentlichen Einrichtungen, die sich die Aufgabe gestellt haben, den jüdischen Gemeinsinn zu heben und zu erhalten. Dieses Bedürfnis sucht zunächst die jüdische Tageslitteratur zu befriedigen. Ihr eigentlicher Schöpfer ist Ludwig Philippson[6]). Er rief 1837 die „Allgemeine Zeitung des Judentums" in's Leben[7]), die seitdem allwöchentlich erscheint, Tagesfragen, die für die Judenheit von Wichtigkeit sind, bespricht, über Ereignisse, welche die Gesamtheit interessiren, und über gemeinnützige Einrichtungen, welche die Synagoge und Schule, das Haus und die Gemeinde betreffen, Bericht er-

---

[1]) Geb. 1808 in Gr.-Glogau, st. als Rabbinats-Assessor in Berlin. Vgl. oben S. 445.

[2]) Vgl. oben S. 447.

[3]) Geb. 1820 in Ung.-Brod, st. 1893 als Oberrabiner in Wien.

[4]) Starb 1890 als Obercantor in Wien.

[5]) Starb 1894 als Chordirigent in Berlin.

[6]) Geb. 1810 in Dessau, von 1832—1857 Rabbiner in Magdeburg, st. 1889 in Bonn.

[7]) Ältere Zeitschriften, wie die von David Fränkel (in Dessau) herausgegebene „Sulamith" und die von J Heinemann (in Berlin) herausgegebene Zeitschrift „Judidjah" vermochten nicht einen nachhaltigeren Einfluß zu gewinnen.

stattet und die litterarischen Erscheinungen, die sich auf dieselben Gebiete beziehen, aufmerksam verzeichnet. Neben ihr entstanden allmählich in Deutschland[1]) und im Auslande[2]) ähnliche Zeitschriften, die mit denselben Mitteln, nur unterschieden durch den Standpunkt, den ihre Herausgeber zu den religiösen Tagesfragen einnehmen, den gleichen Zielen zustreben und in ihrer Gesamtheit ein anschauliches und lebendiges Gesamtbild der Zustände und Vorgänge innerhalb der Glaubensgemeinschaft darbieten. Der jüdischen Tagespresse ist es auf diese Weise gelungen, eine gewisse Gemeinsamkeit der religiösen Gesinnungen und Überzeugungen wach und lebendig zu erhalten.

Aus den durch sie erzielten gemeinsamen Gesinnungen und Überzeugungen sind als schönste und reifste Frucht Vereinigungen zu gemeinsamem Handeln im Interesse der Gesamtheit erwachsen. Es entstanden Verbände zur Förderung und Verbreitung der jüdischen Litteratur[3]) und Vereinigungen von

---

[1]) Es bestehen noch gegenwärtig seit 1860 „Der Israelit" (zuerst von M. Lehmann in Mainz herausgegeben), seit 1870 die „Israelitische Wochenschrift" (zuerst von A. Treuenfels in Stettin, jetzt von M. Rahmer in Magdeburg herausgegeben) und die „Jüdische Presse" (jetzt von H. Hildesheimer in Berlin herausgegeben), seit 1892 „Jeschurun" (von A. Lewin in Berlin herausgegeben), seit 1893 die „Laubhütte" (von S. Meyer in Regensburg herausgegeben) u. s. w.

[2]) In Österreich die „Neuzeit", begründet von M. Szanto und die „Österreichische Wochenschrift", herausgegeben von J. S. Bloch; in Ungarn der „ungarische Israelit" (seit 1874); in Frankreich die „Archives Israélites" und „L'Univers"; in England „Jewish Chronicle"; in Amerika Hebrew Leader"; „in Rußland „Ha-Zephira" in Warschau und „Ha-Meliz" in St. Petersburg, die täglich in hebr. Sprache erscheinen. Die hebräische Wochenschrift „Ha-Maggid", die einzige, die 32 Jahre lang ununterbrochen in Deutschland erschienen ist, ist seit 1892 nach Krakau übergesiedelt.

[3]) z. B. der Verein „Mekize Nirdamim", zur Herausgabe und Verbreitung der hebräisch geschriebenen litterarischen Erzeugnisse des Mittelalters, und erst jüngst der Verband der im deutschen Reich bestehenden „Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur".

Lehrern[1]), Rabbinern[2]) und Leitern von Gemeinden[3]), die bald nach Provinzen und Landschaften, bald nach Staaten und Ländern sich zu gemeinsamer Arbeit und Fortbildung, zur Verständigung über gemeinsame Grundsätze auf den Gebieten ihrer Wirksamkeit zusammengethan haben. Die umfassendste Aufgabe hat der „Allgemeine Israeliten-Verband" (Alliance israélite universelle) in Paris sich gestellt. Schon im Jahre 1840, als die Gräuel von Damaskus, die gegen unschuldige Juden verübt wurden[4]), eine laute und allgemeine Entrüstung in allen Kulturstaaten Europas hervorriefen, erkannte der hochgesinnte Adolf Crémieux die unentbehrliche Notwendigkeit eines solchen, die Juden aller Länder vereinigenden Verbandes, der berufen sein sollte, die fernen Glaubensbrüder überall da, wo sie um ihres Glaubens willen leiden, mit Rath und That zu unterstützen, und durch Errichtung von Volks-, Ackerbau- und Handwerker-Schulen zu aufgeklärten Bekennern ihres Glaubens und treuen Söhnen ihres Vaterlandes zu erziehen. Erst zwanzig Jahre später gelang die Stiftung des Vereins, der seitdem zu schöner Blüte gelangt ist und eine vielseitige segensreiche Thätigkeit entfaltet hat. Seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die europäischen Staatsmänner beim Berliner Congreß (1878) den neuen Donaustaaten nur unter der Bedingung, daß sie die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse zu einem unumstößlichen Grundsatz ihrer Verfassung machten, die europäische Anerkennung verbürgten. Unter seiner Leitung und Aufsicht gedeihen über hundert[5]) allmählich in der europäischen und asiatischen Türkei, in Persien und Nordafrika entstandene Lehranstalten, in denen gegenwärtig etwa fünfzehntausend Zöglinge beiderlei Geschlechts erzogen und unterrichtet und mit Lehrmitteln, zum

---

[1]) z. B. die Lehrer-Vereine für Rheinland und Westfalen, für Hannover, für Schlesien und Posen, für Mitteldeutschland, für Württemberg u. s. w.

[2]) z. B. der 1884 gestiftete „Deutsche Rabbiner-Verband".

[3]) z. B. der „Deutsch-Israelitische Gemeindebund" in Berlin, die „Österreichische Allianz" in Wien, die „Anglo-Jewish Association" in London u. s. w.

[4]) Vgl. oben S. 436 f.

[5]) Nach dem für 1893 erschienenen Jahresbericht.

Teil auch mit Kleidung, Speise und Trank versorgt werden. Am erfreulichsten sind die Erfolge der Ackerbau-Schule in Jaffa (im heil. Lande). Sie ist die Musteranstalt für die in jüngster Zeit aufblühenden zahlreichen Ackerbau-Kolonien im heiligen Lande, dessen jüdische Bevölkerung sich im letzten Jahrzehnt von fünfzehn auf etwa fünfzig Tausend Seelen gehoben hat.

So stehen wir denn an der Schwelle der Gegenwart. Wir sehen, wie ein reges geistiges Leben überall die zerstreuten Glieder Israels durchströmt. Wir wissen, daß der Gott unserer Väter, dessen Erbarmen uns bis hierher geholfen und dessen Gnade uns nimmer verlassen hat, uns auch in Zukunft nicht verlassen und nicht verstoßen wird. Wir bekennen freudig, daß wir darauf hoffen, er werde das messianische Zukunftsbild, das unsere Propheten in der goldenen Jugendzeit unseres Volkes entworfen haben, endlich zur Wahrheit werden lassen, er werde unsere Gesamtheit würdigen, den Tag zu erleben, da alle Menschen anerkennen werden, daß „von Zion ausgeht die Lehre und das Wort Gottes von Jerusalem".

Druck von Th. Schatzky, Breslau.

Quellen-Nachweis.

Dritter Zeitraum.

Übersicht: (S. 1—10). Zu S. 2 vgl. b. Kidduschin 30a. Zu S. 5 vergl. Zunz, Syn.-P., S. 60. 71. 76 85. 117.

Erste Abtheilung:

Erster Abschnitt. Erstes Kapitel. (S. 11—14.) Graetz V, 9—22, 80—132. Zacuto, Juchasin (ed. London), S. 204. 85.

Zweites Kapitel. (S. 14—16). Graetz V, 22—44.

Drittes Kapitel. (S. 17—21). Das. S. 45—79. 154—171. Die einschlägige Litt. zu S. 18 f. siehe bei Aronius, Regesten zur Geschichte der Juden im fränkischen und deutschen Reich, Nr. 15—67.

Viertes Kapitel. (S. 21—37.) N. Brüll, Jahrb. f. jüd. Gesch. u Litt. II, 1—123. Weiß, Dor Dor we-Dorschaw, IV., 3 ff. Zunz G. V.², S. 93 ff. Brüll, a. a. O. 124. Kleine Tractate sind von Kirchheim (1851), Coronel (1864), Joël Müller (1878) u. S. Schechter (1887) herausgegeben. Vgl. Weiß a. a. O. II., 244 ff. Brüll a. a. O. I, 1 ff. Über die Massora (S. 22) vgl. Weiß a. a. O. IV, 238 ff, 251 ff. Weitere Litteratur bei Bacher in „Jüd. Lit. s. Abschl. des Kanon, v. Winter u. Wünsche", Bd. II, 132 ff. Zu S. 24, Anm. 1 vgl. Dikduke ha-Teamim, edd. S. Baer u. H. Strack, Leipzig (1879) Einl. Zu S. 24 ff. vgl. Zunz G. V. cap. 10—15. Weiß IV., 208–215 Die Probe (S. 26) ist aus Par. XI, die Übers nach Wünsche, Der Midr. Beresch. rabb. zum 1. Mal ins Deutsche übertragen. (Leipzig 1881, 8), S. 45. 46 f. 49. Die Pesikta (S. 27) wurde von S. Buber (1868) u. M. Friedmann (1880) herausgeg. — Zu S. 28 ff. vgl. Zunz, G. V², 380–394. Rit. d synag. Gottesd., S. 1—19. Lit. Gesch. d. syn. Poesie 11 ff. Weiß IV. 111 ff. 119 ff. 154 ff. Dreij. Cycl d. Thora-Vorles. b. Megilla 29b. Zu S. 29, Anm. 1, vgl. G. V.² 393, c. — Das. Anm. 3, vgl. G. V.² 389. LG. 12. — Zu S. 30 Anm. 2, vgl. G. V.² 385. — Zu S. 32, Anm. 1, G V² 387. LG. 12. — Zu S. 32, Anm. 2, vgl. G. V.² 383. 394. LG. 14. — Zu S 33, Anm. 2, vgl LG. 17. — Zu S. 35 ff. vgl Frankel, Entw. einer Gesch. der Litt. der nachtalm.. Responsen (Breslau 1865). Müller, Mafteach li-Teschuboth ha-Geonim (Berlin 1891, 8). Weiß IV, 6–22. Über Scheiltot das. 23 ff.

Zweiter Abschnitt. Erstes Kapitel. (S. 38—56). Graetz V, 222 ff. 275 f. Zu S. 41 ff. vgl. Pinsker, Likkute Kadmoniot (Wien 1865). Jost, Gesch. d. Judentums u. seiner Secten II, 344 ff. Zunz, Ritus 156 ff. Weiß IV, 46—110. Zu S. 43 ff. vgl. Graetz V, 468 ff. Über die „Halachot gedolot" vgl. Weiß IV, 32 ff. 318. 355 f. Sie sind neu herausgeg. von Isr. Hildesheimer (Berlin 1888). Über den Aruch des Gaon R. Zemach b. Paltoi, vgl. Kohut, Aruch completum, S. XVI. Weiß, IV, 131, 133. Der Siddur des Gaon R. Amram ersch. 1865 in Warschau. Vgl. Weiß a. a. O. 119 ff. Zunz, Rit. 18. Zu S. 45 vgl. Zunz, Syn. P., S. 60 ff. Ueber Jose b. Jose (S. 46) vgl. Zunz, LG., 26. Über Kalir vgl. das. 29 ff., 34 und Weiß V, 225 f. Das Neueste über den Ursprung s. Namens bei Perles in der „Byzant. Zeitschr." II, 569 ff. Das Citat (S. 47) ist aus Delitzsch, zur Gesch. d. jüd. Poesie (Leipzig 1836), S. 148, das Citat (S. 48) aus Zunz, Syn. P. 67. Zu S. 52 ff. vgl. Graetz V, 302—334. Weiß IV, 138—160. Eine Ausgabe d. saadja'nischen Bibel-Übers. wird gegenw. in Paris v. J. Derenbourg besorgt. Bis jetzt ist der Pentateuch erschienen. Das arab. Original d. „Emunot we-deot" hat S. Landauer 1880 herausgeg. Weitere Litteratur s. bei J. Guttmann, die Religionsphilos. Saadjas (Göttingen, 1882). Über Scherira u. Hai (S. 55 f.), vgl. Rapoport in Bikkure ha-Ittim X, 75 Die beste Ausgabe des Sendschreibens Scherira's besitzen wir von Ad. Neubauer in „Anecdota Oxoniensia" semitic series, vol. I, part. IV. S. ferner Graetz V, 386 ff., VI, 5 ff. Weiß IV, 163 bis 192. Eine Ausgabe sämmtlicher Poesien R. Hai's hat S. Philipp 1889 in Lemberg erscheinen lassen. — Über Samuel b. Chofni (S. 56), vgl. Harkavy in „Sichron la-Rischonim", Heft III (1880), Weiß IV, 192—199 u. Bacher, in Rev. d. Et. juives XV, 277. XVI, 106.

Zweites Kapitel. (S. 56—60). Vgl. Sefer ha-Kabbala d. Abr. b. David (ed. Neubauer), S. 67 f. Über Isaak Israeli (S. 58) vgl. Steinschneider, Cat. Bodl. S. 1113. Graetz V, 222 ff. Über R. Chuschiel u. R. Chananel (S. 59) vgl. Rapoport, Bikkure ha-Ittim, Jahrg. 1831 u. 1832. Weiß IV, 265. 269—275. Über Nissim b. Jacob (das.). Weiß IV, 366 ff. u. im „Beth Talmud" I, 115 ff. Das Sendschreiben des Jehuda Ibn Koreisch ist 1857 von Bargès u. Goldberg in Paris herausgeg. worden.

Drittes Kapitel. (S. 60—80). Graetz V, 171. 356 ff. D. Cassel in Wertheims Kalender (1857), S 109—137. Über Menachem b. Seruk, Dunasch ibn Labrât, Jehuda Chajjûdsch u. Jona Ibn Djanâch (S. 65) ist die einschlägige Litteratur zusammengestellt von Bacher bei Winter u. Wünsche, d. jüd. Litt. seit Abschluß des Kanons, Bd. II, S. 231 f. Über R. Mose, R. Chanoch u. R. Jos. Ibn Abitur vgl. Müller, die Responsen des R. Mose pp. (Berlin 1889). Über Samuel ha-Nagid (S. 69 ff.) vgl. Steinschneider a. a. O. S. 2457 ff. Weiß IV, 277

ff. Harkavy, Sichron la-Rischonim I (1879) u. Meassef Niddachim II, Nr. 1 3. Derſ. hat auch die Poeſien des Nagid 1879 herausgeg. Vgl. Nachtrag dazu bei Sokolow ha-Assif VI, 144. — Die Litteratur über Salom. Ibn Gabirol (S. 73 ff.) ſ. bei Guttmann, die Philoſ. d. Sal. Ibn Gabirol (Göttingen 1889, 8) S. 1 f. Munk's Entdeckung (S. 79) zuerſt im Ltbl. d. Orients 846, Nr. 46. Eine neue Ausg d. fons vitae wird gegenwärtig v. Bäumker beſorgt. — Über Bachja Ibn Pakuda (S. 79), vgl. Kaufmann, Die Theologie d. B. Ibn P. (1874). Sein „Choboth ha-Lebaboth" wurde mehrfach, zuerſt von Fürſtenthal (1836), ins Deutſche überſ

Viertes Kapitel. (S. 80—84.) Über Salomo b. Jeh. ha-Babli u. deſſen Zuamen, vgl. Zunz LG. 100 ff. 232. Über Kalonymos von Lucca, vgl. Zunz a. a. O. 104 ff. Zeitſchr. f. Geſch. der Juden in Deutſchland I, 157 ff., II, 82 ff.

Fünftes Kapitel. (S. 84—96.) Die Litt. bei Aronius, Nr. 68—175. Über R. Gerſchom b. Jeh. vgl. Zunz, a. a. O. 238 ff. Seine Verordnungen ſtehen am Ende des RGA. d. R. Meir v. Rothenburg u. derſ. des R. Moſe Minz. S. Commentar zu einigen Tractaten d. babyl. Talm. iſt in der Wilnaer Talm-Ausg. (1880—1886) gedruckt. — Über R. Simon b. Iſaak (S. 92 ff.), vgl. Zunz a. a. O. 111 ff., 235 ff. — Ueber R. Elieſer b Iſaak (S. 95 f.) vgl. Zunz, z. Geſch. u. Lit. 124. 130. 567.

Sechſtes Kapitel. (S. 96—98.) Graetz V, 188. 272 ff. Ueber die Pijjut- u. Selicha-Dichter ſ. Zunz, a. a. O. 166. LG. 235.

Siebentes Kapitel. (S. 98—100.) Hauptquelle iſt der Brief Chisdai's b. Iſaak an den Chazaren-König u. deſſen Antwort darauf, zuletzt herausgeg. v. Harkavy (Petersburg 1876).

Zweite Abtheilung.

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel. (S. 101—124.) Graetz VI, 71. 86 f. 89 ff. 186 f. 221 ff. — Über R. Iſaak al-Faßi (S. 103 ff.), vgl. Weiß IV, 281 ff - Ueber Jehuda ha-Levi (S. 105 ff.), vgl. Geiger, Nachgelaſſene Schriften III, 97—177. Kaufmann, Jehuda Halevi (1879). Der letztere hat jüngſt (1893) auch S. Heller's treffl. Überſ. einer großen Anzahl von Gedichten J. H.'s herausg. Der Kuſari iſt v. D. Caſſel (2. Aufl. 1869) u. H. Hirſchfeld (1885) ins Deutſche überſ. Letzterer hat auch (1887) die arab. Urſchrift veröffentlicht. — Über Moſe Ibn Esra (S 106) vgl. Steinſchneider C. B, S. 1801 ff. Von ſ. „Tarſchiſch" iſt 1886 in Berlin das 1. Heft von David Günzburg herausgeg. worden. Vgl. ferner Schreiner in Rev. d. Ét. juives XXI, 98 ff. XXII, 62 ff. 236 ff. — Die Legende (S. 117) zuerſt in Gedalja Ibn Jachja's Schalſcheleth ha-Kabbala (ed. Lemberg 1864) S. 27a. Die Litt. über Abr. Ibn Esra ſ. bei Roſin, Reime u. Gedichte d. Abr. Ibn Esra I (1891), II, 1 (1894). —

Zweites Kapitel. (S. 124—137.) Graetz VI, 184 ff. 306 ff. Die Quellen für die Biogr. Maimunis s. bei Steinschneider, C. B., 1831 ff. 1937 ff. Rosin, Ethik d. Maimonides (1876). Weiß, Biogr. Maimuni's (1880) und a. a. O. IV, 290 ff. Das arab. Original des Mischnah-Com. zu Seder Teharot hat Derenbourg (1887—1892) m. einer neuen hebr. Übers. herausgeg. Andere Tractate erscheinen gegenwärtig. Zum „Sendschr. nach Jemen" vgl. Kaufmann in Rev. de Ét. j. XXIV, 112 ff. Die arab. Urschrift d. Moreh Nebûchim hat Munk (1856—1866) mit franz. Übers. herausgeg. Ins Deutsche übers. M. Fürstenthal, Th. I (1839). M. J. Stern, Th. II (1864) u. S. Scheyer Th. III (1838). Die Darstellung S. 137 ff. nach Joël, die Religionsphilosophie d. M. M. (1859). Zu S. 136 vgl. Joël, Verhältn. Albert d. Gr. zu Mos. Maimonides (1863). Die Antw. an Sam. Ibn Tibbon (S. 136) ist gedruckt in den Sendschreiben M.'s (ed. Leipzig 1859), S. 28a, b.

Drittes Kapitel. (S. 137—142.) Vgl. Güdemann, Gesch. d. Erziehungsw. u. der Kultur d. Juden in Italien S. 56 ff. Die Litt. über den „Aruch" d. R. Nathan b. Jechiel bei Kohut, Aruch compl., Einl. Parchon's W. B. hat S. G. Stern 1844 herausgeg. Vgl. Bacher in Stade's Zeitsch. f. alttestamentl. Wissensch. X, 120 ff., XI, 35 ff.

Viertes und fünftes Kapitel. (S. 142—158.) Litt. bei Aronius, Nr. 176—350. Die Hebr. Kreuzzugsberichte sind herausgeg. 1892 von Ad. Neubauer u. M. Stern. Ueber das Martyrium von Blois (S. 149) vgl. Zunz, LG. 88 ff. Über die Juden in England (S. 151) vgl. Jacobs, The Jews of Angevin England (1893). Über Monas prodigiosa (S. 153) schrieben Ehrenberg, O. Erdmann u. Ferd. Cohn. Zu S. 156 vgl. Zunz LG. 265 ff., zu S. 157 vgl. Zunz, Ritus S. 6. 19. 59—75. 98 ff. 134 ff. 154 f.

Sechstes und siebentes Kapitel. (S. 158—170.) Raschi's Lebensg., zuerst b. Zunz, Zeitschr. d. Vereins f. Kultur und Wissensch. des Judenthums, 277 ff. (woraus hier einige Wendungen wörtlich), hebr. von Bloch, zuletzt bei Weiß IV, 321 ff. Vgl. Zunz, LG. 250 ff. Über die Tossafisten (S. 161 ff.) vgl. Zunz, Z. Gesch. u. Litt. S. 29 ff. Ueber Rabbenu Tam. vgl. Zunz, LG. 265. Weiß IV, 334—352. — Über R. Jeh. ha-Chassid (S. 165 f.) vgl. Zunz LG. 298 ff. Die Proben nach Zunz, Z. Gesch. 135 ff. Vgl. Güdemann, Gesch. d. Erziehungsw. in Frankreich u. Dtschl. (1880) S. 178 ff. Über „Rokeach" (S. 169 f.) Zunz LG. 317 ff. Die Proben nach Zunz, Z. Gesch. S. 131 ff.

Achtes Kapitel. (S. 170—173.) Vgl. Graetz VI, 284 bis 309. Über M. b. Sch. vgl. Zunz, LG. 336 ff. Die beste Ausg. der Reisebeschr. Benj. v. Tudela ist die 1840 v. Asher besorgte, vgl. Zunz, Ges. Schriften I, 163. Über Petachja v. Regensb. (S. 172) vgl. das. S. 165.

Neuntes und zehntes Kapitel. (S. 173—181.) Über Serachja ha-Levi u. Abr. b. David vgl. Weiß IV, 285 f. 300 ff. Graetz, MS. XXII, 337 ff. Über die Tib-

boniden vgl. Steinschneider C. B. 1374 ff., 1998 ff., 2481 ff. Über Übers. im Allgem. Steinschneider, die hebr. Übersetzungen d. Mittelalt. (1893), S. XV bis XXIV. Litteraturnachw. über die Kimchiden s. bei Bacher, Sprachwissensch., S. 233. Das Citat (S. 179) ist aus Moreh II, 25.

Zweiter Abschnitt. Erstes Kapitel. (S. 182—213.) Graetz VII, 10. 142—148. Die Aufzeichnungen über das Religionsgespräch Nachmani's (S. 183) hat Steinschneider (1860) herausgeg. — Zu S. 184 ff. vgl. Graetz VII, 136 ff. 406 ff. VIII, 61 ff. — Die Correspondenz M. Abulafia's hat Jech. Bril (1871) in Paris herausgegeben. Über die Polemik gegen Maimuni schrieb zuletzt N. Brüll, Jahrb. IV (1879), S. 1 ff. — Über Nachmanides (S. 188 ff.) vgl. Weiß V, 4 ff. — Über Mose de Leon vgl. Graetz VII, 231—249. 487—506. Bloch, Ph., die jüd. Mystik u. Kabbala in Winter u. Wünsche, „Jüd. Litt. s. Abschl. d. Kanons", Bd III, 217 ff. — Über Salomo Ibn Aderet (S. 195 ff.) vgl Weiß V, 32 ff. Neubauer in Rev. de Ét. j. XII, 80 ff. Der Zuname ist wahrscheinl. eher Adret zu lesen. — Über R. Ascher b. Jechiel (S. 199 ff.) vgl. Weiß V, 61—70. Zunz, Z. Gesch, S. 422 ff. Die Übers. (S. 200) nach Zunz das. S. 147 f. Über s. Sohn R. Jacob (201 ff.) vgl. Weiß V, 118—123. — Zu S. 204 ff. vgl. Graetz VIII 79 ff. Das Sendschreiben Profiat Duran ist in deutscher Übers. herausgeg. v. Geiger, wissensch. Zeitschr. f. jüd. Theol IV, 452 ff. — Über Chisdai Kreskas (S. 206 ff.) vgl. Joël, Don Ch. Kresk. (1866). Den 5. Abschn. seines Or Adonai hat Ph. Bloch (1879) ins Deutsche übersetzt. Bloch, Ph., Gesch. d. Entw. d. Kabb. u. d. jüd. Relig.-Philos. (S. A. a. Winter u. Wünsche), Bd. III, S. 149 ff. Über den Namen d. Vaters das. Anm. Ueber Religionsgespräche vgl. Steinschneider, Polem. u. apologet. Litt. (1877). Über Jos Albo (207) vgl. W. u. L. Schlesinger, Ikkarim (deutsche Übers.) Zu S. 208 ff. vgl. Graetz VIII, 330 ff. Die Citate (S. 213) aus Abarbanels Einl. zu den Büchern d. Könige (dtsch v. Zedner, Ausw. hist. Stücke aus hebr. Schriftstellern, S. 87 f.).

Zweites Kapitel. (S. 213—217). Kayserling, Gesch. d. Juden in Portugal, S. 8 ff. 39 ff. 48 ff. 68. 108 bis 138.

Drittes Kapitel. (S. 217-233.) Graetz VII, 111. 129. 281 ff. VIII, 4—9. 38 ff. 70 ff. Loeb in der Jubelschr. zum 70. Geburtst. d. Prof. Graetz, S. 36 ff. Ueber Jona Gerondi (S. 222 f.) vgl. Brüll, Jahrb. V, 83 ff. Zu S. 223 vgl. Graetz VII, 69. Zu S. 224 vgl. Weiß V, 74. 84 f. Über das Pariser Religionsgespräch (S. 225) zuletzt Loeb in Rev. des Ét. j. I, 247. II, 248. III, 39 (vgl. III, 157. IV, 161). Zu S. 225 vgl. Weiß, V, 71—79. Zunz, z Gesch. S. 29 ff. Zu S. 228 f. vgl. Renan-Neubauer, Rabbins français I, 599 ff. Das Schreiben Jedaja Penini's steht in RGA. d. R. Sal. b. Ad. I, 418. Die Übers. (S. 230) ist von

M. E. Stern. Zu S. 231 ff. vgl. Joël, Levi b. Gerson als Religionsphiloſ. (1862) u. L. Alègre, Levi b. Gerson (1880).

Viertes Kapitel. (S. 233—236.) Graetz VII, 205 ff.

Fünftes Kapitel. (S. 236—256.) Güdemann, Geſch. d. Erziehungsweſens u. d. Kultur der Juden in Frankr. und Deutſchl. (1880), S. 239 ff. 255 ff. Zu S. 239 f. vgl. Aronius, No. 314a. 469. 531. 395. Zu S. 241 f. vgl. Graetz VII, 269 ff. Stobbe, 186 f. 31 f. Wiener, Reg. zur Geſch. d. Jud. in Deutſchl. während d. Mittelalters 136. 137. Zu S. 243 f. vgl. Stobbe 187. Graetz VII, 378 ff. 381 ff. Güdemann, Geſch. d. Erziehungsw. u. d. Kultur d. Juden in Deutſchl. während des 14. und 15. Jahrh (1888), S. 11 ff. Zu S. 247 vgl. Stobbe, S. 133 ff. Zu S. 248 vgl. Stobbe, 193. 77 ff. Zu S. 249 vgl. Graetz, VIII, 269 ff. Über Moſe Tachau (S. 251) vgl. Zunz, LG., 315 ff. Weiß V, 23 ff. Güdemann, S. 161 ff. Über R. Iſaak aus Wien vgl. Groß in Graetz MS., 1871, S. 248 ff. Über R. Meir v. Rothenburg (S. 252 ff.) vgl. Zunz LG., 357 ff., 623. Weiß V, 75 ff. Güdemann, 171 ff. Über Mordechai b. Hillel (S. 254) vgl. Zunz LG., 350 ff. S. Kohn in Graetz MS., Jahrg. 1877 u. 78. Weiß V, 80 ff. Über „Morenu" vgl. Güdemann, S. 243 ff Weiß V, 169 f. Zu S. 255 f. vgl. Zunz, Ritus 35 ff. 65 ff. Güdemann, Geſch. d. Erziehungsw. u. d. Kult. d. Jud. i. Dtſchl im 14. u. 15. Jahrh., S. 17 f. 20 f. Weiß V, 245 ff. 248 ff.

Sechſtes Kapitel. (S 256—266.) Zu S. 257 vgl. Aronius, Reg. 568. Stobbe, 185. Über Jacob Anatoli (260) vgl. Steinſchneider, die hebr. Überſ. d. Mittelalt. pp. S 990. Über Kalonymos b. Kalonymos, Zunz, Geſ. Schriften III, 150 ff. Eben Bochan iſt von W. A Meiſel ins Deutſche überſ (1878). Über Immanuel (S. 362) f. Güdemann, Geſch. d. Erz. ꝛc. d. J in Italien, S. 113 ff. 126 ff. Einige Wendungen wörtl. n. Delitzſch, S. 53. — Über die Familie Trani (S. 263) ſ Güdemann, daſ. Note XI. Weiß IV, 309 ff., V, 95 ff. Zu S. 264 f. vgl. Weiß V, 273 ff. Über Obadja di Bertinoro vgl. Neubauer im „Jahrb. f. Geſch d. Jud." III, 195. Steinſchneider, H. B. VIII (1865), 130. Uber die Soncinaten (S. 266) vgl. Zunz, Geſ. Schr. III, 194 ff. Steinſchneider u. Caſſel, Art. Hebr. Buchdr. in Erſch u. Gruber's Encyclop.

Siebentes Kapitel. (S. 267—277.) Zu S. 268 f. vgl. Graetz VII, 35, 163 f. Löw, Geſch. der Juden in Ungarn. Uber Iſaak Tyrnau vgl. Weiß V, 252 f. Zu S. 270 ff. vgl. Graetz VII, 163 f., 400 ff. Harkavy, die Juden u. die ſlav. Sprachen. Dembitzer, Kelitath Jophi I, Einl. II, 7a. — Zu S. 273 vgl. Weiß V, 148 ff, 189 ff. 216. Über Eſtori Parchi (S. 275) vgl. Zunz, Geſ. Schr. I, 170 II, 268. Über R. Moſe Kapſoli (276) vgl. Weiß V, 278.

Vierter Zeitraum.

Ueberſicht: (S. 279—289). Das Citat (S. 288) aus Zunz, Z. Geſch. u. Litt., S. 21.

Erſte Abtheilung.

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel. (S. 290—303.) Graetz IX³, 27 ff. Steinſchneider, C. B., S. 1196 ff. 976 ff. Zu S. 293 vgl. Levy, M. A., Don Joſeph, Herzog von Naxos (1859) u. D. Kaufmann in Hebr. Quarterley Rev. II, 305 ff. Zu S. 297 Graetz IX³, 386 f. 425 f. 564 ff. Zu S. 295 ff. D. Caſſel, Joſ. Karo u. Maggid Meſcharim (1888). Zu S. 296 ff. Landshuth, Ammude ha-Abodah 310 f. 135 ff. Zu S. 302 f. vgl. Graetz IX³, 409 ff. 570 ff.

Zweites Kapitel. (S. 303—319.) Zu S. 305 f. vgl. Güdemann, Geſch. d Erziehungsw. ꝛc. in Deutſchl. während des 14. u. 15. Jahrh., S. 73 ff. 225. 280 ff. Über d. poln. Ritus vgl. Zunz, Ritus 74 f. 131. 135 f. Über die Vierländer-Synode vgl. Dembitzer in Ozar ha-Siphrut IV, 193 ff. Zu S. 310 ff. vgl. Dembitzer, Kelilath Jophi I, 9a ff. 19a f. 48a ff. II, 55a. Gurland in Ozar ha-Siphrut I, 8 ff. 41 ff. II, 119—176. III, 105—165. IV, 409—494 u. Nachtrag dazu, herausg. von David Kohana (Odeſſa 1893).

Drittes Kapitel. (S. 319—338.) Über Iſaak Abarbanel (S. 320) vgl. Kayſerling, Geſch. d. Juden in Portugal, 72 ff. 100 ff. Über Jeh. Abarb., Zimels, Leo Hebräus (1886 u. Fortſ. 1891). Über Elia Levita (S. 322) Bacher in Erſch. u. Grubers Encyclop. u. ZDMG., 43, 206 f. Zu S. 324 Anm. vgl. Berliner in H. B. 1870, S. 59 Das richtige zuerſt W. Freund in Frankels Monatsſchrift. — Zu Seite 325 ff. vgl. Graetz, IX³, 227 ff. 234 ff. 530 ff. vgl. Rev. de Ét. j. X, 288. Zu S. 330 vgl. Graetz, IX³, 336 ff. 368 344 ff. — Über Aſarja de Roſſi (S. 133) ſ. d. Lebensbeſchreibungen von Zunz (in Kerem chemed V, 131. VII, 119) u. von D. Caſſel (in der Einl. zur ed Wilna 1866 des Menor Enajim). Über Leon de Modena (S. 335) ſchrieb Geiger 1856, vgl. Steinſchneider, C. B., S. 134 ff., über die Dichterin Sara Copia Sullam, vgl. M. A. Levy, im Jahrb. f. d. Geſch. d. Juden III, 69 ff, über Joſ. Sam. del Medigo (336 f.), vgl. Geiger, Nachgel. Schriften II, 1 ff.

Viertes Kapitel. (S 338—346.) Zu S. 339 iſt die Hauptquelle Scheërit Israel, Kap. 33, vgl. Kayſerling, Sephardim, 175. 289. Das Leben Manaſſe b. Israel's, beſchr. Kayſerling im Jahrb. f. d. Geſch. d Jud. II, 83 f., vgl. Rev. des Ét. juives VI, 96 ff. Zu S. 343 ff. Uriel Acoſta's Selbſtbiogr. iſt zuletzt v W. Volkmann (1893) herausgegeben worden. Über Spinozas Verhältniß zum Judenth. ſchrieb M. Joël (1866, 1870, 1871).

Fünftes Kapitel. (S. 346—358.) Zu S. 348 f. vgl. Graetz IX³, 497 ff. u. J. Kracauer in Ztſchr. f. Geſch. d. Jud. in Deutſchl. I, 160 ff. 230 ff. u. in Rev. d. Ét.

juives, XXII, 112. Über Jos. v. Rosheim (S. 350), vgl. Graetz IX³, 48. Rev. de Ét. j. II, 271 ff. V, 92 ff. XIII, 62 ff. 248 ff. XVI, 84 ff XIX, 282 u. Zeitschr. f. Gesch. d. J in Dtschl, III, 65 ff V, 307 ff. Zu S. 350 f., vgl. ferner Graetz IX³, 365. 460. Zunz, Ges. Schrift. III, 196 f. Über Mord. Meisel (S. 353) vgl. Ztschr. f. Gesch. d. Jud. in Dtschl. II, 172 ff. Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judenth. XXXVII, 25 ff., 82 ff. 131 ff. Rev. de Ét. j. XXI, 143. 318. Über David Gans (S. 364) Zunz, Ges. Schr. I, 185 u. ADB. VIII, 360 ff. Über Jos. Horwitz (S. 355) vgl. Horowitz, Frankf. Rabb. I, 42 ff. Über Jomtob Lippm. Heller (S. 356) vgl Kaufmann, letzte Vertr. d. Juden aus Wien, 10 ff. Rev. de Ét. j. XX , 270. XXII, 160.

Zweiter Abschnitt. Erstes Kapitel. (S. 359—370.) Graetz X, S. XVI bis LXXII. LXXV bis CIV. Monatsschr. 1887, 201 ff. 257 ff. 1876, 139 f. 1877, 130. 1884, 49 ff Über Chacham Zewi (S. 366) vgl. Dembitzer, Klilath Jophi I, 91 ff. Über M. Ch. Luzzatto (365 ff.) vgl Kerem Chemed II, 54 ff III, 121 ff. Delitzsch, z. Gesch. d. jüd. Poesie, S 89 ff, woraus einige Wendungen wörtlich. Über Frank (S. 370) vgl. Graetz, Frank und die Frankisten (1866) u. MS. 1872, 335. 430. 476. 526. 571. 1877, 189. 232. 410 ff

Zweites Kapitel (S. 370—379) Zu S. 371 vgl. Zunz LG. 43. St. C. B., S 1826. Finn, Kirj. Neem. S. 71 f. Zu S. 372 vgl. Kaufmann, die letzte Vertr. d. Juden aus Wien, 65 ff. 206 ff. Zu S. 373 vgl. Graetz X, 328. Über Oppenheimer u. Wertheimer vgl. Kaufmann, Samson Wertheimer u. s. Kinder (1888) und: Urkundliches aus dem Leben S. Wertheimer's (1891), S. 2 ff Zu S. 376 f. vgl Kaufmann, Chajim Bacharach u. s. Ahnen (1894). Zu S. 377 vgl. Brann, Gesch. d. Landrabbinats in Schlesien, S. 4 f. Zu S. 378 vgl. Steinschneider, Einl. zum Kat. der Bodl. S. XLVI ff. Graetz X 347.

Zweite Abtheilung.

Erster Abschnitt. Erstes Kapitel. (S. 380—392.) Mendelssohns Leben beschrieb M. Kayserling (1888, 2. Aufl.). Zu S. 386 vgl. Joël, M., Gedächtnißrede auf Moses Mendelssohn (1865).

Zweites Kapitel (S. 392—417). Zunz, G. V². 463 ff. Delitzsch, a. a. O. 95 ff . Das Leben Wessely's beschrieb Friedrichsfeld (1809) u. W. A Meysel (1841), das Leben Friedländers, J. Ritter, Gesch d. jüd. Reform., Bd. I. Die Mitarbeiter an „Sammler" vgl. bei Steinschneider, C. B., S 575 ff. Zu S. 397 ff. vgl. Graetz XI, 97 f. 590 ff. Zu S. 400 vgl. Landshuth, Toledoth Anshe ha-Schem (1884), S. 85 f, 119 ff. Zu S. 402 ff. vgl. Jost, Gesch. d. Judenth. u. seiner Secten III, 185 ff. Graetz XI, 102 ff, 592 ff. Über d. Aufhebung d. Vierländer-Synode (S. 403) vgl. Dembitzer, in Ozar ha-Siphruth IV, 213. Zu S. 408 ff. vgl. Stern, S., Gesch. d. Judenth. v. Mendelss. bis auf die Gegenw.

S. 102. 161 ff. 126 ff. 132 ff. Zu S. 413 ff vgl. Graetz XI, 267 ff. 620 ff. 306 ff. 316. Stern, 166 ff. 187.

Zweiter Abschnitt. Erstes Kapitel. (S 418 - 437.) Zu S. 418 vgl. Graetz XI, 322 ff. 626 f. Stern, 193 ff. Das Citat S 422 ist aus der „Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung d. Juden gegen die Einw. des D. Paulus" (Altona 1836), S. 83. Rießers ges. Schrift. hat M. Isler 1867/8 in 4 Bänden herausgeg. Zu S 423 ff. vgl. G Wolf, Gesch. d. Juden in Wien (1876). Jost, neuere Gesch. der Israeliten X, 1, S. 326 ff. 342 ff. 357 ff. Zu S. 425, das. Abth. 2, S. 87 ff. Zu S. 426 das. 141 ff. 130 ff. 4 ff. Zu S. 42 das. S. 18 ff. das. S. 22 ff. 27 ff. 236 ff. Zu S. 428 das. S. 32 ff. Zu S. 429 das. 146 ff., das. 162. Zu S. 430 ff. das. 439 ff. 221 ff 86 ff. 207 ff. Zu S. 433 ff. vgl. „die Zusammenst. sämmtl. die Juden in Rußl. betr. Gesetze" (Berlin 1891). Zu S. 436 Jost, das. 338 ff., Bericht d. „All. isr. univ." vom Jahre 1892, S 77 f.

Zweites Kapitel. (S. 438—460.) Zu S. 439 vgl. Strodtmann, Heine's Leben u. Werke, 1, 275 ff. Graetz, XI, 438 ff. Zu S. 440 ff. vgl. Maybaum, aus d. Leben v. Leopold Zunz (1894). Kaufmann u. Brann, Leopold Zunz u seine Familie (1894). Stern, 221 ff. Graetz XI, 496 ff. Zu S. 443 f. vgl Stern, 218 ff., Graetz IX, 485 f., 493 f Delitzsch, 119. Zu S. 450 ff. vgl. Zunz, GV.², 469 ff. Stern, 230 ff., 242 ff. Frankel Ztschr. f. d. rel. Inter. des Judenth. 1, 5 ff. Zu S. 456 f. vgl. Graetz, IX, 433 ff., 571 ff. Stern, 256 ff. Die Zusammenstellungen S. 444 ff., 458 ff. erheben keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Sachen.

Ab-Beth-Din, 62. 206.
Abodah II, 33. 45.
Aboth 61. 66. 75. 85. 207. 214.
Abzeichen an den Kleidern II, 140. 240. 332.
Acharonim II, 256.
Achtzehn-Gebet 130. 238. II, 28. 30. 45.
Ackerbau 9. 14. 15. 40. 213. 235. II, 18. 20. 103. 139. 170. 182. 184. 275. 304. 435 f. 437. 459.
Alabarch 148.
Allegorie 150. II, 204.
Alliance israélite universelle II, 289. 437. 459.
Amoräer 179. 220. 242.
Approbation (Haskama) **II**, 331.
Aruch 252. II, 141. 445.
Askese 14. 34. 90 ff. II, 355. 370 f. 405.
Astronomie 242. II, 39. 103. 123. 126. 275. 291. 354.
Aufklärung II, 288. 380 ff.

Bechinath Olam II, 229.
Bereschit rabba II, 25 ff.
Beth Joseph II, 296.
Beth Samuel II, 371.
Bethaus 35. 52. 131. 147. 234. II, 12. 15. 20. 271.
Bibelerklärung 35. 51. 125. 203. 204. 209. II, 98. 103. 122. 158. 161. 175. 177. 190. 202. 233. 263. 298. 310. 320. 386. 396. 404. 446.
Bibelübersetzung 58. 84. 101. 183. 187. 188. 196. 218. II, 53. 386 ff.
Bibliothek 57. II, 293. 378.
Bildung II, 288. 380 ff
Blutbeschuldigung II, 149. 153. 235. 239. 240. 249. 349.
Brunnenvergiftung II, 220. 243.
Buchdruckerei II, 266. 285. 307. 323. 324. 349. 350. 352. 354. 377.

Censur II, 285. 331.
Chacham 206. 217. — II, 13.
Chanucka 73.
Chassidim II, 402 ff.
Sefer **Chassidim** II, 165.
Chelkat Mechoket II, 371.
Chibbuschim II, 189. 196. 307. 310. 312. 371.
Choschen Mischpat II, 202. 314 f.
Compendien des Talmuds II, 103. 199. 254.
Cursivschrift II, 313.

Deutungsregeln (Middoth) 35. 51. 125. 203. 204. 209. 245 f.
Dichtkunst 20. 30. 85. II, 5 f. 32 ff. 47. 103. 107. 119 ff. 167 f. 170. 175. 229. 253. 261. 298. 301. 318. 321. 335. 336. 368.
Dolchmänner 155. 171.

Eben Bochan II, 261.
Ehe, vgl. Familie.
Eben ha-Eser II, 202. 371.
Elim II, 337.
Emancipation II, 388 ff. 395. 408 ff. 418 ff. 423 ff.
Emunot we-Deot II, 54.
En Jacob II, 291.
Essäer 34. 90. 133. 140.
Ethnarch 59. 80. 82. 105. 136.
Exilarchen 178. 235. 244. 251. II, 6. 13 35 ff. 40. 43. 56 172.

Familie 14. 15. 47. 49. 100. 136. 214. 226. II, 34. 82. 90. 144. 152. 214. 251. 307. 411.
Fastenrolle 158.

Gebete 52. 128 131. 209. 239. 245. 249. Vgl. auch Jozeroth, Keroboth, Kinnoth, Pijjutim, Selichoth.
Gemara 179. 233. 252.
Geographie II, 39. 172. 275. 354.
Geonim II, 6. 13. 43 ff. 446.
Geschichtsschreibung II, 8. 288. 334. 354. 447 f.
Gewerbe 57. 235. II, 18. 97. 139. 170. 291. 304. 402. 433.

Ghetto II, 324. 332.
Glaubensartikel II, 129. 208.
Goldener Opferpfennig II, 242.
Gottesdienst, öffentlicher 6. 52. 128f. 182. 215. 218. II, 3. 28ff. 157f. 287. 306. — **häuslicher** 129. 205. II. 34ff.
Grammatik II, 7. 60. 65. 103. 123. 159. 163. 177. 205. 322. 396. 444f.
Griechische Sprache 117. 128. 149. 190. 252.
Gymnasium 66.

Haftara 71.
Haggada 126. 210 (vgl. Midrasch).
Haggada (Peßach-) 197. II, 34.
Hagiographen 86.
Halacha 126. 204. 209. 215. 217. 247. 252 (vgl. Talmud).
Halachot gedolot II, 44.
Handel 11. 57. 83. 186. — II. 18. 20. 85. 89. 97. 139. 143. 155. 183. 275 304 324. 402. 423. 424. 426. 427. 430.
Handwerk 148. 187. 235. II, 18. 20. 275. 304. 402. 424. 433. 437.
Heilkunde 91. 242. II, 39. 58. 89. 103. 128. 185. 257. 261. 264f. 275. 292f. 308. 323. 332. 364. 376. 378.
Hellenismus 32. 34. 54. 57ff. 65. 83. 95. 128. 149.
Hochschule, vgl. Lehrhaus.
Hochverrath II, 154. 240.
Hohepriester 9. 50. 55. 59. 66. 132. 139. 152 153.
Holzfest 158.
Hoschana II, 34. 49.
Hostienschändung II, 153. 235. 241. 243. 350.

Ikkarim II, 208.
Inquisition II, 209. 279. 285. 327.
Islam II, 6. 12. 124.

Jalkut Schimeoni II, 195.
Sefer ha-Jaschar II, 163.
Joreh Dea II, 202. 315.
Jozeroth II, 45.
Judaea capta 170.
Juden 42.
Jüdisch-deutsch II, 280. 305. 318. 352.

Kabbalah 205, II, 110. 191ff. 196. 282. 295. 302f. 310. 311. 322. 337. 340. 348. 359. 365. 368. 406. 446.
Kaddisch II, 30. 35.
Kastor wa-Ferach II, 275.
Kalender, vgl. Zeitrechnung.
Kalla-Versammlung 238. 245. 251. 252. II, 36.
Kammerknechtschaft II, 154f. 239. 245.
Kanon 86. 101.
Kanonisches Recht II, 14. 17. 20. 80f. 140. 154. 219. 233. 237. 303. 323. 349.
Karäer II, 7. 37. 41ff. 52f. 57. 276. 292. 337.
Karra II, 25.
Keroboth II, 45.
Kesseph Mischneh II, 297.
Kinnoth II, 5. 49. 76. 114.
Kirchenversammlungen II, 19. 139. 218. 331.
Königtum 15. 16. 19. 20. 96. 105. 132. 141. 143.
Kreuzzüge II, 9. 125. 138. 142ff. 164. 274.
Kusari II, 112ff.

Lehre, mündl. 32. 34. 87. 89. 124. 127. 178. 216. 252. (Vgl. Haggada, Halacha, Talmud.)
Lehre, schriftl. 16. 51. 87. 89. 124. 178. 196.
Lehrhaus 35. 127. 176. 177. 180. 186. 231. 235. 236. 245. II, 2. 40. 44. 59. 67. 90 158 174. 226. 295. 306. 404. 454.
Lexicographie II, 7. 65. 66. 142. 444.
Logos 151.

Magen Abraham II, 371.
Maor II, 175.
Marannen II, 186. 204ff. 283. 290. 292. 326. 332. 338ff. 343. 359.
Massora II, 3. 22ff. 323.
Mathematik II, 39. 103. 123. 126. 261. 275. 291.
Meassef II, 393.
Mechabberot II, 262.
Mechilta 177. 179. 204. 218. 252. II, 445.
Sefer **Mëirat Enajim** II, 314.
Memorbücher II, 251
Meor Enajim II, 333.
Messias 25. 141. 189. 199. II, 129. 208. 283. 285. 319. 321. 338. 359ff. 367. 369. 370.
Meturgaman II, 25.
Midrasch 51. II, 4. 25ff. 441. 446.
Milchamoth II, 189. 233.
Minhagim II, 255.
Mischnah 177. 179. 196. 211. 209. 213ff. 217. 218. 220. 233. 252.
Mischnah-Commentar 217. II, 129. 265 356.
Mischneh-Thora II, 131. 176. 181. 190. 196. 296f. 404.

Sefer Mizwoth gadol II, 224.
Sefer Mizwoth katon II, 224.
Moreh Nebuchim II, 132ff. 179.
Morenu II, 255.
Münzen 81.
Musivstil II, 5.
Mystik 205. II, 10. 181. 187. 191ff. 282. 298f. 310. 337. 355.

Nagid II, 61. 71. 132.
Nassi 62 (vgl. Nagid).
Naturwissenschaften II, 59. 126. 261. 337. 376.
Neuhebräisch 128. II, 47. 77. 118. 178. 394.
Nikanor-Tag 76.

Opferdienst 6. 7. 18. 20. 38. 90. 131. 169. 189. 215.
Or zarua II, 252.
Orach Chajjim II, 202. 371.
Orchot Chajjim II, 200.

Pachad Jizchak II, 378.
Patriarch 224.
Pesikta II, 27.
Pharisäer 39. 88ff. 94. 97. 98. 103. II, 37.
Philosophie 149. 209. 235. II, 7. 54. 78f. 103. 112f. 132ff. 175. 188. 196. 206. 222. 227f. 231. 261. 273. 282. 285. 288. 320f 322. 337. 446f.
Pijjutim II, 5, 45ff. 76. 83. 91ff. 109ff. 156. 273.
Pilpul II, 256. 281. 308ff. 311.
Pirke de-Rabbi Eliëzer II, 28
Polemik II, 183, 197. 205. 207f. 274.
Procuratoren 132. 138. 152.
Propheten 17. 20. 22. 30. 32. 51. 62. 71. 85. 86.
Punktationssystem, babylonisches II, 3. 24.
Punktationssystem, tiberiensisches II, 3. 24.
Prosbol 124.
Purim 53.

Rab II, 13.
Raschi-Schrift II, 313.
Rechtsbescheide II, 6. 36. 196. 255. 274.
Rechtspflege 45. 50. 86. 132. 186. 201. 243. II, 6. 35. 43. 61. 71. 132. 213. 238. 273. 276. 291. 307. 344.
Resch-Gelutha vgl. Exilarch.
Resch-Metibta 246.
Richter 16. 18.
Rischonim II, 256.
Ritus II, 157. 221. 233. 255. 280. 298. 306.
Roteach II, 169.

Saboräer II, 2. 21f.
Sadducäer 34. 35. 88. 94. 97. 102. 133. II, 41.
Schach, vergl. Sifte Cohen.
Schëelot u-Teschuboth (vergl. Rechtsbescheidn.) II, 256.
Schëiltot II, 36.
Schire Tifereth II, 399.
Schloh, vergl. Schne Luchot ha-Berit.
Schne Luchot ha-Berit II, 355.
Schulchan aruch II, 281. 297. 310. 312f. 371. 404.
Schule II, 25. (Vgl. Lehrhaus.)
Der schwarze Tod II, 220. 243f.
Seder Olam rabba 211.
Segenssprüche 129. 205.
Seleucidische Zeitrechnung 56.
Selichoth II, 5. 83. 91. 98. 171. 253. 301. 306. 318. 358.
Sema, vergl. Sefer Mëirath Enajim.
Semag, vergl. Sefer Mizwoth gadol.
Semak, vergl. Sefer Mizwoth katon.
Siddur II, 4. 44. 56.
Sifra und Sifre 177. 179, 204. 218. 252. II, 445.
Sifte Cohen II, 316.
Sittenbücher II, 95ff. 158. 165. 200. 404.
Sklaven 9. 226. 232 234. II, 17f. 86.
Soferim 32. 34. 50. 52. 62. 63. 83. 127. 128. 218.
Sohar II. 191ff. 240. 302. 338. 360. 365. 368. 406.
Steuern 45. 50. 56. 59. 116. 138 146. 181. 183. 226. 236. II, 61. 89. 170. 234. 238. 242. 424. 426.
Synhedrium 33. 75. 84. 94. 49. 106. 109. 121. 132ff. 161. 176. 177. 181. 184. 192. 206. 211. 221. 228.

Talmud 174. 179. 217. 231. 233. 250. 252ff.
Talmudstudium in Babylonien II, 8. 22.
— — — — in Deutschland u. Frankreich II, 90. 158ff. 175. 199. 225ff. 251. 355ff. 377. 446. 454.
— — — — in Italien II, 141 263. 378f.
— — — — in Nordafrika II, 59. 104. 278.
— — — — in Polen II, 306ff. 371 454.

Talmudstudium in Spanien II, 67. 103. 189. 195ff.
— — — — in der Türkei II, 291ff. 295ff.
Talmud-Verbrennung II, 226. 284. 330. 348.
Tannaim 62. 127. 177. 218
Targum 218. II, 3. 25f.
Tempel 20. 30f. 41f. 45. 64. 69. 86 105. 107. 113. 117. 129. 135. 144. 147. 153f. 156. 166ff. 182. 189. 201. 229.
— des Onias 68. 83. 103. 172.
Tempel-Spende 147. 181. 236 II, 155. 239.
Thora 2. 17. 28. 32f. 46. 49. 51. 57. 131. 183. 188. 201. 209.
Tossafot II, 62f. 189. 197. 222. 227. 251. 308.
Tossefot Jomtob II, 356.
Tossefta 177. 179. 217. 218. 252. II, 445.
Ture Sahab II, 315.
Turim II, 202. 295. 312.

Übersetzer II, 178. 260.
Unterricht II, 287. 409. 436.

Vereine II, 458f.
Große Versammlung 32. 33. 48. 50. 53. 62. 85. 127.
Vierländer-Synode II, 307. 403.

Wissenschaft II, 288. 333f. 438ff.
Wucher 12. II, 86. 235. 246f. 402.

Zaddik II, 406.
Zeitrechnung 8. 9. 48. 49. 56. 90. 147. 177. 178. 182. 211. 213. 214. 227. 228. 229. 239.
Zeitschriften II, 393. 439. 448. 457f.
Zeloten 157. 165. 166. 168. 171.
Zemach David II, 354.

Alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen.

Aargau II, 427.
Abaji, 244. 247 ff.
Abba Arecha (Rab), 236 ff. 244.
Abarbanel, vgl Isaak, Jehuda, Samuel.
Abassiden II, 6. 39 f.
Abba Mari ben Mose II, 198. 228.
Abdurrahman I, II, 61.
Abdurrahman III, II, 63.
Abendana 217.
Abensur, vgl. Daniel.
Abi Simra, vgl. David.
Ibn Abitur, vgl. Joseph.
Abraham 2. II, 13.
Abraham (Alonso) de Herrera II, 340. 346.
Abraham Michael Cardoso II, 364. 365.
Abraham Zakuto II, 216. 274.
Abraham b. David II, 175. 311.
Abraham b. Meir Ibn Esra II, 117 ff. 141 f. 151. 159. 163. 175. 190. 276.
Abraham Abbele b. Chajjim ha-Levi Gombiner II, 371. 404.
Abtalion 121.
Abulafia, vgl. Meir b. Todros ha-Levi.
Abulwalid, vgl. Jona Ibn Djanach.
Acco 79. 162.
Acha II, 36.
Acher, vgl Elisa b. Abuja
Acosta, vgl. Uriël.
Actium 115.
Adasa 76.
Ibn Aderet, vgl. Salomo b. Abraham.
Adiabene 150. 153.
Adler, N. II, 445.
Aegypten 1. 2. 5, 15. 18 ff 33. 34 41. 43 44 56. 63. 67. 83. 93. 97. 99. 107. 108. 112. 172. 173. 189. II, 16. 57. 114. 125. 274. 302. 360. 436 f.
Aelia Capitolina 194. 205.
Afrika II, 8. 17. 55, 56 ff. 118. 124 ff. 146. 272 f. 287. 361. 364. 367.
Agobard II, 87.
Agrippa I. 120. 141 ff. 145. 148. 154.
Agrippa II. 120 152 ff. 154. 157 ff 162. 164 ff. 172.
Ahab 21. 22.
Ahas 26.
Aharon 7. 42. 45.
Ahasveros 53.
Ahia 21
Akiba 192. 195 ff. 202 ff. 206. 208. 209.
Alanen II, 20.
Albinus 155.
Albo, vgl. Joseph.
Albrecht I (Kaiser) II, 242.
Alexander d. Gr. 32. 54. 55. 63. 211.
Alexander (S. d. Herodes) 120.
Alexander I. Jannai 97. 98. 110.
Alexander II. 106 ff. 110.
Alexander Severus 220.
Alexander III. II, 139.
Alexander VI. II, 323.
Alexander II (Rußl) II, 434.
Alexandra 110. 114 ff.
Alexandria 57 84. 101. 147. 148/190
Ibn Alfachar, vgl. Jehuda.
Alfasi, vgl. Isaak b. Jacob
Alfons II, (Neapel) II, 320.
Alfons V, (v. Portugal) II, 214.
Alfons X, (v. Castilien) II, 184.
Algier II, 274. 432.
Alhakem II, 68.
Ali II, 13. 43.
Alkabez, vgl. Salomo ha-Levi.
Alkimos, 75. 77.
Almohaden II, 102 f. 124. 146.
Almoraviden II, 102 f. 124.
Altona II, 387. 454.
Ambrosius, 231. 232.
Amerika, 234. II, 279. 288. 306. 409. 431 f.
Süd-Amerika II, 432
N. Ammi, 223. 224.
Amos 23.
Amram, Gaon II, 44. 157.
Amsterdam II, 337. 339. 344. 360. 362. 366. 369. 373. 395.

Anan, 160. 165. II, 40 ff.
Anatoli, vgl. Jacob b. Abbamari.
Ancona II, 293. 332 f.
Andreas II, (Ungarn) II, 268
Anjou II, 259.
Antigonus, (S. v. Ariſtobul II) 107. 110 ff., 114
Antigonus, (S v. Joh. Hyrkan) 96.
Antigonus v. Socho, 66. 75. 85.
Antiochia, 67. 79. 147. 231. 232.
Antiochus d. Gr., 60. 63.
Antiochus Epiphanes, 34 63. 64. 68. 72. 74. 78. 94.
Antiochus V, Eupator, 74.
Antiochus Sidetes, 80.
Antipas, 120. 136. 140. 141.
Antipater (S. d. Herodes), 118 ff.
Antipater (Vater des Herodes), 102. 104. 106. 108 ff. 120.
Antonia, 117. 156. 159. 167. 169.
Antonius, 111. 112. 114. 115. 117.
Antoninus Pius, 205.
Antwerpen, II, 339.
Apion, 148. 173.
Apokryphen, 101.
Apoſtata, vgl. Julianus.
Aquila, 183. 187. 188 196. 218.
Araber II, 6. 12. 16. 21. 38 f. 60. 173.
Arabien, 97. 103. 112.
Archelaus, 120. 133. 134. 136. 137. 145. 157.
Aramäiſche Sprache, 128. 218. 252.
Aragonien II, 101. 182 f. 187. 191. 207. 209. 259.
Arelat II, 221.
Argentinien II, 435.
Ariſtobul (S. d. Herodes), 120.
Ariſtobul II. 102. 103. 105. 107. 108. 110.
Ariſtobul III. 110. 114.
Ariſtoteles, 84.
Armenien, 104.
Armleder II, 243.
Arnheim, H. II, 444.
Artaxerxes I, 45. 48.
Aſarja b. Moſes de Roſſi II, 285. 333 ff.
Aſcarelli, vgl. Debora.
R. Aſcher b. Jechiel II, 199. 254. 296.
R. Aſchi, 250 ff.
Aſchkenaſi, vgl. Iſaak, Nathan, Salomo, Zwi.
R. Aſſi, 223. 224
Ariſſyen, 21. 22. 24. 26. 28. 29.
Athen, 417.
Auerbach II, 447.
Auerbach, Berth. II, 449.
Augsburg II, 242. 452.
Auguſtus, 112. 115. 118. 119. 136. 137.
Auſtralien II, 306. 432.
Avicebron, vgl. Salomo b. Jehuda Ibn Gabirol.
Avignon II, 221, 231.

Baal Schem, vgl. Iſrael.
Babylonien 28. 31. 36. 40. 41. 44. 52. 122. 178. 189. 221. 223. 226. 235. 236. 246. 247. 251. II, 11 ff.
Bacchides 75. 76.
Bacharach, vgl Chajjim Jair.
Bacher, W. II, 444.
Bachja Ibn Pakuda II, 79. 178.
Baer, S. 245 II, 445.
Bagdad II, 39. 55. 172.
Bajeſid II. II, 291
Balkan-Halbinſel II, 16.
Bamberger, D. B II, 454.
Bar Kochba 195. 199 ff. 201.
Barcelona II, 183. 191. 198. 207.
Bari II, 84.
Baruch b. Iſaak II, 227.
Baruch Spinoza II, 345.
Baſilius der Macedonier II, 97.
Baß, vgl Schabtai.
Bathyra 121.
Bayern II, 242. 243.
Bedarſchi, vgl. Jedaja b Abraham Penini.
Belgien II, 425 f.
Beliſar II, 14.
Ben-Aſcher II, 24.
Ben-Naphtali II, 24.
Benedict XIII. II, 207.
Benet, Mordechai II, 454.
Benjakob, J. II, 448.
Benſew, J. L. 61.
Benvenida Abarbanel II, 321.
Berenice 120. 154. 159. 172.
Berlin II, 286. 288. 381. 409. 410 411. 439. 444. 445. 447. 448. 451. 453. 455. 457. 458.
Berliner, Abr. II, 445. 446. 447.
Bernays, Jacob 449.
Bernhardinus II, 249.
Bertinoro, vgl. Obadja.
Beruria 207.
Beſcht, vgl. Iſrael Baal Schem.
Betera 121.
Bethar 200.
Beth-Choron 76.
Bethel 21.
Beth-Zur 73. 74.
Beziers II, 88. 218. 228
Bloch, J. S. II, 458.

Bloch, Marc. Elieser II, 449.
Blois II, 149. 164.
Bne Berak 197.
Böhmen II, 145. 148. 243. 248. 269. 350 423.
Bologna II, 139.
Bomberg, Daniel II, 324. 354.
Bondi, M. II, 445.
Boppard II, 152.
Bordeaux II, 220.
Brahe, Tycho de, II, 354.
Brandenburg II, 350 372.
Bray II, 150
Bremen II, 418
Breslau, 217. 252. II, 249. 445. 448. 451. 452 455. 457
Brisch, M, II, 447.
Brüll, Ad, 191.
Brüssel II, 426.
Budapest II, 444. 456
Buber II, 446.
Bulan II, 99.
Bulgarien II, 435.
Burgunder II, 18 f
Buxtorf, 252.

Cäsar, 107 ff.
Caesarea, 139 146. 155. 159. 164
Caesarea Philippi, 139. 154
Caligula, 143 ff. 148.
Canada II, 432
Capetinger II, 88.
Capistrano II, 248. 272.
Capland II, 432.
Cardoso, vgl. Abr. Michael.
Cassel, David, II, 444. 446. 448.
Cassius, 110
Castilien II, 101, 184 187. 191. 209 213. 214.
Cestius Gallus 157.
Ibn Chabib, vgl. Jacob b. Salomo.
Chaggai 43. 86.
Chacham Zevi, vgl. Zevi Aschkenasi.
Chajes, Hirsch II, 446.
Chajjim Jair b. Mose Simson Bacharach II, 376 f.
Chajjûdsch, vgl. Jehuda b. David.
Chajon, vgl. Nehemia.
Chalcis 152.
Chaldäer 40.
Chananel II, 59.
Chanina ben Teradjon 207.
Chanoch b. Mose II, 67. 70
Chariſi, vgl. Jehuda b. Salomo.
Chazaren II, 16. 64. 97. 98 ff. 240.
Chisdai Kreskas, II, 10. 206 f. 233. 273.
Chisdai b. Isaak Ibn Schaprut II, 63 ff. 99.
Chmielnicki II, 282. 316 ff. 340. 358. 359. 366.
Chofni 18.
Chosru II. II, 11. 16.
Christine (Schweden) II, 342.
Chuschiël II, 59.
Cincinnati II, 456.
Claudius 145. 152
Clemens VII. II, 323. 325. 327.
Cleopatra 112. 114.
Constantin d. Gr. 224. 225. 230.
Constantinopel II. 276. 283. 291. 292. 319. 337. 362. 364. 365. 376.
Constantius 226. 232. II, 15. 17.
Corbeil II, 224. 227.
Cordova II, 39. 60. 63. 69. 125. 146
Corfu II, 320. 437.
Couey II, 224.
Crassus, 107.
Crémieux II, 289. 436 437. 449. 459.
Cromwell II, 342. 428.
Cyrene, 189.
Cyrus, 31 38. 40. 41. 89 189.

Dänemark II, 426
Dagobert II, 19
Dalmatien II, 424.
Damaskus, 147. II, 38. 436.
Dan, 21.
Daniel, 40. 86. 101.
Daniel Abensur, II, 373.
Darius I. 44
David, 20. 21. 35. 41. 122. 236
David Abi Simra II, 302.
David Oppenheimer II, 378.
David Rubeni II, 325 ff.
David b. Joseph Kimchi II, 177.
David b. Salomo Gans II, 354.
David b. Samuel ha-Levi II, 315. 319.
Deborah, 18.
Debora Ascarelli II, 336.
Deggendorf II, 243.
Dembitzer, Ch. N. II, 447.
Demetrius I. 75. 78.
Demetrius II. 78.
Derenbourg, Jos., II, 444. 445. 447.
Dessau II, 380. 409. 451.
Deutschland II, 9. 48. 61. 84 ff. 89 ff. 142 ff. 152. 233. 236 ff. 260. 266. 280. 283 f. 286 288. 306. 312. 337. 346 ff. 354. 365. 372. 380 ff. 408 ff. 414. 416 f. 422 f.
Djanâch, vgl. Jona.
Dohm, Chr. Wilh. II, 389 f.
Dok 92.
Domitian 172. 188. 199.
Drusus Caesar 142.

Dukes, Leop. II, 444.
Dunasch Ibn Labrât II, 60. 65. 159. 163.
Duran, vgl. Salomo, Simeon.

Edels, vgl. Samuel Elieser.
Eduard I. (England) II, 235.
Eger, Akiba II, 454.
Egidio de Viterbo II, 323.
Ehrenberg, S. M. II, 440.
Ekbatana 44.
Eleasar (Hohepr.) 57.
Eleasar b. Arach 181.
Eleasar b. Asariah 186 ff.
Eleasar (d Hasmonäer) 70. 74
Eleasar (Märtyrer) 69.
Eleasar b. Jacob Kalir II, 47 ff.
Eleasar b. Jehuda (Rokeach) II, 152. 169.
Eli 18.
Elia 22.
Elia Gompertz II, 375.
Elia del Medigo II, 264.
Elia Levita, vgl. Elia b. Ascher ha-Levi.
Elia Misrachi II, 291.
Elia Wilna II, 408.
Elia b. Ascher ha-Levi II, 322 f.
Eliëser aus Touques II, 227.
Eliëser b. Isaak II, 95. 165. 200.
Elischa, 22.
Elischa b. Abuja, 208.
Elsaß II, 243, 252.
Emanuel d. Gr. (v. Portugal) II, 216.
Emden II, 339.
Emmaus, 72. 209.
Emmerich II, 275.
England II, 9. 118. 151 f. 155. 233 f. 274. 286. 342. 372. 428 f. 435.
Eötvös II, 425.
Ephesus, 147.
Esra, 31. 32. 44 ff. 50 ff. 101. 124. 218. 236.
Ibn Esra, vgl. Abraham, Mose.
Esther, 53. 101.
Estori Parchi II, 275.
Ettlinger, J., II, 454.
Eufrat, 121. 146. 189. 235.
Evreux II, 227.
Ezechiel, 30. 37.

Falaise II, 227.
Felix, 154. 155.
Ferdinand (v. Aragonien) II, 209. 216.
Ferdinand I (v. Neapel) II, 320.
Ferdinand I (Kaiser) 350.
Ferrara II, 321. 333. 378.
Fez II, 56 f. 64 f. 127. 277.
Florenz II, 264.
Fostat II, 128.
Fränkel, David, 233. II, 381. 455.
Fränkel, David II, 457.
Franck, Ad., II. 446
Frankel, Zach, 215. 217. 233. II. 445. 446. 448. 452. 455.
Franken II, 18 f. 82.
— (Landsch.) II, 242. 243.
Frankfurt a. M. 217. II, 144. 252 337 352. 355. 369. 387. 409. 448. 451. 454.
Frankfurt a. O. II, 376.
Frankisten II, 370.
Frankl, L. A. II, 449.
Frankreich, Nord- II, 9. 48. 88. 118. 142 ff. 155. 217 ff 222 236. 243 248. 252. 260 274. 275. 288. 308. 410. 428 455.
Frankreich, Süd- II, 8. 136 173 ff. 222. 227 ff.
Frensdorf II, 445.
Freund, Wilh. II, 449.
Friedländer, David II, 393. 400. 409. 411.
Friedländer, M. II, 447.
Friedmann, Meier II, 445.
Friedrich Barbarossa II, 152.
Friedrich II. II, 237. 258.
Friedrich d. Streitbare v. Oesterreich II, 271.
Friedrich Wilhelm d. gr. Kurfürst II, 286. 351. 512 f. 376. 608.
Friedrich III (Kaiser) II, 348
Fünn, S. J. II, 447.
Fürst, Jul. II, 444. 445. 446. 448.
Fürstenthal, Raph. II, 447.
Fürth II, 371. 387.
Fulda II, 239.

Gabinius. 106.
Ibn Gabirol, vgl. Salomo.
Galba 165.
Galiläa 108. 136. 141. 160 164. 191.
Galizien II, 408. 424.
Gallien 147. 230. II, 17 f.
Gamliel II 184 ff. 206.
Gans, vgl. David b. Salomo.
Gaza 56. II, 301.
Gebern 243.
Gedalja 30
Geiger, Abr. II, 445. 448. 451. 456.
Geiger, Lazarus. II, 449.
Genezareth 140. 164.
Gerisim 49. 50. 93.
Germanien 230. II, 18. 19. 138.

Gerona II, 175. 188.
Gerondi vgl. Jona b. Abr.
Gerschom b. Jehuda II, 8. 90ff, 143. 252.
Gerson v. Soncino II, 227.
Gersonides vgl. Levi ben Gerson.
Gessius Florus 155ff.
Gideon 30.
Glaphyra 120. 136.
Gombiner, vgl. Abraham Abbele ha-Levi
Goldschmidt, L. II, 449.
Gompertz, vgl. Elia.
Gompertz, Aharon II, 881.
Gorgias 72.
Görz II, 350.
Gosen 1.
Gracia Mendesia II, 292. 332. 338.
Graetz, H. II, 445. 448.
Granada II, 21. 70. 72. 102. 182. 210.
Gregor I. II, 18.
Gregor VII. II, 137f.
Gregor IX. II, 225.
Griechenland II, 435.
Gronemann, S. II, 445.
Gübemann, M. II. 259. 447. 448.
Guttmann, J. II, 447.

Haag II, 345.
Hadrian 136. 190. 193. 199. 201. 205. 225.
Hai, Gaon II, 55f. 71.
Halévy II, 449.
Haman 53.
Hamburg II, 361, 362. 373. 420. 447. 451. 453. 454.
Hamon, vgl. Mose.
Hanna 19.
Hannover II, 418. 445. 447. 453.
Harkavy, Abr. 245. II, 446.
Harun al-Raschid II, 39. 85.
Hebron ,II 365.
Heidelberg II, 374.
Heidenheim, Wolf II, 445.
Heinemann, J. II, 457.
Heinrich IV. II, 146.
Heinrich VI. II, 152.
Heinrich III. (England) II, 234.
Heinrich II. (Frankreich) II, 322.
Heinrich III. (Frankreich) II, 294.
Helena 150. 153.
Heliodor 64.
Heliopolis 68. 83.
Hellenen 32. 33.
Heller, vgl. Jomtob Lipmann ben Nathan ha-Levi.
Heraklius II, 16. 19.
Herodeion 164. 171.
Herodes 35. 108ff. 114ff. 136. 167.
Herodes II. 120. 152. 154.
Herodias 120. 140. 141. 143. 144.
Heruler II, 17.
Herzheimer, Sal. II, 445.
Herzfeld, L. II, 447
Hildesheimer, Hirsch II, 458.
Hildesheimer, Isr. II, 446.
Hillel 35. 121ff. 153. 176. 180. 184. 203. 212. 221. 236.
Hillel II. 178. 227.
Hirsch II, 435.
Hirsch, R. II, 449.
Hirsch, Sam. II, 447.
Hirsch, Samf. Raph. II, 451.
Hirschfeld, H. II, 446.
Hiskia 26. 28.
Hoffmann, D. II, 446.
Holdheim, Sam. II, 451.
Holland II. 286. 306. 338ff. 365. 372. 414. 425.
Holofernes 101.
Holstein II, 426.
Homel II, 317.
Horeb 3. 22.
Horwitz, vgl. **Jesaia b. Abraham.**
Hosea (König) 14.
Hosea (Proph.) 23.
Hoym II, 409.
Hussiten II, 248.
Hyrkan II. 101. 103. 105. 108ff 115.

Jason 65. 66. 68.
Idumäer 35. 93. 134. 160. 165.
Immanuel b. Salomo II, 262.
Indien II, 173.
Innocenz III. II, 139. 182. 217.
Innocenz IV. II, 240. 257f.
Ipsus 56.
Irak II, 173.
Isaak 2.
Isaak (Vf. v. Tossafot) II, 227.
Isaak Ibn Albalia II, 104.
Isaak Israeli II, 58.
Isaak Lampronti II, 378.
Isaak Luria Aschkenasi H, 302f. 355. 360. 406.
Isaak Tyrnau II, 255. 269.
Isaak b. Jakob (RIF) II, 59. 103ff. 107. 175. 189 296.
Isaak b. Jehuda Abarbanel II, 100.211. 214. 320. 341.
Isaak b. Joseph v. Corbeil II, 224.
Isaak b. Moses aus Wien II, 251f.
Isaak b. Scheschet II, 273.
Isabella (v. Castilien) II, 209f. 216.

Isai 20.
Isebel 21.
R. Ismael 203. 204 208. 209.
Israel Baal Schem II, 406 f.
Israel v. Bruna II, 249.
Israel b. Mose Nagara II, 301 f.
Italien II. 17 80 ff. 89. 118. 137 ff. 195. 216. 256 ff. 283 f. 292. 308. 319 ff. 359. 396. 397. 430. 435.
Itates 150.

Jabne 180. 182. 191.
Jacob 1 2.
Jacob I. (v. Aragonien) II, 183 191. 197.
Jacob ha-Levi Möln II, 255.
Jacob Lissa II, 454.
Jacob Loans II, 348.
Jacob Sasportas II, 361 f. 366
Jacob Weil II, 256.
Jacob b. Abbamari Anatoli II, 260 f.
Jacob b. Ascher II, 151 ff. 295 297. 310. 312.
Jacob b. Machir Ibn Tibbon II. 228.
Jacob (Tam) b. Meir II, 8. 163 f.
Jacob b. Salomo Ibn Chabib II, 291.
Jacobson, Israel II, 414.
Jaraczewski A. II, 447.
Jaroslaw II, 307.
R. Jechiel v. Paris II, 222. 224. 225.
Jedaja b. Abraham Penini II, 228 f.
Jehuda Ibn Alfachar II, 187.
Jehuda Ibn Koreisch II, 60.
Jehuda ha-Nassi 211 ff. 236. 2 7.
Jehuda II. Nessia 220. 223.
Jehuda Ibn Tibbon II, 176.
Jehuda b. Baba 206. 211.
Jehuda b. David Ibn Chajjudsch II, 60. 66 f. 70. 71.
Jehuda b. Ilai 204. 206.
Jehuda b. Isaak Abarbanel II, 321.
Jehuda b. Jecheskel 245 ff.
Jehuda b. Jechiel II, 265.
Jehuda b. Salomo Alcharisi II, 62. 68. 118.
Jehuda b. Samuel ha-Chassid II, 165.
Jehuda ha-Levi b. Samuel II, 9. 105. 157. 178. 188. 192 253 ff. 286. 368. 446.
Jehuda b. Simon (Hasmonäer) 82.
Jehuda Arjeh (Leon) de Modena II, 301. 335 f 388.
Jellinek, A. 215 II, 446. 457
Jeremias 28 ff 38. 39. 101. 102. 242.
Jericho 115. 134. 160 164.
Jerobeam I. 21
Jerobeam II. 22. 24.
Jerusalem 20. 21. 24. 26. 48. 68. 73. 79. 80. 93. 105. 107. 108. 112. 129 139. 146. 156. 159. 165. 170. 194. 201. 205. 216 225. II, 125. 128. 145 f. 191 265. 275. 302. 355. 360. 365. 376. 460.
Jesaias 25. 38.
Jesaia de Trani, II, 263.
Jesaia b. Abraham Horwitz II, 355.
Jesaia b. David ha-Levi II, 363.
Jesreël 29.
Jiftach 18
Joachim I. (Brandenburg) II, 356.
Joachim II. (Brandenburg) II. 356
Jochanan b. Napcha 221. 222. 237. 243.
Jochanan (S. d. Matthatias) 70.
Jochanan b. Sakkai 176. 180 ff 212 II, 28.
Jochanan (S d. Simon), vgl. Johann Hyrkan
Joël b. Isaak ha-Levi II, 156.
Joël, D. H. II, 446.
Joël M. II, 447. 457
Johann II. (v. Portugal) II, 214 f.
Johann ohne Land (England) II, 234.
Johann III. (v. Portugal) II, 326.
Johann Georg (Brandenburg) II, 351.
Johann Hyrkan 35. 82. 83. 92. 103. 110.
Johann Kasimir II, 318.
Johannes Chrysostomus 231 f.
Johannes v. Giskala 161. 164 ff. 168. 169. 170.
Jojachin 30.
Jojakim 29. 30.
Jolowicz, H. II, 447.
Jomtob Lipmann b. Nathan ha-Levi Heller 217. II, 356.
Jona (Abulwalid) Ibn Djannach II, 66. 142. 178.
Jona b. Abraham Gerondi II, 222. 223 226.
Jonathan (Hasmonäer) 70. 77. 78
Jonathan b. Usiël, 218. II, 25
Joppe, 80. 160. 164 II, 459.
Jordan, 33. 136. 140. 160. 189.
Jose b. Chalafta, 211.
Jose b. Joëser, 75. 85.
Jose b. Jose II, 46.
Joselmann v. Rosheim, vgl. Joseph b. Gerson Loans
Joseph, 59.
Joseph II II, 395. 409.
Joseph Ibn Abitur II, 68.
Joseph Albo II, 10. 207 f. 233. 321.
Joseph ha-Cohen II, 212.
Joseph Nasi II, 293 f, 332.
Joseph b. Gerson Loans II, 350.

Joseph b. Gorion, 160.
Joseph b. Ephraim Karo II, 281. 295ff. 311. 312 f. 334.
Joseph b. Salomo Kolon II, 265.
Joseph b. Samuel ha-Nagid II, 72.
Joseph Samuel bel Medigo II, 336 f.
Josephus, 160. 162 ff. 166. 167. 172 173. II, 334.
Josia, 28. 29. 30.
Jost, Js. Marcus 217. II, 448.
Josua 17.
Josua, (Hpr.) 41. 42. 65. 66. 68.
Josua Lorki II, 207. 274.
Josua b. Chananja, 185. 186. 188. 191. 192. 194.
Josua b. Gamla, 128. 154. 165.
Josua Sirach, 61.
Josua Falk b. Alexander ha-Cohen II, 314.
Jotapata, 161. 163. 164.
Juda Aristobul, 95. 97. 110.
Juda der Gaulonäer, 157.
Juda Makkabi, 34. 70 ff.
Juda b. Tabbai 99. 100. 368
Judaea, 134.
Julius II, II, 323.
Julius III, II, 330 f.
Judith, 101.
Julianus Apostata 228. 250. 289.
Justinian d. Gr. II. 14. 17.

Kaiphas, 141.
Kairo, 216. II, 58. 114. 130. 136. 337. 360. 364.
Kairuwan II, 56 f.
Kalba Schebua, 195.
Kalir, s. Eleasar.
Kalonymos von Lucra II, 84. 86 89.
Kalonymos b. Jehuda II, 144.
Kalonymos b. Kalonymus II, 261
Kanaan, 5. 17. 19.
Kappadocien, 136.
Karl d. Gr., II, 39. 80. 85. 174.
Karl IV (Kaiser) II, 244. 245.
Karl V (Kaiser) II, 325. 328.
Karl der Kahle II, 88.
Karl V., (Frankreich) II, 221.
Karl VI. (Frankreich) II, 221.
Karo, vgl. Joseph b. Epraim
Karpeles, G. II, 448.
Kasimir d. Gr., II, 271.
Kasimir IV., II, 271. 303
Kassel, 414. 452. 453.
Kaufmann, David II, 447.
Kayserling, M. II, 447.
Kepler, Joh. II, 354.
Kimchi, vgl. David.
Kirchenstaat, vgl. Rom.
Kleinasien, 54. II, 16. 359.
Kluger, Sal. II, 454.
Köln, 230. II, 86. 145. 447. 453.
Kohn, Sam. II, 445. 447.
Kohut, Alex. II, 445.
Kolon, vgl. Joseph b. Salomo.
Konrad III, II, 147.
Kopenhagen II, 426.
Korinth 147. 164.
Kosaken II, 305. 316 ff. 360. 371. 395. 403.
Krakau, 61 217. II, 312. 353. 355. 358. 447.
Kreścas, vgl. Chisdai.
Kroatien II, 424.
Krochmal, Nachm. 217. II, 446.
Kroner, Th. II, 447.
Kuranda, Jgn. II, 449.

Lampronti, vgl. Isaak.
Landau, Jecheskel II, 399 f.
Landauer, S. II, 446.
Landshuth, L. II, 447. 448.
Langobarden II, 17. 82
Lasker, Ed. II, 449.
Lauenburg II, 426.
Lavater II, 383 f.
Lebrecht, S. II. 446.
Lehmann, M. II, 458.
Leipzig II, 444. 452.
Lemberg II, 317. 367. 443. 447. 454.
Leo der Isaurier II, 96.
Leo Hebreo, vgl. Jehuda Abarbanel.
Leo VI, II, 97.
Leo X, II, 284 323. 324. 349.
de Leon, vgl Mose b. Schemtob.
Leon de Bagnols, vgl. Levi b. Gerson.
Leon de Modena, vgl. Jehuda Arjeh.
Leon Medigo, vgl. Jehuda b. Isaak Abarbanel.
Leonore v. Medici II, 332
Leopold I. II, 372. 374.
Lessing, Gotth Ephr. II, 382.
Levi b. Gerson II, 231 ff.
Levita, vgl. Elia b. Ascher ha-Levi
Levy, Jacob 252. II, 445.
Lewandowsky, L. II, 457.
Lewy, Isr. II, 446
Limoges II, 89. 143.
Lippold v. Prag II, 351.
Lissabon II, 328. 341.
Litthauen II, 307. 318. 337. 369. 434. 454.
Livorno II, 361. 362
Loans, vgl. Jacob, Joseph b. Gerson
Löw, Leopold II, 447.

Löwy, J. 215.
London, 217. II, 151. 343. 362. 445. 458.
Lublin II, 307. 310. 311. 314. 315.
Lucca II, 84. 142.
Lucena II, 104. 126.
Ludwig der Fromme II, 86.
Ludwig II (Italien) II, 89.
Ludwig VII (Frankreich) II, 147.
Ludwig IX, der Heilige (Frankreich), II, 218. 225 f.
Ludwig X (Frankreich) II, 219.
Ludwig der Bayer II, 242.
Ludwig d. Gr. (Ungarn) II, 269.
Lübeck II, 418.
Lünel II. 177.. 187.
Luxemburg II, 426.
Lurja, vgl. Isaak, Salomo b. Jechiel.
Luzzatto, vgl. Mose Chajjim.
Luzzatto, Samuel David, 252. II, 444. 445. 448.
Lydda, 201.
Lyon, 144.
Lysias, 72. 74. 75.

Machaerus, 141. 164. 171.
Machir aus Narbonne II, 86. 174.
Mähren II, 243. 248. 316. 366. 423.
Magdeburg II, 89. 350. 447. 457. 458.
Maghreb vgl. Afrika.
Maharil, vgl. Jacob ha-Levi Möln.
Mailand, 224. 231. 232.
Maimonides, vgl. Mose b. Maimon.
Maimuni, vgl. Mose b. Maimon.
Mainz II, 84. 86. 90. 92. 144. 148. 158. 165. 200. 238. 244. 252.
Malaga II, 70. 73.
Maleachi. 32. 46. 85.
Malich, 110.
Malthace, 120.
Manasse ben Joseph ben Israel II, 341 f. 346. 390.
Mannheimer, J. M. II, 456.
Mantua II, 142. 265. 328. 333. 334.
Margolies, M. 233.
Mariamne I. 110. 115. 116. 118. 120.
Mariamne II. 120.
Marseille II 221.
Masada, 112. 159. 164. 166. 171.
Mathias Corvinus II, 269.
Matthatias, 70. 71.
Maximilian I, II, 349.
Maximilian II, II, 293. 353.
Mayora Rodriguez II, 339.
Mechusa, 247. 250.
Mecklenburg II, 418. 422.
Medien, 24. 199.
Del Medigo, vgl. Joseph Samuel.
Megiddo 29.
Meharscha, vgl. Samuel Elieser b. Jehuda ha-Levi.
Meharschal, vgl. Salomo b. Jechiel Lurja.
R. Meir 206. 208 ff.
Meir b. Baruch v. Rothenburg II, 199. 227. 241. 252 ff.
Meir b. Todros ha-Levi Abulafia II, 187.
Meisel, vgl. Mordechai.
Menachem d Gaulonäer 157.
Menachem b. Saruk II, 65. 159. 163.
Mendelssohn, Moses II, 229. 287. 334. 380 ff. 397 f. 405. 409 ff. 455.
Menelaus 66. 68. 75.
Merowinger II, 19. 85.
Merseburg II, 89.
Mesopotamien 232.
Messer Leon, vgl. Jehuda b. Jechiel.
Metz II, 90. 318. 376.
Meyerbeer, G. II, 449.
Militärgrenze II, 424.
Misrachi, vgl. Elia.
Mizpa 72.
Modena, vgl. Jehuda Arjeh.
Modiim 70. 76. 79.
Molcho, vgl. Salomo.
Mongolen II, 240. 268. 275.
Montefiore, Mose II, 436.
Montpellier II, 197. 222. 223. 227.
Mordechai 53.
Mordechai Meisel II, 353.
Mordechai b. Hillel II, 254.
Mordechai b. Schabtai II, 171 f.
Mordechai Zemach Cohen II, 350. 352.
Moria 30. 42. 49. 117.
Mose 1 ff 5. 15. 17. 32. 85. 86.
Mose in Cordova II, 67. 70.
Mose ha-Cohen II, 318.
Mose Hamon II, 292.
Mose Isserles II, 312 f. 355.
Mose Kapsali II, 276 f. 291.
Mose b. Chisdai aus Tachau II, 251.
Mose b. Jacob aus Couçy II, 224.
Mose b. Jacob Ibn Esra II, 105 ff.
Mose b. Jehuda Lima II, 371.
Mose b. Jomtob aus Evreux II, 227.
Mose b. Maimon 216 217. II, 9. 58. 125 ff. 175 f. 178 ff. 186. 188. 197. 223. 226. 229. 296 f. 311. 313. 404. 447.
Mose b. Nachman II, 183. 188 ff. 192. 222. 266. 275. 282.
Mose b. Schemtob de Leon II, 191 ff.
Mose Chajjim Luzzatto II, 367 f.
Mose Phöbus ha-Levi II, 339.

Müller, Joël II, 445. 446.
Münster, Sebastian II, 322.
Münster II, 454.
Munk, Salomo II, 79. 436. 444 447.

Nablus, 50.
Nachmanides, vgl. Mose b Nachman.
Nagara, vgl. **Israel** b. Mose.
Ibn Nagdela, vgl. Samuel b Joseph.
Napoleon Bonaparte II, 412 f.
Narbonne II, 86. 90. 174. 176 f.
Narol II, 318 379.
Rasi, vgl. Joseph
Nathan, 20.
R. Nathan 210.
Nathan b. Jechiël, 252. II, 141.
Nathanſohn, Joſ. Saul II, 454.
Neapel II, 139. 259. 261. 320. 321. 430.
Nebukadnezar 29. 30. 39. 40 101. 235.
Necho 29.
Neharden 235. 237. 241 ff. 244.
Nehemia 44. 46. 52.
Nehemia ha-Cohen II, 319. 363.
Nehemia Chijja Chajon II, 365 f.
Nemirow II, 317.
Nero 152. 162. 165.
Neronias 154.
Neubauer, Ad. II, 442 447. 448.
New-York II, 456.
Niederlande, vgl. Holland.
Niederöſterreich II, 350. 423.
Nikanor 72. 76.
Niſſim b. Jakob II, 59. 71. 104.
Nördlingen II, 350.
Norwegen II, 427.
Nürnberg II, 147. 247. 254. 256. 322.

Obadja di Bertinoro 216. II, 265. 276.
Obadja Sforno II, 322. 348.
Octavian, vgl. Auguſtus.
Odenath 243.
Oeſtreich II, 237. 243. 244. 256. 269. 372. 397. 408. 423. 435.
Ofen II, 268.
Omar II, 12. 61.
Omejjaden II, 34 f. 60. 64.
Onias III. 65. 66 ff.
Onias IV. 67. 68. 83.
Onkelos 218. II, 25.
Oppenheim II, 244.
Oppenheimer, vgl. David, Samuel.
Oſtgothen II, 17.
Oſtrömiſches Reich II, 14 ff. 96 ff 170. 276 f. 279.
Oſtrogh II, 315.
Otho 165. 166.
Otto I. II, 63.
Otto II. II, 89.

Padua 252. II, 264. 321. 322. 336. 368. 376. 444. 456.
Paläſtina 40—146. 152—234. II, 12. 16. 42. 114. 125. 127. 172. 191. 265. 274. 282. 298 f. 327. 353. 355. 369. 460. (Vgl. auch Kanaan, Jeruſalem)
Palmyra 243.
Pappus 189.
Ibn Parchon, vgl Salomo.
Paris II, 226. 413. 444. 456.
Parther 107. 111. 115. 147. 159. 178. 235. 243.
Paul III. II, 328 ff.
Paul IV. II, 293. 332.
Penini, vgl. Jedaja b. Abraham.
Peraea 160. 164.
Perez b. Elijahu aus Corbeil II, 227.
Perl, Joſeph II, 443.
Perles, Joſeph II, 445. 447.
Perſer 31. 32. 50. 53. 55 226. 229. 235. 286. 243. 249. 250. II, 16.
Petachia v. Regensburg II, 172.
Peter d Grauſame II, 185.
Pharſalus 108.
Phaſaël 108. 110. 111. 120.
Pheroras 119. 120.
Philipp 120. 136. 139. 143.
Philipp II., Auguſt II, 150. 155.
Philipp IV., der Schöne II, 218. 230. 236.
Philipp V. II, 220.
Philippi 111.
Philippſon, Ludw. II, 445. 457.
Philo 32. 149. 150. 151. 153. II, 334.
Phöbus b. Samuel II, 371.
Phönicien 28. 33. 56.
Phokas II, 16.
Pinehas 18.
Pinsker, S. II, 445.
Pinto II, 373.
Pius V. II, 333.
Plato 84. 198.
Podolien II, 317. 406.
Polen II, 48. 267. 270 ff. 280. 294. 303 ff. 340. 352. 353. 356. 358. 359. 363. 365. 370. 396. 397. 400. 40 ff. 434. 454.
Pompejus 104. 107. 108. 113.
Pontius Pilatus 139. 141.
Pontus 183.
Poppäa 160.

Portugal II, 101. 213 ff. 290. 321. 326. 332. 340. 430. 447.
Posen II, 271. 311. 353. 355. 447. 454.
Posquières II, 175.
Prag 217. II, 145. 337. 351. 352 ff. 355. 356. 378. 399. 440. 444. 452.
Preußen II, 288. 416. 418 f. 422.
Pringsheim, R. II, 449.
Prophiat Duran II, 205.
Provence II, 136. 180. 197. 222.
Ptolemaeus 83. 92.
Ptolemaeus 79. 162.
Ptolemaeus I. 33. 56. 57.
Ptolemaeus II. Philadelphus 57.
Ptolemaeus III. 59.
Ptolemaeus IV. Philopator 60. 64.
Ptolemaeus Philometor 67.
Pumbeditha 178. 223. 235. 244. 246. 247. 251. II, 2. 6. 36. 53. 55. 59.
Pyrenäische Halbinsel II, 8. 10. 19 f.

Quietus 180. 193.
Quintilius Varus 135. 137.

Rab, vgl. **Abba Arecha.**
Raba 244. 247. 249.
Raba b. Nachmani, 247.
Rabbi, vgl. R. Jehuda ha-Nasi.
Rabbinowitsch, Raph. N. II, 446.
Rabina, 252.
Radbas, vgl. David Abi Simra.
Rahmer, M. II, 458.
Ralbag, vgl. Levi b. Gerson.
Rambam, vgl. Mose b. Maimon.
Ramban, vgl. Mose b. Nachmann.
Ramerus, II, 161. 164.
Ramsgate II, 456.
Rapoport, Sal. Jeh. Löb II, 443 f.
Raschba, vgl. **Salomo** b. Abraham Ibn Adereth.
Raschbam, vgl. Samuel b. Meir
Raschi, vgl. Salomo b. Isaak.
Reccared II, 20.
Regensburg II, 145. 165. 172. 242. 249. 328. 350.
Rehabeam 136.
Remo, vgl. Mose Isserles.
Reuchlin, Johann II, 284. 322. 348.
Rëuël, Jessurun II, 341.
Richard Löwenherz II, 125. 151.
Rießer, Gabriel II, 420 ff.
Rif, vgl. Isaak b. Jacob.
Rindfleisch II, 242.
Robert v. Neapel II, 261.
Rodriguez, vgl. Mayora.
Rom, 35. 63. 65. 82. 93. 104 ff. 110 ff. 115. 118. 119. 132. 135. 136. 138 ff. 141 ff. 147. 152. 158. 161 ff. 252. II, 17. 81. 141 f. 261. 262. 294. 322. 327. 328. 330. 350. 430 f. 447.
Rosch, vgl. R. Ascher b. Jechiel.
Rosin, David II, 446.
de Rossi, vgl. Asarja b. Mose.
Rothenburg, vgl. Meir b. Baruch.
Rubeni, vgl. David.
Rudolf v. Habsburg II, 241. 252.
Rudolf II. II, 353.
Rufus 119. 202. 207.
Rugier II, 17.
Rumänien II, 435.
Rußland II, 267. 289. 304. 318. 403. 408. 433 ff.

Saadjah II, 8. 52 ff. 57. 157. 159. 178. 229. 446.
Sabbatianer II, 370.
Sabinus 135.
Sachs, Mich. II, 445. 457.
Sachsen II, 422.
Saladin II, 125. 274.
Salamis 147.
Salmanassar 24. 29.
Salome (Schw. des Herodes) 115. 116. 118. 120. 134.
Salome Alexandra 97 ff. 102. 110.
Salomo 20.-62. 85. 95. 101.
Salomo Alkabez ha-Levi II, 298 f.
Salomo Molcho II, 327 ff.
Salomo Ibn Parchon II, 142.
Salomo b. Abraham II, 222. 228.
Salomo b Abraham Ibn Aderet II, 195 ff. 228. 252.
Salomo b. Isaak (Raschi) II, 8. 96. 158 ff. 175. 190. 252. 308. 313.
Salomo b. Jechiël Lurja II, 310. 313.
Salomo b. Jehuda ha-Babli II, 88. 98.
Salomo b. Jehuda Ibn Gabirol II, 9. 72 ff. 107. 157. 178.
Salomo b. Simon Duran II, 274.
Salomo Nathan Aschkenasi II, 294.
Salonichi II, 291. 370.
Samaritaner 24. 26. 42. 49. 55. 90. 93. 134. 147. 164. 183. 189. II. 15.
Samosez, Israel II, 381.
Samson, Isaak Herz II, 439.
Samson Wertheimer II, 374.
Samuel, 18. 19. 86.
Samuel der Jüngere, 190.
Samuel (Amora) 235 ff. 241. 245.
Samuel b. Jehuda Ibn Tibbon II, 136 f. 261.

Samuel b. Chofni II, 56.
Samuel b. Isaak Abarbanel II, 321.
Samuel b. Jehuda Abarbanel II, 213.
Samuel b. Jomtob aus Evreux II, 227.
Samuel b. Joseph ha-Levi ha-Nagid Ibn Nagdela II, 69 ff.
Samuel b. Meir II, 161.
Samuel b. Mose aus Falaise II, 227.
Samuel Elieser b. Jehuda ha Levi-Edels II, 311 f.
Samuel Oppenheimer II, 374.
Sanders, Dan. II, 449.
Sara Copia Sullam II, 336.
~~**Saragossa** II, 60. 73. 79. 87.~~
Sasportas, vgl. Jacob.
Sassaniden 242. II, 11.
Schabtai b. Joseph Baß II, 377.
Schabtai Zwi II, 283. 285 f. 319. 338. 359 ff.
Schabtai b. Meir ha-Cohen II, 315.
Schabur I. 243.
Schach, vgl. Schabtai ben Meir ha-Cohen.
Schalom ha-Cohen II, 444.
Schammai 121. 124. 184.
Ibn Schaprut, vgl. Chisdai b. Isaak II, 63 ff.
Schechter S. II, 445.
Schefatjah II, 98.
Schemaja 109. 121.
Schemarja II, 58.
Scherira Gaon II, 55. 59.
Scheyer II, 447.
Schlesien II, 244. 248 f. 409. 423.
Schorr, J. H. II, 446.
Schwaben II, 243.
Schwarz, Ad. II, 445.
Schweden II, 304. 318. 413. 427.
Schweiz II, 427 f.
Secharjah 43.
Seesen II, 409. 414. 415.
Seleucus I. 56.
Seleucus IV. Philopator 64. 75.
Selim II. II, 293
Sens II, 227.
Sepphoris 212. 218. 223.
Serachia b. Isaak ha-Levi II, 175 189.
Serbien II, 435.
Serubbabel 41. 42.
Severus 200.
Sevilla II, 21. 104. 186. 209.
Sforno, Obadja vgl. Obadja.
Sichem 50. 93.
Sicilien II, 139. 237. 259. 430.
Sidon 21.
Simon ha-Darschan II, 164.
Simon der Gerechte 61. 62. 65. 85.
Simon (Hasmonäer) 70. 71. 79.
Simon III. 206. 210.
Simon b. Kahira II, 41, 57.
Simon b. Gamliel 161. 165. 176. 191.
Simon b. Giora 166 168. 169.
Simon b. Isaak b. Große II, 92.
Simon b. Jochai 204 ff. 235. II, 193.
Simon b. Lakisch 222. 243.
Simon b. Schetach 99. 11. 100. 128.
Simon b. Zemach Duran II, 273.
Simson 18.
Simson b. Abraham aus Sens II, 227. 275.
Sinai 4.
Slavenländer II, 16. 195. 204. 233.
Slavonien II, 424.
Smyrna II, 283. 359. 364. 365.
Soliman II. II, 292.
Soncino II, 227. 350.
Sonnenthal II, 449.
Spanien 230. II, 17. 55. 56. 60 ff. 142 f. 146 182 ff. 236. 248. 254. 272. 279. 280. 290 320. 332. 429 f.
Spinoza, Baruch II, 345.
Speier II, 47. 158. 338.
Stanislaus August II, 403.
Steiermark II, 423.
Steinheim S. II, 447.
Steinschneider, Mor. II, 447.
Steinthal, H. II, 449.
Stern II, 447.
Stern, M. II, 449.
Straßburg II, 244.
Sueven II, 20.
Sullam, vgl. Sara Copia.
Sulzer II, 457.
Sura, 178. 223. 237. 244. 246. 247. 250. 251. II, 2. 6. 36 53. 55. 56.
Surenhuys, 217.
Syrien, 21. 33. 34 36. 63 ff. 92. 98. 108. 135. 138. 140. 159. 220. II, 12. 16. 173.
Szanto, S. II, 458.

Tam, vgl. Jacob b. Meir.
Tarichaea 164.
Tarnopol II, 443. 444.
Tartaren II, 16. 173. 282. 317.
Teller II, 411.
Thekoa, 23.
Theodosius II. 233. 274 II, 15. 17.
Theodosius d. Gr., 231. 232.
Thessalonich 147.
Thüringen II, 244.
Tiberias, 140. 164. 209. 221. 223. II, 15. 24. 137. 369.

Tiberius 140. 143.
Tiberius Alexander, 153 167.
Ibn Tibbon, vgl. Samuel, Jacob b. Machir.
Tigris, 29. 146. 235.
Titus, 68. 136. 154. 162. 165. 166 ff. 170 ff.
Tobia b. Moſe ha-Cohn II, 318. 376 f
Toledo II, 21. 102. 118. 187.
Toloſa II, 102.
Torquemada II, 211.
Toulouſe II, 88. 220. 221.
Touques II, 227.
Trajan, 189. 199.
Trani, vgl. Jeſaia.
Traube II, 449.
Treuenfels II, 458.
Trient II, 249. 331.
Trier II, 144. 147.
Trieſt II, 401.
Tripolis II, 364.
Troyes II, 158.
Tudela II, 173.
Türkei II, 270. 280. 289. 290 ff 304. 321. 327. 359. 3 4. 403. 435 ff
Tunis II, 274.
Tycho de Brahe, vgl. Brahe.
Tyrnau II, 255. 269.
Tyrus 66. 110.

Ukraine II, 304. 317.
Ulm II, 350.
Ungarn II, 256 267 f. 306. 424. 447.
Uriël Acoſta II, 344.
Urſicinus, 226.
Uſcha, 191. 209. 212.

Valencia II, 74.
Valentin II, 449.
Valeria, vgl. Veruria.
Vandalen II, 20.
Varus 135. 137.
Venedig II, 265. 292. 294. 321. 322. 323. 324. 335. 401.
Verdun II, 220.
Verona II, 162.
Veſpaſian 162 ff. 166. 172.
Vienne 137.
Vitellius 165.
Volhynien II, 317.

Weiß Iſ. Hirſch 217. II, 445. 446. 448.
Wenzel II, 247.
Wertheimer, vgl. Samſon.
Weſſely, Hartwig II, 395 ff. 410.
Weſtgothen II, 20. 185.
Weſtindien II, 432
Weſtphalen (Königreich) II, 414
Weſtrömiſches Reich II, 17 ff.
Weyl, M. S. II, 456.
Wien 217. II, 251. 286. 357. 370. 372. 423. 444. 445. 447. 456. 457.
Wiener, M. II, 447.
Wieneriſch Neuſtadt II, 251.
Wilhelm v. Oranien II, 339.
Wilna II, 316. 318. 366. 371. 408. 447.
Wladislaus Lokiet II, 270.
Wladislaus IV. II, 317.
Wolf, Joh. Chriſt II, 377.
Wolf, Gerſ. II, 447.
Wolfenbüttel II, 409 439 f.
Worms II, 86. 95. 144. 152. 158. 227. 238. 244. 252. 253. 376. 378.
Würzburg II, 148, 252. 454.

Xerxes 53.

York II, 151.

Zakuto, vgl. Abraham.
Zedekia, 30.
Zefat II, 295. 298 302. 327. 355.
Zemach, Gaon II, 44.
Zewi Aſchkenaſi II, 366.
Zuckermandel M. S. II, 445.
Zunz, Leopold, 203. 204. II, 28. 288. 439 ff. 448. 456.

Stanford University Libraries
3 6105 004 440 728